Einleitung in die altertumswis...

Hermann Fränkel

1923

EINLEITUNG IN DIE ALTERTUMSWISSENSCHAFT

UNTER MITWIRKUNG VON

J. BELOCH · E. BETHE · E. BICKEL · J. L. HEIBERG · B. KEIL †
E. KORNEMANN · P. KRETSCHMER · C. F. LEHMANN-HAUPT
K. J. NEUMANN † · M. P. NILSSON · E. PERNICE · K. REGLING
P. WENDLAND † · S. WIDE † · F. WINTER

HERAUSGEGEBEN VON

ALFRED GERCKE UND EDUARD NORDEN

II. BAND

GRIECHISCHES UND RÖMISCHES PRIVATLEBEN
MÜNZKUNDE · GRIECHISCHE KUNST · GRIECHISCHE
UND RÖMISCHE RELIGION · EXAKTE WISSENSCHAFTEN
UND MEDIZIN · GESCHICHTE DER PHILOSOPHIE

DRITTE AUFLAGE

VERLAG UND DRUCK VON B. G. TEUBNER IN LEIPZIG UND BERLIN 1922

GELEITWORT ZU BAND II

Die letzten Jahre haben uns eine Anzahl verehrter Mitarbeiter entrissen, darunter Professor Dr. Sam Wide, dessen Religionsgeschichte mit Recht jedem Leser des Werkes als packendste Probe empfohlen werden konnte. Wir hatten ursprünglich die Bearbeitung Herrn Professor Nilsson in Lund anvertrauen wollen, der sich aber damals bei Ausgrabungen in Griechenland befand und nicht antwortete, weil er nicht konnte. Wir freuen uns, daß er jetzt die Aufgabe übernommen, vorläufig freilich den Text seines Lehrers pietätvoll belassen und nur Zusätze gemacht hat.

Ganz neu ist die Münzkunde von Regling sowie der Abschnitt 'Homerische Waffen' von Pernice.

Das Register ist etwas eingehender gestaltet, aber alle geäußerten Wünsche konnten lange nicht erfüllt werden. Völlig umgestaltet sind in der Geschichte der Philosophie namentlich die Abschnitte über Sokrates und die Sokratiker.

Die drei Bände dieses Werkes hatten wir uns, als wir vor zwölf Jahren in Gemeinschaft mit dem Verleger den Plan des Unternehmens entwarfen, als ein Ganzes gedacht, innerhalb dessen jeder Einzelband wiederum eine durch die Stoffgruppierung gewiesene Einheit für sich bildete. Wir hätten es nicht für möglich gehalten, daß jemals Umstände eintreten könnten, die uns zu einem Verzicht auf diese Geschlossenheit zwingen würden. Die Not der Zeit drückt nun auch diesem Werke ihren Stempel auf. Um den Vielen, gerade auch der Jüngeren, denen die Anschaffung der Einzelbände auf einmal zu kostspielig wäre, den Erwerb wenigstens von Teilen zu ermöglichen, die sich dann allmählich zum Ganzen zusammenschließen lassen, haben wir uns schweren Herzens und ohne dadurch unserer Überzeugung von der ideellen Unteilbarkeit untreu zu werden, doch dazu entschlossen, neben die Ausgabe von Bänden, die bestehen bleibt, eine solche ihrer einzelnen Teile treten zu lassen. Sollte diesem Werke, das ohne eigentlichen Handbuchcharakter den jeweiligen Wissensstand auf den Hauptetappen anzeigen und zugleich zu weiterer Forschung anregen möchte, ein längeres, sich immer wieder erneuendes Leben beschieden sein, so werden — darauf vertrauen wir — spätere Geschlechter, für die die Not nicht mehr Gebot sein wird, die unzerstörbare Idee, nach der unsere Wissenschaft, wie jede echte, ein organisches ἕν darstellt, in der äußeren Form dadurch wieder zu Ehren bringen, daß sie zu dem ursprünglichen Plane der Herausgeber und des Verlegers zurückkehren.

A. Gercke. E. Norden.

INHALT

GRIECHISCHES UND RÖMISCHES PRIVATLEBEN

Von Erich Pernice

MÜNZKUNDE

Von Kurt Regling

GRIECHISCHE KUNST

Von Franz Winter

GRIECHISCHE UND RÖMISCHE RELIGION

Von Sam Wide, durchgesehen und bearbeitet von Martin P. Nilsson

Griechische Religion

Römische Religion

EXAKTE WISSENSCHAFTEN UND MEDIZIN

Von Johan Ludvig Heiberg

GESCHICHTE DER PHILOSOPHIE

Von Alfred Gercke

VERZEICHNIS DER ABKÜRZUNGEN

AbhAkBerl. = Abhandlungen der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften
AbhGG. = Abhandlungen der Kgl. Gesellsch. d. Wissenschaften zu Göttingen
Abh.z.Gesch.d.Mathem. = Abhandlungen zur Geschichte der mathematischen Wissenschaften mit Einschluß ihrer Anwendungen
Acad.Ins.Mém.présent. = Mémoires présentés par divers savants à l'Académie des Inscriptions et Belles-lettres
Acad.Sc.Mém.présent. = Mémoires présentés par divers savants à l'Académie des Sciences
AmJphil. = American Journal of Philology
AmJArch. = American Journal of Archaeology
AnnInst. = Annali dell' istituto di corrispondenza archeologica
Annual = Annual of the British School at Athens
AP. = Anthologia Palatina
ArchAnz. = Archäologischer Anzeiger, Beiblatt zum Jahrbuch des arch. Instituts
Arch.ep.Mitt. = Archäologisch-epigraphische Mitteilungen aus Österreich-Ungarn
ArchGeschPhilos. = Archiv für Geschichte der Philosophie
Archives des missions = Archives des missions scientifiques et littéraires
ArchJahrb. = Jahrbuch des Kaiserlich deutschen archäologischen Instituts
Arch.l.Lex. = Archiv für lat. Lexikographie
ArchPap. = Archiv für Papyrusforschung
ArchRel. = Archiv für Religionswissenschaft
ArchZeit. = Archäologische Zeitung
Atti Accad. Scienze Torino = Atti della R. Accademia delle Scienze di Torino
AthMitt. = Mitteilungen des Kais. deutschen arch. Instituts in Athen
BaumDenkm. = Denkmäler des klass. Altertums herausg. von A. Baumeister, Münch. 1885 ff.
BCH. = Bulletin de correspondance hellénique
BeitrBezz. = Beiträge indogermanischer Sprachwissenschaft
Beloch = J. Beloch, Griechische Geschichte, Straßb. 1893. 97
Berl.ph.W. = Berliner philologische Wochenschrift
Biblioth.math. = Bibliotheca mathematica
Blaß = F. Blaß, Die attische Beredsamkeit, 2. Aufl. Lpz. 1887 ff.
Bull.dän.Ges.d.Wiss. = Oversigt over det kgl. danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger
Bull.d.sc.math. = Bulletin des sciences mathématiques
Bursian = Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft
ByzZ. = Byzantinische Zeitschrift
Christ = W. Christ, Geschichte der griechischen Literatur, 5.—7. Aufl. Münch. 1908. 12. 20
CIG., CIL. = Corpus inscriptionum Graecarum, Latinarum
ClassPhil. = Classical Philology
ClassRev. = Classical Review
CLE. = Carmina latina epigraphica conl. F. Bücheler, Lpz. 1895. 97.
Clinton FG., FR. = H. Clinton Fasti graeci, Oxf. 1841. romani, Oxf. 1850
Dessau = H. Dessau, Inscriptiones Latinae selectae, Berl. 1892. 1902
Dict. = Dictionnaire des antiquités grecques et romaines, sous la direction de Ch. Daremberg, Daglio, F. Pottier
Diehl = Altlateinische Inschriften, ausgewählt von E. Diehl, Bonn 1908
DittenbergerSyll. = W. Dittenberger, Sylloge inscriptionum Graecarum ed. 3, Lpz. 1915 —20
DittenbergerOrGr. = W. Dittenberger, Orientis Graecae inscriptiones selectae, Lpz. 1903. 05
DLZ. = Deutsche Litteratur-Zeitung
Eph.arch. = Ἐφημερὶς ἀρχαιολογική
Eph.ep. = Ephemeris epigraphica
Exc.hist. = Excerpta historica iussu Constantini Porphyrogenetae confecta ed. U. Boissevain, C. de Boor, Th. Büttner, Berl. 1903
FCA. = Comicorum Atticorum fragmenta ed. Th. Kock, Lpz. 1880—88
FCG. = Comicorum Graecorum fragmenta ed. G. Kaibel, Berl. 1899
FCR. = Fragmenta Comicorum Romanorum ed. O. Ribbeck, 3. Aufl., Lpz. 1898
FEp. = Epicorum Graecorum fragmenta ed. G. Kinkel, Lpz. 1877
FHG. = C. Müller, Fragmenta Historicorum Graecorum, Paris 1848—74

FPR. = Fragmenta poetarum Romanorum ed. E. Baehrens, Lpz. 1886
FTG. = Fragmenta Tragicorum Graecorum iter. ed. Aug. Nauck, Lpz. 1889
FTR. = Fragmenta Tragicorum Romanorum ed. O. Ribbeck, 3. Aufl., Lpz. 1897
GDI. = Griechische Dialektinschriften von F. Bechtel, H. Collitz usw., Götting. 1884–98
GGA.(N.) = Göttinger Gelehrte Anzeigen (Nachrichten)
GLK. = Grammatici latini ed. H. Keil, Lpz. 1855–80
GRF. = Grammaticae Romanae fragmenta ed. H. Funaioli, Lpz. 1907
Herm. = Hermes
Hirschfeld = O. Hirschfeld, Die Kaiserlichen Verwaltungsbeamten bis auf Diocletian, ²Berl. 1905
HistZ. = Sybels Historische Zeitschrift
HRR. = Historicorum Romanorum reliquiae, coll. H. Peter, Lpz. 1870
Jahrb.f.Phil. = Jahrbücher für Philologie, hrsg. von Fleckeisen
IG. = Inscriptiones Graecae
IGA. = Inscriptiones Graecae antiquissimae ed. H. Roehl, Berl. 1882
IGR. = Inscriptiones Graecae ad res Romanas pertinentes ed. W. R. Cagnat, Paris 1903
JhellSt. = Journal of Hellenic Studies
Jordan = H. Jordan, Topographie Roms 1, 3 von Ch. Huelsen, Berl. 1907
Kekule, Gr.Sk. = R. Kekule von Stradonitz, Die griechische Skulptur, Berl. 1906
K. i. B. = Kunstgeschichte in Bildern I von Franz Winter, Lpz. 1900
Klio = Klio. Beiträge zur alten Geschichte
Krumbacher = K. Krumbacher, Byzantinische Literaturgeschichte, 2. Aufl., Münch. 1897
KZ. = Kuhns Zeitschrift
Leo = F. Leo, Die griech.-röm. Biographie nach ihrer literarischen Form, Lpz. 1901
LitCbl. = Literarisches Centralblatt
Mém.Soc.Sc.Bordeaux = Mémoires de la Société des Sciences physiques et naturelles de Bordeaux
EMeyer = EMeyer, Geschichte des Altertums I–V, Stuttg. 1894–1901, ²1907 ff.
Michaelis Hdb. = A. Springers Handbuch der Kunstgeschichte I¹¹ nach A. Michaelis bearbeitet von P. Wolters, Stuttg. 1921
Mommsen StR. = Th. Mommsen, Röm. Staatsrecht I³. II³. III, Lpz. 1887
Mommsen, ges.Schr. = Gesammelte Schriften, Berl. 1905 ff.
MonAncyr. = Res gestae divi Augusti, iterum ed. Th. Mommsen, Berl. 1883
Mon.ant. = Monumenti antichi pubblicati per cura della reale accademia dei Lincei
Mon.Germ.AA. = Monumenta Germaniae, auctores antiquissimi
MonIst. = Monumenti dell' istituto
Mon.Piot = Monuments et mémoires fondation Piot
Müller Hdb. = Iw. v. Müller, Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft
MusBorb. = Museo Borbonico
NChron. = Numismatic Chronicle
NJahrb. = Neue Jahrbücher für das klassische Altertum usw. hrsg. von Ilberg und (Richter) Gerth
Nissen ital Ldk. = H. Nissen, Italische Landeskunde, Berl. 1883. 1902
Norden = E. Norden, Antike Kunstprosa, Lpz. 1898, ²1909
Not.et Extr. = Notices et Extraits des manuscrits de la Bibliothèque Nationale et autres Bibliothèques
Not.scavi = Notizie degli scavi
NumZ. = Wiener numismatische Zeitschrift
ÖsterJahrh. = Jahreshefte des österreichischen archäologischen Instituts in Wien
OrCongr. = Verhandlungen (Akten) der internationalen Orientalisten-Congresse
PapOxyr. = The Oxyrhynchos Papyri ed. Grenfell, Hunt
PapReinach = Papyrus grecs . . . publ. par Th. Reinach, Spiegelberg, Rizzi
PapTebtunis = The Tebtunis Papyri ed. by Grenfell, Hunt, Smyly, Goodspeed
P.ep.lud. = Corpusculum poeseos Graecae ludibundae ed. P. Brandt, C. Wachsmuth, Lpz. 1885–88
Perrot = G. Perrot et Ch. Chipiez, Histoire de l'art dans l'antiquité, Paris 1882
Phil. = Philologus
Phil.Unters. = Philologische Untersuchungen, herausg. von Kießling und Wilamowitz
PLG. = Poetae lyrici graeci ed. Th. Bergk I–III ed. 4, Lpz. 1878–82
PLM. = Poetae latini minores ed. E. Baehrens, Lpz. 1879–82; rec. F. Vollmer 1910 f.
Preller-Robert = L. Preller-C. Robert, Griechische Mythologie, Berl. 1894
Pros.att. = Prosopographia Attica ed. J. Kirchner, Berl. 1901
Pros.rom. = Prosopographia Romana edd. H. Dessau, E. Klebs, P. v. Rhoden, Berl. 1897–98
RE. = Pauly-Wissowa-Kroll, Real-Encyklopädie d. klass. Altertumsw.
Rev.arch. = Revue archéologique
Rev.ét.gr. = Revue des études grecques
Rev.num. = Revue numismatique
RevPhil. = Revue de philologie
RgVV. = Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten, herausg. von A. Dieterich u. R. Wünsch, jetzt von L. Malten u. O. Weinreich
RhMus. = Rheinisches Museum f. Philologie
Riv.fil. = Rivista di filologia

RMythLex. = Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie von W. H. Roscher, Lpz. 1884

Rohde = E. Rohde, Psyche, $^{5-6}$Tüb. 1910

RömMitt. = Mitteilungen des Kais. deutschen arch. Instituts zu Rom

S.Ber.bayr.(Berl.usw.)Ak. = Sitzungsberichte der bayr. (Berl. usw.) Akademie

Schanz = M. Schanz, Geschichte d. römischen Literatur, Münch. 1899–1920

Schiller = H. Schiller, Röm. Kaisergeschichte, Gotha 1883 ff.

Schr.dän.Ges.d.Wiss. = Det k. Danske Videnskabernes Selskabs Skrifter, historisk og filosofisk Afdeling

Seeck = O. Seeck, Geschichte des Untergangs der antiken Welt. I^3 und II^1, Berl. 1901. 1910; III 1909; IV 1911

Suppl.lyr. = E. Diehl, Supplementum lyricum, 2. Aufl. Bonn 1910

Susemihl = F. Susemihl, Geschichte der griechischen Literatur in der Alexandrinerzeit, Lpz. 1891

Teuffel = W. Teuffel, Geschichte der röm. Literatur, neu bearb. von W. Kroll und F. Skutsch, ^{6}Lpz. 1910–16, II^7 1920

Thes.l.l. = Thesaurus linguae latinae

Typenkat. = Fr. Winter, Die Typen der figürlichen Terrakotten, Berl. Stuttg. 1903

Überweg-Pr. = Fr. Überweg, Grundriß der Geschichte der Philosophie I^{11}, herausg. von K. Prächter, Berl. 1920.

VhBAG. = Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte

Vh(36.)PhilVers. = Verhandlungen der (36.) Philologenversammlung

Vorsokr. = H. Diels, Fragmente der Vorsokratiker, 3. Aufl., Berl. 1912 ff.

Wachsmuth = C. Wachsmuth, Einleitung in das Studium der alten Geschichte, Lpz. 1895

WienSt. = Wiener Studien

Wilamowitz = Griechisches Lesebuch von U. v. Wilamowitz, Berl. 1902

Wissowa = G. Wissowa, Religion und Kultus der Römer, Münch. 1902

WnumZ. = Wiener numismat. Zeitschrift

WPh. = Wochenschrift für klass. Philologie

ZAW. = Zeitschrift für die Altertumswissenschaft

ZDMG. = Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft

Zeitschr. f. Math. u. Phys. = Zeitschrift für Mathematik und Physik, historische Abteilung

Zeller = Ed. Zeller, Philosophie der Griechen, Lpz. 1888 ff.

ZfN. = Berliner Zeitschrift für Numismatik

ZG. = Zeitschrift für Gymnasialwesen

ZGJhrb. = Jahresberichte der Zeitschrift für Gymnasialwesen

ZNTW. = Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft

ZöG. = Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien

ZwTh. = Zeitschrift f. wissenschaftl. Theologie

GRIECHISCHES UND RÖMISCHES PRIVATLEBEN

VON ERICH PERNICE

I. ALLGEMEINE GESICHTSPUNKTE UND QUELLEN

Unter der Überschrift 'Privataltertümer' werden in den geläufigen Handbüchern die verschiedenartigsten Dinge zusammengefaßt. Es handelt sich nicht nur um das private Leben der Griechen und Römer in seinen Äußerungen von der Geburt an bis zum Tode, sondern der Begriff ist eine Sammelstelle geworden für alles mögliche, was man sonst nicht recht unterbringen konnte. So hat auch Industrie und Handel, Ackerbau und Viehzucht, Sklavenwesen und vieles andere unter diesem Begriffe Unterkunft gefunden. In den folgenden Zeilen soll jedoch nur von dem privaten Leben der Alten die Rede sein.

Zum Verständnisse der äußeren Erscheinungen des antiken Lebens sind einige all gemeinere Gesichtspunkte nicht ohne Nutzen. Man muß einmal sich die tiefgreifenden Unterschiede klarmachen, die zwischen der modernen Welt und der antiken obwalten, und die am augenfälligsten in der Wohnweise, im Verkehrswesen und in der Technik zutage treten. Alle Errungenschaften der angewandten Wissenschaften haben heute ihren Einfluß bis in das tägliche Leben hinein geltend gemacht und dieses mannigfach und gründlich umgestaltet. In dem modernen Wohnhause, dessen Glasfenster zugleich erhellen und vor den Unbilden der Witterung schützen, ist das Problem, dem Innenraume Licht und Luft zu verschaffen, nach und nach in einer Weise gelöst worden, wie es den Alten, denen das Glas fast nur zu Luxuszwecken diente, nicht möglich gewesen ist. Dank der Ausnutzung der Dampfkraft und der Elektrizität werden heute die schwierigsten Aufgaben des Verkehrs mit einer Leichtigkeit und einer Schnelligkeit bewältigt, gegen die die Bewegungsfähigkeit der Alten überhaupt nicht gemessen werden kann. Die Kunstindustrie, der die kompliziertesten Maschinen zu Hilfe kommen, steht heute unter dem Zeichen der Massenfabrikation. Hunderte und Tausende von Gebilden aller Art, Geräten, Gefäßen usw. entstehen im Augenblick und werden in kurzer Zeit über den Erdball verstreut, alle zumeist von der gleichen Einförmigkeit und nur in ihrem ersten Entwurfe die persönliche Leistung eines Meisters. Die Alten waren dagegen auf verhältnismäßig primitive Handwerkszeuge angewiesen, die sie zwar nicht weniger instand setzten, Wunderwerke technischer Feinheit zu schaffen, die aber einen Massenbetrieb nur selten und im mäßigen Umfange gestatteten; dieses Hindernis bot umgekehrt den Vorteil, daß die Freiheit der schaffenden Hand nicht durch alles gleichmachende mechanische Hilfsmittel eingeengt wurde, und bewirkte so, daß jedes einzelne Erzeugnis den Reiz einer originalen Schöpfung in sich barg. Für die Erkenntnis der antiken Kultur sind also im allgemeinen moderne Vorstellungen mit Vorsicht zu benutzen.

So wichtig wie der Unterschied zwischen einst und jetzt ist der Unterschied zwischen Nord und Süd. Der moderne Mensch empfindet diesen Unterschied freilich weniger. Im Besitze aller erforderlichen Hilfsmittel gelingt es ihm sich zu verschaffen, was ihm das eigene Land versagt, und sich so der Abhängigkeit von den besonderen Bedingungen der ihn umgebenden Natur mehr oder weniger zu entziehen. Aber je primitiver ein Volk ist, um so stärker muß sich diese Abhängigkeit fühlbar machen, um so entschiedener muß die physische Beschaffenheit des Landes auf die Formen des Lebens einwirken. So ergeben sich namentlich für die Anfänge der Kultur im Norden und Süden die wesentlichsten Unterschiede, die sich überall geltend machen. Der Zwang, sich den Bedingungen des Heimatlandes zu fügen, schreibt dem Südländer eine andere Lebensweise vor als dem Nordländer, die Wärme- und Kälteverhältnisse andere Trachten, andere Wohnweisen usw. Um die Bedeutung zu verstehen, die das geographische Moment für die Verhältnisse des klassischen Altertums einnimmt, ist also eine Kenntnis der physischen Beschaffenheit des Landes von großem Werte.

Einen weiteren wichtigen Faktor in der Entwicklung eines Volkes und in der Gestaltung seiner inneren Anschauungen und äußeren Lebensweise bietet der kulturelle Zustand der umgebenden Nachbarländer. Das ist namentlich für die Griechen von ungeheurer Bedeutung gewesen. Von Anfang an sind sie mit älteren, hochentwickelten Kulturländern in Berührung gekommen. Diese Berührung hat ihre Lebensanschauungen rascher umgestaltet und schneller gereift als die ihrer nördlichen indogermanischen Stammesgenossen. Als die Griechen in ihre künftigen Wohnsitze einzogen, trafen sie auf die bis zum äußersten Raffinement vorgeschrittene kretische Kultur. Sie, die ihrerseits mit der orientalischen Kultur in naher Verbindung stand, hat auf die griechische Kultur in allen ihren Lebensäußerungen einen entscheidenden Einfluß ausgeübt. An ihre phantastischen Religionsvorstellungen knüpft die griechische Religion oft unmittelbar an, sie lehrte die Griechen die Verfeinerung des Lebens kennen, sie übermittelte ihnen die wertvollsten kunstgewerblichen und technischen Kenntnisse. Auch später ergibt die natürliche Lage des Landes eine stetige innere Berührung mit dem Orient. Ähnliches läßt sich für Rom anführen. Für seine Entwicklung ist die Berührung mit der überlegenen etruskischen und der griechischen Kultur Unteritaliens von entscheidender Bedeutung gewesen: ihnen verdankt es die Schrift, die Einwirkung auf seine Rechtsbildung, Anregungen auf religiösem Gebiete und vieles andere.

Wenn oben davor gewarnt wird, moderne Vorstellungen in das Altertum hineinzutragen, so soll damit nicht gesagt sein, daß die Beobachtung heutiger Verhältnisse nicht auch für das Verständnis des Altertums fruchtbar gemacht werden könnte. Denn in bestimmten Sitten und Gebräuchen hat sich eine ununterbrochene Tradition von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart mit erstaunlicher Zähigkeit lebendig erhalten. Wie sich die Religionswissenschaft mit steigendem Erfolge bemüht, aus verschwommenen modernen Volksvorstellungen uraltes Gut wiederzugewinnen, so sind auch auf dem Gebiete des antiken Privatlebens auf gleichem Wege gleich wertvolle Resultate erreicht worden, und zwar besonders aus dem modernen Griechenland und den von Griechen bewohnten Teilen der Westküste Kleinasiens.

Für Griechenland bietet das Werk von CNeumann u. JPartsch, Geographie von Griechenland mit besonderer Rücksicht auf das Altertum, Bresl. 1885, ein ausgezeichnetes Hilfsmittel, für Italien kann HNissen, Italische Landeskunde, I. Land und Leute, Berl. 1883, II. Die Städte, 1902, nicht genug empfohlen werden. Für Griechenland, Kleinasien und Italien ist wichtig APhilippson, Das Mittelmeergebiet, seine geographische und kulturelle Eigenart, [3]Lpz. 1914. Allgemeine anregende Gesichtspunkte findet man in den Aufsätzen von

FHettner u. OSchlüter, Geogr. Ztschr. XIII (1907) 401ff. 505ff. 580ff., FvDuhn, Deutsche Revue XLIV (1919) 69–74. 154–163.

Die neugriechischen Quellen erschlossen zu haben, ist das Verdienst von CWachsmuth, Das alte Griechenland im neuen, Bonn 1864, dem andere, besonders BSchmidt, Das Volksleben der Neugriechen und das hellenische Altertum I, Lpz. 1871, gefolgt sind.|

Diesen allgemeinen, ebenso das Volk im ganzen als die Einzelerscheinungen seines äußeren Lebens betreffenden Bemerkungen fügen wir einige andere hinzu, die für die spezielle Aufgabe notwendig erscheinen.

Zum ersten Male in den Privataltertümern von IvMüller (Müller Hdb. IV, ²Münch. 1893) ist die Notwendigkeit empfunden worden, einzelne Epochen voneinander zu unterscheiden. Denn eine Kultur wie die griechische, deren Äußerungen weit über ein Jahrtausend umfassen, unterliegt dauernd den eingreifendsten Veränderungen; der homerische Grieche lebt und empfindet anders als der der hellenistischen Zeit. Ebenso verhält es sich mit den Römern. In der Frühzeit trat die Eigenart des römischen Volkes reiner und unverfälschter in die Erscheinung, als nachdem es seine Herrschaft über die von der griechischen Kultur durchtränkten Teile Italiens und über Griechenland selbst ausgedehnt hatte, und wieder anders bewegte sich der Römer zur Zeit der Weltherrschaft.

Das ideale Ziel der Aufgabe wäre es, für Griechenland wie für Italien nicht allein einzelne Perioden zu unterscheiden, sondern auch die Stammesbesonderheiten ausführlich darzustellen. Wenn man bedenkt, unter wie anderen Bedingungen die kleinasiatischen Griechen dem Leben gegenüberstanden als die festländischen, oder wenn man innerhalb des griechischen Festlandes z. B. Athen und Sparta gegeneinander hält, so läßt sich leicht einsehen, wie groß bei vielen gleichen allgemeinen Anschauungen und Sitten die Unterschiede sein müssen, und wie wenig das Bild, das alles zusammenfaßt, für die Einzelheiten treffend sein kann. Dieselben Erwägungen kann man auch auf dem Gebiete des alten Italiens anstellen. Die uns zu Gebote stehenden Quellen monumentalen und literarischen Charakters, die jetzt kurz geschildert werden sollen, lassen aber dieses Ziel als unerreichbar oder nur in sehr beschränktem Maße erreichbar erscheinen.

Vor über 50 Jahren konnte CFHermann seine 'Privataltertümer' schreiben, ohne daß die Denkmäler dabei eine nennenswerte Rolle spielten (die letzte 3. Auflage bearbeitet von HBlümner, Freibg. Tüb. 1882). Das ist heute nicht mehr zulässig, und es denkt auch niemand mehr an eine Darstellung des antiken Lebens auf der alleinigen Grundlage der literarischen Überlieferung. Vielmehr dringt immer stärker die Erkenntnis durch, daß den Monumenten als zeitgenössischen Zeugen die eingehendste Beachtung zu schenken sei; für manche Zeitabschnitte bieten sie sogar allein einigen Aufschluß dar. Es ist daher die Pflicht eines jeden klassischen Philologen, sich so weit mit der Archäologie zu befassen, daß er mit den Denkmälern wenigstens einigermaßen umzugehen versteht und sie richtig einschätzen lernt.

Als lehrreiche Materialsammlung mag hier der reich illustrierte Guide to the exhibition illustr. greek and roman life, Lond. 1908, des British Museum empfohlen werden. Von älteren Werken ist das von ThSchreiber, Kulturhistorischer Bilderatlas I, Lpz. 1885, noch immer sehr wertvoll. Ferner sollte niemand versäumen, sich als einen wahren Schatz der Belehrung die Kunstgeschichte in Bildern, neue Bearbeitung, Heft 1ff., Lpz. EASeemann, anzuschaffen, die selbst heute noch für jeden erschwinglich ist.

Für Homer und seine Zeit war man lange Zeit hindurch auf das Epos selbst und die antiken Erklärer angewiesen. Die Freude an der Kleinmalerei, die für die epischen Dichter so charakteristisch ist, die Sorgfalt, mit der sie auch die nebensächlichsten Dinge beobachten und erwähnen, die ausführlichen Darlegungen der antiken Gelehrten zu schwierigen und in späteren Zeiten nicht mehr verständlichen

Stellen schienen eine hinlängliche Gewähr zu bieten, daß das auf diesem Grunde ausgeführte Bild sich nicht allzusehr von der Wirklichkeit entfernte. Wer sich aber heute des ausführlichsten Werkes über das homerische Privatleben (EBuchholz, Die homerischen Realien, 3 Bde., Lpz. 1871—85) bedienen wollte, würde trotz der Umsicht, mit der es gearbeitet ist, in sehr vielen Fällen in die Irre gehen. Dank den fortgesetzten Forschungen und den erfolgreichen Entdeckungen der archäologischen Wissenschaft sind unsere Vorstellungen von der homerischen Zeit in vielen Punkten radikal umgestaltet worden; wir kennen sie heute im ganzen weit besser als die antiken Interpreten und sind in der Lage, die Schilderungen der Dichter an der Hand monumentaler Belege zu verstehen und zu ergänzen.

Wer also das Leben der Griechen im homerischen Zeitalter verstehen will, wird sich die Kenntnis der ältesten Monumente im Kreise des Ägäischen Meeres erwerben müssen, nicht sowohl der von Troia, sondern hauptsächlich auch der Denkmäler der 'kretisch-mykenischen' Kultur. Diese Kultur ist zuerst durch HSchliemanns epochemachende Entdeckungen in Mykenai und Tiryns, in jüngster Zeit durch die Ausgrabungen der Engländer und Italiener in Kreta, besonders in Knossos und Phaistos, und auf den Inseln des Ägäischen Meeres in einer Fülle der Erscheinungen bekannt geworden, wie sie in der Geschichte der Ausgrabungen fast beispiellos dasteht. Noch ist die Frage nach dem Ursprunge dieser Kultur keineswegs gelöst, aber es scheint bei aller grundsätzlichen Gleichartigkeit sich immer deutlicher eine Scheidung zwischen den kretischen und den festländischen Formen herauszustellen, so daß man vielleicht richtiger von 'kretischer' und 'mykenischer' Kultur spricht, wobei mykenisch, nach dem Hauptfundorte Mykenai benannt, den festländischen Zweig bezeichnet. Die Schöpfer der kretischen Kultur aber waren schwerlich die Griechen, sondern, wie es scheint, eine ungriechische Völkerschaft, deren Heimat vielleicht in Kreta selbst, vielleicht aber auch an anderer Stelle im Südosten des Mittelmeerbeckens gesucht werden muß. Bis ins zweite vorchristliche Jahrtausend hinein hat sich dieses Volk, das seine Macht über die Kykladen und das griechische Festland bis hinauf nach Thessalien erstreckt hatte, erhalten und in seinen Kunstleistungen eine Höhe erreicht, die sich den besten Leistungen der späteren griechischen Kunst an die Seite stellen kann. Seine aufs höchste gesteigerte Kultur haben die zuerst einwandernden Griechen, nennen wir sie 'Achäer', mit Begierde ergriffen, um dann ganz unter ihren Einfluß zu geraten, wobei sie freilich in vielen Dingen ihre Eigenart bewahrt haben. Sie würde man als Träger der mykenischen Kultur bezeichnen. Der homerischen Zeit, d. h. der Zeit der Dichtung, liegt also die mykenische, erst recht aber die kretische Kultur weit voraus, jedoch hat die mykenische im Epos die deutlichsten Spuren zurückgelassen, bald in der Form von Erinnerungsbildern, bald so lebendig, als wenn es sich um zeitgenössische Erscheinungen handelte. In dem Palastgrundrisse von Tiryns fanden sich manche bis in die Einzelheiten gehenden Analogien zu den Königshäusern, wie sie im Epos geschildert sind. Die Technik des Wunderschildes, den Hephaistos für Achilleus schmiedete, ist uns durch den Fund von kostbaren in Metall eingelegten Dolchklingen erst klar geworden; für die Waffen und die kriegerische Ausrüstung der homerischen Kämpfer sind die Darstellungen ägäischer (kretischer und mykenischer) Bildwerke von großem Nutzen gewesen. Die Tatsache des Zusammenhanges zwischen der von der Dichtung geschilderten und der ägäischen Kultur überhaupt ist also über allen Zweifel erhaben. Jedoch beginnen erst mit dieser Feststellung die Schwierigkeiten. Denn eine einfache Übertragung ihrer Verhältnisse auf die im Epos geschilderten geht keineswegs an. Dadurch, daß in den homerischen Gedichten Vorstellungen zusammengewürfelt

sind, die an die vergangene Zeit und die gleichzeitigen Zustände anknüpfen, sind in den Dichtungen Widersprüche entstanden, die aufzuklären die philologische Kritik seit Jahrzehnten bemüht ist. Widersprüche und Ungereimtheiten finden sich natürlich auch in den Vorstellungen und Anschauungen, die auf Leben und Gewohnheiten der homerischen Gesellschaft Bezug nehmen. Hier gilt es, sich vor Übertreibungen zu hüten und die schriftliche Überlieferung nicht zur Übereinstimmung mit den monumentalen Belegen zu zwingen, vielmehr durch besonnene Scheidung des Älteren und Jüngeren zur Klarheit vorzudringen, die ganz zu erreichen freilich oft genug vergebliches Bemühen sein wird.

Lehrreiche Arbeiten, die die hier angedeutete Methode der Forschung berücksichtigen, sind die von FNoack, Homerische Paläste, Lpz. 1903, eine Schrift, in der die Frage nach dem homerischen Hause sehr erheblich ihrer Lösung näher gebracht ist, von WReichel, Homerische Waffen,[2] Wien 1901, der aber in den Fehler verfiel, nicht selten der literarischen Überlieferung Gewalt anzutun, und dessen Ausführungen durch CRobert, Studien zur Ilias, Berl. 1901, in wesentlichen Punkten eingeschränkt und richtig gestellt sind (vgl. den Anhang über homerische Waffen), weiter von FStudniczka, Beiträge zur Geschichte der altgriechischen Tracht (Abh. arch.ep. Sem. VI 1, Wien 1886) u. a. Noch immer sehr wertvoll, wenn auch von anderen Vorstellungen ausgehend, als sie oben dargelegt sind, ist auch das Werk von WHelbig, Das homerische Epos aus den Denkmälern erläutert, [2]Lpz. 1887, das, auf breitester Grundlage aufgebaut, nicht nur die kretisch-mykenische Kultur, sondern auch die Denkmäler der orientalischen Kulturen, des ältesten Italiens und der ältesten griechischen Zeit eingehend berücksichtigt; jedoch ist es, da vor der Entdeckung der kretischen Funde entstanden, in vielen Punkten veraltet. Als Muster antiquarisch-philologischer Forschung sei noch die Abhandlung von HDiels, Über altgriechische Türen und Schlösser, im Anhange zu seiner Ausgabe von Parmenides' Lehrgedicht, Berl. 1897, 117 ff. (vgl. auch HDiels, Antike Technik, Lpz. Berl. 1914, 34 ff.) erwähnt, in deren erstem Teile ausführlich von dem homerischen Schlosse die Rede ist.

Eine Zusammenfassung der gesamten Vorgeschichte Europas in großen Hauptlinien bietet das neue, sehr bedeutende Buch von CSchuchhardt, Alteuropa in seiner Kultur- und Stilentwicklung, Straßb. Berl. 1919, das mit vielen alten Vorurteilen aufräumt und für die Forschung neue Bahnen freimacht. In ihm ist auch das älteste Griechenland eingehend berücksichtigt und in den Rahmen der allgemeinen alteuropäischen Kultur eingefügt. Das vollständigste Werk über Troia ist im Verein mit anderen verfaßt von WDörpfeld, Troia und Ilion, Athen 1902. Die kretische und mykenische Kultur im Zusammenhange kennenzulernen, ist nicht einfach. Da die Ausgrabungen fortwährend neues Material zuführen, sind die bisherigen Gesamtdarstellungen, die sich sowieso nur auf der Oberfläche bewegten, mehr oder weniger unvollständig. Zur allgemeineren Übersicht über den augenblicklichen Stand ist das entsprechende Kapitel von FBaumgarten in dem Werke Die hellenische Kultur, dargestellt von FBaumgarten, FPoland, RWagner,[3] Lpz. Berl. 1912, brauchbar. Zusammenfassend auch RDussaud, Les civilisations préhelléniques dans le bassin de la Mer Egée, Paris 1914. Über die älteren Ausgrabungen Schliemanns in Mykenai, Tiryns usw. orientiert noch immer am schnellsten das Buch von CSchuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen,[2] Lpz. 1891. Neuere festländisch-griechische Funde besonders von Tiryns: Tiryns, Die Ergebnisse der Ausgrabungen des Instituts I. II, Athen 1912, von 'Alt-Pylos' Ath Mitt. XXXIII (1908) 295 ff. XXXIV (1909) 269 ff. Wer allerdings tiefer eindringen will, wird sich die Mühe geben müssen, die Spezialabhandlungen namentlich im Annual von 1900 an einzusehen. Wertvoll ist hierfür besonders auch das Büchlein von DFimmen, Zeit u. Dauer der kret.-myken. Kultur, Lpz. Berl. 1909. Ein ausführliches Literaturverzeichnis findet sich, jetzt freilich schon ziemlich veraltet, im Anhange zum ersten Bande des von AMichaelis bearbeiteten Handbuchs der Kunstgeschichte von ASpringer, [9]Lpz. 1911, das auch für die älteste griechische Kultur das Wesentlichste bietet. Seitdem ist viel Wichtiges erschienen, z. B. Arch Jahrb. XXX (1915) 242—336 (KMüller). Die von Dörpfeld neuerdings aufgestellte Theorie, daß das homerische Ithaka in der Insel Leukas zu erkennen sei, hat dieser Gelehrte in sechs Briefen (WDörpfeld, Erster, zweiter usw. Brief über Leukas-Ithaka) gegen seine Gegner (zuletzt CRobert, Herm. XLIV [1909] 632; AGercke, Berl. ph.W. 1910, 189; EHerkenrath, Berl.ph.W. 1910, 1236. 1269) verteidigt. Ein zusammenfassendes Buch über die Ausgrabungen auf L. wird von WDörpfeld in Aussicht gestellt.

Für die Zeit vom 10.–7. Jahrh. stehen uns einmal die Andeutungen des homerischen Epos zur Verfügung. Hinzu treten wiederum die Monumente, einmal als besonders auch für die Erläuterung des homerischen Epos wichtig, die Erzeugnisse phönikischer Kunstindustrie, ferner die Funde in den ältesten Schichten in Ephesos, Rhodos usw., endlich die Funde der sog. geometrischen Periode, d. h. einer Periode, deren Keramik in den Ornamenten lineare, geometrische Muster bevorzugt. Die geometrische Periode hat sich zu ihrer höchsten Blüte in Attika entfaltet; die Darstellungen auf den Tongefäßen beschränken sich hier nicht auf Ornamente, sondern gehen bald zur Schilderung des zeitgenössischen Lebens über, und so können wir für Attika wenigstens einiges feststellen. Freilich müssen wir uns auch hier mit Andeutungen und Beschränkung auf einige wenige Zweige der Kultur begnügen. Die zahlreichen vor dem Dipylon, dem westlichen Haupttore Athens, aufgedeckten Gräber lehren uns die Art der Bestattung jener Zeiten und sind Zeugen eines lebhaften Totendienstes auch über die Bestattung hinaus, eines Totendienstes, der nach der Ansicht einiger Gelehrten hervorging aus dem festen Glauben, daß die Unterirdischen durch irdische Speise und Trank zu befriedigen seien (vgl. darüber S. 63 f.). Prunkvolle Leichenbegängnisse, auf den großen Grabvasen dargestellt, zeigen einen sehr ausgebildeten Luxus beim Tode wohlhabender Athener und erklären die spätere Maßregel Solons, der gegen diesen übertriebenen Luxus scharfe Verordnungen erließ. Die zahllosen Gefäße, die dem Toten beigegeben sind, damit er im Tode sein Gerät um sich habe, geben nicht nur einen Begriff von dem Bestande an häuslichem und täglichem Geschirr überhaupt, sondern einzelne charakteristische Gefäßformen führen auch zu weiteren Schlüssen. Wertvoll sind die Darstellungen der Dipylonvasen endlich für die Nautik des ältesten Athen und für das Kriegswesen. Aber trotz aller Aufklärungen bleiben unendlich große Lücken zurück, und für das meiste sind wir auf Vermutungen angewiesen.

Über die phönikische Kunstindustrie vgl. FPoulsen, Der Orient u. die frühgriechische Kunst, Lpz. 1912 (für Homer besonders Kap. XIII 168 ff.). Zur Dipylonkultur vgl. das übersichtliche Buch von FPoulsen, Die Dipylongräber und die Dipylonvasen, Lpz. 1905. Hinzu kommt der ausführliche Aufsatz von ABrückner u. EPernice, Ein attischer Friedhof, Ath Mitt. XVIII (1893) 73 ff., von dem besonders Kap. III von Brückner, Zur Erläuterung der Gräberfunde der geometrischen Epoche, der Lektüre empfohlen sei. Auch vergleiche man für die kulturgeschichtliche Verwertung der Denkmäler dieser Epoche den Aufsatz von WHelbig, Les vases du Dipylon et les naucraries (Acad. Ins. Mém. présent. XXXVI, Paris 1898). Für die Einteilung der verschiedenen Vasenfabriken dieser ältesten Zeit ist grundlegend HDragendorff, Die theräischen Gräber, in: FHillervGärtringen, Thera II, Berl. 1903.

Je mehr man sich dem 5. Jahrh. nähert, um so umfangreicher wird das Material. Freilich ist es für die zunächst folgende Zeit, das 7.–6. Jahrhundert, weniger einheitlich, als man wünschen möchte. Auf der einen Seite steht die ionische Poesie, die uns neben einigen Notizen antiquarischen Charakters mit ihren zahlreichen Andeutungen eine Vorstellung von der Üppigkeit und dem Glanze im Leben der vornehmen ionischen Gesellschaft zu geben vermag, auf der anderen Seite die Volkskunst des Festlandes, die Arbeiten der attischen Töpfer, die vom Ende des 7. Jahrh. an beginnen, im Frohgefühl ihrer Kunstfertigkeit neben Darstellungen mythologischen Inhalts das tägliche Leben im weitesten Umfange zu berücksichtigen. Mit dem, was uns die attische Keramik für das antike Leben lehrt, können die vereinzelten Winke, die die literarischen Fragmente jener Zeit enthalten, sich nicht messen. Aber es muß doch hervorgehoben werden, daß das, was die antike Keramik in dieser Zeit bietet, zumeist aus dem Leben der niederen Schichten des Volkes entnommen ist und somit ein unvollständiges Bild gibt. Erst vom Ende des 6. Jahrh. an, als die Vasen-

malerei ihren Höhepunkt erreicht hatte und auch das vornehme Publikum in Athen den kunstgewerblichen Erzeugnissen des einzelnen Malers größere Aufmerksamkeit entgegenbrachte, ändern sich die Stoffe der Darstellungen; denn den vornehmeren Abnehmern wurden nun Dinge geboten, die sie speziell interessierten.

Es kann nicht genug darauf hingewiesen werden, wie wichtig für die Kenntnis des Lebens der Alten ein verständiges Studium der antiken Vasenmalerei ist. Die Bilder der Vasen sprechen mit einer Wahrheit und Deutlichkeit, bringen die gleichzeitigen Zustände mit einer solchen Unverhülltheit und Offenheit zum Ausdruck, wie sie höchstens einem Aristophanes mit Worten zu schildern möglich gewesen ist. Für das 6. Jahrh. sind es die sog. schwarzfigurigen Vasen — am Ende dieses Jahrhunderts setzen die rotfigurigen Vasen ein (s. den Abschnitt Archäologie) — beide Gattungen in unzählbaren Beispielen von allem erzählend, was das Herz des Volkes bewegte. Geburt, Kindererziehung, Ehe, Tod, Begräbnis, Übungen des Körpers und des Geistes, die Freuden des Symposions und der Liebe, das Leben auf dem Markte, Gewerbe und Techniken, alles wird in den Kreis der Darstellungen einbezogen. Hier werden wir auf den Markt geführt und sehen, wie sich beim Öleinkauf der Verkäufer und der Kunde, der sich gewiß nicht mit Unrecht als übervorteilt betrachtet, mit echt südlichem Temperament zanken, dort werden Oliven und Trauben geerntet oder schon geerntete zu Öl und Wein gepreßt. Hier wird eine Bronzestatue aus einzelnen Teilen zusammengesetzt oder an ein fertiges Kunstwerk die letzte Hand gelegt, dort wird Eisen geglüht und gehämmert. Hier werden Töpfe gedreht und bemalt, dort sitzen ein paar Nichtstuer in der warmen Sonne und jubeln, wie sie die Schwalbe sehen, die ihnen den nahen Frühling verkündet. Hier nimmt ein Schuster einer Dame Maß für ein Paar Stiefel, dort werfen wir einen Blick in ein Badehaus, wo sich junge Mädchen waschen und putzen. Wir treten in die Palästra ein und verfolgen den Wurf des Diskos, den Fernschuß mit dem Akontion, wir gewahren die Läufer und die Springer mit ihren schweren Sprunggewichten, wir sehen die Faustkämpfer und Ringer, wie sie miteinander kämpfen und, ineinander verbissen, nicht ablassen, bis sie der Aufseher mit kräftigen Hieben auseinandertreibt. Die Ausbildung des jungen Atheners im Elementarunterricht und in der Musik wird uns mit derselben Anschaulichkeit vorgeführt wie seine weitere Entwicklung, wir begleiten ihn zum festlichen Symposion und nehmen teil an seinen mannigfachen lärmenden Vergnügungen beim Trinkgelage, seinem Verkehr mit den Hetären und an den nächtlichen tollen Aufzügen, die das Symposion oft genug zur Folge hatte. Die Maler führen uns in die stille Frauenwohnung und in die Kinderstube, sie schildern den Verkehr der Mädchen mit ihren Freundinnen, der jungen Hausfrau mit ihren Mägden, der Mutter mit ihren Kindern. Sie erzählen auf Gefäßen besonderer Bestimmung — wie der Lutrophoros — ausführlich von dem Hauptereignisse im Leben der Frau, von der Hochzeit, und widmen wieder auf anderen Gefäßen, die dem Totendienste bestimmt sind, in schwermütigen Bildern den an den Todesfall anschließenden Gebräuchen liebevolle Aufmerksamkeit.

So die Bilder im ganzen; aber auch in den Einzelheiten der Darstellung bieten sie für Geräte aller Art, für die häusliche Einrichtung, Möbel, Musikinstrumente usw., hauptsächlich aber für die antike Tracht eine Fülle von Material. Es würde ein Ding der Unmöglichkeit sein, auch nur annähernd eine übersichtliche Geschichte der griechischen Tracht im 6. Jahrh. zu bieten, wenn uns die Vasenbilder fehlten. Mit ihrer Hilfe aber vermögen wir sogar die Einzelformen der Mode oder die Eigenheiten des persönlichen Geschmacks zu unterscheiden und zu verfolgen. Ja, selbst aus den unzähligen Darstellungen, die die Sagengeschichten behandeln, läßt sich reicher

Gewinn ziehen. Denn die Götter und Helden tragen nicht ein frei erfundenes Phantasiekostüm, sondern sie sind wie die Menschen in den Genredarstellungen zeitgenössisch gekleidet — vergleichbar den Bildern der früheren Renaissancemalerei — und bewegen und geben sich wie die zeitgenössischen Menschen.

Mit den attischen Vasen verglichen, treten die Vasen anderer Fabriken an Bedeutung sehr zurück. Nur die Maler der in der Vasentechnik bemalten korinthischen πίνακες, d. h. bemalter Tontäfelchen, die die korinthischen Handwerker ihrem Schutzgotte Poseidon darzubringen pflegten, haben uns manch lehrreiches Bild altkorinthischen Lebens hinterlassen, geeignet, unsere Kenntnis der antiken Kleinindustrie im 6. Jahrh. zu beleben.

Außer den Vasen besitzen wir als weiteres wichtiges Material für das 6. Jahrhundert zahlreiche andere Denkmälergruppen. Die massenhaften Figürchen aus gebranntem Ton zum Beispiel, von denen der Laie gewöhnlich nur die bekannten tanagräischen Frauenfigürchen des 4. und 3. Jahrh. zu kennen pflegt, stellen nicht selten Szenen dar, die dem Leben entnommen sind, und können als mittelbare Quellen für Kleidung, Schmuck, Haartracht u. a. nutzbar gemacht werden. Auch die große Skulptur gibt uns für die Zeit des 6. Jahrh. mannigfachen Aufschluß, namentlich seitdem die Akropolis von Athen ihre reichen Schätze aus der Zeit vor den Perserkriegen gespendet hat. Dazu kommen Werke der Kunstindustrie, wie die antiken Goldarbeiten, die für die Geschichte der Kosmetik von größter Bedeutung sind, und vieles andere.

Im 5. Jahrhundert vereinigen sich die Denkmäler mit der literarischen Überlieferung zu einem einzigen großen Strome wertvollsten und in mancher Beziehung fast lückenlosen Materials. Nur für dieses Jahrhundert ist es vorläufig möglich, ein einigermaßen geschlossenes Bild zu geben. Freilich begnügen sich die gleichzeitigen Schriftsteller, wie es bei allbekannten Dingen natürlich ist, mit spärlichen Andeutungen, wo wir ausführliche Darstellungen wünschten. Aber welche Fundgrube bieten doch die Komödien des Aristophanes für das Leben und Treiben im 5. Jahrh., welche liebevolle Detailzeichnungen die Einleitungen der platonischen Dialoge oder Reden, wie die des Lysias gegen Eratosthenes! Wie fühlen wir uns beim Betrachten des Parthenonfrieses in die frohe Stimmung eines hohen athenischen Festtages hineinversetzt, wie erleben wir an den Bildern des attischen Grabreliefs die Stimmung der Trauer und Wehmut, die die Athener beim Tode geliebter Anverwandten erfüllte! Als ergänzende Quellen treten von dieser Zeit ab die Inschriften hinzu, in denen häufig Dinge berührt werden, die das Privatleben angehen.

Eine Übersicht über die Denkmäler sich zu verschaffen, ist nicht leicht; namentlich gilt das von den Vasenbildern. Denn die großen modernen Vasenpublikationen, die wir besitzen, sind nicht mit Rücksicht auf die Darstellung als solche angelegt, sondern von rein archäologisch-stilistischen Gesichtspunkten geleitet. Ein umfassendes Handbuch der Vasenkunde gibt es nicht; jedoch bietet das Buch von EBuschor, Griechische Vasenmalerei, ²Münch. 1914, das Wichtigste in ansprechender Form. Eine Übersicht von EPernice auch in der Illustr. Gesch. d. Kunstgew., herausgeg. v. GLehnert, Berl. 1905, 45—145. Dem Philologen dürfte es auch nicht schaden, wenn er sich einmal das Skizzenbuch griechischer Meister von KReichhold, Münch. 1919, betrachtet. Um die Stoffe kennenzulernen, ist es noch immer am einfachsten, das schon über 75 Jahre alte Werk von EGerhard, Auserlesene griechische Vasenbilder, Berl. 1840—58, zu studieren, dessen vierter Band das griechische Alltagsleben behandelt. Seit dieser Zeit aber hat sich das Material unendlich vermehrt und ist in unzähligen Aufsätzen der archäologischen In- und ausländischen Zeitschriften zerstreut. Um das Material einigermaßen — aber auch nicht vollständig — zu übersehen, hilft das nützliche Répertoire des vases antiques von SReinach, Paris 1899—1900, das man aber wegen der Kleinheit seiner Abbildungen wirklich nur als Repertorium, nicht zum eigentlichen Studium benutzen darf. Sehr lehrreiche Anschauung für die Wende des 6. Jahrh.

bietet die Publikation von PHartwig, Die griechischen Meisterschalen der Blütezeit des strengen rotfigurigen Stils, Stuttg. Berl. 1893, und für die Geschichte der Vasenmalerei überhaupt das ausgezeichnete Werk von AFurtwängler u. KReichhold, Griechische Vasenmalerei, Münch. (seit 1900), bei weitem die besten Wiedergaben antiker Vasenbilder, die überhaupt existieren. Die korinthischen Pinakes sind veröffentlicht Antike Denkmäler I und II und von EPernice, ArchJahrb. XII (1897) 9ff., ausführlich besprochen. Für die Terrakotten, sowohl die älteren als die späteren, kommt in erster Linie das große Werk von RKekule, Die antiken Terrakotten, in Betracht, dessen dritter Teil, von FWinter bearbeitet, in besonders wichtiger Übersicht Die Typen der figürlichen Terrakotten, Berl. Stuttg. 1903, bietet, die auch dem Nichtarchäologen reichsten Aufschluß gewährt. Für die literarischen Quellen und die Inschriften sei auf die Abschnitte, die Literaturgeschichte und alte Geschichte behandeln, verwiesen.

Im späteren Altertum ändert sich die Art der Quellen. Die Darstellungen der Vasenbilder fallen jetzt fort, da die Keramik dieser Zeit die figürliche Bemalung völlig aufgegeben hat. Dafür mehren sich die Terrakotten und die Inschriften — in der Folge treten auch die griechischen Papyri ein —, und die Literatur hat uns auch für diese Zeit reich bedacht. Es dürfte schwerlich für den, der sich mit dem Leben der Alten beschäftigt, eine anschaulichere Lektüre geben als die Charakterbilder des Theophrastos, die mit der Offenheit der Komödie wetteifern, um uns die Zustände des zeitgenössischen Athen, wenn auch nicht von seiner besten Seite, zu schildern; oder als die unter dem Namen des Dikaiarchos von Messene, des Verfassers der ersten griechischen Kulturgeschichte (Βίος Ἑλλάδος), gehenden Fragmente Περὶ τῶν ἐν Ἑλλάδι πόλεων (FHG. II 254ff.), die den Herakleides Kretikos (um 260—247) zum Verfasser haben und mit erstaunlicher Frische der Darstellung, Selbständigkeit der Beobachtung, Originalität der Betrachtungsweise eine Anzahl griechischer Städte in ihrer äußeren Erscheinung, in den Lebensverhältnissen, dem Charakter und der Beschäftigung ihrer Einwohner schildern. Reichliches Material liefern uns auch die Fragmente der neueren attischen Komödie, besonders des Menandros, ebenso Dichtungen wie die Mimiamben des Herondas. Hier ist auch der Ort, des Alkiphron (2. Jahrh. n. Chr.) zu gedenken, dessen Schilderungen ganz vom Geiste des Hellenismus durchtränkt sind, besonders aber des Athenaios von Naukratis, der 193—197 n. Chr. in seinen Δειπνοσοφισταί auf Grund seiner Quellen fast ausschließlich die Zustände der hellenistischen Zeit geschildert hat. In diesem anspruchsvoll in die Form eines platonischen Gastmahls eingekleideten Werke werden unter ausgiebigster Berücksichtigung der älteren Literatur, namentlich der Komödie, Stoffe behandelt, wie etwa die Arten der Trinkgefäße, gastronomische Finessen, Musik, Lieder, Hetärenwesen, die uns über die verschiedensten Seiten des hellenistischen Lebens aufklären. Als wertvollste Quellen kommen für diese Zeit die Ergebnisse der jüngsten Ausgrabungen hinzu. Die Ausgrabungen, besonders die der Königlichen Museen in Berlin, haben unsere Vorstellung hellenistischen Städtebaus und hellenistischer Wohnweise überhaupt in überraschender Weise gefördert. Für große städtische Verhältnisse bietet uns Milet und Pergamon die wertvollste Anschauung; für kleinere namentlich Priene, das nördlich von Milet an der Mykale gelegen war. Hier ist eine wohlerhaltene Stadt aufgedeckt worden, für die ältere hellenistische Zeit von ähnlicher Bedeutung, wie für die spätere und die römische Zeit Pompeii, über das noch zu berichten ist. Mit dankenswerter Schnelligkeit sind die Resultate dieser Ausgrabungen, die in den Jahren 1895—99 durch Carl Humann begonnen und nach dessen Tode durch Schrader und Wiegand beendigt wurden, in dem vortrefflichen Werke von ThWiegand u. HSchrader, Priene, Berl. 1904, mustergültig veröffentlicht; und damit ist jeder in die Lage versetzt, eine hellenistische Stadt gründ-

lich kennen zu lernen. Wir besichtigen die Heiligtümer und wenden uns dann dem Markte zu, der genau im Mittelpunkte der Stadt gelegen ist; nirgends hatte man bisher eine so deutliche Vorstellung eines antiken Marktplatzes gewinnen können. Ringsherum erkennt man wie auch sonst bei Marktanlagen die Säulenhallen mit den dahinterliegenden Läden oder städtischen Gebäuden; an der Hauptstraße, dem Korso, der auf den Markt mündet, und dessen Pflaster über den Markt weitergeführt ist, ihn so in zwei Teile teilend, stehen zahllose Basen für Ehrenstatuen und Denkmäler, oft in Form halbrunder Bänke, auf denen sitzend man nach Belieben die Passanten mustern und bekritteln konnte. Man stellt sich lebhaft das geräuschvolle Getriebe des Volkes vor und vermag im Geiste auf das größere, weltstädtischere Athen Schlüsse zu ziehen. Man wandert in den engen, regelmäßig angelegten und treppenförmig ansteigenden Straßen und erhält in zahllosen kleinen Häusern reichste Belehrung. Die Häuser mit ihren Fronten nach Süden gerichtet, wie es alter Brauch war, zeigen mannigfach verschiedene, aber in den wesentlichen Teilen übereinstimmende Grundrisse; sie knüpfen in der Anordnung der Haupträume an die aus der festländisch-mykenischen und der noch älteren troianischen Zeit erhaltenen Paläste an und geben wichtige Fingerzeige auch für das Haus der klassischen Periode. Die Innendekoration ist zwar nicht glänzend erhalten; aber, was uns überkommen ist, genügt, um andere vereinzelte Beispiele aus Griechenland und die älteste Dekorationsweise in Pompeii zu einem großen Bilde hellenistischer Dekorationsweise überhaupt zusammenzufassen. Zahlreiche Kleinfunde in den einzelnen Zimmern geben uns über Hausrat und Möbel Auskunft. Kurz, für die Vorstellung des antiken griechischen Hauses ist eine eingehende Kenntnis des alten Priene die unerläßliche Vorbedingung.

Sehr anregend und zur Einführung wertvoll ist das kleine Büchlein von E Ziebarth, Kulturbilder aus griechischen Städten, ²Lpz. 1912, in dem nicht nur Priene, sondern auch andere griechische Städte wie Thera, Pergamon, Milet und griechische Städte in Ägypten auf Grund der Ausgrabungen anschaulich behandelt sind. Eine ausgezeichnete Übersicht über die Papyri bietet jetzt das große Werk von L Mitteis u. U Wilcken, Grundzüge und Chrestomathie der Papyruskunde, Lpz. Berl. 1912, von dem namentlich I 1 und I 2 für die Privataltertümer in Betracht kommen.

Wir haben für die griechischen Altertümer im allgemeinen noch als Quellen die lexikographische Literatur zu erwähnen, obwohl die Notizen, die sie bietet, meist so summarisch sind, daß sie oft nur ein Zufall aufklärt. In erster Linie ist hier das Onomastikon des Iulius Pollux zu nennen, das, in 10 Büchern zur Zeit des Kaisers Commodus verfaßt, den Zweck verfolgt, in sachlicher Ordnung für zahllose Dinge und Erscheinungen die attische Bezeichnung festzustellen. So enthält z. B. das siebente Buch: das Marktgewerbe im allgemeinen, die Kaufmannssprache, Gattungen der Kaufleute, die Gewerbe – in der Fülle ihrer Erscheinungen zugleich ein wichtiges Zeugnis sehr ausgebildeten Lohnhandwerks – Bäcker, Fleischer, Fischhändler, Händler mit gepökeltem Fleische, Wollhändler, Spinnerei und Weberei, Wäsche, Kleidernamen, Kleiderarten, Schuster, Schusterwerkzeuge, Schuhwerk, Metallarbeiter, Holz- und Kohlenhändler, Zimmerleute, Töpfer, Hutmacher, Salbenverkäufer, Leuchterfabrikanten usw., alle Namen belegt durch reichliche Anführung von Stellen der attischen Prosaiker oder Dichter, namentlich der Komödie.

An die hellenistischen Denkmäler schließt sich unmittelbar Pompeii an, und damit sind wir auf dem Grenzgebiete der römischen und griechischen Kultur angelangt.

Die Quellen zur Erkenntnis des römischen Privatlebens sind anders beschaffen als die griechischen. Während wir in Griechenland auch für die ältesten Zeiten wenigstens auf einigen Gebieten über zeitgenössische Literatur verfügen, sind wir für Rom in der Frühzeit auf vereinzelte Notizen späterer Autoren angewiesen,

die sich nur schwer zu Bildern vereinigen lassen. So beschränken sich die modernen Darstellungen des römischen Privatlebens meist oder wesentlich auf die späteren Epochen, namentlich auf die römische Kaiserzeit. Zwar hat MVoigt in seinem Werke Römische Privataltertümer und Kulturgeschichte (Müller Hdb. IV 2, Münch. 1893) den Versuch unternommen, die einzelnen Epochen zu scheiden und gesondert darzustellen; für die älteste römische Zeit bietet indessen auch dieses mit erstaunlicher Gelehrsamkeit geschriebene Werk, soweit es das eigentliche private Leben betrifft, wenig mehr als einzelne der Literatur entnommene Namen. Bei dem Fehlen zeitgenössischer Literatur sind natürlich auch hier die recht zahlreichen wichtigen lateinischen Monumente aus der ältesten Zeit Roms in den Kreis der Betrachtung zu ziehen. So sind für die Gestaltung des ältesten Hauses wertvoll die in Rom, am Albanersee und sonst in Latium und Italien gefundenen Hausurnen, d. h. mit den Knochenresten verbrannter Toten gefüllte Urnen, denen man die Form des damals üblichen Haustypus gab. Die Gräber des 7. und 6. Jahrh. in Praeneste, Rom und anderen Stätten Latiums zeigen, ebenso wie die uns bekannten altlatinischen Tempelbauten, wie stark der Einfluß der etruskischen Kultur, die ihrerseits von der ionisch-griechischen beeinflußt war, auf die latinische gewesen ist. Neben dem etruskischen macht sich ein starker griechischer Einschlag geltend, der von Süden aus nach Latium gedrungen ist, und der im Laufe der Zeit immer stärker hervortritt, in der großen wie in der kleinen Kunst. Das lehren die Tempelbauten wie beispielsweise der altdorische Tempel von Conca, nicht weit vom alten Antium, und die in Rom und Praeneste gefundenen Werke der Kleinkunst — Tongefäße und Bronzearbeiten — deutlich. Das bedeutendste im 4. Jahrh. urkundlich in Rom gearbeitete Werk, die sog. Ficoronische Cista von der Hand des Novius Plautius, allem Anscheine nach eines Kampaners, ist in seiner Zeichnung durchaus griechisch, die schönen praenestinischen Spiegel verraten in der Formgebung der eingeritzten Zeichnung deutlich griechischen Geschmack. Neuerdings ist durch die Ausgrabungen am Forum Romanum neues monumentales Material für das 7. und 6. Jahrh. gewonnen, und es steht zu hoffen, daß eine Vermehrung des Materials auch für die Frühzeit der alten Stadt uns größere Klarheit verschaffen werde, als sie uns bisher beschieden gewesen ist. Das für das älteste Rom charakteristische starke Auftreten fremder Kunstweisen bekundet ein lebhaftes und reges Interesse für die fremden entwickelteren Kulturen, das sich auch auf anderen Gebieten verfolgen läßt. Es ist selbstverständlich, daß dieses Interesse auch auf die Gestaltung des privaten Lebens eingewirkt hat. Jedenfalls muß man sich hüten, das altrömische Wesen als ein in sich abgeschlossenes, allen fremden Einflüssen abholdes aufzufassen.

Zusammenfassende Werke über die römischen Privataltertümer: HBlümner, Die römischen Privataltertümer, Münch. 1911 (Müller Hdb. IV 2[a]). Hier ist auch das monumentale Material in ausgiebigem Maße berücksichtigt. Sehr brauchbar ist auch heute noch das ältere Werk von JMarquardt, Das Privatleben der Römer, 2. Aufl. von AMau, Lpz. 1886. Über die Hausurnen vgl. WAltmann, Die italischen Rundbauten, Berl. 1906, 11 ff. HBlümner a. a. O. 7 ff. Die Funde von Praeneste sind AnnInst. XLII (1870) 336 ff. XLIII (1871) 119 ff. Not.scavi 1876, 113 ff. behandelt, die sog. Ficoronische Cista von FBehn, Die F. C., Lpz. 1907. EFeihl, Die F. C. und Polygnot, Tüb. 1913. KSchumacher, Eine praenestin. Ciste im Museum zu Karlsruhe, Heidelb. 1891. Über die Spiegel GMatthies, Die praenestin. Spiegel, Straßb. 1912. Über die Ausgrabungen auf dem Forum berichtet CHülsen, RömMitt. XVII (1902) 3 ff. XX (1905) 1 ff. Ders., Die neuen Ausgrabungen auf dem Forum Rom., in NJahrb. XIII (1904) 23 ff. und in seinem Büchlein Das Forum Romanum, [2]Rom 1905, nebst Nachtrag 1910. Zu vergleichen sind auch die in den letzten Jahrgängen der Not.scavi erschienenen Berichte von GBoni. Für Einzelfragen sind die Artikel bei RE. und Dict. in vielen Fällen sehr wichtig.

Erst von der hellenistischen Zeit an mehrt sich unsere Kenntnis des römischen Privatlebens. Für die ältere Zeit, etwa das 3.–2. Jahrh., kommen besonders die Komödien des Plautus und Terenz in Betracht. Obwohl sie griechische Vorbilder mehr oder weniger übertragen, enthalten sie doch mannigfache Hinweise auf die speziell römischen, den Dichtern gleichzeitigen Verhältnisse, an denen oft scharfe Kritik geübt wird. Mehr aber hat die Aufdeckung der Ruinenstadt von Pompeii unsere Kenntnis gefördert, für diese Periode und noch mehr für die Kaiserzeit. Ursprünglich eine oskische Gründung des 6. Jahrh., erfuhr Pompeii früh die Einflüsse der umliegenden kampanisch-griechischen Städte. Diese Einflüsse traten im Laufe der Jahrhunderte immer mächtiger auf und bewirkten, wie wir noch verfolgen können, vielfach eine vollständige Umgestaltung der einheimischen Anschauungen und Gewohnheiten; so erhielt das Haus, dessen Einteilung ursprünglich der allgemein gültigen altitalischen Form folgte, griechisches, man darf genauer sagen unteritalisch-tarentinisches Gepräge – im Gegensatze dazu behält der Tempel in seinem Aufbau die charakteristisch italische Form —, in der Innendekoration sehen wir die hellenistischen, in Priene und anderen hellenistischen Städten beobachteten Formen weitergeführt, das Hausgerät verrät einen unteritalisch-griechischen Geschmack: wir können das Pompeii des 3. und 2. Jahrh. v. Chr., allerdings mit Einschränkungen, als monumentale Quelle auch mit für die gleichzeitige Kultur im eigentlichen Griechenland und den östlichen Koloniegebieten ansehen. Es ist natürlich, daß diese unteritalische Kultur auf die Römer, als sie im 4. Jahrh. ihre Macht über Kampanien in Form einer Bundesgenossenschaft erstreckten, den nachhaltigsten Einfluß ausgeübt hat, und wir dürfen daher ohne Gefahr, allzusehr in die Irre | zu gehen, Pompeii als allgemeinen Maßstab für das Rom vom 4.–2. Jahrh. nehmen. Dabei werden wir jedoch stets im Auge behalten, daß Pompeii immerhin eine unteritalische Stadt war, und uns hüten müssen, ohne weiteres die pompeianischen Verhältnisse für die römischen einzusetzen. Das gilt besonders für das römische Privatleben in seiner letzten Epoche, seit der Endzeit der Republik und in der Kaiserzeit. Je mehr Rom auch zum kulturellen Zentrum Italiens wurde, um so größer wurde die Kluft, die es in den Erscheinungen des Lebens von der kleineren, wenn auch von dem besseren römischen Publikum gern besuchten Provinzialstadt trennte. Aber trotzdem würde unsere Kenntnis stadtrömischen Lebens doch nur recht mangelhaft sein, wenn uns die Katastrophe vom Jahre 79 n. Chr. Pompeii nicht erhalten hätte. Zwar ist die Literatur seit dem Ausgange der Republik äußerst reich an Hinweisen auf die Zustände des zeitgenössischen Rom — man denke z. B. an Ciceros Reden oder die Gedichte des Catull, Tibull, Properz, Ovid, an die Satiren des Horaz, dann an Petron mit seinem Gastmahle des Trimalchio, weiter an Iuvenal, Martial, an Sammelwerke wie das des Plinius und vieles andere —, aber was für das griechische Leben des 5. Jahrh. gilt, gilt auch für diese Zeit: erst die Betrachtung der Denkmäler erweckt das gesprochene Wort zu vollem Leben. Die Überreste der großen römischen Kaiserpaläste auf dem Palatin mit ihren Sälen von unendlicher Pracht und ihren feinen Wandmalereien, die der vornehmen Villa Farnesina, die eine Fülle dekorativen, in Farben gemalten und in Stuck plastisch ausgeführten Wandschmucks aufbewahrt hat, die Reste des Goldenen Hauses des Nero, die Villa Hadrians in Tivoli mit ihrer nicht endenwollenden Flucht von Zimmern und Sälen zeigen uns alle den Luxus der oberen Schichten und sind gerade hierfür von der größten Bedeutung. Aber wer das Leben des Volkes kennenlernen und einen Einblick in seine Empfindungen gewinnen will, der wird sich nach Pompeii begeben. Hier schreitet er durch die schmalen Straßen des geringen Viertels mit seinen ärm-

lichen und engen Wohnungen, dort stößt er auf den wohlangelegten Palast eines reichen Mannes; hier macht er an einem der vielen Ausschänke halt, dort an einem Laden, einer industriellen Anlage oder verirrt sich gar in ein Lupanar. Er liest die Anzeigen von Gladiatorenspielen, verlorenen Gegenständen, leerstehenden Wohnungen und empfindet bei der Lektüre der zahlreichen an die Hauswände gemalten Wahlempfehlungen die leidenschaftliche Aufregung, die die temperamentvollen Südländer bei solchen Gelegenheiten damals ergriff und noch heute ergreift. In den eingekritzelten Wandinschriften, die uns zu Tausenden erhalten sind, beobachtet man das Liebesleben des Volkes in bescheidenen zärtlichen Gedichten oder groben und gemeinen Anspielungen; an dem Schmerze oder der Bosheit des verschmähten und an der Seligkeit des erhörten Liebhabers verfolgt man den Bildungsgrad des gewöhnlichen Mannes und wird auf ähnliche Dinge aufmerksam. Zahlreiche nach dem Leben gemalte Bilder an den Häusern außen und innen treten ergänzend hinzu, Marktszenen, Szenen des Wirtshausverkehrs oder des Gladiatorenlebens, in denen entweder Typen des gewöhnlichen Volkes als Handelnde auftreten, oder, wie in den vielbewunderten Bildchen des neuentdeckten Vettierhauses, statt der Menschen Eroten und Psychen Träger der Handlung sind. Aber auch die an Zahl weit überwiegenden mythologischen Bilder, die ganz im Zusammenhange mit der Gesamtdekoration stehen, sind für uns wertvoll. Wir stellen uns vor, in welcher Umgebung Römer wie Cicero, Horaz, Ovid, Properz groß geworden sind, wie der hellenistische Geschmack im Gegenständlichen der Wandmalerei die jungen Römer von früh an auf die Wundergeschichten der griechischen Sagenwelt hinführte und sie anregte. |

Das bequemste Handbuch über Pompeii ist das populär gehaltene Werk von AMau, Pompeii in Leben und Kunst,[2] Lpz. 1908, zu empfehlen das kleine Büchlein von FvDuhn, Pompeii, eine hellenistische Stadt in Italien,[3] Lpz. 1918.

Im folgenden soll nun der Versuch gemacht werden, um das methodische Zusammenarbeiten von schriftlicher und monumentaler Überlieferung zu veranschaulichen, einige besonders für den Philologen wichtige Abschnitte der Privataltertümer auf Grund der geschilderten Quellen darzustellen. Dazu gehört vor allem eine Geschichte des Hauses und der Tracht. In einem weiteren Abschnitte sollen einige Bemerkungen über Hochzeit, Geburt, Tod folgen.

II. DAS HAUS

A. Einteilung und äußere Anlage

Vor der Zeit, da uns das antike Haus zum erstenmal in der Literatur entgegentritt, d. h. in den ältesten Partien des Epos, hat es schon lange Wandlungen durchgemacht. Wir vermögen die älteren Wohnweisen, dank den Forschungen der Archäologie, jetzt an deutlichen Beispielen zu verfolgen. Noch vor 25 Jahren war IvMüller (Hdb. IV 2 ff.) in seinen Privataltertümern auf Vermutungen angewiesen, wo wir jetzt zuverlässiges Material haben. Die Ausgrabungen in Orchomenos, die in den Jahren 1903 und 1905, durch AFurtwängler angeregt, namentlich von HBulle ausgeführt wurden, ferner die Untersuchungen von ChTsountas, Αἱ προϊστορικαὶ ἀκροπόλεις Διμηνίου καὶ Σέσκλου, Athen 1908 (vgl. GGA. 1910, 827 ff.), und weitere Forschungen haben mit voller Sicherheit gezeigt, daß der Rundbau überall in Griechenland die Urform der Wohnung war. Sie wirkt auch in den Gräbern nach, die die Wohnungen der Toten sind, z. B. in den hochaltertümlichen Gräbern auf den Kykladen und in den entwickelteren, prachtvollen Kuppelgräbern von Mykenai.

Weitere Spuren dieses Nachlebens der Rundhütte finden wir aber auch in Gebäuden wie der homerischen θόλος, dann dem sog. Hause des Oinomaos in Olympia, in den Rundbauten der klassischen Zeit und sonst. Man pflegt als eine Weiterbildung der Rundhütte, die als solche organisch nicht erweiterungsfähig war, den auch in Beispielen erhaltenen länger gestreckten Ovalbau anzusehen und diesen wieder als Vorstufe des rechteckigen Grundrisses zu betrachten, so HBulle, AbhAkMünch. 1907, 36 ff., FNoack, Ovalhaus und Palast, Lpz. 1908, CSchuchhardt, AbhAkBerl. 1914, 277. Aber für eine wirklich überzeugende Beweisführung ist, wie es scheint, das uns zu Gebote stehende Material in den Zwischenstufen noch zu spärlich und auch nicht ausreichend geklärt. Beispielsweise ist das berühmte Ovalhaus von Chamaizi-Siteia auf Kreta zwar ein Ovalbau, aber nur gezwungenermaßen, indem der Baugrund einen viereckigen Grundriß nicht zuließ (EPfuhl, Festgabe f. HBlümner, Zürich 1914, 187; RE. VII 2525). Man sollte aber nicht versäumen, die gesamten Abhandlungen zu lesen, dazu die entsprechenden Abschnitte bei CSchuchhardt, Alteuropa, die gerade für die Anfänge von grundlegender Bedeutung sind und auch für den entwickelteren Zustand wertvolle Beobachtungen enthalten. In der prähistorischen Forschung ist die Meinung vielverbreitet, als sei der Rund- oder Kurvenbau eine allein der alteuropäischen Kultur eigentümliche Hausform, die durch die rechteckige Hausform als eine Schöpfung des Orients unter der Herrschaft der kretisch-mykenischen Kultur zuerst im Ägäischen Meere und dann im Westen und Norden verdrängt worden sei. Aber für diese Vorstellung sind Beweise nicht zu erbringen (AthMitt. XXX [1905] 334). Möglich ist schließlich auch, daß sich der rechteckige Bau selbständig entwickelt hat, ohne daß die ältere Rundform planmäßig umgestaltet wurde. Jedoch ist es wohl richtiger, sich vorläufig nicht in nutzlose Kombinationen zu verlieren, sondern nur das wirklich Sicherstehende festzustellen.

In der weiteren Entwicklung der rechteckigen Raumformen geht das festländische Griechenland andere Wege als Kreta. Der Palasttypus der entwickelten Kultur auf Kreta mit seinen Pfeilersälen, peristylen Höfen und seiner wohldurchdachten Gesamtanlage ist von Grund aus verschieden von dem festländisch-mykenischen Megaronhause, das aus dem kretischen Palaste nicht entwickelt sein kann. Das ist in überzeugender Weise von Bulle und besonders von Noack ausgeführt worden.

Die Beobachtungen über die Verschiedenheiten der Paläste auf dem Festlande und in Kreta in kretisch-mykenischer Zeit, Verschiedenheiten, die sich allein schon in der Anordnung der Säulen an den Frontseiten auf das deutlichste bekunden, sind von größter Wichtigkeit nicht nur für die Geschichte des griechischen historischen Hauses. Denn auch sie beweisen (S. 4), daß das Volk, das die festländisch-mykenischen Paläste erbaut hat, nicht dasselbe gewesen ist wie das, dem die kretischen verdankt werden. Die festländischen Bauten sind vielmehr bereits nach Grundrissen und Plänen der eingewanderten 'Achäer', d. h. also von Griechen, errichtet — gewiß unter Zuhilfenahme kretischer Bauleute und daher von der überlegenen kretisch-mykenischen Kultur in vielen Einzelheiten beeinflußt. Wenn das aber so ist, dann folgt zugleich, daß diese Paläste für die Betrachtung des historisch-griechischen Hauses eine erhöhte Bedeutung gewinnen müssen: was wir von dem althomerischen Hause wissen, gibt dafür das deutlichste Anzeichen.

Für den Ursprung des ältesten griechischen Haustypus und seine Herleitung aus dem Norden sind wichtig CSchuchhardt, Die Römerschanze b. Potsdam, Prähist. Ztschr. I (1911) 209 ff., bes. 237 ff. AKiekebusch, ebd. II 371 ff.

Die Unterschiede zwischen kretischen und festländischen Palästen hebt besonders hervor FNoack in dem wichtigen Buche Homerische Paläste, Lpz. 1903. Seine Ausführungen in 'Ovalhaus und Palast' sind hauptsächlich gegen die Darlegungen WDörpfelds (AthMitt.

XXX [1905] 257 ff. XXXII [1907] 576 ff.) und DMackenzies gerichtet (Annual XI [1904/5] 121 ff. XII [1905/6] 216 ff.).

1. Das homerische Haus. Der Wunsch, von dem homerischen Hause eine deutliche Vorstellung zu gewinnen, hat schon seit JHVoß dazu geführt, nach den Angaben des Dichters einen Grundplan zu entwerfen. Dieser Grundplan, mit geringen Veränderungen noch bei EBuchholz, Homerische Realien II, Lpz. 1883, Taf. II, beibehalten und zuletzt von RCJebb, JhellSt. VII (1886) 170 ff., verteidigt, stellt ein längliches Rechteck als Umfassungsmauer dar, in das ein Hof, dahinter das Männermegaron mit dem Herde und die Gynaikonitis als miteinander verbundene Haupträume eingetragen sind. Vor dem Megaron sind πρόδομος, αἴθουςα und πρόθυρον angeordnet, Begriffe, die verschieden aufgefaßt und erklärt werden (S. 18), an die Gynaikonitis schließt sich der θηςαυρός, die Schatzkammer, und dieses oder jenes Gemach (θάλαμος) unmittelbar an. Eine Treppe führt bald hier, bald dort in das Obergeschoß, das Hyperoon, und in den hinter der Gynaikonitis freibleibenden Raum sind Thalamoi wie der des Odysseus, des Telemachos, die Tholos und andere Einzelheiten eingetragen.

Die Aufdeckung des Palastes von Tiryns brachte die überraschende Wahrnehmung, daß in ihm einzelne wichtige Anlagen sich mit den Angaben des Epos nahezu deckten. Es wurde nun der homerische Palast ganz nach dem mykenischen Palaste von Tiryns rekonstruiert. Der Hauptvertreter dieser Anschauung ist WDörpfeld (in dem Werke von HSchliemann, Tiryns, Lpz. 1886, 234 ff.), dem sich IvMüller (Hdb. IV 19 ff.) in den Hauptpunkten anschließt. Erst OPuchstein sprach sich (ArchAnz. VI [1891] 42) gegen die Identität aus und machte auf die älteren und jüngeren Schichten des Epos und die darauf beruhenden Verschiedenheiten der Entwicklung aufmerksam; auf diesem Wege ging weiter FNoack (in dem schon erwähnten Buche Homerische Paläste, Lpz. 1903). Daß nur von hier aus die Frage nach dem homerischen Hause gelöst werden kann, haben die Ausführungen Puchsteins und Noacks deutlich erwiesen.

In den anerkannt ältesten Partien des Epos ist das μέγαρον mit Vorhalle (vor der die αὐλή liegt) der einzige große Wohnraum des Hauses. Hier steht der Herd, um den sich die Familie sammelt, hier wird getafelt, hier hat die Frau des Hauses ihren Webstuhl, hier wird auch geschlafen. Am klarsten ist der alte Zustand geschildert beim Phaiakenabenteuer ζ 303 ff. η 334 ff. In der ersten Stelle beschreibt Nausikaa dem Odysseus das elterliche Haus mit μέγαρον und αὐλή, in der zweiten wird dem Odysseus ὑπ' αἰθούςῃ, d. h. in der Halle vor dem Megaron, ein Lager bereitet, während das Ehepaar im μυχὸς δόμου ὑψηλοῖο schlafen geht. Dieselben Vorstellungen, in die gleichen Worte gefaßt, finden sich γ 395 ff. und δ 296 ff. Besonders lehrreich ist die Wiederholung Ω 643 ff., wo es sich um das Zelt des Achilleus handelt, das wie ein Herrenhaus beschrieben und geschildert wird. Nachdem Achilleus den Priamos in der αἴθουςα hat unterbringen lassen, gibt er eine Motivierung dafür, die einer Entschuldigung ähnlich sieht. In den anderen Stellen ist es dagegen ganz selbstverständlich, daß der Gast in der αἴθουςα schläft. Noack hat sehr richtig geschlossen, daß der Dichter in der jüngeren Iliasstelle Verhältnisse schildert, die ihm nicht mehr geläufig sind, primitivere Zustände, für die er eine Erklärung zu geben sich genötigt sieht. Mit dem μυχὸς δ. ὑ. wird der innerste Teil des μέγαρον bezeichnet, wie überhaupt niemals mit μυχός ein gesondertes Gemach gemeint ist, sondern stets der entlegenste Teil eines Raumes. Daß der in den erwähnten Stellen genannte μυχός im μέγαρον gemeint ist, geht z. B. daraus hervor, daß X 440 Andromache ihren Webstuhl im μυχός hat, der Webstuhl aber hat seinen Platz im

μέγαρον Γ 125, wie auch im Palaste des Alkinoos im μέγαρον gesponnen wird. Da nun in dem ältesten Herrenhause die Eheleute selbst das μέγαρον zum Schlafen einnehmen, muß sich der Gast mit der αἴθουσα begnügen.

Neben dem μέγαρον des Hausherrn und der Hausfrau werden besondere Wohnräume für die erwachsenen und verheirateten Kinder im althomerischen Hause erwähnt. Solange die Kinder klein sind, leben sie bei den Eltern; dann erhalten sie ein eigenes selbständiges Haus, das θάλαμος, aber auch μέγαρον genannt wird, entsprechend der schwankenden Nomenklatur, die der Interpretation die größten Schwierigkeiten bereitet. So haben Telemach, Hektor, Paris, Nausikaa u. a. ihre θάλαμοι. Ihre Anlage entspricht durchaus der Anlage der elterlichen μέγαρα mit Hof, Vorhalle und eigentlichem Wohnraume (I 462 ff., wo der Thalamos des Phoinix geschildert wird), und in ihnen spielt sich das Leben genau so ab wie in jenen. Eine im Sinne des Epos durchaus nicht lächerliche Vorstellung ist es daher, wenn Paris seine Waffen in demselben θάλαμος putzt, in dem Helena mit ihren Mägden sitzt.

Zu dieser ältesten Vorstellung stehen im Widerspruche einige Stellen des Epos, die für ein besonderes Schlafgemach der Eheleute angeführt werden könnten. Aber diese sind entweder jüngeren Ursprungs oder können anderweitig erklärt werden. So δ 304, wo Menelaos μυχῷ δόμου, d. h. im μέγαρον, schlafen gegangen ist, am anderen Morgen aber δ 310 aus dem θάλαμος, nicht aus dem μέγαρον, tritt. Hier ist entweder θάλαμος wie μέγαρον gebraucht, oder die Stelle ist entnommen aus β 2—5, wo Telemachos aus seinem eigenen Thalamos tritt, was ganz natürlich ist. δ 120 f. sitzt Menelaos mit Telemachos im μέγαρον, und nun tritt Helena mit großem Pomp ἐκ θαλάμοιο in das μέγαρον ein. Die Verse sind, wie Noack gezeigt hat, aus τ 51 ff. übernommen, wo Penelope ἐκ θαλάμοιο tritt. Bei diesem Thalamos wird man lieber an einen Nebenraum — Gesindezimmer oder dgl. — denken, da ja Penelope durch das Treiben der Freier aus dem Megaron verscheucht ist, als an den abgesondert gelegenen berühmten Ehethalamos des Odysseus. Denn dieser Ehethalamos, der einzige sichere 'Ehethalamos' in den ältesten Partien des Epos, ist augenscheinlich für die große Erkennungsszene geschaffen. Jedenfalls aber ist seine ungewöhnliche Anlage ein Zeichen dafür, daß er mit den regelmäßigen Bestandteilen des althomerischen Herrenhauses nichts zu tun hat. Außer an diesen Stellen werden besondere θάλαμοι, eheliche Schlafgemächer, im Demodokosliede θ 266 ff. und in der Διὸς ἀπάτη Ξ 338 erwähnt. Bei beiden Gelegenheiten handelt es sich aber um besondere Heimlichkeiten in Götterkreisen, ferner gehören beide Stellen zu den jüngsten Teilen des Epos und schildern jüngere Wohnverhältnisse, wo das μέγαρον nicht mehr zum Schlafen benutzt wird.

Zu den erwähnten Teilen des ältesten Herrenhauses, μέγαρον, αἴθουσα und αὐλή, wird man mit ihm verbundene Nebenräume für das Gesinde, Vorratsräume und das Badezimmer hinzuzurechnen haben. Das ist ungefähr die Anordnung, wie wir sie in Gurnia auf Kreta und in Phylakopi auf der Insel Melos finden (FÖlmann, ArchJahrb. XXVII [1912] 38 ff.), beides Anlagen, die von den erobernd über die Inseln vordringenden Griechen geschaffen worden sind; auch der Komplex des sog. Frauengemaches in Tiryns ist nächst verwandt. Eine besondere Waffenkammer existierte nicht, wie RMünsterberg (ÖsterJahrh. III [1900] 137 ff.) gezeigt hat, sondern die Waffen haben ihren Platz im Megaron und sind aus ihm beim Freiermorde mit Überlegung beseitigt worden.

Das besondere Frauengemach zu ebener Erde im Epos ist ein Phantasiegebilde der modernen Interpretation. Das erwiesen bereits OPuchstein und FNoack (56 ff. Vgl. auch JvanLeeuwen, Mnemosyne XXIX [1901] 239 ff.). Aber zu dem |

Frauengemache wird als zweiter Aufenthaltsort für die Frau noch das Hyperoon in die Pläne des Hauses eingesetzt. Das schließt einander aus, denn ein Frauengemach zu ebener Erde macht das Hyperoon überflüssig, und umgekehrt. Die Erwähnungen des Hyperoon stammen nun sämtlich aus einer Zeit, in der die Odyssee ihre letzte Fassung erhielt, als im Wohnhause bereits die Scheidung in Andronitis und Gynaikonitis vollzogen war und für die Gynaikonitis das obere Stockwerk bestimmt wurde. Was aber den Frauensaal zu ebener Erde betrifft, so findet sich im Epos nirgends eine genauere Angabe über seine Lage zum Megaron, noch über seine Ausstattung und Einrichtung. Die Räume, in denen Penelope sich außerhalb des eigentlichen Megaron zu ebener Erde aufhält, geben keinen Anlaß, auf einen speziellen Frauensaal zu schließen, sondern lassen sich ungezwungen als Gesindezimmer erklären. Nur ρ 492ff. — die Hauptbeweisstelle — verdient besondere Erwähnung. Hier hört Penelope, die mit den Mägden im θάλαμος sitzt, wie Odysseus im μέγαρον von dem Schemel, den Antinoos wirft, getroffen wird (βλημένου ἐν μεγάρῳ), und spricht darüber mit den Mägden, ruft dann den Eumaios und bittet ihn, Odysseus zu ihr zu bestellen. Wie Eumaios zu ihr gelangt, wird nicht gesagt: der Dichter hat nicht für nötig gehalten, das zu sagen. Währenddem niest Telemachos im Männersaale, so daß es Penelope hört. Dann kommt Eumaios zurück βὰς ὑπὲρ οὐδοῦ und sagt, Odysseus rate ihr ἐνὶ μεγάροισι μεῖναι. Aus dieser Stelle besonders ist auf eine Raumdisposition des homerischen Palastes wie in Tiryns geschlossen worden, wo neben dem Hauptsaale ein Nebensaal liegt, den man als Frauensaal ausgibt (Müller Hdb. 26f.). Aber es ist unstatthaft, von hier aus auf ein besonderes stattliches Frauengemach in ältester Zeit zu schließen. Denn ganz abgesehen davon, daß hier μέγαρον statt θάλαμος gebraucht sein könnte, wie auch sonst zuweilen, ist der Dichter dieser Partie eingestandenermaßen einer der jüngsten und ärmlichsten des Epos, der, vielleicht auf Grund des Haustypus seiner Zeit, einen Raum erfindet, um die Situation dichterisch gestalten zu können. Für das älteste Haus kann also die Stelle nichts beweisen.

Ebensowenig läßt sich mit der nur einmal erwähnten ὀρσοθύρη (χ 126—143. 333) und der gleichfalls nur einmal erwähnten λαύρη und den ῥῶγες anfangen: weder der Plan des Palastes von Tiryns hilft hier weiter noch die scharfsinnigsten Erklärungen alter und moderner Philologen und Etymologen. Alle diese Einrichtungen des Palastes — wozu man noch die vielumstrittene θόλος (χ 460ff.) rechnen mag, die bis zum Abtritte degradiert worden ist, während sie in Wirklichkeit wohl ein Wirtschaftsgebäude war, entweder wirklich ein Überbleibsel aus uralter Zeit oder im Typus des Rundbaus aufgerichtet — sind anscheinend für die eine Gelegenheit des Freiermordes in die Dichtung eingeführt. Gewiß verbindet der Dichter damit bestimmte Vorstellungen, aber schwerlich denkt er dabei daran, ob alle diese Einzelheiten zu der Gesamtvorstellung des Palastes passen, sondern er braucht sie, um die Szenerie glänzender zu gestalten; und die antiken Hörer werden schwerlich so strenge Anforderungen an den architektonischen Zusammenhang gestellt haben, wie wir es heute tun. Daher treffen Versuche wie z. B. der WReichels (Mitt. arch. epigr. Sem. Wien XVIII [1895] 6ff.) und der scharfsinnigere FNoacks (Strena Helbigiana, Lpz. 1900, 215) schwerlich das Richtige, wenn auch diese Versuche an sich durchaus berechtigt sind. Namentlich die Häuser in Gurnia und Phylakopi (s. S. 16) fordern zur Erläuterung der ῥῶγες, λαῦραι usw. auf, wie von EPfuhl (Festgabe f. HBlümner 203, 1) richtig hervorgehoben ist.

Für die Vorstellung der Hauptteile des Palastes läßt sich aus den Ruinen von Tiryns sehr wesentlicher Nutzen ziehen. Das Wichtigste findet sich darüber bereits in Schlie-

manns 'Tiryns' von Dörpfeld auseinandergesetzt. Bemerkt wurde schon weiter oben, daß es gerade die festländischen Paläste sind (Tiryns, Mykene, Arne: AthMitt. XIX [1894] 405ff.), die für die homerische Palastanlage in Frage kommen, während die Paläste in Kreta immer | mehr ausscheiden, je besser wir sie kennen und verstehen lernen. Die hauptsächlichsten Übereinstimmungen betreffen das Megaron mit den vier um den Herd angeordneten Säulen, die Halle, die davorliegt, und die mit den weiter oder enger begrenzenden Ausdrücken πρόδομος, αἴθουσα, πρόθυρον bezeichnet wird, sowie den Hof mit der der Tür des Megarons gegenüberliegenden Kultstätte. Auch die Eingangstür zum Hofe mit ihrer αἴθουσα findet am Hoftore zu Tiryns genaue Analogie. Endlich haben Einzelheiten, wie der berühmte Kyanosfries im Hause des Alkinoos, durch die Funde von Tiryns überraschende Erklärungen gefunden. Bei allen diesen Übereinstimmungen ist jedoch ein sehr wichtiger und namentlich von Noack hervorgehobener Gesichtspunkt zu beachten, nämlich der, daß der Gesamtzuschnitt des althomerischen Hauses in allem und jedem einen weit einfacheren, ja primitiveren Eindruck gewährt als die auf uns gekommenen Paläste der mykenischen Kulturperiode; besonders wichtig erscheint dabei auch, daß von irgendwelcher Wandmalerei bei Homer nirgends die Rede ist. Denn die ἐνώπια παμφανόωντα kann man nicht anders als mit weißem Kalkputze erklären. Nicht die Einzelteile des Hauses sind grundsätzlich verschieden, sondern die Gesamtheit der Vorstellung. Gerade der Menge an Räumlichkeiten, die für die mykenischen Paläste besonders charakteristisch ist, entbehrt anscheinend das althomerische Herrenhaus. Diese Erscheinung erklärte PCauer, NJahrb. XV (1905) 7 damit, daß die Dichter vormykenische Zustände schildern, wobei wir mit den Vorstellungen in märchenhafte Vorzeiten kämen, Noack damit, daß 'jene alte Hausanlage mit einem Megaron am Hofe und den notwendigsten Nebenräumen am Korridor als fester Typus die mykenische Zeit überdauert habe'.

Aber es ist wohl richtiger, nicht von einem Überdauern zu sprechen, sondern mehr von einem Neben- und Nacheinander einfacherer und reicherer Formen. Nach ihrem Eindringen in die von Kreta ausgehende Kultursphäre haben die Griechen den Luxus der fremden Kultur zunächst ergriffen und ihre Paläste räumlich im Anschlusse an die glanzvollen nnd unbeschränkten kretischen Verhältnisse erbaut, jedoch unter Wahrung der nationalen Raumdisposition; denn die Anlage des Palastes von Tiryns ist das Werk griechischen Geistes. Bei dem allgemeinen Rückgange, der, wie wir verfolgen können, allmählich der ersten Einwanderung folgte, sind die nachfolgenden griechischen Einwanderer nicht mehr in demselben Maße von einer überlegenen Kultur beeinflußt worden wie ihre Vorgänger. Sie verwendeten ihr alteinheimisches Schema des Hauses, ohne es alsdann wesentlich zu verändern und zu erweitern, und das würde etwa der Haustypus sein, der in den ältesten Teilen des Epos zutage tritt.

Von der Zeit der homerischen Kultur bis zur klassischen Periode sind in der Wohnweise naturgemäß mancherlei Änderungen eingetreten. Der Charakter der Einzelsiedelung tritt zurück und macht einer städtischen Wohnweise Platz, bei der eine ganze Reihe gleichwertiger Häuser nebeneinander liegt. Die damit verbundene Einschränkung im Raume führte zum Hyperoon, das in den jüngsten Partien des Epos bereits, wie bemerkt, eine wichtige Rolle spielt und als Frauengemach dient. Wenn aber ein besonderes Frauengemach erforderlich war, so folgt daraus, daß in dieser Übergangszeit auch das μέγαρον nicht mehr der Mittelpunkt des Familienlebens blieb, sondern der besonderen Bestimmung als Männersaal, als Repräsentationsraum vorbehalten wurde. Damit wurden aber auch besondere Schlafräume, θάλαμοι, nötig, wie sie gleichfalls schon in den jüngsten Partien des Epos auftreten, und die man in entlegeneren Teilen des Hauses untergebracht denken kann. Daß nun jedes Haus ein Hyperoon gehabt hätte, wäre natürlich ein falscher Schluß. Wo Platz war, wird die γυναικωνῖτις auch zu ebener Erde angelegt gewesen sein, genau so, wie im klassischen Hause das Etagenhaus neben dem reinen Parterrehause nebeneinander vorkommt. |

Sehr lehrreich ist die Arbeit von CSchuchhardt, Hof, Burg und Stadt bei Germanen und Griechen, NJahrb. XXI (1908) 305ff., in der die Entwicklung der Wohnweise von den frühesten Zeiten an verfolgt wird.

2. Das Haus der klassischen Periode. Die Geschichte, die IvMüller (Hdb. IV 33 f.) von dem Hause der klassischen Zeit bietet, dürfte schwerlich geeignet sein, in dem Leser ein deutliches Bild hervorzurufen. Die Vorstellung, daß sich der homerische Hofraum vor dem Hause nur auf dem Lande erhalten habe, dagegen im Stadthause zu 'einer kleinen freien Räumlichkeit vor dem Hause mit Einfriedigung (προφράγματα, Vergitterungen aus Holz, daher auch δρύφακτοι Lattengehege genannt)' zusammengeschrumpft sei, ist ebenso irrig, wie die von dem Innen- oder Lichthofe, der bei reicheren Häusern mit ringsumliegenden Säulenhallen ausgestattet gewesen sei, also einen peristylartigen Charakter getragen habe. Eine, wie ich glaube, richtigere Anschauung kann allerdings erst auf mancherlei Umwegen gewonnen werden.

Sehr wichtig sind erstens freilich spärliche monumentale Quellen des 6. Jahrh. v. Chr. Der korinthische Krater in Berlin mit dem Auszuge des Amphiaraos (MonIst. X, Taf. IV—V) zeigt die Front eines Palastes, von der man die Vorhalle mit zwei Säulen zwischen zwei Pfeilern (Anten) erkennt, also ganz wie die Front des tirynthischen Herrenhauses. Vor dem Palaste hält der Wagen des Königs, und hier spielt sich die erregte Abschiedsszene ab. Um das Haus zu verlassen, muß der Wagen alsdann durch ein zweites Gebäude, das rechts abgebildet ist, wieder mit zwei Säulen zwischen zwei Anten, also entsprechend dem tirynthischen Hoftore. Mit anderen Worten: der Hauskomplex des Palastes zerfällt in drei Teile, das Hoftor, den Hof, in dem die Darstellung vor sich geht, und das eigentliche Megaron, von dem als wesentlich nur die Front zu sehen ist, das man sich aber gewiß wie in Tiryns zu denken hat.

Genau so wie die Front dieses Hauses ist die Front des Palastes auf der Françoisvase um 580 v. Chr. (AFurtwängler u. KReichhold, Griech. Vasenmalerei, Münch. seit 1900, Taf. I. II) dargestellt, gleichfalls mit zwei Säulen zwischen den Anten, während das Hoftor freilich fehlt, und genau so war sie geschildert auf der gleichzeitigen fragmentierten Vase des Sophilos von Athen (AthMitt. XIV [1889] 1 ff., BGräf, D. ant. Vasen v. d. Akropolis z. Athen, Berl. 1909 ff., Taf. 26). Daß in Attika zu dieser Zeit, also im 6. Jahrh. v. Chr., ein Hof mit Hoftor vor dem Megaron zu denken ist, ergibt sich ferner aus einem Bilde bei EGerhard, Auserlesene Vasenbilder, Berl. 1858, 266, wo zum Kampfe ausziehende Krieger von ihren Verwandten vor der Vorhalle des Megarons im Hofe verabschiedet werden, um dann durch das Tor der αὐλή, das rechts angedeutet ist, das Haus zu verlassen.

Auch die späteren strengeren und entwickelteren rotfigurigen Vasenbilder des 6. und 5. Jahrh. zeigen oft Szenen des häuslichen Lebens mit Andeutungen der Hausarchitektur. (Vgl. z. B. die Bilder bei OMvStackelberg, Gräber der Hellenen, Berl. 1837, Taf. XXVI. XXXII. XXXIV. XXXVI. XLII). Man erkennt daraus, daß vor der Tür zum eigentlichen Hause eine Vorhalle angeordnet zu sein pflegte, die mehr oder weniger deutlich ausgeführt ist, oft aber zwei Säulen, doch wohl zwischen zwei Pfeilern, zeigt, und daß davor ein Hof liegt, in dem häusliche Verrichtungen aller Art vor sich gehen. Es ergibt sich daraus als ziemlich sichere Vermutung, daß auch in den Häusern des 5. Jahrh. die Hauptteile im allgemeinen nicht anders angelegt waren, als wir sie aus denen des 6. kennen gelernt haben, die ihrerseits wieder mit dem im homerischen Hause auftretenden Typus zusammengehen.

Eine weitere wichtige monumentale Quelle bieten die in antiken Ruinenstätten | erhaltenen Häuser. Dabei sehen wir von den spärlichen und meist zeitlosen Resten antiker Häuser in Athen ab. Wohl aber haben die hochwichtigen Ausgrabungen in Priene zahlreiche Häuser des 4.—3. Jahrh. v. Chr. ans Licht gebracht, die deswegen schon hier herangezogen werden müssen, weil ihr Typus genau zu dem stimmt,

was sich aus den vorher geschilderten Vasenmalereien ergeben hat. Es soll hier nicht auf alle Einzelheiten, sondern nur auf das Typische eingegangen werden. Die Eingänge pflegen in der Regel nicht an den west-östlich ziehenden Hauptstraßen angelegt zu sein, sondern an den schmaleren Seitengäßchen, die nord-südlich durchquerend einzelne insulae, für je vier Häuser Raum bietend, abteilen; nach den Hauptstraßen zu zeigen die Häuser wie im heutigen Orient schweigsame geschlossene Wände. Von den vier Häusern jeder insula lagen also jedesmal zwei an der Nordseite und zwei an der Südseite. Nun ist das Wichtigste, daß nicht nur die zwei Südhäuser so angelegt sind, daß sie für den Hauptraum der Südsonne möglichst Einlaß gewähren, was ja natürlich ist, sondern auch die Nordhäuser sind in derselben Weise orientiert — die Nordhäuser haben also nicht die entgegengesetzte Front, Rücken an Rücken, sondern sie liegen mit derselben Front hinter den Südhäusern. Ängstlich ist also auf den Sonnenstand Rücksicht genommen. So typisch wie die Gesamtanlage, so typisch ist auch der Plan des eigentlichen Hauses, wenigstens in seinen Hauptteilen. Nachdem man den Eingang durchschritten hat, gelangt man in eine αὐλή, an deren West- und Ostseite kleinere Räume liegen, zuweilen führt eine Treppe in ein oberes Stockwerk; die Nordseite, nach Süden geöffnet, bietet stets das Hauptgemach, und zwar mit einer Vorhalle davor. Nicht also eigentlich einen Lichthof, wie es die Höfe der späteren, an anderen Orten auch gleichzeitigen Peristylhäuser sind (S. 22), sondern, um homerisch zu sprechen, ein μέγαρον, eine αἴθουσα und eine αὐλή davor zeigt uns der prienische Haustypus; nach den Bezeichnungen hellenistischer Zeit οἶκος (oecus), προστάς (oder παστάς, προστῷον) und αὐλή, dieselbe Anordnung, wie wir sie aus den Vasenbildern erschlossen haben.

Aus der Kombination dieser Faktoren ziehen wir als Resultat den Schluß: auch das Haus der klassischen Periode des 5. Jahrh. unterschied sich in seiner Hauptanlage nicht von dem prienischen oder homerischen, vielmehr hat sich der alteinheimische Typus mit eiserner Konsequenz durch Jahrhunderte hindurch lebendig erhalten. Diesen aus den monumentalen Zeugnissen gezogenen Schluß sind die Zeugnisse der klassischen Schriftsteller im höchsten Maße geeignet zu unterstützen.

Für die allgemeine Lage des Hauses empfiehlt Xenoph. Memorab. III 8, 8—10 und Oik. 9, 2 dieselbe Anordnung der Hauptteile nach Süden, wie wir sie aus Priene — übrigens auch schon aus Tiryns — kennen. Die Einzelheiten, die er hier zugleich erwähnt, werden noch weiter unten zur Sprache kommen. Vom Hause selbst gibt die einzige ausführliche Notiz alsdann Plat. Protag. 314 C, wo Sokrates und Hippokrates in das reiche Haus des Kallias eintreten. Der grobe Portier, der ihnen nicht gleich aufmachen will, veranlaßt sie im πρόθυρον zu einem Gespräche; dieses πρόθυρον wird also eine der Eingangstür nach der Straße hin vorgelegte Halle gewesen sein. Nach einigem Warten treten sie ein, vermutlich doch durch die αὔλειος θύρα, denn sie ist nach Harpokration ἡ ἀπὸ τῆς ὁδοῦ πρώτη θύρα τῆς οἰκίας, und gelangen in den Hof, die αὐλή. Hier bemerken sie zwei Gruppen, die eine mit Protagoras und seinen Bewunderern in dem προστῷον auf und ab wandelnd, die andere mit Hippias in dem κατ' ἀντικρὺ προστῷον. Es ist doch kaum anders denkbar, als daß das eine προστῷον die innere Vorhalle des Hoftors gebildet hat, das andere die vor dem Megaroneingange gelegene Halle. Jedenfalls kann an dieser Stelle von | einem durch Säulenhallen umgebenen Lichthofe überhaupt gar nicht die Rede sein, denn sonst würden nicht die beiden προστῷα ausdrücklich als Einzelhallen bezeichnet sein. Diese Stelle kennzeichnet vielmehr die Identität des vornehmen attischen Hauses im 5. Jahrh. v. Chr. mit dem althergebrachten Haustypus. Was Platon mit προστῷον bezeichnet, nennt Xenoph. Oik. 9, 2 παστάς, aus παραστάς zusammengezogen, ein

Wort, das nach Vitruv mit προςτάς, Vorhalle, identisch ist. Auch Xenophon empfiehlt demnach die vorgeschlagene Identifizierung des klassischen mit dem prienischen resp. altgriechischen Hause. Wenn nun häufig von οἶκος, ἀνδρών, ἀνδρωνῖτις im Gegensatze zu γυναικωνῖτις gesprochen wird und im ἀνδρών Gastmähler stattfinden (Aesch. Choe. 243), so liegt es nahe, in diesem ἀνδρών, dem Hauptsaale, das alte μέγαρον zu erblicken. Freilich werden, entsprechend der auch in dieser Zeit schwankenden Terminologie, auch Gastzimmer für Männer als ἀνδρῶνες bezeichnet (Choe. 712). Die γυναικωνῖτις, die Räumlichkeiten der Hausfrau und der Dienerschaft, lag entweder eine Treppe hoch, wie in der Rede des Lysias über Eratosthenes' Mord 9 so anschaulich geschildert wird, oder zur Seite der ἀνδρωνῖτις zu ebener Erde, wie sie Xenophon kennt; dort ist sie durch einen komplizierten Verschluß (HDiels, Parmenides, Berl. 1897, 141) von der ἀνδρωνῖτις getrennt. Sie war aber nicht eine Sonderbehausung mit eigener αὐλή, sondern ein abgeschlossener Teil des einen Hauses. Wer aus ihr herauswollte, mußte durch die Männerwohnung, von wo aus er genau kontrolliert werden konnte; das geht aus den bei Xenophon erwähnten Vorsichtsmaßregeln hervor. Zu bemerken ist ferner, was auch die Vasenbilder lehren, daß sich die Frau, wenn sie Luft schöpfen will, im Hofe vor der Männerwohnung aufhält (Demosth. c. Euerg. et Mnes. 55), also eine eigne αὐλή nicht besitzt. Für die Gesamtanordnung ergibt sich somit ein deutliches Bild. Die verschiedenen zuweilen erwähnten Einzelräume — ταμιεῖα Wirtschaftsräume, ξενῶνες Fremdenzimmer, κοιτῶνες Schlafzimmer, ἀπόβατος Abtritt usw. — mögen wir uns an der αὐλή nach Belieben angeordnet denken. Denn wie können wir uns vermessen, alle diese Räume nach den verlorenen Notizen in ein Schema zu bannen, wo doch, wie heute so damals, die persönliche Neigung des Bauherrn wesentlich bestimmend wirkte. Auch für Einzelheiten wie die μέταυλος oder μέσαυλος θύρα (Lys. I 17) wird man schwerlich ganz befriedigende Erklärungen finden.

Wenn hier von einem Typus des Hauses in der klassischen Zeit gesprochen ist und zum Beweise für das Typische attische Vasenbilder und daneben die Häuser einer verhältnismäßig kleinen ionischen Landstadt herangezogen wurden, so kann der Beweis vielleicht trotz Platon und Xenophon als nicht vollgültig erscheinen. Man wird auch getrost zugeben können, daß in einer Großstadt wie Athen, wo sich alles drängte, namentlich die Armen sich den Luxus eines οἶκος mit αὐλή schwerlich geleistet haben, ebenso wie später in hellenistischer Zeit in Italien sich nur die Reichen das Vergnügen leisten konnten, ein Peristyl zu besitzen oder deren mehrere. Das Entscheidende ist für das Athen der klassischen Zeit, daß es kein Peristylhaus gegeben zu haben scheint, und damit trennt sich die Periode deutlich von der späteren hellenistischen. Häuser von mehr als zwei Stockwerken sind anscheinend in Athen in der klassischen Zeit nicht üblich gewesen; der πύργος des Timotheos (Aristoph. Plut. 180) allerdings, ferner der πύργος, der bei Demosth. c. Euerg. et Mnes. 55 der Dienerschaft als Wohnung dient, dann das hohe Haus des Meidias in Eleusis, das den Nachbarn das Licht wegnahm (Dem. XXI 158), u. a. sind Beispiele dafür, daß man auch in der vorhellenistischen Zeit mehr als zwei Stockwerke kannte, allerdings aber hat es wohl schwerlich in der klassischen Zeit in Athen Mietskasernen, wie sie in der hellenistischen Zeit in Griechenland und in Rom üblich waren, gegeben. Für die Möglichkeit verschiedener Erscheinungsformen der Wohnhäuser in den verschiedenen Bereichen im Umkreise des Ägäischen Meeres ist charakteristisch Galen. (2. Jahrh. n. Chr.) de antidotis I 3 (CGKühn, Lpz. 1821—33, XIV 17f.). Hier beschreibt er nämlich das griechische Bauernhaus seiner Heimat, der Gegend von Pergamon, mit einem Grundrisse, der dem römischen und niedersächsischen Bauernhause sehr ähnlich ist (s. u. S. 24), also von dem des griechischen Hauses völlig abweicht. Aus solchen vereinzelten Angaben geht die Lückenhaftigkeit unseres Materials sehr deutlich hervor — nur das für Athen Typische läßt sich eben einigermaßen erschließen.

3. Das hellenistische Haus. Die eine uns bekannte Form des hellenistischen Hauses bietet uns, wie bemerkt, Priene in ihrem Anschlusse an den uralten einheimi-

schen Haustypus. Eine zweite haben wir durch die Ausgrabungen in Delos (BCH. XIX [1895] 460ff.) kennen gelernt. Ihre reichste Ausbildung schildert Vitruv VI 10 in der Beschreibung der Männerwohnung des griechischen Hauses. Der wichtigste Unterschied gegen den anderen Typus besteht darin, daß der freie, vor dem alten | Megaron liegende Hof wie ein Peristyl, d. h. wie eine ringsumlaufende, überall gleich hohe Säulenhalle, gestaltet ist, um die die Zimmer ziemlich gleichmäßig verteilt sind. Jedoch ist an den aufgedeckten Hausplänen zu bemerken, daß zuweilen die dem Eingange gegenüberliegende Seite als die bedeutendste hervorgehoben wird, und ebenso kennt Vitruv ein 'rhodisches' Peristyl, in dem die Säulen der Südseite, hinter der der Hauptsaal anzuordnen ist, sich durch größere Höhe vor den übrigen auszeichneten. In diesen Erscheinungen darf man wieder den Anschluß an den alteinheimischen Typus erblicken, der nach Vitruv bei der Frauenwohnung noch konsequent festgehalten wurde, oder einen Kompromiß zwischen beiden Typen. Das Haus in Olbia bei SCybulski, Tabulae etc. Taf. X ist schwerlich richtig wiederhergestellt. Wie alt das Peristylsystem ist, läßt sich nicht sagen. Wir kennen es in grauer Vorzeit bereits aus den Palästen auf Kreta, und es ist wohl möglich, daß hier eine zusammenhängende Tradition vorliegt, deren verbindende Glieder wir indessen noch nicht feststellen können (CSchuchhardt, AbhAKBerl. 1914). Die Vermutung, daß die Verbreitung des Peristylhauses in hellenistischer Zeit durch die öffentlichen Bauten mit ihren Säulenhallen (Gymnasien und Palästen) gefördert sei (Festgabe f. HBlümner 208, RE. VII 2543), hat keine große Wahrscheinlichkeit, da die Häuser im allgemeinen älter sind; auch hat man vielfach an einen Einfluß des orientalischen Haustypus gedacht, dessen Kenntnis in der Zeit des Hellenismus verbreitet worden sei. Das älteste datierte Peristylhaus ist das in Pergamon aus dem Ende des 3. Jahrh. v. Chr. (AthMitt. XXXII [1907] 167ff.). In Priene ist es deutlich jünger als der Typus mit der αὐλή, die in Delos aufgedeckten Häuser gehören erst dem 2. Jahrh. v. Chr. an. In dieser Zeit scheint das Peristylhaus überall in der griechischen Welt Mode gewesen zu sein, es ist das Haus, das in hellenistischer Zeit wohl schon im 3. Jahrh. v. Chr. auch von dem Westen übernommen wurde, wie weiter unten bei der Besprechung des römischen Hauses dargelegt werden wird.

Für die Anlage der späthellenistischen Häuser in Ägypten haben die Papyri reiches Material aufbewahrt. Vgl. FLuckhard, D. Privathaus im ptolemäischen und römischen Ägypten, Gieß. 1914.

Als Baumaterial für die Häuser des griechischen Altertums haben wir uns im allgemeinen Lehmziegel und Bruchsteine zu denken, und zwar meist das Fundament aus Bruchsteinen mit Lehm, die hochgehenden Mauern aus Lehmziegeln oder Bruchsteinen. Das ist wenigstens die Bauweise, die in Priene überall in den Privathäusern erhalten ist. Ob dagegen wie hier, so schon im 5. Jahrh. v. Chr. die Innenwände mit solidem Marmorstuck versehen waren, muß sehr zweifelhaft bleiben, vielmehr wird früher ein einfacher Kalkverputz die Regel gewesen sein. Ein solcher einfacher Kalkverputz kann zu bunten Malereien wenigstens in großem Umfange kaum brauchbar gewesen sein. Indessen werden doch mehrfach in den Häusern γραφαί und ποικιλίαι oder ποικίλματα erwähnt. So von Xenophon (Oik. 9. Memorab. III 8, 10), der sie nicht für schätzenswert hält, sich aber über ihre Art nicht genauer ausdrückt. Wichtiger ist, daß Kratinos (fr. 42) von bunten παραστάδες und πρόθυρα, Platon (rep. 529 B) von ποικίλματα ἐν ὀροφῇ spricht. Das läßt darauf schließen, daß nur die Teile des Hauses, die entweder aus Stein oder aus Holz ausgeführt waren, häufig mit bunter Malerei ausgestattet waren. Holzmalereien sind uns aus klassischer Zeit und später besonders an hölzernen Sarkophagen aus der Krim er-

halten, und Malereien auf Stein sind uns aus Athen seit den frühesten Zeiten geläufig. Von wirklicher, durch Künstlerhand ausgeführter Wandmalerei kennen wir aus dem 5. Jahrh. v. Chr. nur zwei Beispiele. So heißt es von dem Hause des Alkibiades (Plut. Alk. 17), daß es Agatharchos, von dem des Archelaos (Ael. v. h. XIV 17), daß es Zeuxis ausgemalt habe. An der Möglichkeit ist zwar nicht zu zweifeln, jedoch handelt es sich hier nicht um Lehmhäuser, sondern gewiß um prächtige Paläste aus Stein, wie bei den öffentlichen Gebäuden (Στοὰ ποικίλη) und Tempeln, von deren Ausmalung wir genau unterrichtet sind, und gegen deren Ausmalung auch Xenophon nichts einzuwenden hatte. Diese beiden Ausnahmen werden also die Regel bestätigen.

Was wir von antiken Holzmalereien haben, ist leicht zugänglich zusammengestellt von KWatzinger, Griechische Holzsarkophage a. d. Zeit Alex. d. Gr., Lpz. 1905. Für die Malereien auf Stein (Kalkstein und Marmor) ist an die ältesten bemalten Skulpturen zu erinnern, die einzeln nicht angeführt zu werden brauchen (s. d. Abschnitt Archäologie). | Häuser aus der Zeit vor 464 v. Chr. sind 1908 in Milet entdeckt worden, aber bisher nur angeschnitten, ohne daß sie einstweilen etwas zur Lösung beitrügen.

Gegenüber der früher wahrscheinlich bestehenden Einfachheit hat seit dem 4. Jahrh. und namentlich in der Folgezeit ebenso wie in der äußeren Anlage des Hauses ein veränderter Geschmack auch bei der Innendekoration um sich gegriffen. Dafür sind die wichtigsten Zeugen griechische ausgemalte Kammergräber, besonders in Nordgriechenland (ArchJahrb. XXVI [1911] 193 ff.), Ägypten (HThiersch, Zwei Grabanl. bei Alexandreia, Berl. 1904; RPagenstecher, Nekropolis, Lpz. 1919) und Südrußland (MRostowzew, D. ant. dekorative Malerei im südl. Rußland, Petersb. 1913/14). Ihnen schließen sich Funde von Hausdekorationen in Pergamon, Delos und namentlich Pompeii an (s. den Abschnitt Griechische Kunst IV, hellenistische Malereï). Die Grundlage der aus Stuck gebildeten Dekoration bietet der monumentale Quaderbau. Wie die Außenwände der Tempel über dem Sockel — den Orthostaten — die übereinanderliegenden Reihen von Quadern zeigen, so gestaltete man die Innenwände nach diesem Vorbilde, alle kleinen Zufälligkeiten und Unfertigkeiten der Quaderwände getreulich nachahmend. Auch Gesimse, Pfeiler, Säulen und Triglyphenfriese erscheinen zuweilen plastisch in Stuck an der Wand. Die einzelnen Teile der Architekturen, auch die einzelnen Quadern, sind häufig mit bunt abwechselnden Farben getönt, die die Vorstellung kostbarer, aus bunten Stein- und Marmorplatten inkrustierter Wände wachrufen sollen. Die reichste Form dieser Dekoration ist in der Tat eine Verkleidung der Wände mit Stein, und Spuren solcher Verkleidung sind in luxuriös gebauten Städten wie Alexandreia reichlich aufgefunden worden; freilich ist völlig unsicher, welcher Zeit diese Reste angehören — sie können sehr wohl später entstanden sein; denn die kostbaren Wände sind schwerlich der Ausgangspunkt dieser Dekorationsart, sondern sie stellen die höchste Ausbildung eines in Stuck zuerst angewendeten Systems dar. In Reichhöhe pflegt die Wand durch ein ziemlich weit ausladendes Gesims abgeschlossen zu sein, darüber geht die Wand meist glatt in die Höhe. Das Gesims diente wohl gewöhnlich dazu, täglich gebrauchte Geräte und Schmuck aufzunehmen. In Priene standen auf ihm Terrakottafiguren ernsten und heiteren Charakters, andere Figuren hingen von der Decke herab, für die Vorstellung von der Innenwirkung einer hellenistischen bürgerlichen Wohnung und ihrer Geschmacksrichtung lebendiges Zeugnis ablegend. Überall im Kreise der hellenistischen Kultur ist diese Dekorationsweise üblich gewesen; da sie auch in Pompeii üblich war, folgern wir, daß sie auch über den Westen verbreitet war. Ausgegangen ist sie von dem Wunsche, das Innere der Wohnräume prächtiger und monumentaler zu gestalten. Die imitierte Quaderwand umgab den Innen-

raum wie eine undurchdringliche Mauer und gewährte dem Zimmer den Eindruck fester Abgeschlossenheit. Mit dem glatten oberen Wandteile, der ursprünglich die über dem Quadersockel hochgehende Wand aus Bruchsteinen mit Verputz bedeutet, verband man schon früh, gelegentlich vielleicht schon in hellenistischer Zeit, die Vorstellung eines freien Luftraums, in den man über den Quadersockel hinwegsah. In der weiteren Entwicklung, die wir in Pompeii verfolgen werden, ist die Vorstellung des oberen Teils als freier Durchblick ganz geläufig.

4. **Das italische und das römische Haus.** Die älteste Hausform, die wir in Italien kennen, ist wie in Griechenland die Rundhütte; sie ist an vielen Stellen für die neolithische Periode nachgewiesen und muß als die Behausungsform der Urbevölkerung angesehen werden. Für die Bronzezeit sind charakteristisch die Pfahlbauten, besonders in Oberitalien, teils über Seen und Flüssen (palefitte) aufgebaut, teils in Nachahmung jener über dem trockenen Boden errichtet (terremare). Bei ihnen scheint bereits ein rechteckiger Grundriß angewendet zu sein; jedoch hat auch die Rundhütte weiter bestanden. Eine zusammenfassende Übersicht über die sehr mannigfachen Einzelerscheinungen im Bereiche Italiens während der zeitlich lang ausgedehnten Bronzezeit gibt EFiechter, RE. I A 1, 961 ff. (auch für die weitere Entwicklung ist hier das Material zusammengestellt). In der Eisenzeit tritt neben dem runden und ovalen Typus der rechteckige mehr in den Vordergrund, jedoch ist der Übergang vom Rundhause zum rechteckigen Grundrisse auch für Italien völlig dunkel. Neben den einräumigen Wohnungen wird für die 2. Periode der Eisenzeit (10. Jahrh. v. Chr.) aus dem entwickelteren mehrräumigen Gräberbau auf mehrräumige Wohnungen geschlossen, wie sie in Sizilien in dieser Zeit bereits vorherrschend sind; freilich darf Sizilien, das frühzeitig von der Kultur des Ägäischen Meeres beeinflußt ist, nicht als Norm für das übrige Italien angesehen werden. Die alte Rundhütte wirkt noch in späterer Zeit in dem römischen Rundtempel nach; ferner hat sich eine Erinnerung an die ursprüngliche Wohnweise in dem Hause des Romulus und in der Hütte des Faustulus erhalten, die auf dem Palatin gezeigt wurden und Gegenstand der Verehrung waren.

Eine unmittelbare Anschauung für die Wohnhäuser des 7.—6. Jahrh. geben uns die in ganz Mittelitalien, Umbrien und Etrurien verbreiteten Hüttenurnen, die wichtigsten Zeugen altitalischer Wohnweise. 'Ein spitzes Strohdach, das durch Rippen festgehalten wird, die Rippen über dem First hörnerartig fortgesetzt und an die Pferdeköpfe unserer niedersächsischen Bauernhäuser erinnernd, ein weites Tor, welches dem Innern | Licht und Luft vermittelt, eine Öffnung darüber, die bei geschlossenem Tor denselben Dienst in bescheidenem Umfange verrichtet — das sind die wesentlichen Elemente, die uns hier entgegentreten' (HNissen, Pompeianische Studien, Lpz. 1877, 607 ff.). Für die innere Einteilung des ältesten italischen Hauses hat Nissen angenommen, daß sie sich von der des altrömischen Hauses nicht wesentlich unterschied. Der immerhin recht anfechtbare Beweis dafür ergab sich für ihn aus der nahen Verwandtschaft, die das römische Haus mit dem niedersächsischen Bauernhause verknüpft, das seinerseits zu dem griechischen Bauernhause, wie es Galen. de antidotis I 3 (ed. CGKühn, XIV 17 f.) schildert, die nächsten Berührungspunkte aufweist.

Über die Hüttenurnen s. HBlümner, Röm. Privataltert., Münch. 1911, 7 ff. (Müller Hdb. IV, 2[3]). Es lassen sich unter ihnen kreisrunde, ovale und rechteckige Typen verfolgen (WAltmann, Die italischen Rundbauten, Berl. 1906), von denen der rechteckige die späteste Form darstellt. RE. I A 1, 967 ff.

Für das altitalische Haus in historischer Zeit bieten uns die Häuser der sog. Kalksteinperiode in Pompeii sichersten Aufschluß. Es spricht nichts dagegen, sie in das

5.—4. Jahrh. hinaufzudatieren. Sie zeigen gegenüber den Hüttenurnen mit ihren geschlossenen Dächern die geläufige Form des atrium mit der weiten Lichtöffnung des compluvium, dem im Boden ein impluvium, ein flaches Bassin zur Aufnahme des Regenwassers, entsprach. Die Einführung des geöffneten Daches, dessen kompliziertere Konstruktion statt der älteren Strohbedeckung Ziegel voraussetzt, ist in frühen Zeiten erfolgt, wie ein alter religiöser Brauch sicher beweist (Gellius X 15, 8 vinctum, si aedes eius [i. e. flaminis Dialis] introierit, solvi necessum est et vincula per impluvium in tegulas subduci atque inde foras in viam demitti. Vgl. Serv. z. Aen. II 57). Wie diese Veränderung entstanden und zu der uns bekannten Atriumform geworden ist, ist schwer zu sagen (EFiechter, RE. I A1, 974ff., Festgabe f. HBlümner 210ff.).

AMichaelis (Röm Mitt. XIV [1899] 210ff.) hat die ganz unbeweisbare Vermutung ausgesprochen, daß ursprünglich in dem ältesten freistehenden Bauernhause, das durch die Tür nur notwendig erhellt gewesen sei, eine Hauptlichtquelle die Fenster in den alae, den seitlichen Erweiterungen des Atriums in dem dem Eingange gegenüberliegenden Teile, gebildet hätten. Durch den Zusammenschluß der Häuser zu städtischer Wohnweise sei diese Quelle ausgeschaltet worden, und man habe nun durch eine Öffnung im Dache Ersatz geschaffen. Aber es ist doch undenkbar, daß das weitgeöffnete Atrium Gründen rein praktischer Natur seine Entstehung verdankt und nicht vielmehr als Ganzes übernommen worden ist. Die Öffnung des Daches erscheint nämlich als eine so eigenartige radikale Veränderung, daß man sich schwer zu der Annahme einer Entwicklung vom geschlossenen zum geöffneten Dache entschließt. Auch die Vermutung, die gelegentlich geäußert ist, die weite Dachöffnung sei eine Erweiterung des ursprünglichen Rauchlochs, das mit dem steigenden Luxus und dem damit verbundenen Bedürfnisse nach Licht und Luft selbst vergrößert sei, hat etwas Mißliches. Das Wort atrium selbst wird gewöhnlich von ater, schwarz, abgeleitet, was sprachlich unmöglich ist, und soll ursprünglich auf die von Ruß geschwärzte Decke des Mittelraumes über dem Herde hinweisen; andere leiten das Wort vom griech. αἴθριον ab, was als sprachlich möglich gilt, aber dem Sinne nach undenkbar ist, da das griech. Haus eben kein Atrium hat; auch wird die Möglichkeit erwogen, daß in dem Worte ein etruskischer Stamm steckt. Nach der Überlieferung gilt das Atrium als eine Erfindung der Etrusker (Varro de l. l. V 161), und es ist kein Grund, daran zu zweifeln. Auch heißt die ursprünglichste Form des Atriums, die wir kennen, a. tuscanicum (s. u.). Nach der jetzt wohl ziemlich allgemeinen Ansicht, die durch GKörte, RE. VI 731ff., neubegründet ist, sind die Etrusker auf dem Seewege aus einer Gegend in ihre spätere Heimat gelangt, die in den Bereich der kretischen Kultur gehörte (die Zeit steht nicht fest). Aus dieser alten Heimat werden sie also den ausgesprochenen Südtypus ihres Atriums mitgebracht haben (EPfuhl, N Jahrb. XXVII [1911] 173, 3; CSchuchhardt, AbhAkBerl. 1914, der Atrium und Peristyl aus der gleichen Quelle ableitet). Sehr merkwürdig ist nun, daß die altetruskischen Felsgräber, die doch Nachbildungen von Wohnhäusern sind, mit geschlossenen Satteldächern versehen sind, die eine vortreffliche Kenntnis der Zimmermannsarbeit verraten, und daß erst die jüngsten Beispiele, und zwar ganz vereinzelt, das Compluvium aufweisen. Das könnte gegen den etruskischen Ursprung angeführt werden, und so erklärt EFiechter, Festgabe f. HBlümner 210ff., das Atrium und überhaupt das altitalische Haus aus einer Kombination zweier Häuser. Es sei nämlich das spätere Tablinum (s. u.) mit seinen beiden anschließenden Zimmern das ursprüngliche etruskische Haus, das ein Satteldach gehabt habe; dieses sei an das umbrische Haus angefügt, das er in dem Hüttenurnentypus mit allseitig überragendem Walmdache erkennt. 'Die altertümlichen Walmdachhäuser, die, mit Stroh gedeckt, ein Dachgerippe von Stangen und Stecken und eine Dachöffnung für Rauchabzug und zur Beleuchtung hatten, wenn die Türe verschlossen war, traten in eine neue Entwicklung ein, als die etruskischen Zimmerleute die schwierige Dachkonstruktion und wohl auch die Wände mit der gleichen Vollendung im Zimmerwerk bewältigen konnten wie die einfachere des eigenen Satteldaches. Ein Grab ist in Corneto erhalten, das ein sorgfältig in Holzform nachgebildetes Walmdach mit einer Deckenöffnung zeigt. So ist das italische offne Dach entstanden. Die bescheidene Rauch- und Oberlichtöffnung wurde durch die Ausführung in ordentlicher Balkenkonstruktion zum feststehenden architektonischen Motiv im Walmdach des freistehenden Hauses.' Jedoch erscheint diese Ableitung sehr künstlich. Wenn in den Gräbern der älteren Zeiten niemals das Compluvium angedeutet ist, so läßt sich das auch so erklären, daß doch schwer-

lich in jedem Hause eine große Lichtöffnung angebracht war, ebensowenig wie in Kreta das einfache Haus den Palasttypus zeigte, und daß gerade diese einfachsten und im Typus ältesten Häuser für die Gräber die Norm abgegeben haben, die beibehalten wurde, auch als man die Gräber reichlicher mit Kammern ausstattete. Schwieriger ist bei dieser Ableitung, daß die Säulen im ältesten Atrium fehlen, die doch im ägäischen Kulturkreise eine so gewaltige Rolle spielen. Doch könnten hier lokale Gewohnheiten maßgebend gewesen sein, die wir nicht übersehen.

Die Alten unterschieden je nach der Konstruktion des Daches verschiedene Atrien. Die älteste Form ist das von den Etruskern entlehnte atrium Tuscanicum. Bei ihm wurde das Dach getragen von zwei das Atrium der Breite nach überspannenden Balken; durch zwei sie verbindende Querbalken wurde die Öffnung des compluvium hergestellt. Unterstützte man dies freischwebende Dach an den vier Berührungspunkten durch je eine Säule, so entstand das atrium tetrastylum, fügte man zwischen diese vier Säulen weitere, das atrium Corinthium. Beim atrium displuviatum fiel das Dach nicht nach innen gegen das compluvium, sondern nach außen schräg ab. Ein fünftes, ganz geschlossenes Atrium, das an die älteste Hausform anknüpft, trug die Bezeichnung testudinatum und war üblich bei ganz kleinen Wohnungen.

Die Einteilung des Hauses in historischer Zeit vor dem Eindringen des Hellenismus haben uns die Ausgrabungen von Pompeii an vielen Beispielen kennen gelehrt. Die schlagenden Analogien zu der Einteilung der reichen etruskischen Gräber zeigen die Herkunft des Typus deutlich an. Das feste, mit größter Konsequenz festgehaltene Schema ist nach den Beispielen aus Pompeii unter Heranziehung der literarischen Überlieferung so oft und im allgemeinen richtig dargestellt worden (JMarquardt, Das Privatleben der Römer, [2]Lpz. 1886, 213ff.; HBlümner in Müller Hdb. IV 2[3], 10ff.), daß sich hier nichts Neues bieten läßt. Die charakteristischen Teile des Hauses sind das atrium, die bereits erwähnten alae und das tablinum. In den alae waren die imagines der Vorfahren in kleinen tempelartigen Schränken ausgestellt. Das tablinum liegt genau gegenüber dem Eingange und ist nach dem Atrium zu in ganzer Breite geöffnet. In dem ältesten Hause diente es als Schlafstätte für den Hausherrn und die Hausfrau, ebenso wie an dieser Stelle, von der aus das ganze Getriebe des Hauses übersehen werden kann, die Schlafstätte im niedersächsischen Bauernhause ist. Über die Erklärung des Wortes tablinum gehen die Ansichten sehr auseinander.

Während das tablinum bei Festus 356 als eine Art von Archiv bezeichnet wird, in dem die Magistratspersonen ihre Urkunden (tabulae) aufbewahrt hätten, leitet es Varro bei Nonius 83, 15 anders ab: ad focum hieme ac frigoribus cenitabant, aestivo tempore in propatulo, rure in chorte, in urbe in tabulino, quod maenianum possumus intellegere tabulis fabricatum. Die Erklärung Varros hat HNissen aufgenommen (Pomp. Studien 643) und deutet es auf eine bretterne Laube, die hinter der geschlossenen Rückwand des Atriums im Garten an die Hauswand angelehnt worden sei. 'Bei der Vergrößerung des Hauses... wird die Gartenlaube mit dem Hauptzimmer verbunden, das letztere nach Entfernung des Ehebetts an der Rückseite geöffnet. So ist es im Hause des Chirurgen und der weit überwiegenden Mehrzahl der pompeianischen Häuser. Das Tablinum wird der Regel nach durch einen Bretterverschlag gegen den hortus gerade wie die Taberna abgeschlossen und wird hiervon seinen Namen erhalten haben.' Diese Entwicklung erscheint indes zu kompliziert. Von einem Holzfußboden, den dieser Raum im Gegensatze zum Atrium im alten Bauernhause gehabt habe, leitet das Wort FvDuhn ab (Pompeii, [3]Lpz. 1918, 61). Obwohl diese Erklärung durch antike Zeugnisse nicht gestützt ist, geht sie doch von der richtigen Vorstellung aus, daß tablinum der ursprüngliche Name eines Zimmers ist, nicht aber einer, der erst durch Verdrängung eines älteren Namens auf Grund der verwandelten Bestimmung des Zimmers aufgekommen wäre, wie es die übrigen antiken und modernen Erklärungen zur Voraussetzung haben. Nach EFiechter, Festgabe f. HBlümner 218f., ist das tablinum der Hauptname des altetruskischen, an das umbrische angefügten Hauses (s. o.), und der Name wird mit der etruskischen Zimmermannstechnik in Zusammenhang gebracht. Trotz aller Erklärungen

bleiben die Geschichte des tablinum und die Wandlungen in der Bestimmung dieses Raumes bis in die hellenistische Zeit hinein dunkel.

So vollkommen in seiner Einteilung das römische Haus erscheint, so ist doch keine Frage, daß es mit dem Atrium als einziger Luftquelle einen beengenden und dumpfen Aufenthalt gewährte, und es ist daher kein Wunder, daß mit der hellenistischen Zeit der griechische Haustypus in Italien Eingang fand. Der konservative Sinn der Römer brachte es jedoch nicht fertig, einfach an Stelle des altüberlieferten Hauses das Fremde zu setzen. Wie das Problem gelöst wurde, einmal den alteinheimischen Charakter des Hauses zu bewahren und sich zugleich die Vorteile der griechischen Wohnungen zu verschaffen, läßt sich in anschaulicher Weise in Pompeii verfolgen. Manche machten den Versuch, das Compluvium zu erweitern und durch Säulenstellungen die Vorstellung eines Peristyls zu erwecken (atrium Corinthium z. B. in dem Hause des Epidius Rufus). Aber dieser Kompromiß wurde als unzulänglich beiseite geschoben. Man verknüpfte daher das alte italische Haus mit dem griechischen in der Weise, daß man hinter, oder wenn es nicht anders ging, neben dieses ein Peristyl mit anliegenden Zimmern anbaute. Das konnten sich jedoch nur wohlhabende Leute leisten. In Pompeii läßt sich auch verfolgen, wie reichere Leute Nachbarhäuser aufkauften und diese im Anschlusse an ihr eigenes zu einem Peristyl umgestalteten. Wer es sich nur irgend gestatten konnte, baute sich jetzt ein Peristyl, manchmal sehr klein und in oft rührender Weise die größere Weite durch Malerei vortäuschend; nur ganz arme Leute begnügten sich mit dem alten Atrium. Besonders vornehme Häuser haben, der größeren Breite des Peristyls entsprechend, zwei Atrien nebeneinander und hinter dem Peristyl noch einen von einer Säulenstellung umgebenen Garten. Anschaulich schildert FvDuhn, Pompeii, [3]67f. die Entwicklung des italischen Hauses von dem einfachen Bauernhause zu reichster Ausgestaltung. Eine ähnliche Entwicklung, wie wir sie in Pompeii verfolgen können, ist auch für Rom anzunehmen. In Pompeii ist man über zweistöckige Häuser nicht hinausgekommen; in Rom dagegen zwang der Platzmangel schon im 3. Jahrh. v. Chr., zu dreistöckigen Häusern überzugehen (Liv. XXI 62), und in der Kaiserzeit wuchsen die Häuser derart in die Höhe, daß mehrfach einschränkende Bauvorschriften gegeben werden mußten. Unter Augustus wurde als höchstes zulässiges Maß 70 Fuß, unter Traian 60 Fuß bestimmt.

FMarx, D. Entwicklung d. röm. Hauses, NJahrb. XXIII (1909) 547ff. Der Philologe sollte nicht unterlassen, auch den römisch-germanischen Altertümern seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Namentlich in der jetzigen Zeit, wo uns der Süden möglicherweise für lange Zeiten verschlossen ist, ist es Pflicht, den einheimischen Altertümern ihr Recht zu verschaffen. Zur Einführung, insbesondere für die römischen Villenanlagen in Deutschland, vgl. GKropatscheck im VI. Berichte d. röm.-germanischen Kommission 1912, 51ff. Auch die ungemein zahlreichen Reste römischer Hausanlagen in Nordafrika dürfen bei eingehenderer Beschäftigung mit dem Hause römischer Zeit nicht übergangen werden. Die Literatur hierfür ist für die letzten Jahre bequem zu übersehen in den Bibliographien, die dem Arch Jahrb. im Anz. angehängt sind.

Das Material des altitalischen Hauses ist Holz, Lehm und Stroh. Die Häuser, die uns dagegen in Pompeii als die ältesten entgegentreten, etwa aus dem 5.—4. Jahrh. v. Chr., haben eine Fassade aus Kalksteinquadern und als Zwischenwände gleichfalls eine Quaderwand oder Bruchsteine mit Lehmmörtelverband nebst eingelegten Kalksteinquadern, einem Fachwerkbau ähnlich. Die Häuser aus Quadern, namentlich ihre Fassaden, scheinen wie für die Ewigkeit gebaut zu sein, sind aber gewiß nur prächtige Beispiele einer Bauart, die sich gewöhnlich ganz auf Fachwerk aus Bruchsteinen und Lehm beschränkte und im Innern, wie die Häuser der klassischen Periode Griechenlands, einen nüchternen farblosen Bewurf zeigte; die einfachen Häuser

sind im Verlaufe der Entwicklung abgerissen worden, während die massiven Quaderwände als auch weiterhin brauchbar die Folgezeit überdauert haben.

Einen neuen Aufschwung nahm das Bauwesen in der Zeit des späteren Hellenismus. Für Pompeii bedeutet diese Zeit die höchste Blüte der Stadt; Pompeii muß uns hier wie sonst als Ersatz für Rom dienen. Der wichtigste Fortschritt wird durch die Einführung des Kalkmörtels, aus Kalk und Puzzolanerde, bezeichnet. Mauern aus Lavabruchsteinen, mit diesem Mörtel zusammengehalten, erhielten eine Festigkeit, die jedem Anspruche gewachsen war; man pflegt diese Periode nach dem für Pfeiler und Säulen beliebten Material Tuffperiode im Gegensatze zur älteren Kalksteinperiode zu benennen und datiert ihren Anfang auf ungefähr 200 v. Chr. (vgl. besonders HNissen, Pompeian. Stud., 54 ff.). Mit dieser neuen Bauweise Hand in Hand geht die Entwicklung der Innendekoration. Die Wand wird mit Stuck überzogen und in einer der Innendekoration des hellenistischen Ostens nahe verwandten Art (s. o. S. 23 f.) als Quaderwand gegliedert, die bis zu zwei Dritteln der Zimmerhöhe reicht, und deren einzelne Felder mit verschiedenen Farben bemalt werden. Diese scheinbar festgefügten Mauern erweckten den Eindruck eines engumschlossenen abgegrenzten Raumes. Bis mindestens ums Jahr 80 v. Chr. hat man in dieser Weise den Raum behandelt, bis in die Zeit, als die Stadt römische Kolonie wurde. Nach | einer vielverbreiteten, aber nicht beweisbaren Ansicht ist diese allgemein hellenistische Dekorationsweise, die wir den ersten Dekorationsstil zu nennen uns gewöhnt haben, auf dem Wege über Ägypten in Pompeii eingeführt worden. Wandbilder schließt der Charakter der Dekoration naturgemäß aus; dagegen hat die Mosaikkunst, deren Erzeugnisse den Fußboden bedeckten, in dieser Zeit die höchste Ausbildung erfahren, in Pompeii ebenso wie in den griechischen hellenistischen Städten; in Pompeii gehören fast alle bedeutenden Mosaiken dieser Zeit an. Das künstlerisch hervorragendste der uns erhaltenen Mosaiken, das Alexandermosaik aus der sog. 'Casa del Fauno', mag auch hier besonders erwähnt werden (FWinter, Das Alexandermosaik aus Pompeii, Straßb. 1909). Gern hat man, wie uns die Funde belehren, die Darstellungen der Mosaiken der Bestimmung der Zimmer angepaßt.

Neue Entwicklung kam in die Raumkunst Pompeiis im 1. Jahrh. v. Chr., als man daranging, die Einteilung der Wände durch Zerlegung in plastisch hervortretende Felder aufzugeben; man ließ sie nun glatt und bemalte sie statt dessen in einer Art von Freskomalerei. Das war der entscheidende Schritt in der Innendekoration; wir wissen nicht, von wo für Pompeii die Anregung gekommen ist. Im Anfange scheint man sich häufig damit begnügt zu haben, die plastisch in Stuck gegebene Quadereinteilung durch Malerei zu ersetzen. In der Regel aber versuchte man mit Hilfe der Wandmalerei, die Vorstellung der Wand als Abschluß des bewohnten Raumes auf den vier Seiten des Zimmers möglichst aufzuheben; die Wand sollte als solche überhaupt nicht empfunden werden. Das erreichte man einmal durch eine reine Architekturmalerei, indem man eine Architektur mit Durchblicken hinter die andere sich schieben ließ, oder durch große Bilder mit landschaftlicher Szenerie, so daß der Eindruck erweckt wurde, als schaue man hinaus ins Freie (Odysseelandschaften). Selten ist es möglich, die Architekturen als Ganzes zu verstehen, aber ihre Einzelformen sind stets so, wie sie in jener Zeit vermutlich in Wirklichkeit vorkamen: man darf also diese Wandmalerei auch als Zeugnisse für die gleichzeitige Architektur verwenden. Auch in Rom sind manche sehr gute Beispiele dieses sogenannten zweiten Stils gefunden worden. Dazu gehören z. B. die Fresken aus dem sog. Hause der Livia auf dem Palatin (MonIst. XI 22 f.; AnnIst. LII [1880] 136 ff.) und die in der Villa Farnesina, die aber erst entstanden sind, als diese Dekorationsweise sich

ihrem Ende näherte (MonIst. XII, Taf. V ff. XVII ff., AnnIst. LVI [1884] 307 ff. LVII [1885] 302 ff.).

Etwa 50 Jahre (bis in die Zeit des Augustus hinein) blieb es bei dieser Mode. Dann gefiel sie nicht mehr. Ganz allmählich machte sich eine Reaktion geltend, die darauf abzielte, die Wand in ihrem unteren Teile wieder als Fläche zu charakterisieren; aber nicht, wie es ehedem gewesen war, dadurch, daß man ihr den Anschein einer Quadermauer gab, sondern man teilte sie in große, glatte, bunte Felder, die mit reicher Flächenornamentik belebt wurden. In dieser Ornamentik macht sich eine besondere Vorliebe für das Zierliche geltend. Alle die zahlreichen Leisten, Friese und Trennungsstreifen sind mit ihr erfüllt; hier sind als Vorwürfe Tiere und Stillleben aller Art gewählt, und man wird nicht müde, diese zierlichen, mit erstaunlicher Beobachtung wiedergegebenen Bildchen immer von neuem zu betrachten; dort sind Girlanden, Blüten, Muschel-, Ranken- und Palmettenornamente verwendet, alle aus freier Hand gemalt und durch ihre Anmut und Zierlichkeit in höchstem Maße fesselnd und anziehend. In schmaleren Feldern, die zwischen die großen geschoben sind, stehen oft graziöse Kandelaber von wunderbarem Ebenmaße der Verhältnisse und in zartester Abtönung der Farben, über der Wandfläche jedoch, die in Dreiviertel der Höhe abgeschlossen zu sein pflegt, erscheinen kleine Architekturen in leichten phantastischen Formen, wie sie in Wirklichkeit undenkbar sind. Dabei bleibt die Vorliebe für große Bilder in der Mitte der Wand bestehen. An der Ausbildung dieses dritten Stils, der unserem Empirestile nahesteht, schreibt man Ägypten großen Anteil zu; er ist um die Zeit in Italien verbreitet worden, als das Ptolemäerreich römische Provinz wurde; jedoch bieten die vielfach zutage tretenden ägyptisierenden Motive in der Ornamentik keinen entscheidenden Anhalt für diese Annahme. (Alppel, Der 3. pomp. Stil, Diss. Bonn 1910.)

Im Jahre 63 n. Chr. war Pompeii und die anderen Vesuvstädte zum erstenmal von einem heftigen Erdbeben heimgesucht worden, das einen Teil der Stadt in Trümmer legte. Man baute sie aber rasch wieder auf, und die hauptstädtischen Maler, die damals in Scharen nach Kampanien kamen, brachten eine neue Dekorationsweise mit, die an die alte Architekturmalerei anknüpfte, aber diese weit übertrumpfte. Es sind Architekturmalereien, wie sie phantastischer und kühner nicht ausgedacht werden können, von dem einzigen Gesichtspunkte dekorativer Wirkung aus gestaltet. Schon in den Malereien der voraufgegangenen Dekorationsweise bemerkt man das Eindringen des neuen Geschmacks in deutlichen Spuren. Aber erst in der letzten Zeit Pompeiis finden wir seine klassischen Beispiele. Gewiß waren es nicht die ersten hauptstädtischen Kräfte, die in Pompeii arbeiteten, aber ihre Leistungen setzen uns in Erstaunen und lassen uns Rückschlüsse auf die überlegenen Künstler der Hauptstadt selbst machen. Man bewundert in diesen Wänden die Leichtigkeit der Behandlung, die Sicherheit des Disponierens, die Bravour der technischen Durchführung, man wird gefangen von dem starken Gesamteindrucke der dekorativen Leistung; alles kommt auf eine freudige, bunte, blendende Wirkung heraus. Daß dieser Stil von Rom aus nach Pompeii kam, ist eine wohl gesicherte Annahme. Denn er ist nicht für kleine Zimmer erfunden, wie es die pompeianischen waren, sondern für Prunkräume großer Palastanlagen gedacht und für solche ausgebildet. Und in solchen finden wir ihn aufs höchste gesteigert zu Rom in den Resten des Goldenen Hauses des Nero, den Titusthermen, deren Malereien Rafael die Motive für den Schmuck der Loggien geliefert haben (FWinter, Das Museum II 50 ff.).

B. Die innere Einrichtung

Wie man sich die antike Wohnung als künstlerisches Ganzes vorstellen soll, läßt sich nur ganz ungefähr andeuten. Während man annehmen darf, daß die Träger der kretisch-mykenischen Kultur, ihrer Prachtliebe und ihrem ausgeprägten dekorativen Sinne entsprechend, ihre reich bemalten Wohnräume mit der Ausstattung von Möbeln und sonstigen Geräten zu reichem harmonischen Zusammenklange zu vereinigen wußten, wird man gut tun, sich das althomerische Haus möglichst einfach vorzustellen, entsprechend der Gesamtanlage und der im ganzen schmucklosen Innendekoration. Denn die Innendekoration des althomerischen Hauses darf man schwerlich nach dem Märchenpalaste des Alkinoos mit kostbaren, metallverzierten Wänden und dem Kyanosfriese (der in Tiryns seine Erklärung gefunden hat) rekonstruieren oder nach dem ebenso reichen Palaste des Menelaos, wo von Elfenbein, Elektron, Silber, Gold und Erz die Rede ist. Diese Schilderungen sind vielmehr entstanden in Erinnerung an glänzendere Verhältnisse, wo man so reiche Paläste baute wie in Tiryns, die, wie oben schon dargelegt wurde, der Fixierung des Epos weit vorausliegen. Vom malerischen Schmucke der Wände, einem wichtigen Bestandteile auch des fest|ländisch-mykenischen Hauses, hören wir im Epos nichts, sondern nur von den ἐνώπια παμφανόωντα (z. B. δ 42), ein Ausdruck, den man nur auf einen einfachen weißen Kalkverputz beziehen kann. Es gehen hier wie überall im Epos verschiedene Anschauungen durcheinander. Und daher wird man auch, was die Möbel und die übrige Einrichtung des homerischen Hauses betrifft, nur mit äußerster Vorsicht urteilen dürfen.

Der Bestand an Möbeln im homerischen Hause überhaupt unterscheidet sich anscheinend kaum von dem auch in der späteren klassischen Zeit üblichen Bestande, doch ist die äußere Erscheinung der Möbel offenbar von Anfang an einem beständigen Wechsel unterworfen gewesen.

Da die homerischen Griechen bei Tische saßen, während später die asiatische Sitte des Liegens auf κλῖναι Mode wurde (S. 32), ist es natürlich, daß die Sitzgelegenheiten mit besonderer Sorgfalt ausgestattet wurden und ihre Auswahl überhaupt größer war. So hören wir vom Lehnstuhle, θρόνος, und vom κλισμός (auch κλισίη), einem Stuhle, der in den älteren Partien des Epos vom Lehnstuhle unterschieden wird, während er in Ω 512. 597 gleichbedeutend mit θρόνος genannt wird; dazu kommt noch der δίφρος. Die Form des θρόνος, zu dem ein besonderer Fußschemel gehörte (θρῆνυς, σφέλας), hat WHelbig (Homer. Epos[2] 118 f.) mit einiger Wahrscheinlichkeit aus dem Beiworte ὑψηλός und aus der Schilderung vom Tode des Freiers Antilochos erschlossen als ein geradliniges Gestell mit hohen Rückenlehnen und Armlehnen, wie uns solche Throne mit Schemeln aus altertümlichen Vasenbildern (z. B. der Françoisvase, AFurtwängler u. KReichhold, Griech. Vasenmalerei 11. 12), Reliefs und aus der Beschreibung altertümlicher Götterthrone in vielen Beispielen geläufig sind. Das Beiwort ξεστός paßt für Holzarbeit und ebenso φαεινός, das auch sonst für Holzarbeiten angewendet wird. Dagegen darf man das häufige Beiwort χρύσειος nicht als Grundlage für die prächtige Ausstattung der Throne heranziehen, denn dieses Wort erscheint nur bei den Thronen der Götter. Etwas anders ist es mit dem Beiworte ἀργυρόηλος; auch θρόνοι ἀργυρόηλοι erscheinen zwar meist nur in Märchenpalästen wie dem der Kirke und des Phaiakenkönigs, aber doch einmal im Palaste des Odysseus, so daß hier die Bezeichnung eine Reminiszenz aus der Zeit des verschwundenen Glanzes sein könnte, wie es die silberbenagelten Schwerter wohl sicher sind.

Die Form des κλιςμός ist unsicher, ebenso wie seine Ausstattung, die durch ποικίλος und χρύςειος, aber auch wieder nur für die κλιςμοί der Götter, näher bezeichnet wird. Er ist der weniger vornehme Sitz und von leichterer Machart, so daß er leicht hin und her gestellt werden kann. Die Andeutungen, die das Epos über den δίφρος, wohl einen lehnenlosen Stuhl, und die Schemel macht, sind, wie WHelbig 124 richtig ausführt, zu dürftig, als daß sich aus ihnen etwas gewinnen ließe.

Entsprechend der geringen Bedeutung, die der κλίνη zukommt (hom. λέκτρον, εὐνή, λέχος), fehlen auch Epitheta, die ihre Anlage und Ausstattung verdeutlichen; denn das einzige ausführlich beschriebene Lager, das des Odysseus, das mit Gold, Silber und Elfenbein verziert ist (ψ 200), kann nicht als Norm angesehen werden, sondern ruft eher die Erinnerung an die kostbaren Intarsien der kretisch-mykenischen Kunstindustrie wach.

Wie bei der Innendekoration und bei den Möbeln, so gehen, vielleicht noch augenfälliger, auch bei den Geräten des täglichen Lebens im Epos ältere und jüngere Anschauungen nebeneinander. So weist die deutlichste Beziehung zum mykenischen Kunsthandwerk der berühmte Becher des Nestor auf (Λ 632), über den WHelbig 371 ausführlich gehandelt hat; denn Homers Beschreibung ist erst durch den Fund eines ähnlichen Bechers in einem der Schachtgräber Mykenes verständlich geworden. Für die gelegentlich erwähnten goldenen und silbernen Mischgefäße wird man vielleicht mit Recht mehr die Phantasie des Dichters als eigene Anschauung verantwortlich machen. Wenn ferner ein λέβης ἀνθεμόεις genannt wird, so kann dies Beiwort sehr wohl durch mykenische kunstgewerbliche Arbeiten erklärt werden 'rosettenartig stilisierte Blumen' (WHelbig 386, vgl. AJolles, ArchJahrb. XXIII [1908] 209), aber man könnte es vielleicht auch durch frühgriechische orientalisierende Kunstwerke mit getriebenen Blüten erklären.

Die übrigen Geräte und Gefäße aufzuzählen, lohnt nicht, da ihre Beschreibungen nur sehr oberflächlich sind; es mag genügen, hierfür auf IvMüllers Ausführungen (Hdb. IV 57) hinzuweisen. Besonders zu erwähnen sind jedoch die Ausführungen Helbigs über das vielumstrittene δέπας ἀμφικύπελλον 358 ff., das schwerlich richtig als zweihenkliger Becher erklärt wird (CSchuchhardt, Alteuropa 242 f.), und das πεμπώβολον 353 ff.

Auch die Wohnungseinrichtung der klassischen Periode läßt sich in abgerundetem Bilde nicht schildern, weil die Überlieferung nur Vereinzeltes nennt oder darstellt. Will man allgemeinen Erwägungen Raum geben, so wird man für die klassische Periode nicht annehmen, daß eine gefällige Zusammenwirkung von Raum und Einrichtung angestrebt wurde, im Gegensatze zu der späteren hellenistischen Zeit, die ein ausgesprochen dekorativer Sinn auszeichnet. Sowenig dieser Sinn in der klassischen Zeit nachweislich an großen Sammelplätzen von Kunstwerken z.B. auf der Akropolis von Athen oder an den berühmten heiligen Stätten zum Ausdruck gekommen ist, ebensowenig wird er sich in der stillen Häuslichkeit offenbart haben; vielmehr ist das Kunstwerk oder das einzelne Möbelstück oder Gerät an sich, ohne Rücksicht auf die Umgebung, das, worauf sich das Hauptinteresse konzentriert.

Die Gefäße der klassischen Zeit nach ihrem Gebrauche und ihrer Form anzuführen, wäre auch nach der Aufzählung IvMüllers (Hdb. IV 62) nicht überflüssig; denn hier steht Falsches und Willkürliches neben Richtigem, und die Tafel IX seines Werkes ist eher geeignet, irrezuführen, als aufzuklären; denn weder die Größenverhältnisse noch die zeitlichen Verschiedenheiten der Gefäße und Geräte sind hier berücksichtigt, ganz abgesehen davon, daß der Klappstuhl 9 auf dem Kopfe steht. Weit

zuverlässiger ist die Zusammenstellung in KFHermanns Privataltertümern[3] 164 ff. Aber ohne ausreichende Abbildungen dürfte eine genaue Behandlung auch bei dem gutartigsten Leser nur wenig Aufmerksamkeit finden. Sehr nützlich ist es für den Philologen, für die Verwendung der Gefäße im Leben die antike bildliche Überlieferung anzuschauen und dafür sowie für die Formen die oben in der Einleitung genannten Werke in die Hand zu nehmen. Die Beobachtung der Entwicklung der Gefäßformen fällt zwar mehr dem Archäologen zu, jedoch wird sie auch der Philologe im Auge behalten müssen, um sich von der erstaunlichen Regsamkeit des griechischen Kunsthandwerks auch auf diesem Gebiete eine Vorstellung machen zu können. Zusammenfassende Darstellungen hierfür, die sehr erwünscht wären, fehlen freilich noch. Die Hydria, das Wassergefäß, hat für die ältere Periode der griechischen Keramik EFölzer, Die Hydria, Lpz. 1906, behandelt. Für die übrigen Gefäße, Amphora, Schale, Skyphos, Kantharos usw., sei auf die Illustrierte Geschichte des Kunstgewerbes, herausgeg. von GLehnert, Berl. 1906, hingewiesen, deren erster Teil eine zusammenfassende Darstellung des antiken Kunstgewerbes von EPernice enthält. |

Für die Möbel der klassischen Zeit seien nur einige Gesichtspunkte hervorgehoben. Entsprechend seiner erhöhten Bedeutung im Hause, im Gegensatze zu der homerischen Zeit, wurde das Ruhebett oder besser Speisesofa (κλίνη) in seiner Ausstattung besonders bevorzugt. Die Vasenmaler besonders der älteren schwarzfigurigen Vasen können sich gar nicht genug tun in der Andeutung schmuckvoller Verzierungen an den aus Holz gearbeiteten Gestellen. Auch verfolgen wir deutlich die Entwicklung des Möbels: in der älteren Zeit gewöhnlich vier breite vierkantige Beine mit verbindenden Latten dazwischen, über die die Gurten für die Matratze gespannt werden, am Kopfende die Beine über das Gestell überragend und so zur Herrichtung eines Kopflagers ausgenützt — später vom 5. Jahrh. an häufig runde gedrechselte Beine und ein besonderes geschwungenes Auflager für den Oberkörper, zu dem sich zuweilen ein besonderes Fußgestell gesellt. Sehr wertvoll ist das Werk von CLRansom, Couches and beds of the Greeks Etruscans and Romans, Chicago 1905, in dem die geschilderte Entwicklung übersichtlich dargelegt wird. Bedauerlich ist es, daß die verschiedenartigen Sitzgelegenheiten der klassischen Zeit noch nicht in derselben Weise bearbeitet sind, da das Material hierfür aus der bildlichen Überlieferung in reichstem Maße zur Verfügung steht; auch hier ließe sich eine zusammenhängende Entwicklung leicht feststellen, die zugleich die Zweckmäßigkeit der antiken Möbel veranschaulichen würde.

Von den übrigen Möbeln der klassischen Zeit haben nur die Speisetische eine eingehende und überzeugende Behandlung durch HBlümner (ArchZeit. XLII [1884] 179 ff.) gefunden, bei der Bedeutung des Symposions ein besonders wertvoller kulturgeschichtlicher Beitrag. Für alles andere: Truhen verschiedenster Bestimmung, Beleuchtungsgeräte und vieles andere, sind meist nur die Namen verzeichnet, während hier noch die reichste Belehrung aus den längst nicht ausgeschöpften Denkmälern zu erwarten ist.

Es soll nicht unterlassen werden, hier auf das Verzeichnis der Möbel und des Hausrats des Alkibiades hinzuweisen, der auf Grund des Hermokopidenprozesses öffentlich versteigert wurde. Es ist in einer leider verstümmelten Inschrift erhalten (DittenbergerSyll. I[2] 133, nr. 102); der Zusammenhang des Inventars mit der Person des A. ergibt sich aus dem Vergleiche mit Pollux X 36 (WKöhler, Herm. XXIII [1888] 396. AWilhelm, ÖsterJahrh. VI [1903] 236 ff.).

Wie schon oben angedeutet wurde, treten seit der hellenistischen Zeit die dekorativen Gesichtspunkte, wie in kretisch-mykenischer Zeit, in den Vordergrund. Das zeigt sich bis in Einzelheiten hinein. Wenn es z. B. damals Mode wurde, bei

Geräten Gegenstände für eine wirkungsvolle Aufstellung zu schaffen, so ist das ein sehr beredtes Zeugnis. Auch aus der Behandlung der Wandflächen nach ganz bestimmten Grundsätzen kann man in dieser Richtung mit Bestimmtheit Schlüsse ziehen. Dem wechselnden Geschmacke der Wanddekorationen entsprechend, wird man wiederum die Einrichtung der Wohnräume gestaltet haben. In der römischen Zeit des Hellenismus ist es zweifellos so gewesen; denn der Empirestil der augusteischen Zeit verlangt eine andere Umgebung als der Stil der vorangegangenen und späteren Zeiten, und die Fülle der bronzenen Geräte in Pompeii z. B. weist in ihrer mannigfachen künstlerischen Gestaltung deutlich darauf hin, daß man diesen Erwägungen Raum gegeben hat. Für die Veränderung der gesamten Inneneinrichtung der hellenistischen Zeit gegenüber der klassischen kommt außer dem rein künstlerischen Moment noch ein anderes, mehr historisches in Betracht. Seitdem durch Alexander d. Gr. der Orient geöffnet und damit ein Welthandel ermöglicht war, stand der griechischen Welt ein ganz anderes Material zur Betätigung ihrer | dekorativen Neigungen zu Gebote. Der Reichtum des Orients und die dort geübte Lebensweise brachte zahlreiche neue Anregungen, die das tägliche Leben und die tägliche Umgebung schwerlich unberührt gelassen haben. In der Diadochenzeit begann ein Luxus um sich zu greifen, der sich bei den Reichsten bis zu abenteuerlichen Formen steigerte; um sich einen Begriff davon zu verschaffen, lese man z. B. die ausführliche Beschreibung, die Athenaios V 196ff. von dem Zelte des Ptolemaios Philadelphos gibt. Obwohl die Literatur meist nur von solchen Auswüchsen berichtet, ist dieser Sinn für eine opulentere Lebenshaltung sicher auch an dem bürgerlichen Hause nicht vorübergegangen. Wie zahlreich sind doch selbst in einer kleinen Landstadt wie Priene Geräte aus Bronze, wie reich mit Metall verziert die κλίνη (Priene 578ff.), und doch ist hier gewiß alles Wertvolle beiseitegeschafft worden, soweit es irgend möglich war. Noch deutlicher spricht für die spätere Zeit Pompeii, und von hier aus läßt sich ein Rückschluß auf den römischen Geschmack in der Kaiserzeit machen (LFriedländer, Sittengeschichte Roms III, [9]Lpz. 1920, 81), dessen schwachen Abglanz es bietet. Für die Einzelheiten der Wohnungseinrichtung muß eine kurze Charakterisierung genügen. Wenn man einen Einblick gewinnen will, wie der Hausstand eines einigermaßen wohlhabenden Hauses der ersten Kaiserzeit ausgestattet war, so lese man die Beschreibung der Bronzen von Boscoreale (ArchAnz. XV [1900] 177ff.). Man vergleiche auch die elegante κλίνη von Priene mit der in Boscoreale, um sich von der Veränderung des Geschmacks zu überzeugen. Nur in Pompeii läßt sich bisher eine Vorstellung von dem Gesamteindrucke der Wohnung gewinnen. Die Wohnräume sind in Pompeii meist sehr klein und nur spärlich möbliert; außer wenigen Möbeln werden die meisten kaum etwas enthalten haben. In den Speiseräumen stehen die drei Lager für die Tafelnden an den Wänden, oft auf einer Erhöhung des Fußbodens, den freien Raum in der Mitte nimmt ein Tisch ein, Kandelaber sind an geeigneten Plätzen verteilt. In den wenigen größeren Zimmern darf man sich größere dekorative Bronzegefäße vorstellen, Bronzefiguren und Geräte, die mit ihrem glänzenden Lichterspiele den Raum belebten; die Wandgesimse dienten zur Aufstellung kleiner kunstgewerblicher Gegenstände, auch für kleinere Tafelbilder. Am meisten Sorgfalt wurde, wie es scheint, auf das Atrium verwendet, den alten Mittelpunkt des römischen Hauses, und namentlich auf das Peristyl. Zahlreiche Funde, am besten die aus dem Hause der Vettier, zeigen, wie selbst in der letzten Zeit Pompeiis durch Zusammenwirken von Raumkunst und Kunsthandwerk gelegentlich Anlagen von feiner künstlerischer Empfindung geschaffen werden konnten. Je mehr uns aber Pompeii lehrt, um so mehr ist es zu bedauern, daß von den großen

Palästen Roms fast nichts geblieben ist. Denn bei aller Bedeutung bietet uns Pompeii doch nur einen schwachen Nachklang des aufs höchste gesteigerten Kunstvermögens der Hauptstadt.

III. DIE TRACHT

Eine Geschichte der Tracht ist ohne zahlreiche Abbildungen nur in den Hauptzügen zu geben möglich. Es sei daher ausdrücklich bemerkt, daß hier nur von den entscheidenden Merkmalen die Rede sein soll, und daß manche wichtige Einzelheiten unterdrückt werden. Dem Studierenden soll vielmehr nur einmal gezeigt werden, wie auch auf diesem Gebiete monumentale und schriftliche Überlieferung miteinander kombiniert werden müssen und weiter, wie die Tracht von ihren frühesten Zeiten an einem beständigen Wechsel unterworfen war. |

Für den, der in den Stoff tiefer eindringen will, seien einige wichtige Spezialarbeiten angeführt: JBöhlau, Quaestiones de re vestiaria Graecorum, Weimar 1884. — FStudniczka, Beiträge zur Geschichte der griechischen Tracht, Abh.arch.ep. Sem. VI 1, Wien 1886. — WMüller, Quaestiones vestiariae, Diss. Götting. 1890. — WAmelung, Die Gewandung der Griechen und Römer, Lpz. 1903 (Text zu SCybulski, Tabulae, quibus antiquitates Graecae et Romanae illustrantur, Taf. XVI ff.). — WAmelung, Artikel Chiton, Chlamys in RE. — EBuschor, Beitr. z. Gesch. d. Textilkunst, Münch. 1912. Angekündigt ist von MBieber, ArchJahrb. XXXIII (1918), ein Album griechischer Tracht für HLietzmanns Tabulae in usum scholarum.

A. Griechische Tracht

1. Die kretische und mykenische Tracht

Wir kennen die Frauentracht aus zahlreichen Wandgemälden, Bronzen und anderen Werken der Kleinkunst als eine äußerst raffinierte, auf die Schaustellung weiblicher Reize ausgehende; Röcke, an den Hüften fest anliegend und am unteren Teile mit mehrfachen Volants reich besetzt, eine Jacke, die den Busen freiläßt, und überaus künstliche Haarfrisuren bilden ihre Haupteigenschaften. Die Männer erblicken wir in den Denkmälern zumeist im Kriege oder auf der Jagd, und hier behelfen sie sich mit einem Schurze, der, von einem Gürtel ausgehend, zwischen den Beinen hindurchgezogen und in mancherlei Varianten dargestellt wird. Diesen Schurz tragen auch die Frauen, wenn sie sich, wie z. B. bei den Stierspielen, frei bewegen müssen. Aber es erscheinen auch Vornehme in langer Gewandung, die aus Leinenstoff besteht. Hinzu kommen Schuhe oder Sohlen, die vorn spitz und aufgebogen sind und an den Knöcheln mit Bändern befestigt werden. Ein starker Anklang an orientalisches Wesen durchzieht die kretische Tracht und scheidet sie so von allem Griechischen. In einer wichtigen Abhandlung (Annual XII [1905/6] 233 ff.) hat DMackenzie den Ursprung der Tracht mit der vorägyptischen libyschen Bevölkerung Nordafrikas in Zusammenhang gebracht.

MLáng, Zur mykenischen Tracht, ÖsterJahrh. XVI (1913) Beibl. 151—162. WAMüller, Nacktheit u. Entblößung, Lpz. 1906, 64 ff.

In einem gewissen Gegensatze zu der eigentlich kretischen Tracht steht die mykenische. Zwar haben sich die Frauen bei der Übernahme der kretischen Kultur zunächst ganz der fremden Mode gefügt, und so erscheinen sie in den Wandmalereien von Tiryns in der gleichen üppigen Tracht wie die Kreterinnen; dagegen begegnet im Gegensatze zu den Denkmälern der Kultur auf Kreta bei jüngeren Terrakottafiguren eine Frauentracht, die der kretischen diametral entgegengesetzt ist und an die altgriechische erinnert, und ebenso erscheint in den späteren festländisch-mykenischen Gräbern und zwischen jüngeren Funden auf der Burg von Mykenai die

Fibel (eine Sicherheitsnadel, die im Prinzip ihrer Konstruktion der heute gebräuchlichen nahe verwandt ist), das wichtigste Requisit der national-griechischen Tracht in alter Zeit. Ferner erscheint in den Malereien von Tiryns und Orchomenos sowie in späteren mykenischen Vasenscherben ein kurzärmliger, gegürteter und mit Borten reich verzierter Chiton, den die kretische Kultur nicht kennt. Auch die nicht voll erkennbare Tracht des Wagenlenkers, die im gleichen Schnitte auch die Frauen anlegen, wenn sie den Wagen lenken, ist unkretisch. Es ergeben sich so die gleichen Unterschiede zwischen kretischer und festländisch-mykenischer Kultur, die wir auch bei den Palastbauten kennengelernt haben; deren festländische Beispiele wurden den bereits eingewanderten 'Achäern' zugeschrieben. Als die 'Achäer' in ihre späteren Sitze einzogen, haben sie sich eben mit allem übrigen Komfort des Lebens auch der technischen Verarbeitung der fremden Gewandstoffe bemächtigt, dabei aber ihre nationale Eigenart in Form und Schnitt der Gewandung beibehalten.

GRodenwaldt, Tiryns II, Athen 1912.

2. Die homerische Tracht

Für die homerische Tracht müssen wir unsere Vorstellungen im wesentlichen aus dem Epos selbst schöpfen. (Vgl. bes. WHelbig, Das homerische Epos usw.[2] 161 ff.).

a) Die Stoffe. Die Stoffe, deren das Epos Erwähnung tut, sind Wolle und Leinwand, die Art aber, wie beide Stoffe erwähnt werden, zeigt deutlich, daß | der eigentlich nationale Stoff Wolle ist. Denn von der Verarbeitung der Wolle im Hause ist an zahlreichen Stellen die Rede (z. B. σ 316. χ 423). Dagegen hören wir von der Bereitung des Flachses im Epos nichts, und nur an einer Stelle (η 107) läßt sich eine genauere Kenntnis der feineren Leinwandweberei feststellen: diese Stelle ist aber zweifellos jung. Hinzu kommt, daß die Bezeichnung des Hauptstückes der homerischen Männertracht χιτών aus dem Semitischen entlehnt ist, wo sie auf Linnen oder Baumwolle hindeutet. Da nun andrerseits nicht bestritten werden kann, daß den Griechen schon in der Urzeit eine wenn auch primitive Leinweberei bekannt war, hat sich jetzt für die homerische Forschung die Ansicht als herrschend herausgebildet, daß das grobe Leinenzeug, das etwa zu Wagendecken oder zu Leichentüchern gebraucht wurde, einheimischer Industrie entspringe, während für feinere Leinenzeuge orientalische Einfuhr anzunehmen sei. Auf Grund der Beobachtung, daß die homerische Tracht im Schnitte der Gewänder eine durchaus nationale Eigenart aufweist, ähnlich wie die Hausanlagen in ihrem Grundplane, darf man aber vielleicht bestimmter sagen, daß in homerischer Zeit die feinere Leinwand, die den eingewanderten Griechen durch die vorausgegangene mykenische Kultur bekannt geworden war, nicht in der Form fertiger Gewänder, sondern in unverarbeitetem Zustande importiert und erst im Lande selbst zu Kleidern verarbeitet wurde.

b) Homerische Männertracht. Die für die homerischen Helden besonders in Betracht kommenden Kleidungsstücke sind χιτών, χλαῖνα und φᾶρος. Der Chiton ist das Untergewand und besteht aus Leinen. Darauf führen einmal die Beiworte σιγαλόεις, λιπαρός, λεπτός mit Sicherheit, besonders aber die Stelle τ 232, wo der Stoff des Chitons mit der glänzenden Zwiebelschale verglichen wird, und ferner auch der Umstand, daß der Chiton stets angezogen (δύω, ἐνδύνω), aber niemals, wie es bei wollenen Gewandstücken üblich ist, mit περόναι, Fibeln oder Nadeln, festgesteckt wird: er ist also genäht. Gewöhnlich unterscheidet man einen langen und einen kurzen Chiton (WHelbig, FStudniczka, WAmelung u. a.). Jedoch sind die meist für den langen Chiton angeführten Beweise mehr als unsicher. Denn die

Athener als Ἰάονες ἑλκεχίτωνες (N 685; vgl. hymn. Ap. 147, Asios bei Athenaios XII 525F) gehören der jüngsten Schicht des Epos an, das Beiwort τερμιόεις (τ 242) ist unsicher. Nach FStudniczka 59 heißt es nicht 'bis an die Füße reichend', sondern 'mit Randsaum versehen'; CRobert (Studien z. Ilias 3) sieht dagegen im Hinblick auf Hesiod ἔργα 537 in dem Worte die Bezeichnung für die Länge des Ch. Die dritte, namentlich von Helbig herangezogene Stelle ist E 735. Aber weswegen Athena hier absolut aus ihrem eigenen langen Gewande in einen ebenso langen Chiton steigen muß, wenn sie sich zum Kampfe rüstet, ist nicht einzusehen. Die Stelle beweist also gar nichts; ausdrücklich als ποδήρης aber wird der Chiton nie bezeichnet. Aber es gab in der Tat einen längeren und einen kurzen Chiton. Die Länge des ersteren ergibt sich vielleicht aus Stellen wie ν 434 zusammen mit τ 467, wo Odysseus' Narbe oberhalb des Knies erst bei der Waschung bemerkt wird, oder σ 74, wo die kraftvollen Schenkel des Odysseus erst bei der Gürtung zum Faustkampfe sichtbar werden. Dieser Chiton war daher wohl ein halblanges, bis etwa ans Knie reichendes, hemdartiges Gewandstück, für dessen Vorkommen man auf die eingeritzte Zeichnung des hochaltertümlichen Bronzepanzers aus Olympia (Olympia IV, Taf. LVIII) hinweisen kann (weitere monumentale Beispiele bei FPoulsen, D. Orient u. d. frühgriech. Kunst, Berl. 1912, 176). Von einer Gürtung des Chitons ist nicht die Rede, wenn anders es sich nicht um besonders schwere Arbeit handelt wie ξ 72. Den kurzen Chiton für Homer anzunehmen, legen die Wandmalereien von Tiryns (S. 35) nahe. Denn wenn hier schon Griechen saßen, so wäre es schwer denkbar, daß dieser Chiton wieder ganz verschwunden sein sollte und erst in der archaischen Kunst wieder aufgetaucht wäre, wo er neben dem langen Chiton erscheint. Zwar wird der kurze Chiton als kurz ausdrücklich nie bezeichnet, aber doch wohl nur deshalb, weil die Tracht in dieser Form selbstverständlich ist.

Das Pharos (φᾶρος) und die Chlaina (χλαῖνα) sind die Obergewänder in der Männertracht, jedoch mit dem Unterschiede, daß das Pharos ein linnenes Luxus- | stück ist, das nur vornehme Männer tragen, während die Chlaina gleichmäßig von allen getragen und durch die Beiworte als wollen charakterisiert wird. Wie man das Pharos trug, und wie es aussah, wissen wir nicht. Die gewöhnliche Formel 'er warf das Ph. um die starken Schultern' läßt an ein großes plaidartiges Stück Zeug denken; derselbe Ausdruck wird auch auf die Chlaina angewendet, und sie wird ausdrücklich als ἐκταδίη oder μεγάλη bezeichnet. Die wollene Chlaina legte man gern zu einer διπλῆ χλαῖνα zusammen und befestigte sie dann, weil sie leicht von den Schultern gleiten konnte, mittels Nadeln oder Fibeln.

c) Homerische Frauentracht. Das Hauptgewandstück der Frau ist der wollene πέπλος (ἑανός, εἰανός). Studniczka hat zuerst ausgeführt — und seine Ansicht wird jetzt ziemlich allgemein angenommen —, daß der homerische Frauenpeplos sich nicht wesentlich von der Frauentracht unterschied, der wir auf frühen attischen Vasen, z. B. der Françoisvase, begegnen. Indessen sind doch einige Unterschiede vorhanden, die das homerische Gewand als einfacher erscheinen lassen; auf sie wird später zurückzukommen sein. Man denke sich ein viereckiges wollenes Stück Zeug, falte dies einmal zusammen, so daß ein weiter Zylinder entsteht, der an der einen Seite offen ist. Dieser Zylinder umgibt den Körper, und um ihn festzuhalten, wird rechts und links vom Halse die Brust- und die Rückenseite über den Schultern je einmal zusammengesteckt. So entsteht auf der geschlossenen Seite des Zylinders von selbst ein Armloch; die geöffnete Seite wird dann noch durch Fibeln oder Nadeln geschlossen. Ein Gürtel liegt um die Taille und gibt dem Gewande Halt und Form. Ist der Zylinder zu lang, so kann der Überschuß oben nach außen umgeschlagen

werden und bildet so einen Überfall, ἀπόπτυγμα. Dieses ἀπόπτυγμα ist allerdings im Epos nicht üblich, und wir finden es anscheinend nur einmal E 315 angedeutet, wie IvMüller (Hdb. IV 84) richtig bemerkt hat. Der zu lange Teil des Gewandes kann aber auch unter dem Gürtel hochgezogen werden, und es entsteht dann ein über den Gürtel herüberfallender Bausch. Dieser Bausch liegt den durch die Beiwörter βαθύζωνος und βαθύκολπος ausgedrückten Vorstellungen zugrunde. Für alles übrige sei auf WHelbigs und FStudniczkas Ausführungen, 198 ff. bzw. 92 ff., hingewiesen. Wichtige Beobachtungen bietet FPoulsen 176 ff., wo auch über Einzelheiten, wie die θύσανοι, gehandelt wird.

Zur Frauentracht gehört außer dem πέπλος noch das κρήδεμνον und das κάλυμμα oder die καλύπτρη. Im Epos werden die drei Bezeichnungen synonym gebraucht, obwohl sie es gewiß ursprünglich nicht sind; sie bezeichnen ein Gewandstück, das, auf dem Hinterhaupte aufliegend, über die Schultern herabfiel und unter Umständen sehr groß sein konnte, gewöhnlich aber mehr einem Kopftuche entsprach; daß es linnen war, legen die Beiworte nahe (FStudniczka 127).

Endlich wird noch ein Pharos auch für die Frauentracht erwähnt (ε 230. κ 543); beide übereinstimmend lautende Stellen lassen es als linnen erscheinen, aber das linnene φᾶρος hat sich schwerlich bei den Frauen so eingebürgert wie das φᾶρος der Männer, — denn, die es tragen, Kirke und Kalypso, sind keine Menschen; und vielleicht liegt in dieser Ausnahmestellung ein Hinweis auf den fremden Ursprung. Das φᾶρος der Frauen scheint, wie man wenigstens nach der Beschreibung annehmen muß, kein Umwurf, sondern ein regelrechtes Kleid zu sein, das auch gegürtet wird, und so würden wir hier die früheste Spur des Eindringens von Linnenstoff in die eigentliche Kleidung der Frau erkennen müssen; ebendahin gehören vielleicht die λεπταὶ ὀθόναι, die linnenen Röckchen, die Σ 595 auf dem Schilde des Achilleus die jungen Mädchen beim Reigentanze als Festtracht angelegt haben.

Über den homerischen Frauenschmuck ist das oben zitierte Werk von WHelbig nicht zu entbehren. Hinzu kommen mehrere Aufsätze von KHadaczek, Abh. arch. ep. Sem. XIV (1903), Über den Ohrschmuck der Griechen und Etrusker, und ÖsterJahrh. IV (1901) 207 ff. VI (1903) 108 ff. | Ferner sind die Ausführungen von FPoulsen 177—180 sehr beachtenswert.

3. Die griechische Tracht der klassischen Zeit

Im Gegensatze zu der homerischen Zeit, für die unsere Vorstellung im wesentlichen aus den literarischen Quellen selbst geschöpft wurde, ist die Darstellung der Tracht vom 7.—5. Jahrh. mehr von den Bildwerken abhängig. Die Bezeichnung der folgenden Periode als 'nachhomerische Zeit' bis nach den Perserkriegen, wie sie IvMüller (Hdb. IV 1, 87) gibt, ist nicht glücklich, insofern als sich gerade in dieser der größte Umschwung in der Tracht vollzieht, der jemals eingetreten ist. Wir scheiden die Tracht der klassischen Zeit besser in zwei Perioden: etwa 1. bis zur Mitte des 6. Jahrh., 2. von da ab bis um 480 v. Chr., und wir fassen dabei besonders Athen ins Auge, weil uns die attischen Monumente in diesen Perioden den deutlichsten Aufschluß bieten.

a) Männertracht bis zur Mitte des 6. Jahrh. Wie bei den Vasen um 700 v. Chr. die geometrische Malerei Athens beginnt, sich durch östliche Einflüsse zu verändern und fremde, aus Ionien herübergenommene Techniken und Stoffe einzuführen, und wie ein und einhalb Jahrhunderte später die inzwischen ausgebildete schwarzfigurige Malerei durch einen erneuten Zustrom ionischer Anregungen umgestaltet und als rotfigurige weitergepflegt wird (s. den Abschn. Archäologie), so ist es ähnlich mit der Entwicklung der Tracht. Die ältesten attischen Vasen, die

Dipylonvasen, zeigen von Trachten bei den Männern nichts, da diese nackt dargestellt sind; die Frauen sind nicht selten mit langen, zuweilen schleppenden, aber in ihrer Machart nicht verständlichen Röcken gemalt; häufig aber erscheinen auch die Frauen nackt, vielleicht nicht, weil sie wirklich so gingen, sondern weil sie bei den geschilderten Vorgängen an rituelle Vorschriften gebunden waren (WAMüller, Nacktheit u. Entblößung, Lpz. 1906, 76ff.). Auf der ältesten Vase, die östlichen Einschlag zeigt (ArchJahrb. II [1887], Taf. V), erscheint nun ein Wagenlenker in langem Chiton; dieser Chiton ist ionisch. Der ionische Kleiderluxus im 7. Jahrh. ist sprichwörtlich. In der schon erwähnten Iliasstelle heißen die Athener Ἰάονες ἑλκεχίτωνες, ebenso die Ionier selbst in dem Hymnos auf den delischen Apollon (146), und in dem Fragmente des samischen Dichters Asios (7. Jahrh.) bei Athenaios XII 525 F werden die Samier geschildert, 'die mit ihren schneeweißen Chitonen weithin den Erdboden bedecken'. Später klagt Xenophanes von Kolophon (6. Jahrh.) über die ἁβροσύνη seiner Landsleute im allgemeinen, die sie von den Lydern übernommen hätten, und gegen den in diesen Zeiten überall um sich greifenden Kleiderluxus richten sich die für das 7. und 6. Jahrh. erlassenen Kleiderordnungen des Zaleukos, Periandros und Solon. Die bei unserm spärlichen Material so häufige Erwähnung des langen Chitons erweckt nicht den Eindruck, als ob es sich um ein Kleidungsstück handle, das schon jahrhundertelang in Mode gewesen sei, vielmehr, daß mit den langen Chitonen ein Kleidungsstück gemeint sei, das damals auch in der ionischen Mode etwas Neues war. Der lange ionische, bis auf die Füße reichende Chiton (ποδήρης), einem genähten, geschlossenen Hemde mit Halsloch und Armlöchern (oder auch mit kurzem eingesetzten Ärmelansatze) vergleichbar, erscheint nun außer auf der erwähnten Vase auf den zeitlich anschließenden attischen und nichtattischen schwarzfigurigen Vasen äußerst häufig (vgl. die Françoisvase), und es ergibt sich daraus, daß das Modestück in Athen und im übrigen Griechenland (besonders Korinth) großen Anklang gefunden hat. Daß es linnen war, geht daraus hervor, daß es mit Vorliebe weiß gemalt wird; getragen wird es vorzugsweise von alten Männern oder von Leuten vornehmen Standes, auch als Pracht- | und Festgewand von jung und alt, endlich von solchen, die eine feierliche Funktion im Kulte wahrzunehmen haben (Priester, Kitharoden, Flötenspieler, Wagenlenker). Diese Tracht erklärt uns die bekannte Legende von Theseus, in der dieser von den Zimmerleuten als Mädchen verspottet wird. Wenngleich nun das übliche Material für diesen Chiton ποδήρης linnen ist, so geben die Vasenbilder doch zu bedenken, ob nicht möglicherweise lange Chitone auch zuweilen aus Wollenstoff getragen wurden — denn die langen Chitone werden zwar zumeist, aber doch nicht immer durch weiße Farbe als leinen charakterisiert.

Neben dem langen Chiton geht der kurze als Tracht für die jungen Leute nebenher, doch ist er nicht leinen, sondern gewöhnlich von Wolle, denn im Gegensatze zu der weißen Bemalung des langen Chitons wird er nur ganz ausnahmsweise auf den Vasenbildern weiß gemalt. Es ist ein eng anliegendes genähtes Wollenwams, etwa wie ein Sweater, nur ohne Ärmel oder mit Andeutung ganz kurzer Schulterärmel. Jedoch sind die Fälle häufig, in denen die jungen Leute einen Chiton überhaupt nicht tragen, denn es kann nicht nur das Interesse der Vasenmaler an der Darstellung des nackten Körpers sein, wenn der Chiton häufig fortgelassen wird. In diesen Fällen erscheint als einziges Kleidungsstück ein in mannigfachsten Variationen umgeworfenes Stück Tuch. Entsprechend fehlt auch der lange Chiton bei den alten Männern nicht selten, die sich alsdann mit einem Umschlagetuche begnügen. Dieses Umlegetuch gehört ebenso wie der lange und der kurze Chiton zur Aus-

rüstung des Atheners um 600 v. Chr. Wir können eine größere und eine kleinere Form unterscheiden: die größere, das ἱμάτιον (etwa dem homerischen φᾶρος vergleichbar, nur daß es augenscheinlich von Wolle ist), tragen meist ältere Männer und legen es so um, daß es den Körper ganz verhüllt oder, wie später gewöhnlich, die rechte Schulter freiläßt; die kleinere, die χλαῖνα (ähnlich der homerischen wollenen χλαῖνα), tragen mehr die Jüngeren; sie wird aber nicht mehr mit Fibeln wie ehedem festgesteckt, oder doch nur in ganz vereinzelten Fällen. Wenn wir diese Männertracht in ihrer Gesamtheit mit der des homerischen Zeitalters vergleichen, so sind die Unterschiede deutlich und einleuchtend.

b) Frauentracht bis zur Mitte des 6. Jahrh. Nicht so durchgreifend, aber ebenso deutlich sind die Unterschiede, die die griechische Frauentracht von der homerischen unterscheiden, weniger Änderungen in den Stoffen als Fortschritte im Schnitte. Der gegürtete Peplos wird als Hauptkleidungsstück beibehalten, aber während im Epos nur an einer Stelle die Andeutung eines Überschlags gemacht wird, zeigen die Vasenbilder, daß der Überschlag jetzt nur selten fortgelassen wird; er erscheint auch nicht bloß immer als das überschüssige Stück Stoff, das einfach umgeschlagen wird, sondern er wird mit Bewußtsein als eine Bereicherung des Gewandes angestückt, und zwar durch eine Naht, wie ein großer Kragen. Überhaupt wird das Nähen mehr und mehr üblich; die offene Seite des Peplos ist nicht mehr durch Fibeln geschlossen, sondern, da Andeutungen von solchen auf der sorgfältigst gezeichneten Françoisvase fehlen, augenscheinlich zusammengenäht. Dieselbe Vase zeigt aber auch, daß die Öffnung rechts und links vom Halse noch in alter Weise durch große Nadeln geschlossen wird — solche Nadeln, bis zu 30 cm Länge und noch länger, sind aus (böotischen) Gräbern auf uns gekommen. Ein weiterer Fortschritt in der Entwicklung war es, als auch dieser Verschluß fortfiel und durch Nähen ersetzt wurde. Dadurch entstanden feste Armlöcher, die durch besondere Borten eingefaßt zu sein pflegten, und selbst kurze, bis über | die Schultern reichende Ärmel stellen sich ein, wie die schwarzfigurigen Vasen sehr deutlich zeigen.

Zu dem Peplos gehört wie zu dem homerischen das κάλυμμα oder κρήδεμνον, ein größeres Umschlagetuch, das entweder auf dem Hinterkopfe oder auf den Schultern aufliegt und in verschiedener Weise umgelegt werden kann; häufig aber hat man sich mit dem Peplos allein begnügt. Ob das Umschlagetuch aus Wolle oder Leinwand bestand, hing vielleicht von dem Wohlstande oder dem Geschmacke des einzelnen ab, aber wahrscheinlicher ist es und dem Zwecke des Gewandstückes entsprechender, daß es aus Wolle war. Neben dem großen Umschlagetuche erscheint auf den älteren Vasen gelegentlich auch ein kleineres.

c) Männertracht ca. 550 – 480. Etwa um die Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. trat zwar nicht in allen Orten Griechenlands, jedenfalls aber in Athen eine große Veränderung in der Tracht ein; hier wurde in der Zeit der Peisistratiden ionischer Luxus als das allein Tonangebende angesehen; wir können die Richtung auf das Ionische auf vielen Gebieten wahrnehmen, in der großen Kunst ebenso wie in allen Zweigen des Kunstgewerbes und in den Geräten des täglichen Lebens. Auch die neue Tracht kann wieder nur von Ionien aus gekommen sein, wo wir sie bereits ausgebildet vorfinden. Die neue Mode betrifft ebenso die männliche wie die weibliche Kleidung; für beide sind uns interessante Hinweise in der Literatur erhalten. Indessen ist gewöhnlich nur von der Tracht der Frauen für diese Periode die Rede. Und doch ist auch die Männertracht in dieser Periode bestimmt, wenn auch nicht so scharf, von der vorausgegangenen zu unterscheiden. Denn wenn der lange Männerchiton jetzt mit äußerstem Raffinement in zahllosen Falten und Fältchen wie

geplättet erscheint, so liegt das nicht nur an der Malweise der gleichzeitigen Malerei — vereinzelt finden wir ihn so auch schon auf den älteren Vasen —, vielmehr ist hier ein anderes Kleidungsstück gemeint; und was noch wichtiger ist, derselbe linnene Chiton, der früher ärmellos war oder nur kurze Ärmelansätze hatte, zeigt jetzt weite, bis an die Ellenbogen reichende, ärmelartige Gebilde, die auf der Schulter entweder geknöpft oder genäht sind. Um eine Vorstellung von diesem Gewandstücke zu geben, das fast genau entsprechend auch die Frauen trugen, wiederholen wir hier mit kleinen Abänderungen die Beschreibung von WAmelung, RE. III 2317: 'Zwei rechteckige Stücke Linnen von der Höhe eines Menschen, in der Breite etwa dem Abstande der Ellenbogen voneinander bei ausgestreckten Armen entsprechend, werden aufeinandergelegt und an den beiden Längsseiten von unten nach oben bis zu zwei Dritteln durch Nähte verbunden; an der oberen Schmalseite werden die beiden äußeren Drittel durch Nähte oder durch Knöpfe geschlossen, das mittlere Drittel bleibt offen. Nun wird dieses Gewand über den Körper gezogen; der Kopf wird durch das offen gelassene mittlere Drittel der Schmalseite, die beiden Arme durch die offenen Stellen der Längsseite gesteckt. Das Gewand wird über den Hüften gegürtet, so daß sich unter den Armen und bei größerer Länge des Gewandes auch unter der Brust ein weiter Bausch bildet.' Daß dieser Chiton bei den Männern auch gegürtet war wie bei den Frauen, ist eigentlich selbstverständlich, obwohl die Stelle des Gürtels stets auf den Bildern verdeckt ist. Wenn das aber der Fall war, dann unterscheidet sich dieser Chiton erst recht von dem ungegürteten der vorangegangenen Periode. Da wir nun weiter sehen, daß der alte ärmellose Linnenchiton z. B. bei Flötenspielern auch in dieser Periode beibehalten wird (vgl. FStudniczka 66, Fig. 16), so dürfte damit bewiesen sein, daß es sich bei dem neuen, vielgefältelten Ärmelchiton tatsächlich um eine neue, von Ionien gekommene Mode handelt. Nur dieser | Chiton kann gemeint sein, wenn Thukydides in einer vielbesprochenen Stelle I 6 sagt: ἐν τοῖς πρῶτοι δὲ Ἀθηναῖοι τόν τε σίδηρον κατέθεντο καὶ ἀνειμένῃ τῇ διαίτῃ ἐς τὸ τρυφερώτερον μετέστησαν, καὶ οἱ πρεσβύτεροι αὐτοῖς τῶν εὐδαιμόνων διὰ τὸ ἁβροδίαιτον οὐ πολὺς χρόνος ἐπειδὴ χιτῶνάς τε λινοῦς ἐπαύσαντο φοροῦντες καὶ χρυσῶν τεττίγων ἐνέρσει κρωβύλον ἀναδούμενοι τῶν ἐν τῇ κεφαλῇ τριχῶν. Die Denkmäler beweisen, daß mit der Zeitangabe etwa die Zeit der Perserkriege gemeint ist.

In bestem Einklange mit dieser Trachterscheinung steht es, wenn nun auch der kurze Chiton, den die jungen Leute tragen, und dessen Stoff wir als wollen bezeichnet haben, aus Leinwand hergestellt wird. Seit dem Beginne der rotfigurigen Malerei wenigstens begegnet kein Chiton mehr, den man als wollen bezeichnen müßte, vielmehr deutet die zierliche Fältelung, die dem Gewandstücke fast den Charakter eines Ballettröckchens verleiht, und die der Fältelung der langen Männer- und Frauenchitone durchaus entspricht, deutlich darauf hin, daß Leinwand gemeint ist. Auch die nicht selten auftretende Anfügung eines kurzen Überfalls auf der Brust in derselben Fältelung spricht für Leinwand und ist ein deutliches Zeichen für den Luxus, der auch in den Kreisen der jungen Männer zu dieser Zeit getrieben wurde.

Erst von der Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. an hat man eigentlich das Recht, von einer vollständigen Ionisierung der attischen Tracht zu reden. Natürlich darf man nicht annehmen, daß nun jeder Athener so geschniegelt ging — die Denkmäler zeigen, daß es auch verständige Leute gab, die die ionische Modetorheit nicht mitmachten.

Weitere Gewandstücke dieser Zeit sind Himation und Chlaina; das große wollene Himation wird jetzt gern so getragen, daß es die rechte Schulter freiläßt, während

es früher gewöhnlich beide Schultern bedeckte — es wird nach den Perserkriegen das beliebteste Kleidungsstück. Oft scheint es, als ob es das einzige Gewandstück sei, das die Männer umgelegt haben. Die Chlaina als das kleinere Gewandstück tragen wie vorher meist die Jüngeren in mannigfachsten Variationen. Ganz neu beginnt sich um diese Zeit von Thessalien her die Chlamys einzubürgern, als deren Stoff ausdrücklich Wolle genannt wird. Zuerst von Sappho erwähnt, beginnt die Chlamys allmählich sich zu verbreiten, bis sie in klassischer Zeit die spezielle Tracht der Reiter und Epheben, von Göttern namentlich des Hermes wird. Es ist ein auf der einen Schulter oder vor der Brust durch einen Knopf zusammengehaltener großer Mantelkragen, wie eine Pelerine, rund zugeschnitten und mit zwei ziemlich langen Zipfeln versehen.

d) Frauentracht ca. 550—480. Weit deutlicher als in der Männertracht ist der Umschwung der Gewandung bei der Frauentracht; auch ist er hier weit radikaler. Die Form des Chitons ist bereits oben in ihren Grundlagen geschildert worden, jedoch hat seine reiche Stoffmenge und das Vergnügen an der feineren Ausgestaltung im einzelnen viele Variationen entstehen lassen. Die starke Beteiligung der Näherei an diesem Gewande beförderte das in hohem Grade; die Stücke konnten für die beabsichtigte Wirkung zugeschnitten und durch Nähte wieder zusammengebracht werden. Man braucht nur eine ausführliche Vasenpublikation durchzublättern, um sich hierüber klar zu werden. Am Halsausschnitte bemerkt man oft besondere Borten, ebenso wie an den Rändern und Nähten der Ärmel. Das Gewand wird oft vorn zu lang hergestellt, um so Gelegenheit zu bieten, die Vorderseite unter dem Gürtel hochzunehmen und als weiten Bausch vornüber fallen zu lassen. Auch an anderen Stellen des Chitons, die nicht gegürtet sind, finden sich überfallende Bausche, die nur durch schneiderische Kunststücke hervorgebracht sein können. Endlich trifft man zuweilen auch den alten Überfall ἀπόπτυγμα wieder an, entweder als übergeschlagenen breiten Rand des eigentlichen Chitons oder, und das ist wohl das Übliche gewesen, hergestellt durch Annähen von zwei besonderen Stücken am Halsrande vorn und hinten, die über die Brust und den Rücken herabfallen; zuweilen sind zwei solcher Überschläge von verschiedener Länge übereinander angebracht. Alles geht darauf aus, den Eindruck weiter, rauschender Gewandmassen hervorzurufen und durch zierliche Fältelung des Linnens, die ohne Brennschere nicht leicht zu ermöglichen ist, die höchste Eleganz zu erreichen. Studniczka hat zuerst nachdrücklich darauf hingewiesen, daß dieser Übergang von der alten zur neuen Frauentracht von Herodot V 87f. geschildert ist, der ihn mit dem Streite der Aigineten und Athener um die Holzbilder der Damia und Auxesia begründet. In diesem Streite, der in Wahrheit ein unglücklicher Angriffskrieg der Athener auf Aigina war, und der 568 v. Chr. datiert wird, war, so erzählt die Legende, nur ein einziger Athener nach Hause zurückgekehrt, aber auch dieser kam um: κομισθεὶς ἄρα ἐς τὰς Ἀθήνας ἀπήγγελε τὸ πάθος· πυθομένας δὲ τὰς γυναῖκας τῶν ἐπ' Αἴγιναν στρατευσαμένων ἀνδρῶν, δεινόν τι ποιησαμένας κεῖνον μοῦνον ἐξ ἁπάντων σωθῆναι, πέριξ τὸν ἄνθρωπον τοῦτον λαβούσας καὶ κεντεύσας τῇσι περόνῃσι τῶν ἱματίων εἰρωτᾶν ἑκάστην αὐτέων, ὅκου εἴη ὁ ἑωυτῆς ἀνήρ. καὶ τοῦτον μὲν οὕτω διαφθαρῆναι, Ἀθηναίοισ δὲ ἔτι τοῦ πάθεος δεινότερόν τι δόξαι εἶναι τὸ τῶν γυναικῶν ἔργον. ἄλλῳ μὲν δὴ οὐκ ἔχειν, ὅτεῳ ζημιώσωσι τὰς γυναῖκας, τὴν δὲ ἐσθῆτα μετέβαλον αὐτέων ἐς τὴν Ἰάδα. ἐφόρεον γὰρ δὴ πρὸ τοῦ αἱ τῶν Ἀθηναίων γυναῖκες ἐσθῆτα Δωρίδα, τῇ Κορινθίῃ παραπλησιωτάτην· μετέβαλον ὦν ἐς τὸν λίνεον κιθῶνα, ἵνα δὴ περόνῃσι μὴ χρέωνται. ἔστι δὲ ἀληθεῖ λόγῳ χρεωμένοισι οὐκ Ἰὰς αὕτη ἡ ἐσθὴς τὸ παλαιὸν ἀλλὰ Κάειρα, ἐπεὶ ἥ γε Ἑλληνικὴ ἐσθὴς πᾶσα ἡ ἀρχαίη τῶν

γυναικῶν ἡ αὐτὴ ἦν, τὴν νῦν Δωρίδα καλέομεν. τοῖϲι δὲ Ἀργείοιϲι καὶ τοῖϲι Αἰγινήτῃϲι καὶ πρὸϲ ταῦτα ἔτι τόδε ποιῆϲαι νόμον εἶναι παρὰ ϲφίϲι ἑκατέροιϲι, τὰϲ περόναϲ ἡμιολίαϲ ποιεῖϲθαι τοῦ τότε καθεϲτεῶτοϲ μέτρου... Ἀργείων μέν νυν καὶ Αἰγινητέων αἱ γυναῖκεϲ ἐκ τόϲου κατ' ἔριν τὴν Ἀθηναίων περόναϲ ἔτι καὶ ἐϲ ἐμὲ ἐφόρεων μέζοναϲ ἢ πρὸ τοῦ... Aus dieser für die Geschichte der Tracht unschätzbaren Stelle, die deshalb auch hier ausführlich wiedergegeben ist, erfahren wir, daß die ältere Tracht mit den großen, obenerwähnten Nadeln zur Zeit des Herodot nach den Dorern benannt wurde; bei ihnen ist sie, wie es scheint, überhaupt nie ganz abgekommen. Jedenfalls aber ist sie, wie Herodot ausdrücklich sagt, bei den Korinthern, Argivern und Aigineten zu des Historikers Zeiten Mode gewesen. Auf Grund dieser Nachricht hat man sich daran gewöhnt, den älteren Peplos als 'dorischen Peplos' zu bezeichnen und diesen Namen auch für das Kleidungsstück beizubehalten, das nach den Perserkriegen in Athen wieder eingeführt wurde und dem älteren Peplos nahe verwandt war.

Der ionische Chiton ist, wie uns die Vasenbilder belehren, nicht selten das einzige Kleidungsstück der Frauen, jedoch häufig genug tritt ein Obergewand hinzu, das in zwei verschiedenen Arten umgelegt erscheint. Die Vasen zeigen nämlich einmal ein Obergewand, das wie ein locker umgeworfenes Himation aussieht und, über beide Schultern nach vorn genommen, den Rücken entlang herabfällt; es ist nicht leicht, seinen Stoff zu bestimmen, aber die Art, wie es getragen wird, läßt für dieses Kleidungsstück auf Wolle schließen. Die zweite Form des Obergewandes ist gleichfalls in vielen Beispielen durch die Vasenmalerei bekannt geworden, besonders aber durch die auf der Akropolis von Athen gefundenen zahlreichen archaischen Frauenfiguren (vgl. WLermann, Altgriechische Plastik, Münch. 1906, 44ff.). Hier erscheint über dem ionischen Chiton ein fest umgelegtes Kleidungsstück, das gewöhnlich die linke Schulter bis unter die Brust freiläßt und von der linken Seite des Körpers schräg zur rechten Schulter hinaufgeführt wird, vorn entweder zusammengenestelt oder mit längerer Naht zusammengenäht ist. Da, wo das Kleidungsstück schräg verläuft, bemerkt man einen schmalen, mehr oder weniger gekräuselten Überfall, das Kleidungsstück selbst fällt in mehreren Zipfeln auf die rechte und linke Körperseite herab, rechts bis etwa an die Kniekehlen, links bis zum halben Oberschenkel. Unter diesem Teile wird dann die ganze Masse des übrigen Gewandes sichtbar (vgl. als am bequemsten zugänglich die Abbildung Arch Jahrb. XI [1896] 31).

An dieses Kleidungsstück in Verbindung mit dem übrigen Gewande hat sich eine sehr interessante Kontroverse geschlossen, die bisher noch nicht endgültig beigelegt ist. AKalkmann, Z. Tracht archaischer Gewandfiguren, ArchJahrb. XI (1896) 19ff., HHolwerda, D. Tracht d. arch. Gewandfiguren, ArchJahrb. XIX (1904) 10ff., AvNetoliczka, D. Manteltracht d. arch. Frauenfiguren, ÖsterJahrh. XV (1912) 253ff. (daselbst ausländische Literatur), HSchrader, Auswahl archaischer Marmorskulpturen, Wien 1913, 13f., FNoack, ArchAnz. XXXII (1917) 126ff. Von der einen Seite wird die Ansicht vertreten, daß der gewöhnlich mit der einen Hand angefaßte Rock zu demselben Gewande gehöre wie das oben von der Brust in langen Falten herabhängende und ausgezackt stilisierte Kleidungsstück, dessen oberer schräger Rand auf die eine Schulter zuläuft. Mithin wäre dieses nur ein Überschlag und das Ganze, wie der dorische Peplos, ein langes Gewand, das aber statt auf beiden nur auf einer Schulter geheftet ist und die andere Schulter freiläßt. Diese Ansicht ist prinzipiell vertreten von WAmelung (RE. III 2340), HHolwerda und FStudniczka (AthMitt. XI [1886] 354. Eph.arch. 1886, 131. RömMitt. III [1888] 289). Dagegen glaubte Kalkmann nachweisen zu können, daß der obere und der untere Gewandteil nicht zu einem und demselben Gewande gehören, daß vielmehr der herabfallende Rock der untere Teil des Chitons sei und der obere daher als ein besonderes, schräg umgelegtes Mäntelchen zu erklären sei (ähnlich früher JBöhlau 44ff.). Für beide Annahmen ließen sich scheinbar unwiderlegliche Beweise

anführen, für die erste, daß bei den Figuren von der Akropolis gewöhnlich der eng anliegende Oberteil des Chitons in voller Fläche farbig (blau, grün, hochrot) bemalt ist, während alles übrige Gewand den Marmorton behalten hat, der nur durch zierliche Ornamentborten belebt ist – nur in einem Falle (vgl. WLermann 83, 2) ist Ober- und Unterteil marmorfarbig gelassen und verschiedenartig ornamentiert; für die Kalkmannsche Annahme, daß umgekehrt einige Vasen das schräge Mäntelchen deutlich vom Rocke sondern, vor allem aber, daß am Unterkörper niemals zwei Röcke, der des Chitons und der des Mantels, übereinander dargestellt sind, was doch wenigstens bei den Vasenbildern der Fall sein müßte, auf denen sehr lebhaft bewegte Frauen geschildert werden. Namentlich dieser letzte Grund erscheint ausschlaggebend. Auch ist der Chiton ein so komplettes Kleidungsstück, daß man sich nur schwer entschließt, über diesem noch ein anderes, ebenso vollständiges anzunehmen. Die neuesten Arbeiten neigen mit Recht mehr der Kalkmannschen Auffassung zu und erklären den Umstand, daß die Künstler unbedenklich den einen Teil desselben Kleidungsstückes farblos ließen und nur mit Borten schmückten, den anderen dagegen mit Farbe deckten, aus künstlerischen Rücksichten. Übrigens wird man gut tun, bei dem offenkundigen Kleiderluxus jener Zeiten nicht alle Erscheinungen mit Gewalt auf eine einzige Norm zurückzuführen, sondern auch dem persönlichen Geschmacke einen größeren Spielraum zu gewähren.

e) Frauentracht im 5. und 4. Jahrh. In der Zeit nach den Perserkriegen machte sich eine Reaktion gegen die ionische Tracht geltend. Aber man darf diese Reaktion nicht zu einseitig als nationale, gegen das orientalisierende Joniertum gerichtete auffassen; denn sie war nicht so stark, daß sie die ionische Tracht beseitigte. Richtig ist nur, daß der alte Peplos wieder zu Ehren kam, das zeigen die gleichzeitigen Vasenbilder und statuarischen Frauendarstellungen unwiderleglich, aber der elegante ionische Chiton ist auch fernerhin als eines der Hauptbekleidungsstücke beibehalten worden. Charakteristisch ist auch, daß Herodot an der erwähnten Stelle von der Wiedereinführung der altnationalen Tracht in Athen schweigt, was er sicher nicht unterlassen hätte zu bemerken, wenn die Neuerung in eben dem Sinne ein Trachtwechsel gewesen wäre, wie die Verdrängung der dorischen durch die ionische Tracht. Man kann sich auch schwer vorstellen, daß, nachdem einmal ein solcher Höhepunkt in der weiblichen Toilette eingetreten war, die attischen Frauen plötzlich auf alles Erreichte aus einer Art von sentimentaler Begeisterung heraus hätten verzichten wollen.

Die Form des jetzt üblichen Peplos zeigt, wie auch auf dies einfache Kleidungsstück gewisse Errungenschaften der vorangegangenen Periode nachwirkten. Die reiche Stoffmenge der ionischen Tracht wurde auf ihn übertragen, und es wurde Mode, das Gewand nach ionischer Art über den Gürtel herüberzuziehen und als rings um den Körper fallenden Bausch herabhängen zu lassen (vgl. z. B. die schreitenden Mädchen am Parthenonfriese). Das ἀπόπτυγμα, der Überfall, wird in diesen Fällen mit berechneter Wirkung so lang gemacht, daß der Bausch unter dem ἀπόπτυγμα zum Vorscheine kommt. Aber der Bausch wird auch zuweilen fortgelassen und dafür das ἀπόπτυγμα länger gestaltet; dann wird der Gürtel nicht u n t e r, sondern über dem ἀπόπτυγμα angelegt, so wie wir es bei der Nachbildung der Athena Parthenos beobachten. Der Stoff des Peplos ist augenscheinlich wie früher Wolle.

Für die Form des Chitons in der klassischen Zeit hat MBieber, ArchJahrb. XXXIII (1918) 49ff., sehr wertvolle Beobachtungen gemacht und Unterschiede in der schneiderischen Anlage gegenüber den Chitonen der archaischen Zeit festgestellt. Diese Unterschiede bestehen im wesentlichen darin, daß die Löcher für die Arme (S. 40) nicht mehr in dem oberen Drittel der Längsseite angebracht werden, sondern an der Oberseite. Diese scheinbar geringfügige Änderung ist für die Trachtgeschichte von größter Bedeutung gewesen.

Für das Nebeneinanderbestehen der wollenen dorischen und der linnenen ionischen Gewandung genügt es auf einige charakteristische Denkmäler hinzuweisen, wie z. B. die Skulpturen des Parthenon: man vergleiche die attischen Jungfrauen am Friese mit den sitzenden Göttinnen Aphrodite, Peitho, oder auch diese wieder mit der Athena und der Hera. Noch deutlicher sprechen Reliefs, wie das überall abgebildete eleusinische Relief, wo die ältere Demeter dorisch, die jüngere Kore ionisch angezogen ist. Dorisch gekleidet sind die Karyatiden vom Erechtheion, ionisch wiederum die liegenden Mädchen aus dem Ostgiebel des Parthenon. Zu dem ionischen Chiton gehört ein weites Himation, ein weites Umschlagetuch, wie wir es schon früher beobachtet haben. Eine Kombination beider Trachten ist es, wenn, wie wir es häufig sehen, in dieser Zeit über dem ionischen Chiton der dorische Peplos angelegt wird (z. B. JBöhlau 65, Fig. 34, von Statuen die bekannte Athena Medici).

Eine weitere Trachterscheinung ist ein vielleicht schon vereinzelt im 6. Jahrh. v. Chr., jedenfalls aber im 5. Jahrh. häufig auftretender Chiton, den man am ehesten als einen durch Naht geschlossenen, linnenen Peplos ohne Überfall bezeichnen könnte, ein durchsichtiges Hemde, das nur auf den Schultern an einem Orte verbunden ist. Die bekannteste Figur dieser Art aus dem 5. Jahrh. ist die sogenannte Venus genetrix. Andere Beispiele führt WAmelung RE. III 2321 an. Vgl. MBieber 51, Anm. Dies Gewand, zunächst ungegürtet, also ὀρθοστάδιος, wird in der Folgezeit immer mehr Mode.

f) Männertracht im 5. und 4. Jahrh. Die Männer haben bald nach den Perserkriegen aufgehört, den linnenen, faltenreichen ionischen Chiton zu tragen, und begannen allgemein, sich wieder einfacherer Gewänder zu bedienen. Wenn man den Parthenonfries als Maßstab für die Tracht dieser Zeit nimmt, so würde sich für die Männer als einziges Kleidungsstück das wollene Himation ergeben, so umgelegt, daß die eine Schulter freibleibt. Dieselbe Tracht ist für die Männer auf allen Denkmälern des 5. Jahrh. die gewöhnliche, ein Chiton unter dem Himation ist nirgends angedeutet. Daß diese Beschränkung auf das Himation bei den Bildwerken nicht etwa aus künstlerischen Rücksichten zu erklären ist, sondern auf der Beobachtung der Gewohnheiten des täglichen Lebens beruht, hat gegen die übliche Anschauung WAMüller 42ff. nachgewiesen. Erst im 4. Jahrh. v. Chr. findet sich zuweilen bei Statuen unter dem Himation ein kurzer Chiton angedeutet. Der lange Chiton blieb nur noch als Priestergewand und Kleid der Kitharoden und Wagenlenker bei den Wettfahrten in Gebrauch.

Für die jungen Leute in dieser Zeit gibt der Parthenon gleichfalls genügenden Aufschluß, und es ist daher nur erforderlich, die Betrachtung der Parthenonskulpturen auch nach dieser Richtung hin nachdrücklich zu empfehlen. Bei den schreitenden Jünglingen herrscht ein großes Himation vor, ähnlich wie auf den rotfigurigen Vasen die Epheben oft mit dem bloßen Himation erscheinen, jedoch ist niemals ein Chiton darunter angedeutet. Bei den Reitern wechselt die Chlamys mit einem langärmeligen oder ärmellosen Chiton ab, der entweder auf beiden Schultern zusammengenestelt ist (χιτὼν ἀμφιμάσχαλος) oder die eine Schulter freiläßt (χιτὼν ἑτερομάσχαλος), zuweilen tragen sie Chiton und Chlamys übereinander. Der Chiton der Männer ist genau so konstruiert wie der der Frauen (S. 43), nur daß er kürzer ist (vgl. MBieber); ihn tragen auch in verschiedenartiger Fassung die bekannten auf Pheidias, Polyklet und Kresilas zurückgeführten Amazonenstatuen. Die kleinere Chlaina kommt, wie es scheint, mehr und mehr außer Gebrauch: man kann das verstehen, denn wenn die übliche Tracht nur aus einem einzigen Kleidungsstücke besteht, ist sie nicht mehr zu verwenden, da sie zu wenig Schutz bietet.

4. Die griechische Tracht der hellenistischen Zeit

Für die hellenistische Zeit ist nur noch wenig hinzuzufügen. IvMüller (Hdb. IV 112) hat ausführlich dargelegt, wie in dieser Periode die Griechen durch Alexanders d. Gr.

indische Feldzüge mit neuen Stoffen bekannt wurden, vor allem mit der Baumwolle; zugleich wurde die Seide von Kos (die schon früher bekannt war) modern, bis sie im 1. Jahrh. v. Chr. durch die chinesische Seide abgelöst wurde. Trachtgeschichtlich bemerkenswert ist im einzelnen für die Frauenkleidung, daß von den früher üblichen Gewändern der oben (unter e) erwähnte peplosartige Linnenchiton immer mehr in Aufnahme kommt, der schon im 4. Jahrh. gegürtet getragen wurde, und für die Gesamterscheinung der Frauen überhaupt, daß die Gürtungsstelle nicht mehr die Taille bleibt, wie es am natürlichsten erscheint, sondern eine hohe Gürtung dicht unter der Brust oder eine ganz tiefe Gürtung unter den Hüften eingeführt wurde (vgl. EPetersen, Arch.ep.Mitt. 1881, 3ff.).

Für die Männertracht sind wesentliche Neuerungen nicht mehr anzuführen. Erwähnt wurde schon, daß sich jetzt gelegentlich unter dem Himation ein kurzer Chiton findet, jedoch nicht immer.

Besonders zu nennen ist noch für die männliche Tracht überhaupt die ἐξωμίς, die den Namen davon hat, daß sie eine Schulter freiließ, also ἑτερομάσχαλος war. WAmelung bezeichnet sie (RE. III 2328) als ein kurzes, dem Peplos entsprechendes Gewandstück und führt ihre Geschichte bis in die homerische Zeit hinauf — jedenfalls erscheint sicher im 4. Jahrh. v. Chr. ein Gewandstück, das an der linken Seite der Figur offen ist und die linke Brust freiläßt, ebenso später bei der bekannten Statuette des Odysseus (BaumDenkm., Abb. 1251). Vielleicht ist jedoch zu überlegen, ob hier nicht einfach eine genestelte Chlaina zu verstehen ist, und ob die ἐξωμίς überhaupt wirklich ein besonderes Gewandstück war oder vielmehr jedes Gewand, das so angelegt wurde, daß es die eine Schulter freiließ, wie der χιτὼν ἑτερομάσχαλος, auch ἐξωμίς genannt werden konnte.

Anhang: Fußbekleidung, Haartracht, Barttracht

Die literarische Überlieferung gibt für die Fußbekleidung hauptsächlich Namen, aus denen man auf eine reiche Fülle von Formen und Materialien (Leder, Filz) schließen kann, und die durch Anführung zahlreicher Fabrikationsorte die Wichtigkeit dieses Industriezweiges dartun. Doch gibt erst die bildliche Überlieferung eine richtige Vorstellung von der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen bis in alle Einzelheiten hinein, und nicht nur das, sondern auch vom Wechsel der Moden, dem Aufkommen dieser oder jener Art von Schuhwerk, dem Verschwinden anderer Gattungen. Die altgeläufige Ansicht, nach der Griechen und Griechinnen stets in Sandalen einherwandelten, wird man nicht schnell genug abschütteln können. Gewiß war die Sandale, die mit Riemen festgeschnürte Sohle, eine sehr geläufige und die nationale Form der Fußbekleidung; aber sie war keineswegs zu allen Zeiten in ihrer Form gleichartig, und ihr zur Seite treten schon im 7. und 6., namentlich aber von Beginn des 5. Jahrh. an Schuhe verschiedenster Art. Einen wichtigen Anfang in der Zusammenarbeitung des literarischen und monumentalen Materials machte KErbacher, Griech. Schuhwerk, Würzb. 1914. Freilich ist die Identifikation der überlieferten Namen mit bestimmten Schuhformen häufig noch sehr unsicher. Man vergleiche einmal für die ältere Zeit die Darstellungen der ionischen und festländisch-griechischen Frauen, um zu sehen, wie man dort in zierlichen, spitzen, farbigen Schuhen einherkokettierte und hier gewöhnlich barfuß zu gehen pflegte, und man verfolge nach den Denkmälern überhaupt für die Reichhaltigkeit der Formen die verschiedenen Sorten von Halbschuhen, Zugstiefeln und Schnürstiefeln, oder man beachte im einzelnen die kleinen Ornamente an dem Riemenwerke der Sandalen, die vergoldeten Spitzen der Halbschuhe, um die Freude

der Alten am zierlichen Luxus auf diesem Gebiete wahrzunehmen. Auf alle diese Dinge kann hier nur hingewiesen werden, um den Studierenden für dieses durchaus nicht unwichtige Gebiet Interesse zu erwecken. Erwähnt werden mag noch besonders der aus dem Theater bekannte κόθορνος, ein Stiefel mit weiten, weichen Schäften, die man vollpacken konnte (Herod. VI 126. Vgl. AKörte, Festschr. 49. PhilolVers. Basel 1907, 198ff. MBieber, Das Dresdner Schauspielerrelief, Diss. Bonn 1907, 42ff.).

Im Gegensatze zu den gekünstelten Haartrachten der Ägypter und Orientalen zeigen die Männer der kretischen Kultur frei und natürlich herabfallendes, langes Haupthaar, und von irgendwelchen künstlichen Moden ist nicht die Rede; anders die Frauen, deren Haar in Übereinstimmung mit der übrigen koketten Tracht zu hohen und komplizierten Frisuren aufgenommen ist. Für die homerische Zeit läßt sich aus manchen Andeutungen schließen, daß bei den Männern künstliche Anordnung des Haares nicht selten war (P 52), andere Stellen (A 529) dagegen lehren, daß das lange Haar auch in seiner natürlichen Freiheit als herabwallende Lockenfülle getragen wurde (κάρη κομόωντες Ἀχ.). Die Frauen tragen die Haare in Flechten (εὐπλόκαμοι u. ä. von πλέκω), und dadurch unterscheidet sich die homerische Tracht wieder deutlich von der mykenischen und kretischen (FPoulsen 177f.). Besondere Sorgfalt wurde dabei auf den Kopfschmuck verwendet; man vergleiche nur die Stelle X 468, wo Andromache sieht, wie Achill ihren Gatten über das Schlachtfeld schleift, und vom Haupte den Ampyx (ein metallenes Stirnband, vgl. FHauser, ÖsterJahrh. IX [1906] 111f.), den Kekryphalos (eine Haube zum Zusammenhalten der Haarfülle) und die πλεκτὴ ἀναδέσμη (zum Hochbinden des Haares) von sich wirft. Dazu kommt als meistgenannter Haarschmuck die στεφάνη, die nach T 99 mit der Ringmauer einer Stadt verglichen wird. Auch für sie bieten altertümliche Denkmäler eine Erläuterung (FPoulsen).

In den Bildern der geometrischen Vasen (die allerdings solche Einzelheiten schwer erkennen lassen) und in den ältesten Skulpturen erscheinen die Haare bei den Männern wieder frei herabfallend, nur daß hier gewöhnlich ein Band oder Diadem um den Oberkopf gelegt ist, und daß das Unvermögen, das frei fallende Haar naturgetreu wiederzugeben, zu verschiedenartiger Stilisierung der Haaroberfläche Anlaß gibt. Die verschiedenen Formen des um das Haupt gelegten Diadems erörtert WBremer, Die Haartracht d. Mannes in arch.-griech. Zeit, Gieß. 1911, 12ff. Die Unbequemlichkeiten, die das lang herabfallende Haar mit sich brachte, führten im 6. Jahrh. dazu, das Haar an seinem unteren Ende zusammenzubinden und hochzunehmen, was in verschiedenster Weise geschehen konnte (WBremer 17ff.), auch zeigen sich in dieser Zeit schon vereinzelte Beispiele ganz kurz geschnittenen Haares.

Der ionische Einfluß auf die Kleidung, den wir oben geschildert haben, brachte auch für die Haartracht neue Moden. Dazu gehört vor allem die von Thukydides I 6 erwähnte, nach der in Athen οἱ πρεσβύτεροι τῶν εὐδαιμόνων διὰ τὸ ἁβροδίαιτον οὐ πολὺς χρόνος ἐπειδὴ χιτῶνάς τε λινοῦς ἐπαύσαντο φοροῦντες καὶ χρυσῶν τεττίγων ἐνέρσει κρωβύλον ἀναδούμενοι τῶν ἐν τῇ κεφαλῇ τριχῶν. Mit der erwähnten Kleidung ist also auch die Haartracht nach den Perserkriegen abgekommen.

An die Erörterung dieser Stelle hat sich eine sehr ausführliche und heftige Kontroverse angeschlossen, ohne daß bisher eine allseitig befriedigende Lösung erreicht worden wäre. Die früheren Anschauungen über die eigentümliche Haartracht hat FStudniczka (ArchJahrb. XI [1896] 248ff.) zusammengefaßt und im Anschlusse an Conze den Krobylos in einer oft dargestellten Frisur wiedererkannt, nämlich einem in den Nacken herabfallen-

den Haarbeutel, der am Hinterkopfe hochgebunden wird (κρωβύλον ἀναδούμενοι); es ist das eine Frisur, die in zahlreichen Beispielen aus der archaischen Kunst überliefert ist. Die τέττιγες suchte er mit WHelbig (Commentationes in hon. Mommseni, Berl. 1877, 616ff.) in goldenen, röhrenförmig gewundenen Drahtspiralen, die anscheinend nicht nur als Fingerringe, sondern auch in der Haartracht verwendet wurden. Im Gegensatze dazu gelangte FHauser (ÖsterJahrh. IX [1906] 75ff.) zu dem Resultate, daß unter dem Tettix ein goldenes breites Stirnband in der Gestalt eines Viertelmondes zu verstehen sei, eine Art von 'goldenem Toupet', unter dem die Haare des Stirnschopfes (κρωβύλος) zusammengefaßt werden. Hauser hat seine Ansicht gegen die Einwendungen EPetersens mehrfach verteidigt (Öster Jahrh. IX [1906] Beiblatt 77ff. und RhMus. LXII [1907] 536ff., dagegen FHauser, Öster Jahrh. X [1907] Beibl. 9ff. XI [1908] Beibl. 87ff.). Man würde seinen Ausführungen eher Glauben schenken, wenn die Form dieses Schmuckes mit dem Namen τέττιξ 'Zikade' in Einklang zu bringen wäre, was nicht der Fall ist; Hauser erklärt denn auch den Ausdruck als 'Zikadenlarve'; aber wenn auch eine einzige goldene Zikadenlarve, ein Schmuckstück aus einem südrussischen Grabe, Berührungen zu dem großen goldenen Stirnschmucke aufweist, so liegt doch in der grundverschiedenen Größe der verglichenen Objekte ein starkes Hindernis, auch wenn sich Analogien dafür anführen lassen. Einen weiteren Punkt hat Hauser selbst als Lücke seiner Beweisführung bezeichnet, 'ich vermag kein sicheres, zwingendes Beispiel einer attischen Darstellung zu nennen, wo Männer diese Goldscheiben direkt über den Stirnhaaren tragen'. Als lehrreiches Beispiel antiquarisch-exegetischer Beweisführung seien die Ausführungen Hausers immerhin empfohlen. Neuerdings ist WBremer 70ff. zu der Conzeschen Anschauung vom Krobylos zurückgekehrt, während er in den τέττιγες goldene Blattkränze erkennt. Kürzlich hat schließlich FStudniczka seine frühere Ansicht neu begründet in Thukydides, erkl. v. JClassen-JSteup, [5]Berl. 1919, I 386ff.

Nachdem diese Mode außer Gebrauch gekommen war, trugen die Männer die Haare zunächst noch ungeschnitten, flochten jedoch häufig hinter den Ohren je einen langen Zopf und legten die Zöpfe um den Schädel und die Stirn, wo man sie verband; oder man rollte die Haare vorn und hinten um einen Reifen, der den ganzen Kopf umschloß. Aber noch andere Verfahren, die langen Haare hochzunehmen, sind in dieser Zeit zu beobachten; sie kennzeichnen die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen. Zu bemerken ist dabei ferner, daß die Haartrachten auch nach den verschiedenen Landschaften verschieden gewesen sein können und gewesen sind; so scheint der Doppelzopf eine nichtattische oder wenigstens in Attika sehr wenig gebräuchliche Haartracht gewesen zu sein (WBremer 43ff.).

In der Mitte des 5. Jahrh. begann man ganz allgemein, die Haare kurz zu tragen.

Die Haartracht der Frauen geht der der Männer in der altertümlichen Zeit fast genau parallel. Wir finden die Haare nach der homerischen Zeit lang über Schultern und Rücken herabfallend, möglicherweise geflochten und wie die der Männer in den verschiedensten Ausdrucksformen stilisiert; dann werden sie häufig zusammengebunden und wie das Männerhaar hochgenommen; auch die Krobylostracht ist an den Frauen nicht vorübergegangen. Erst vom 5. Jahrh. an tritt eine wirkliche Scheidung der männlichen und weiblichen Haartracht ein. In dieser Zeit wurden für Frauen Hauben, Kopftücher und Binden verschiedenster Form beliebt; die Mädchen trugen nach wie vor gern lang herabfallendes Haupthaar. Noch später (4. Jahrh.) knotete man die hochgenommenen Haare über dem Nacken in einem Schopfe zusammen oder band sie auf dem Oberschädel zu einem lockeren Knoten, auch wird gelegentlich eine Flechte wie ein Diadem um den Kopf gelegt.

Über die wichtigsten Erscheinungen der Haartracht gibt die obenerwähnte Übersicht von WAmelung (Gewandung der Gr. u. R., Lpz. 1903) Aufschluß, dazu neuerdings Steininger in RE. VII 2109–2150. Sehr beachtenswert sind die Untersuchungen über die Darstellung des Haares in der archaischen griechischen Kunst von HHofmann (NJahrb. Suppl. XXVI [1900] 171ff.), in denen ausführlich erörtert wird, wie weit bestimmte Eigentümlichkeiten der Frisuren nicht auf die wirkliche Erscheinung, sondern auf die künstlerische Stilisierung zurückzuführen sind. Zu erwähnen ist auch WLermann, Altgriechische Plastik,

Münch. 1906, 108ff. Im ganzen aber bleibt noch viel zu tun übrig, und namentlich für die spätere Zeit ist mit der Verwertung des monumentalen Materials noch kaum der Anfang gemacht worden.

Für die Barttracht sei folgendes bemerkt: In homerischer Zeit ist der Gebrauch des Rasiermessers bezeugt, das vermutlich nur zur Wegnahme des Schnurrbartes diente, während der Backenbart stehen blieb. In der Folgezeit gehen Vollbärte mit oder ohne Schnurrbart nebeneinander her. Hier dürfte eine Untersuchung der Moden auf den verschiedenen Gegenden angehörenden Denkmälern reichen Ertrag geben. Die Barttracht im 5. Jahrh. war Vollbart mit Schnurrbart; durch Philipps von Makedonien und Alexanders d. Gr. Vorbild bestimmt, begann man im 4. Jahrh. den Bart völlig zu rasieren. Nur die Philosophen blieben der alten Tracht getreu; das zeigen die erhaltenen Philosophenporträte (Epikur, Metrodor u. a.) und zahlreiche literarische Notizen mit großer Deutlichkeit.

B. Römische Tracht

Aus der älteren republikanischen Zeit fehlen uns für die männliche und die weibliche Tracht die bildlichen Darstellungen: es kann sich daher nur um die spätere Zeit handeln.

Die Männer trugen in historischer Zeit an Stelle des alteinheimischen Lendenschurzes (subligar, subligaculum) die wollene Tunika, die im Schnitte etwa dem griechischen Chiton entspricht, als Untergewand, ungegürtet im Hause, gegürtet auf der Straße; farbige Streifen verschiedener Breite (clavus latus für die Senatoren, clavus angustus für die Ritter) aus Purpur zeigten den Rang der Träger an. Man trug sie ziemlich kurz, indem man sie über den Gürtel so weit hinaufzog, daß sie etwas unterhalb der Knie endete. Ärmel waren in der Regel nicht üblich und galten als ungehörig. Erst mit dem 3. Jahrh. n. Chr. wurden lange Tuniken mit Ärmeln Mode (tunica manicata); in dieser Zeit sind überhaupt in der überkommenen Tracht vielfache Veränderungen eingetreten. Eine Doppelung der Tunika, deren untere (t. interior, subucula) die Stelle des Hemdes vertritt, finden wir schon bei Plautus und dann häufig. Das Obergewand war die Toga, das alte römische Nationalkleid, ohne die bis in die erste Kaiserzeit hinein sich kein anständiger Römer auf der Straße sehen lassen durfte; von dieser Zeit an kam sie in Abnahme und wurde nur noch als Festgewand, Amts- und Hofkleid getragen.

Die beste Beschreibung dieses Kleidungsstückes, aus der wir die wichtigsten Sätze hier wiederholen, gibt WAmelung 44. Sie war ein Stück Zeug in Form eines Kreissegments, dessen gerade Basis etwa 5,60 bis 5,70 m lang war, und dessen Bogen sich über dieser Basis bis zur Höhe von 2 bis 2,24 m wölbte. Man ließ das eine Ende, die gerade Seite nach der Mitte des Körpers zu gerichtet, von der linken Schulter bis auf die Füße fallen; der Bogenrand wurde von dem linken Arme aufgenommen, so daß die Hand freiblieb; dann legte man das übrige schräg über den Rücken von der linken Schulter zur rechten Achsel, zog es unter dieser durch, führte es wiederum schräg über die Brust bis zur linken Schulter und warf das Ende über die Schulter zurück, so daß es hier lang bis zu den Füßen, dem vorderen Ende entsprechend, herabhing. Der obere Teil wurde dabei häufig zu einem faltigen Wulste zusammengerollt; auch konnte man die rechte Schulter und den Oberarm verhüllen, anstatt das Zeug unter der Achsel durchzuziehen. Gegen Ende der Republik wurde ein komplizierter Umwurf Mode, der dann die ganze erste Kaiserzeit hindurch nicht verändert wurde. Man ließ das vordere Ende zunächst so weit herabhängen, daß es noch etwa einen halben Meter lang auf dem Boden auflag; dann

schlug man von dem ganzen Teile, der sich um den Nacken und danach um die Vorderseite legte, etwa ein Drittel nach außen über, zog diesen Teil nicht direkt unter der rechten Achsel durch, sondern legte ihn um die rechte Hüfte, so daß er von dieser aus im Bogen zur linken Schulter emporführte; nun zog man über diesen den Vorderleib überquerenden Rand (balteus) das erste Ende, das darunter von der linken Schulter bis zur Erde herabhing, so weit in die Höhe, daß der Zipfel unten eben noch die Erde berührte und das Emporgezogene sich bauschig über jenen schrägen Rand legte (umbo, nodus); endlich nahm man den Rand des am Rücken und an der rechten Körperseite überschlagenen Drittels (sinus) auf und legte ihn gerade über den Nacken und den hinteren Teil der rechten Schulter; seltener legte man ihn hier so weit nach vorne, daß er auch den rechten Oberarm in seinem äußeren Teile verdeckte; ganz selten kam es endlich vor, daß man den rechten Arm samt der Hand einwickelte. Mit dieser Beschreibung des Umwurfs, die von guten Togastatuen entnommen ist, stimmen die Vorschriften bei Quintilian (XI 3, 137ff.) im wesentlichen überein. Von der Zeit des Traian an hat sich dann die Tracht der Toga mehr und mehr kompliziert. Man ließ zunächst den balteus vorne steiler emporsteigen und zog nun den umbo, den man nicht mehr bauschartig überhängen ließ, um die linke Schulter herum, und zwar über die anderen Teile der Toga, die hier auflagen. Bald darauf fing man an, den Rand des umbo, der nun horizontal um die Schulter herumlief, mehrfach zu falten, und damit war der Anfang zu einer neuen Mode gemacht; diese Faltung, contabulatio (tabulae sind Falten), wurde immer umfangreicher, so daß sie schließlich wie ein Brett quer vor der Brust zu liegen schien; außerdem erstreckte sie sich allmählich weiter auf die übrigen Ränder, die nun wie breite, stark erhobene Streifen den Körper umgaben. Immer deutlicher tritt uns in dieser Entwicklung das Bestreben nach offizieller Uniformierung entgegen; immer weniger blieb bei dieser Tracht dem Geschmacke des einzelnen oder gar dem reizvollen Spiele des Zufalls überlassen. Eine derartige Toga mußte am Abend vor dem Tage, an dem sie gebraucht wurde, künstlich in Falten gelegt werden, die einzelnen Lagen des umbo contractus oder der contabulatio wurden vom vestiplicus mit kleinen Zangen festgeklemmt, die nach dem Anlegen natürlich wieder entfernt wurden.

Daß neben diesen eigentlich römischen Kleidungsstücken noch andere in Gebrauch waren, ist wohl selbstverständlich. So muß vor allem das Pallium genannt werden, das dem griechischen Himation entsprach. Ursprünglich nur in den Provinzen getragen, konnte man es schon unter Augustus in Rom als Obergewand auf der Straße beobachten. Auch die griechische Chlamys war als lacerna im kaiserlichen Rom üblich. Über andere Kleidungsstücke HBlümner, D. röm. Priv.-Alt., in Müll. Hdb. IV 2, 214ff.

Von der Tracht der Frauen in historischer Zeit sagt WAmelung mit Recht, daß sie sich in nichts Wesentlichem von der Kleidung unterschied, die von den Griechinnen im 4. Jahrh. und in der hellenistischen Zeit getragen wurde. Wir können uns daher mit wenigen Worten begnügen. Ursprünglich trugen auch die römischen Frauen wie die Männer die Toga, später jedoch blieb diese Tracht auf kleine Mädchen und übelberüchtigte Frauen beschränkt, während die ehrbaren Frauen außer der fascia pectoralis (einer breiten Busenbinde, dem griechischen στρόφιον, die als in Griechenland allgemein gebräuchlich hier nachträglich erwähnt sein möge) gewöhnlich die tunica subucula oder interior als Untergewand, die stola als Obergewand trugen, wozu noch als Mantel für die Straße die palla sich gesellte. Die tunica entsprach dem obenerwähnten ärmellosen Linnenchiton der hellenistischen Zeit, die stola dem ionischen Ärmelchiton, die palla dem griechischen Himation. |

Die allgemeine Bezeichnung des Schuhes ist calceus. Das Schuhwerk der Römer war sehr mannigfaltig und ursprünglich nach dem Range der Träger verschieden. Bestimmte Abzeichen trennten z. B. den c. patricius von dem c. senatorius, jedoch haben sich die Unterschiede (die sich auf Farbe, Agraffe [wie die lunula] u. a. erstreckten) allmählich verwischt, so daß sie selbst von Römern gelegentlich nicht beachtet werden; auch lockerte sich die strenge Regel für die Berechtigung zum Tragen. Eine besondere Form des c. ist der mulleus, ursprünglich der Schuh des Königs (Festus 142, 24), später vielleicht mit dem c. patricius identisch. Der gewöhnliche Schuh hieß pero und caliga (vornehmlich der Schuh des gemeinen Soldaten). Die Ansichten über die Arten der Schuhe gehen sehr auseinander (HBlümner, D. röm. Priv.-Alt. 224 ff.). Die römischen Frauen trugen nach Ausweis der Monumente zierliche und kostbar ausgestattete Schuhe (vergoldet, mit Steinen besetzt usw.), seltener eine Art von Schnürstiefeln, daneben häufig Sandalen nach griechischer Art.

Nach der römischen Überlieferung trugen die Römer in der Frühzeit Bart und Haare lang; die Nachricht (Varro r. r. II 11, 10), daß im J. 300 v. Chr. durch P. Ticinius Mena die ersten Barbiere aus Sizilien nach Rom kamen, beweist nicht eine Veränderung der alten Gewohnheit, sondern nur eine größere Sorgfalt. Die Sitte, den Bart ganz abrasieren zu lassen, kam vielmehr erst am Ende des 3. Jahrh. v. Chr. auf und hielt sich bis ins 2. Jahrh. n. Chr. (natürlich mit allerlei Ausnahmen); das Haar wurde nicht ganz kurz, sondern auf mittlere Länge geschnitten. Seit Hadrian pflegte man den Bart wieder wachsen zu lassen, mit Konstantin tritt wiederum die Bartlosigkeit ein — ganz kurz gestutztes Haar findet sich unter M. Aurel gelegentlich und seit Macrinus gewöhnlich (HBlümner, D. röm. Priv.-Alt. 267 ff.). Nach dem Vorbilde des Kaisers pflegten die Römer Haar- und Barttracht zu richten; hierfür bietet Galenus in Hippocratis librum sext. comm. quartus, Kühn XVIII B p. 150, einen interessanten Beleg.

Wie bei der Haartracht der Männer, so ist es auch bei der Haartracht der Frauen, die im einzelnen hier nicht geschildert werden kann. In der römischen Kaiserzeit kamen mit fast jeder neuen Kaiserin, die die Mode bestimmte, neue komplizierte Frisuren auf, und es ist daher kein Wunder, daß damals Perücken beliebt wurden, und daß man sogar Marmorbildern abnehmbare marmorne Frisuren gab, um sie beim nächsten Wechsel der Mode gegen eine neue umtauschen zu können.

Die Grundlage für alles, was über die römische Tracht geschrieben ist, bietet der betreffende Abschnitt bei JMarquardt, Privatleben der Römer,[2] Lpz. 1886, 550 ff. Die hauptsächlichste Literatur findet man zusammengestellt bei WAmelung, Die Gewandung der Griechen und Römer, Lpz. 1903, 56. Dazu HBlümner, Röm. Priv.-Alt., Münch. 1911, 205 ff. und RE. VII 2135 ff.

IV. HOCHZEIT, GEBURT, TOD

Die Gebräuche der Griechen und Römer bei Hochzeit, Geburt und Tod sind in den Handbüchern aus den zahlreichen vereinzelten und unzusammenhängenden Nachrichten mit großer Sorgfalt zusammengestellt. Seit einiger Zeit ist namentlich von seiten der vergleichenden Religionswissenschaft der Anfang damit gemacht worden, den in vielen dieser Sitten zugrunde liegenden tieferen religiösen Sinn zu ermitteln. Wie aber bei jeder Aufstellung ganz neuer Gesichtspunkte Übertreibungen nicht zu den Seltenheiten gehören, so ist es auch hier gewesen, und es ist daher Besonnenheit auf dem oft schwankenden und täuschenden Boden doppelt notwendig. Auch die Kenntnis der Sitten selbst ist durch neuentdeckte oder richtiger gedeutete Monumente erheblich vermehrt, und so hat sich gerade in letzter Zeit das Bild

der Hauptereignisse des menschlichen Lebens wesentlich für das alte Griechenland zugleich erweitert und vertieft.

Zunächst seien einige wichtigere Arbeiten namhaft gemacht. Über Hochzeit, Geburt, Tod handelt ESamter, Familienfeste der Griechen und Römer, Berl. 1901; ders., Geburt, Hochzeit und Tod, Lpz.Berl. 1911, hauptsächlich vom Standpunkte der vergleichenden Religionswissenschaft; von demselben Gesichtspunkte geleitet sind zahlreiche Abhandlungen aus dem ArchRel. Iff., deren einige noch erwähnt werden müssen. Sehr wichtige Bemerkungen, vor allem zur Geburt, enthält das Buch von ADieterich, Mutter Erde, Lpz.Berl. 1905, und HDiels, Sibyllinische Blätter, Berl. 1890. Für die Hochzeitsgebräuche im besonderen sind zu vergleichen PSticotti, Zu griechischen Hochzeitsgebräuchen (Festschr. f. OBenndorf, Wien 1898, 181). LDeubner, Epaulia, ArchJahrb. XV (1900) 144. ABrückner, Anakalypteria, Berl. 1904 (Berl. Winckelm.Progr. 64). Ders., Athenische Hochzeitsgeschenke, AthMitt. XXXII (1907) 79 ff. Ders., Lebensregeln auf athenischen Hochzeitsgeschenken, Berl. 1907 (Berl. Winckelm. Progr. 62). ESamter, NJahrb. XIX (1907) 131 ff. HBlümner, Z. d. griech. Hochzeitsgebr. (Festgabe f. GMeyer v. Knonau), Zürich 1913, 1—12. ANawrath, De Graecorum ritibus nuptialibus e vasculis demonstrandis, Liegn. 1914 (Diss. Bresl.). Wichtige Bemerkungen für einzelne Gebräuche bei EFehrle, D. kultische Keuschheit im Altert. = Relig.gesch. V. u. V. VI (1910).

Die folgenden Darlegungen beschränken sich auf einige herausgegriffene besonders wichtige Beispiele, die namentlich auch wieder die Wichtigkeit des archäologischen Materials für das Verständnis der literarischen Überlieferung dartun sollen. Eine historische Entwicklung läßt sich zurzeit vielleicht für die Totengebräuche mit annähernder Sicherheit geben, bei den Hochzeitsgebräuchen bieten die Quellen nur für die klassische Zeit und zwar speziell für Athen einigen Aufschluß, und von dieser Zeit soll daher besonders die Rede sein.

A. Hochzeit

I. Bei den Griechen

1. Der die Ehe einleitende und begründende wichtigste Akt war in der klassischen Zeit Griechenlands der Ehevertrag, die ἐγγύη, in dem hauptsächlich Abmachungen über die Mitgift und die Ausstattung (προίξ und φερνή, die Ausdrücke sind aber nicht streng geschieden) enthalten waren. In homerischer Zeit mußte der Freier noch die Braut ihrem Vater durch ein reiches Angebot von Vieh gleichsam abkaufen (Λ 244) und der Braut besondere Gaben bringen (λ 288. φ 75), doch ist schon vor Solon die ἐγγύη üblich. Gewöhnlich wurde die Braut dem Sohne vom Vater bestimmt, und dieser bediente sich meist einer προμνήστρια, Freiwerberin, um den Vertrag abzuschließen. Liebesheiraten waren also im Altertum so gut wie ausgeschlossen, gehörten jedenfalls zu den größten Seltenheiten. Aristot. Polit. VII 16, 1335 a 28, empfahl den Männern, nicht vor dem siebenunddreißigsten, den Mädchen nicht vor dem achtzehnten Jahre zu heiraten, jedoch sind frühere Eheschließungen, bei Mädchen mit fünfzehn Jahren und selbst darunter, nicht selten nachzuweisen. Als passendster Monat galt für die Ehe der Gamelion (der daher seinen Namen hat), und zwar wurde der abnehmende Mond vermieden, dagegen die Zeit des Vollmondes für den Vollzug der Ehe gewählt.

2. Zu den vorbereitenden Gebräuchen vor der Hochzeitsfeier gehört besonders das Bad für Bräutigam und Braut (Harpokrat. 121, 25. Schol. Eurip. Phoin. 347); jedoch ist anscheinend nur das Bad der Braut mit größeren Feierlichkeiten verbunden gewesen. Nach Pollux III 39 hatte der Tag vor der Hochzeit den besonderen Namen προαύλια (ebenso wie der nach der Hochzeit ἐπαύλια) — und daraus, daß dieser Tag einen eigenen Namen hatte, ist doch wohl zu folgern, daß er bestimmte, mit der Hochzeit zusammenhängende Handlungen in sich schloß. Es

heißt dementsprechend bei Hesych, daß am Tage vor der Hochzeit | die προτέλεια stattfanden (s. v. γάμων ἔθη· τὰ προτέλεια καὶ ἀπαρχαὶ καὶ τριχῶν ἀφαιρέσεις τῇ θεῷ πρὸ μιᾶς τῶν γάμων τῆς παρθένου). Die προτέλεια erklärt Hesych wiederum (s. v. προτ.) als ἡ πρὸ τῶν γάμων θυσία καὶ ἑορτή. Unter den ἀπαρχαί und den τριχῶν ἀφαιρέσεις sind Spenden und Weihungen von Haarlocken und anderen Dingen zu verstehen, wie z. B. AP. VI 280 eine Braut der Artemis τὰ τύμπανα, τὴν σφαῖραν, τὸν κεκρύφαλον, τὰς κόρας καὶ τὰ κορᾶν ἐνδύματα (Puppen und Puppenkleider) weiht. (UvWilamowitz, Griech. Tragödien II. Euripides Hippolytos, Berl. 1899, 8 ff.) Alles das wird demnach trotz der entgegenstehenden Behauptung des Achilleus Tatios II 12, der den Hochzeitstag selbst für diese Zeremonien in Anspruch nimmt, zu den Gebräuchen am Tage vor der Hochzeit gehören. Den Widerspruch wird man so aufklären, daß man in ärmeren Verhältnissen die Zusammenrückung aller Festlichkeiten auf einen Tag bevorzugte — für Hesych spricht, daß die von ihm aufgezählten Vorbereitungsakte an sich zahlreich und zeitraubend sind und kaum an einem Vormittage bewältigt werden konnten. Das Brautbad wird von Hesych allerdings nicht ausdrücklich erwähnt. Aber in Haliartos gehörte nach Plut. narr. amat. 772B nach altem Brauche zu den προτέλεια ein Weg zur Quelle Κισσόεσσα, wo den Nymphen geopfert wurde. Dieser Weg zu einer heiligen Quelle legt den Gedanken nahe, daß entweder dabei aus der Quelle das Wasser zum Brautbade geholt wurde, ähnlich wie in Athen nach Thuk. II 12 aus der Enneakrunos πρὸ γαμικῶν das Wasser zu diesem Zwecke genommen wurde, oder daß dort an Ort und Stelle das Brautbad stattfand, wie die troischen Mädchen vor der Hochzeit im Skamandros, die magnesischen im Maiandros, die thebanischen im Ismenos badeten. Also darf man das Brautbad zu den προτέλεια zählen und es am Tage vor der Hochzeit ansetzen. Die Richtigkeit der Interpretation der literarischen Angaben bestätigt alsdann die monumentale Überlieferung. Ein rotfiguriges attisches Vasenbild (MonIst. X, Taf. XXXIV 1), das PSticotti ausführlich besprochen hat, zeigt einen feierlichen Aufzug unter Vorantritt eines flötenblasenden Knaben und einer fackeltragenden Frau; es folgt ein Mädchen mit einem Gefäß, das zum Einholen des Wassers zum Brautbade bestimmt war (s. u.), dann die Braut selbst; eine zweite Fackelträgerin und eine weitere weibliche Figur beschließen den Zug. Hier ist also die Einholung des Brautbades von der Enneakrunos dargestellt; sie geht bei Fackellicht, also sicher oder wenigstens sehr wahrscheinlich am Abend oder in der Nacht vor der Hochzeit vor sich. Bestätigend tritt die für das heutige Griechenland geltende Sitte hinzu, daß am Vorabend der Hochzeit die Braut unter größerer weiblicher Begleitung zum Brautbade geleitet wird. Auch die widersprechenden, hier nicht angeführten literarischen Nachrichten über die bei der Einholung beteiligten Personen sind durch das Bild geklärt, wie Sticotti ausführlich dargelegt hat. Zwei weitere Vasenbilder, deren eines dem soeben beschriebenen sehr ähnlich ist, erwähnt AFurtwängler, Sammlung Sabouroff, Text zu Taf. LVIII.

Das Gefäß, in dem das Brautbad von der Quelle eingeholt wurde, führt den Namen Lutrophoros. Über dieses Gefäß und seine Bestimmung hat PWolters, Ath Mitt. XVI (1891) 371 ff., ausführlich gehandelt; es ist — in seiner Form seit der ältesten Zeit allmählich immer mehr ausgebildet und verfeinert — eine schlank aufsteigende, eiförmige Amphora mit langem, engem Halse und tellerartig breit ausladender Mündung. Die gemalten Darstellungen zeigen in älterer Zeit ausschließlich Szenen der Trauer und der Bestattung, in der späteren neben solchen besonders Szenen der Hochzeit. Ob hieraus auf eine Veränderung der Bestimmung dieser Gefäße geschlossen werden muß, die alsdann ursprünglich zur Waschung der Toten

gedient haben würden, später aber immer ausschließlicher zur Einholung des Brautbades verwendet worden wären (ANawrath 8), ist nicht klar, auch nicht sehr wahrscheinlich; die Darstellungen von Totengebräuchen auf Gefäßen, die eigentlich nur zur Hochzeit verwendet werden sollten, sind vielmehr darauf zurückzuführen, daß es sich bei diesen Beispielen nur um Gefäße handelt, die im Leben nicht gebraucht wurden, | sondern symbolische Verwendung hatten; denn diese Gefäße sind, wie Wolters mit ausführlicher Begründung erklärt hat, dazu bestimmt gewesen, unvermählt Gestorbenen mit in das Grab gegeben oder auf dem Grabe aufgestellt zu werden; so sollte ihnen im Tode das zuteil werden, was ihnen im Leben nicht beschieden gewesen war.

Ein eigentümlicher Brauch wird aus Naxos berichtet. Dort mußte die Braut die Nacht vor der Hochzeit mit einem παῖϲ ἀμφιθαλήϲ (S. 54) zubringen, schwerlich eine Täuschung der schädlichen Dämonen, wie ESamter, NJahrb. XXXV (1915) 90 ff., annimmt, sondern aus dem Aberglauben hervorgegangen, daß so männliche Nachkommenschaft gesichert werde. LDeubner, ArchRel. XVI (1913) 631; HBlümner 1–6. Ähnliche Vorstellungen von der Möglichkeit einer Einwirkung auf die Nachkommenschaft haben sicher auch in Attika und sonst in Griechenland bestanden (LDeubner 631, Anm. 2; ESamter 93 ff.).

Noch ein zweites charakteristisches großes Gefäß spielte in Athen bei der Hochzeit neben der λουτροφόροϲ eine bedeutsame Rolle, ganz abgesehen von einer ganzen Anzahl verschiedenartiger kleinerer Gefäße und Gaben, die man gern den Neuvermählten überreichte (dazu gehören zierliche Büchschen, Salbfläschchen, weibliches Gerät wie der ὄνοϲ, 'Kniehut', zum Wollereinigen, vgl. CRobert, Eph. arch. 1892, 247 ff. und zuletzt über die sehr viel umstrittene Frage HBlümner, Öster Jahrh. XIII [1910] Beibl. 89–94, AXanthudides, AthMitt. XXXV [1910] 323 ff., CBlinkenberg, ebd. XXXVI [1911] 145 ff.). Es ist das der γαμικὸϲ oder νυμφικὸϲ λέβηϲ. Ein solcher γ. oder ν. λέβηϲ wird inschriftlich in Tempelinventaren erwähnt, die ABrückner, AthMitt. XXXII (1907) 98, anführt. Nun erscheint mehrfach auf Darstellungen der Hochzeit ein großes, typisch gebildetes Gefäß auf hohem Fuße; auch als fußloses Gefäß ist es, mit Hochzeitsdarstellungen geschmückt, in zahlreichen Exemplaren auf uns gekommen. Man kann es wohl als Kessel mit Griffhenkeln und weiter Mündung bezeichnen, die durch einen Deckel verschließbar ist, und die ausgedehnte Verwendung bei der Hochzeit (wie auch die Inschrift auf einem böotischen Exemplare χῆρε κὴ τύνει γάμι = χαῖρε καὶ cὺ γάμει, Glotta I [1909] 82) spricht allerdings für die Identifizierung mit dem γ. λ., wie sie Brückner im Anschlusse an seine Vorgänger mit Recht angenommen hat. Die lange Geschichte des Gefäßes, die sich in ihrer Entwicklung von der Dipylonzeit bis ins 4. Jahrh. v. Chr. verfolgen läßt, zeigt deutlich, daß es eine bedeutsame Bestimmung hatte. Seinen Gebrauch leitet Brückner aus den Darstellungen ab. Die älteren dieser Gefäße haben nämlich als bildlichen Schmuck einen Hochzeitszug von Göttern, die jüngeren Szenen aus dem Hochzeitsleben der Sterblichen. Brückner deutet diese im einzelnen und erkennt überall Dinge, die sich auf den Tag nach der Hochzeit, die ἐπαύλια, beziehen; ein häufig erscheinendes geflügeltes Mädchen wird in ausführlicher Darlegung als Eos erkannt und auf den Morgen nach der Brautnacht bezogen; und so ergibt sich ihm für diese großen Gefäße der Schluß, daß sie dem Brauche dienten, 'dem Paare eine warme Mahlzeit darzubringen, zumal ihm beim Erwachen ein warmes Frühstück vor den Thalamos zu stellen'. Aber dieser Gebrauch ist schwerlich richtig von Brückner erschlossen; dagegen spricht die für ein Frühstück überaus beträchtliche Größe und noch mehr der Umstand, daß diese Gefäße, wo wir ihnen begegnen, wenigstens nach den bekanntgemachten Abbildungen, stets in der Zweizahl erscheinen, und man mag doch weder an zwei Gänge noch an eine gesonderte

Mahlzeit für die Eheleute gerade am ersten Tage des Ehelebens denken. PWolters hat nun ArchJahrb. XIV (1889) 125 ff. nachgewiesen, daß ein dem γαμικὸς λέβης gleichartiges Gefäß bereits in alter Zeit auch im Totenkulte eine Rolle gespielt hat, und hat es dort als Waschgeschirr erklärt, das zu der Darbringung des Bades im Totenkulte in Beziehung zu setzen sei; er deutet daher auch den γαμικὸς λέβης als das Gefäß, in dem das zum Brautbade in der Lutrophoros geholte Wasser erwärmt worden sei. Wenn wir aus den Darstellungen sehen, daß die γαμικοὶ λέβητες zweimal mit der Lutrophoros zusammen eine Rolle spielen, so wird das gewiß kein Zufall sein und den Gedanken von Wolters empfehlen. Aber wir würden dann aus der Zweizahl bestimmter schließen, daß sie für kaltes und warmes Wasser gedient haben, wie kaltes und warmes Wasser zu einem vollständigen Bade gehört. | Vgl. HBlümner a. a. O. 11 ff. Neuerdings hat ANawrath a. a. O. 9 f. darauf hingewiesen, wie der Bau dieser Gefäße und besonders des Untersatzes deutlich darauf hinführt, daß der Inhalt des Kessels erneuert werden sollte. Er kommt daher frageweise auf die Brücknersche Erklärung zurück, nur daß er nicht einen Morgenimbiß erkennt, sondern ein Symbol für dauernd reichliche Nahrung während der Ehe. Jedoch kann trotzdem die vorgeschlagene Deutung aufrechterhalten werden.

3. Nicht ganz geklärt sind auch die Gebräuche am Hochzeitstage selbst; die Überlieferung gibt uns vereinzelte Notizen, die sich auf alle möglichen Zeiten und die verschiedensten Orte beziehen können und beziehen. Den Hauptakt bildete jedenfalls ein Festmahl im Hause des Brautvaters, das mit Opfern verbunden war, da es nach Athenaios V 185B τῶν γαμηλίων θεῶν ἕνεκα gegeben wurde. An ihm nahm, an besonderem Tische sitzend, die festlich geschmückte Braut mit ihren Freundinnen und der νυμφεύτρια — der vornehmsten Brautführerin — verschleiert teil. (Sehr reizend sind die antiken Vasendarstellungen mit der Brautschmückung, die man nicht versäume zu betrachten, z.B. AFurtwängler-KReichhold, Taf. 57, 3 u.a., ANawrath 22—26). Die Zahl der Gäste beim Hochzeitsmahle wurde, um Übertreibungen zu verhüten, immer wieder zu verschiedenen Zeiten gesetzlich geregelt. (Über alle Einzelheiten vgl. CFHermann-HBlümner, Griech. Priv.-Alt., Freiburg 1882, 271). Noch nicht sicher erklärt sind allerlei Bräuche, wie der bei Zenobios III 98 erwähnte, daß während der Mahlzeit ein παῖς ἀμφιθαλής (d. h. dessen Eltern noch lebten), mit Dornen und Eichenlaub bekränzt, ein λίκνον, eine Getreideschwinge, voll Brot herumtrug und dabei die Worte sprach ἔφυγον κακὸν εὗρον ἄμεινον, eine Formel, die im Mysterienkulte ebenfalls wie das λίκνον eine Rolle spielt und sich auch dort auf einen uralten Hochzeitsritus bezieht. Das Brot mag darauf hindeuten, daß es in dem neuen Haushalte nie an den nötigsten Nahrungsmitteln fehlen möge, die Verbindung mit dem λίκνον, das auch bei der Geburt symbolisch verwendet wurde (ESamter, Familienfeste der Griechen und Römer, Berl. 1901, 99. ADieterich, Mutter Erde, Lpz. 1905, 103), auf reichlichen Kindersegen, da doch die Hochzeit ἐπ' ἀρότῳ παίδων γνησίων geschlossen wird; daß gerade ein ἀμφιθαλής die Funktionen verrichtete, beruht auf der Vorstellung, daß über diesen Kindern die besondere göttliche Gnade walte; daher wurden die παῖδες ἀ. besonders auch zu gottesdienstlichen Funktionen herangezogen (übrigens spielt noch heute bei den Hochzeiten der Neugriechen in Kleinasien der παῖς ἀμφιθαλής eine Rolle, freilich eine andere — bevor dem Bräutigam Haare und Bart geschnitten und frisiert werden, wird an einem π. ἀ. diese Prozedur symbolisch vollzogen).

Wohl beim Schlusse des Festmahls erfolgte die Entschleierung der Braut (JBekker, Anecd. gr. I, Berl. 1814, 200, 6) und nach der einen Überlieferung zugleich die Überreichung von Geschenken seitens des Bräutigams, die darum ἀνακαλυπτήρια

δῶρα hießen, nach der anderen aber (Hesych. s. v. ἀνακαλυπτήριον) ist unter ἀνακαλυπτήριον zu verstehen ὅτε τὴν νύμφην πρῶτον ἐξάγουσιν τῇ τρίτῃ ἡμέρᾳ; damit stimmt überein die neuentdeckte Pherekydesstelle, Vorsokr. II 71 B 2: κἀπειδὴ ⟨ἡ⟩ τρίτη ἡμέρη γίγνεται τῶι γάμωι, τότε Ζᾶς ποιεῖ φᾶρος μέγα τε καὶ καλὸν ... ταῦτά φασιν ἀνακαλυπτήρια πρῶτον γενέσθαι· ἐκ τούτου δὲ ὁ νόμος ἐγένετο καὶ θεοῖσι καὶ ἀνθρώποισιν. Umgekehrt wiederum spricht das Fragment des Komikers Euangelos (Athenaios XIV 644d) aus dessen Ἀνακαλυπτομένη, in dem Vorbereitungen zum Hochzeitsmahle geschildert werden, für die erstgenannte Überlieferung. In diesen Widersprüchen kennzeichnen sich offenbar örtliche und zeitliche Verschiedenheiten (LDeubner 148 ff. ANawrath 29 f.). Libation und Segenswünsche beendeten das Mahl (Sappho fr. 51).

4. Mancherlei Gebräuche sind in letzter Zeit bekannt geworden, die bei der Überführung der Braut in ihr neues Heim stattfanden. Das Bild eines im Athener Nationalmuseum aufbewahrten Kraters aus dem Ende des 5. Jahrh. (NJahrb. XIX [1907] 132, Taf. I) zeigt, wie dem ausziehenden jungen Paare Schuhe nachgeworfen werden. Diesen Brauch deutet ESamter (Geburt, Hochzeit und Tod 196 ff.) unter Hinweis auf die noch heute verschiedentlich herrschende Sitte als eine Opfergabe zur Besänftigung böser Dämonen, und diese Erklärung bleibt immer noch die wahrscheinlichste, obwohl sie bis zur völligen Klarheit nicht durchdringt; bei den modernen und mittelalterlichen Bräuchen des Schuhnachwerfens oder -mitgebens ist meist eine Reise oder eine sonstige kühne Unternehmung im Spiele, für die die Schuhe als glückverheißend galten, und so faßt HBlümner a. a. O. 7 auch die Überführung der Braut in den neuen Ehestand als eine Reise auf. Die Erklärung von ANawrath 20, der in der Sitte eine Erinnerung an den Brautraub erkennen will, wo der Vater in Ermanglung einer anderen Waffe die Schuhe nach dem Räuber wirft, ist, wie andere Deutungen, wenig glücklich. Der Aufbruch erfolgte ἑσπέρας ἱκανῆς: in den Einzelheiten der πομπή oder des κῶμος (Eur. Alk. 927) weichen die schriftlichen Überlieferungen voneinander ab. Zu dem Brautzuge gehört die Brautmutter mit den Hochzeitsfackeln, der πάροχος, ein Freund oder Verwandter des | Bräutigams, der nach Pollux und Photios seinen Platz auf dem Wagen neben den Neuvermählten zur Seite der Frau hat, der προηγητής, der vor dem Wagen schreitet, die παῖδες προπέμποντες, die den Zug mit Musik und Gesang des Hymenaios begleiteten (Hypereides ὑπὲρ Λυκόφρονος II 4), und der Maultiertreiber, ὀρεωκόμος (vgl. die antiken Zeugnisse bei CFHermann, Priv.-Alt. 274 f.). Zu der schriftlichen Überlieferung treten ergänzend, aber auch abweichend, die Denkmäler hinzu. Die älteren Vasen zeigen gewöhnlich Braut und Bräutigam auf einem Viergespanne (ANawrath 13). Diese hohen Luxus verratende Sitte scheint mit dem Ende des 6. Jahrh. allmählich abgekommen zu sein (vermutlich auch infolge gesetzlicher Vorschrift); an die Stelle des Viergespanns tritt ein Maultiergespann, auf dem das neuvermählte Paar nebst dem πάροχος sitzt (der π. aber nicht zur Seite des Paares, sondern hinter ihm). Auch nach Photios (Lex. 52, 22) ist der Hochzeitswagen ein Gespann von Maultieren oder Ochsen, in dem die Braut auf besonderer κλινίς (νυμφικὴ καθέδρα) saß, nach Euripides (Hel. 723) und den Vasenbildern des 5. Jahrh. ein Pferdegespann. Das Ursprüngliche wird, wie Sticotti (183) richtig schließt, der einfache Maultier- oder Ochsenkarren sein, der Luxuswagen mit Pferden eine spätere städtische Umwandlung des alten Gebrauchs. Die Zusammensetzung des Zuges wird nicht immer die gleiche gewesen sein; das Beiwort der Braut als χαμαίπους zeigt, daß die Heimführung auch zu Fuß geschehen konnte.

Sehr lehrreich als Beispiel einer altertümlichen Überführung der Braut ist die schwarzfigurige, Ausonia IV (1909) 132 abgebildete Amphora. Hier trägt eine neben dem Wagen schreitende Frau ein λίκνον, offenbar dasselbe, das auch beim Hochzeitsmahle bereits eine solche Rolle spielte (s. S. 54, ANawrath 16 f.).

Wenn die Braut nach Solons Vorschrift (Pollux I 246) bei ihrer Übersiedelung ein Röstgeschirr als σημεῖον αὐτουργίας mitnehmen soll, und wenn man eine Mörserkeule (ὕπερον) vor der Thalamostür festband und die Braut ein Sieb (κόσκινον) mitbrachte (Pollux III 37), so liegen hier vielleicht tiefere symbolische Bedeutungen zugrunde, als sie die antiken Erklärungen mit dem Ausdrucke σημεῖα αὐτουργίας annehmen.

5. Am Prothyron des neuen Heims wurde das Brautpaar von der Mutter des Bräutigams mit Fackeln und von dessen Vater nebst anderen Angehörigen empfangen. Das zeigen mehrere Vasenbilder mit großer Deutlichkeit (vgl. PSticotti 183, ANawrath 15). Es folgte nun eine Reihe bedeutsamer Zeremonien. In Böotien wurde die Achse des Wagens verbrannt, gewiß, wie Plutarch (Quaest. Rom. 29, 271) annimmt, um der Braut symbolisch die Rückkehr abzuschneiden. In Athen wurde die Braut, wenn sie am Hochzeitstage das Haus ihres Gatten betrat, an den Herd geführt und hier mit Datteln, Feigen, Nüssen usw. überschüttet, ein Brauch, der nicht einfach als Willkommen im Kreise der neuen Hausgenossen zu erklären ist, auch nicht dem Paare eine glückliche Nachkommenschaft und dieser ein glückliches Gedeihen verheißen soll, sondern, wie ESamter (Familienfeste d. Gr. u. R., Kap. I) ausführlich darlegt, wahrscheinlich aus einem Sühnopfer für die Hausgötter hervorgegangen ist; man nannte ihn καταχύσματα. Einen zweiten athenischen Brauch hat sehr glücklich ABrückner (AthMitt. XXXII [1907] 80 f.) aus dem Bilde einer attischen Pyxis erschlossen. Zaghaft ist die Braut über die Schwelle des künftigen Hauses geschritten, da packt sie ihr Eheherr χεῖρ' ἐπὶ καρπῷ, um sie in raschem Schritte zum Herde zu ziehen; beiden voran geht ein Flötenspieler, und ihm folgt die Brautmutter mit Fackeln im eiligen Laufe auf einen Herd zu, vor dem Hestia steht, in der Hand eine Feige, weiter die Mutter des Bräutigams, wie die Brautmutter in eiligem Schritte. Je eine Frau, eine nach rechts schreitende rechts am Ende, eine nach links schreitende links am Anfange, rahmen das Bild ein. Aus dem eiligen Schreiten, das auch sonst bei diesen Szenen öfters zu bemerken ist, schließt Brückner, daß hier ein Umlauf um den Herd, eine ἀμφιδρομία, gemeint sei, wie ähnlich 'bei der Kindstaufe die Hausgenossen mit dem Kinde um den Herd liefen und in dieser Form den neuen Sprossen des Geschlechts den Göttern des Hauses anempfahlen'.

Brückner hält es nicht für unmöglich, in dem eiligen Schritte des Bräutigams ein Rudiment der Sitte des Brautraubes zu spüren, und führt dafür treffende Parallelen an; auch der spartanische Brauch (Plut. Lyk. 15 ἐγάμουν δὲ δι' ἁρπαγῆς usw.) könnte hierfür sprechen (vgl. ANawrath 18 f.). Wahrscheinlich scheint auch die Deutung der Feigen in der Hand der Hestia | als Hinweis auf die καταχύσματα, da die Feige kathartische, entsühnende Bedeutung hat. Möglich ist aber auch, daß die Feige auf die obszöne Bedeutung des Wortes σῦκον hinweist (Aristoph. Fried. 1349 f., vgl. HBlümner a. a. O. 7 f.). Unsicher ist die Erklärung der Frau zur Linken als Herdgöttin des Manneshauses sowie die Annahme, daß die Frau zur Rechten die γαμοστόλος, Brautführerin, sei, die davongehe, um das eheliche Lager im Thalamos herzurichten; denn das Ornament rechts von ihr ist nicht ein 'noch archaisch stilisierter Lorbeer- oder Myrtenzweig, die κορυθάλη, die bei der Hochzeit vor die Tür des Thalamos gesteckt wurde', sondern eben nur ein Ornament, das den Anfang der Szene vom Ende trennt.

Dem Lärme vor der Tür des Brautgemachs hat ESamter (NJahrb. XIX [1907] 139 ff.) einen tieferen Sinn untergelegt, indem er als seinen Zweck die Verscheuchung der unterirdischen Geister ansieht. Für die übrigen Einzelheiten (z. B. die κλίνη παράβυστος) verweise ich auf die angeführte Literatur. Einzugehen ist noch auf die

Deutung einiger Vasenbilder und mit Reliefs geschmückter Gefäße durch ABrückner (AthMitt. XXXII [1907] 85 ff.); er leitet aus ihnen einen Brauch ab, wonach die rite vollzogene Hochzeit durch die Vorweisung eines gewissen Tuchs den Angehörigen des Geschlechtes angezeigt werde — ähnlich der noch heute bei manchen primitiven Völkern geltenden Jungfernprobe. Dieser Deutung schließt sich ANawrath 29 an. Jedoch ist das Bild, auf dem die Vermutung im Grunde beruht (Taf. V 1), schwerlich richtig erklärt — denn die Hauptsache, das Tuch, fehlt gerade hier trotz Brückners gegenteiliger Versicherung. Die Bezeichnung des Tuchs als προβόλιον wird aus Philostr. Εἰκ. 765 entnommen, jedoch stößt die Interpretation der Stelle auf sprachliche und sachliche Schwierigkeiten (HBlümner 9 f.).

Es darf an dieser Stelle ein Hinweis auf eines der schönsten Denkmäler des Altertums, das Gemälde der sog. Aldobrandinischen Hochzeit in Rom, nicht fehlen. Zarter und reiner könnte das Bild des jungvermählten Paares im Brautgemache schwerlich geschildert werden (Museum Berl. u. Stuttg., II 49, mit Text von FWinter).

6. Der Tag nach der Hochzeit wird ziemlich allgemein als ἐπαύλια bezeichnet (LDeubner 146 ff., ANawrath 29 ff.). An ihm werden in der Frühe der jungen Frau von Freunden und Verwandten Geschenke ins Haus getragen; das geschah nach Eustathios, Suidas und Et. Magn. ἐν σχήματι πομπῆς, unter Fackel- und Flötenbegleitung. Einen solchen Zug schildert uns mit einigen Abweichungen von der schriftlichen Überlieferung, aber die ganze Veranstaltung lebhaft veranschaulichend, das Bild einer großen Pyxis des Berliner Antiquariums (ArchJahrb. XV [1900] Taf. 2), die selbst einmal als Hochzeitsgeschenk überreicht worden war. Die Darbringung der Gaben selbst erblicken wir z.B. auf einem γαμικὸς λέβης, AthMitt. XXXII (1907) Taf. VIII, und auf einem ebensolchen Taf. V 2, dessen Bild keineswegs auf die Vorbereitungen zum Adonisfeste zu beziehen ist (FHauser, ÖsterJahrh. XII [1909] 94 f.). Nach Hesychios s. v. ἐπαύλια werden nicht nur der Braut, sondern auch dem Bräutigam am Tage nach der Hochzeit Geschenke gebracht: auf den bildlichen Darstellungen fehlt der Ehemann dagegen, wie Brückner richtig beobachtet hat. Vielleicht ist hier die Notiz des Pollux III 39 von Bedeutung, nach der der junge Ehemann nach der Hochzeit in das Haus des Schwiegervaters übersiedelte, wohin ihm die Gattin eine Chlanis (ἐπαυλιστηρία χλανίς) sandte. Diesen Brauch bezeichnet Pollux wiederum als ἀπαυλία (sc. ἡμέρα). Hier ist offenbar noch allerlei ungeklärt (s. zuletzt LDeubner, ArchRel. XVI [1913] 631 f.).

7. Von den auf die Hochzeit folgenden Feierlichkeiten ist am bekanntesten die Aufnahme der jungen Frau in die Phratrie ihres Gatten. Einen weiteren Brauch hat mit einiger Wahrscheinlichkeit ABrückner (AthMitt. XXXII [1907] 112 ff.) erschlossen. Ausgehend von der Nachricht, daß in Troia die jungverheirateten Frauen am vierten Tage des Hochzeitsfestes in feierlichem Zuge zum Heiligtume der Aphrodite ziehen (Ps. Aischines ep. 10), konstruiert er ein ähnliches Fest für Athen. Hier fanden nämlich am Ende des Monats Γαμηλιών gewöhnlich die Hochzeiten statt, der vierte Tag aber nach dem Neumond des Gamelion war der Aphrodite heilig. Da nun einige Bilder von Vasen, wie sie gern als Hochzeitsgaben überreicht wurden, vielleicht die Göttin Aphrodite zeigen, der allerlei Geschenke zum Danke dargebracht werden, so ist wenigstens die Möglichkeit dieses Festes zuzugeben.

Für die Hochzeitsgebräuche in Sparta vgl. den lehrreichen Aufsatz von MPNilsson, D. Grundlagen des spartanischen Lebens, Klio XII (1912) 308–340. Für Tarent hat einiges Wichtige RPagenstecher, ArchAnz. XXXI (1916) 106 ff., festgestellt, das auch für das eigentliche Griechenland und Rom von Wert ist; s. auch S.Ber. Heidelb. Ak. 1911.

II. Bei den Römern

Unsere Kenntnis der römischen Hochzeitsgebräuche beruht weit mehr auf der schriftlichen als auf der monumentalen Überlieferung. Von Denkmälern sind es zumeist Sarkophagreliefs, die uns einige Anschauung bieten, aber diese gehören einmal erst dem 2.—4. Jahrh. n. Chr. an und sind außerdem meist Nachbildungen griechischer Vorbilder, also ein nach jeder Richtung hin zweifelhaftes Material. Zusammengestellt ist alles, was in Frage kommt, von ARoßbach, Römische Hochzeits- und Ehedenkmäler, Lpz. 1871. Die beste Zusammenfassung des gesamten Materials findet man bei JMarquardt, Das Privatleben der Römer,[2] Lpz. 1886, 28 ff., und HBlümner, Röm. Priv.-Alt., 349 ff., zu einzelnen Gebräuchen wertvolle Ausführungen bei ESamter, Familienfeste d. Gr. u. R., Berl. 1901, und Geburt, Hochzeit und Tod, Lpz.Berl. 1911.

1. Für Rom kennen wir besonders gut die rechtlichen Verhältnisse der Ehe, allerdings ist über die zeitliche Folge der verschiedenen Formen durchaus keine Einigung erzielt. Bei der gültigen Ehe, dem iustum matrimonium, die auf dem ius conubii beruht, unterscheidet man solche, bei denen die Frau in die manus des Mannes kommt (d. h. sie selbst und ihr Vermögen geht in die Familie ihres Mannes über), und Ehen sine in manum conventione, bei denen die Frau in der Gewalt ihres Vaters und in ihren eigenen Vermögensrechten bleibt. Bei der ersten Form kann die manus erworben werden entweder durch die der kirchlichen Trauung entsprechende confarreatio, d. h. eine religiöse Handlung in Gegenwart von zehn Zeugen, bestehend in Auspizien und Opfern durch den pontifex maximus und den flamen dialis, bei der ein Speltkuchen (farreum libum) in Anwendung kam, oder durch usus, wenn eine Frau ein volles Jahr bei ihrem Manne blieb, ohne sich drei aufeinanderfolgende Nächte von ihm zu entfernen (so schon im XII-Tafelgesetz), oder endlich durch die coemptio, eine symbolische Form des ehemaligen Kaufes; nur mußte dabei in historischer Zeit die Tochter ausdrücklich ihren consensus zur Ehe ausdrücken, der übrigens bei allen Ehen von allen Beteiligten (dem Paare, dem Vater und dem Großvater) erforderlich war. Die Ehe durfte in älterer Zeit nur unter solchen Personen geschlossen werden, die nicht näher als bis zum 6. Grade nach römischem Sinne verwandt waren, doch waren seit dem zweiten Punischen Kriege Ehen zwischen Geschwisterkindern (4. Grad) und seit Kaiser Klaudius Ehen zwischen Nichte und Onkel (3. Grad) gestattet. Voraussetzung für die Ehe überhaupt war die Geschlechtsreife, die für die Männer auf das 14., für die Frau auf das 12. Lebensjahr angenommen war; jedoch gehörten so frühe Heiraten zu den größten Seltenheiten.

2. In Rom war der Termin für die Hochzeiten ziemlich beschränkt; denn es wurden gewisse Monate (wie der Mai und die erste Hälfte des März und des Juni) aus religiösen Gründen als ungeeignet ausgeschlossen, außerdem die Kalenden, Nonen und Iden jedes Monats, ferner die dies parentales, d. h. die Tage der Totenfeier, alle die zahlreichen dies religiosi (vgl. JMarquardt, Röm. Staatsverwaltung,[2] Lpz. 1885, 294) und die drei Tage, an denen nach römischer Anschauung die Unterwelt offen stand, 24. August, 5. Oktober, 8. November. Der Hochzeit voraus ging | die Verlobung, die von den Eltern unter Umständen abgemacht werden konnte, wenn die zu Verlobenden noch lange nicht das vorschriftsmäßige Alter erreicht hatten; ein Zwang zur Vollziehung der Ehe war damit rechtlich nicht verbunden. Der Bräutigam pflegte der Braut als Unterpfand eine arra (Handgeld), gewöhnlich aber einen Ring zu übergeben, den diese am vierten Finger der linken Hand zu

tragen pflegte. In der späteren Zeit wurde die Abfassung eines schriftlichen Ehekontraktes bei der Verlobung üblich (tabulae nuptiales) und die Verlobung selbst mit größeren Feierlichkeiten (Festmahl, Geschenken) verbunden.

3. Wie die Griechinnen am Tage vor der Hochzeit den Göttern Haaropfer darbrachten und ihr Kinderspielzeug u. a. weihten, so weihte die römische Braut ihre Mädchenkleidung (toga praetexta) und ihr Spielzeug den Laren (ihnen wohl in älterer Zeit) oder der Venus. Statt mit ihrer früheren Tracht wurde sie vor dem Schlafengehen mit einer tunica recta oder regilla bekleidet und legte zugleich eine rote Haube an. Die tunica recta — der Name ist bisher noch nicht mit Sicherheit erklärt worden — trug die Braut auch am Hochzeitstage, wo sie von einem wollenen Gürtel durch einen 'nodus Herculeus' zusammengehalten wurde (PWolters, Zu griechischen Agonen, Würzb. 1901). Hinzu kam das flammeum, ein roter Schleier, mit dem die Braut das Haupt verhüllte. Der Verhüllung und der roten Farbe liegt, wie HDiels (Sibyll. Blätter 122, 70) erwiesen hat, der tiefere Sinn eines ursprünglichen Entsühnungsopfers zugrunde (ESamter, Familienfeste 36 ff. 52 ff.). Bedeutungsvoll ist auch, daß die Haare der Braut mit der hasta caelibaris, einem an der Spitze gekrümmten Lanzeneisen, in sechs Flechten geteilt werden. Hier hat Samter (58) vermutet, daß die merkwürdige Zeremonie auf eine alte Zeit hinweist, in der es Sitte war, der Braut die Haare abzuschneiden, und er zieht dafür als Analogie die Gebräuche bei den Vestalinnen heran, die nichts anderes sind als Hochzeitsgebräuche (HDragendorff, RhMus. LI [1896] 281); auch diesen wurde bei ihrem Eintritt ein Teil des Haares abgeschnitten. Unter dem flammeum trug die Braut einen Kranz selbstgepflückter Blumen; bekränzt war auch der Bräutigam sowie die übrigen Teilnehmer des Festes, wenigstens in der späteren Zeit.

4. Die eigentliche Hochzeit begann in älteren Zeiten, wie Cic. de div. I 16, 28 erzählt, in aller Frühe mit Auspizien, der Beobachtung des Vogelflugs, in späteren mit der Eingeweideschau eines geopferten Tieres. Das Ergebnis wurde den versammelten Gästen verkündet, und nun erst wurde der Ehekontrakt in Gegenwart von zehn Zeugen vollzogen. Danach erklärten Braut und Bräutigam ihren consensus zur Ehe und wurden (nach Ausweis der Denkmäler) durch eine verheiratete Frau, pronuba, zusammengeführt, um sich die rechten Hände zu reichen (FRizzo, Röm Mitt. XXI [1906] 292 ff.). Bei der oben geschilderten Eheform der confarreatio folgte nun ein Opfer von Früchten und einem panis farreus an Juppiter, das von dem flamen dialis vollzogen wurde. Der flamen dialis sprach die Formen des Gebetes vor, das auch den Göttern der Ehe galt. Das Paar saß während des Opfers auf zwei untereinander verbundenen Stühlen, über die ein Schaffell gebreitet war (vgl. auch zu diesem Brauche ESamter 100 ff.); während des Gebetes mußte das Paar rechts herum um den Altar wandeln. Ob die Tätigkeit eines Opferdieners, camillus, wie er auf den Denkmälern bei den Opfern erscheint, nämlich mit einer acerra, dem Weihrauchskasten, in der Hand, identisch ist mit der, die Varro de l. l. VII 34 und Festus 63 erwähnt, wonach allgemein in nuptiis ein camillus ein zugedecktes cumerum (d. h. einen geflochtenen Korb: Festus 50) mit den utensilia nubentis trägt, ist mehr als zweifelhaft. AMau (bei JMarquardt 51, 3) bezieht diese Nachricht | wohl mit Recht nicht auf das Opfer, sondern auf den Festzug. In der späteren Zeit ist das Faropfer fortgefallen, und die Hauptfeierlichkeit gruppierte sich auch bei der confarreatio um das Opfer eines Rindes oder Schweines, das bei den übrigen Arten der Eheschließung üblich war. Dieses Opfer fand nicht immer im Hause, sondern oft auch vor einem öffentlichen Tempel statt. Auf das Opfer folgte die Gratulation und das Hochzeitsmahl, das gewöhnlich im Hause der Braut abgehalten wurde.

Sobald die Nacht hereingebrochen war, erhob man sich vom Mahle, und die Braut wurde vom Bräutigam den Armen der Mutter entrissen (das Symbol des Brautraubes, vgl. die griechische Hochzeitssitte). In festlicher pompa vollzieht sich nun die Überführung in das neue Haus, ähnlich wie bei der griechischen Hochzeit. 'Flötenspieler und Fackelträger gehen voran, der Zug stimmt ein Fescenninenlied an und läßt den Ruf talasse ertönen; die Knaben fordern, daß der Bräutigam Walnüsse ausstreue, da er nun von den Spielen der Kindheit Abschied nimmt (jedoch wird dieser Brauch auch als Anspielung auf die Fruchtbarkeit der Ehe gedeutet, Plin. XV 86). Die Braut wird geleitet von drei pueri patrimi et matrimi (ἀμφιθαλεῖς s. o.), von welchen einer die Fackel vorträgt, die beiden anderen die Braut führen; Rocken und Spindel werden ihr nachgetragen. Die Fackel des Brautführers ist nicht, wie die der übrigen Fackelträger, von Fichtenharz, sondern von Weißdorn (spina alba), welches der Ceres heilig und ein Mittel gegen bösen Zauber ist; sie wird hernach von den Gästen erbeutet und im Raube davongetragen. Ist der Zug angelangt, so salbt die Braut die Türpfosten des neuen Hauses mit Fett oder Öl und umwindet sie mit wollenen Binden; darauf wird sie über die Schwelle des Hauses gehoben und im Atrium von ihrem Manne in die Gemeinschaft des Feuers und Wassers, d. h. in die Teilnahme an dem häuslichen Leben und Gottesdienste, aufgenommen. In dem Atrium, ihrem künftigen Wohnzimmer, ist der lectus genialis gegenüber der Tür von der pronuba bereitet; hier betet sie zu den Göttern des neuen Hauses um eine glückliche Ehe. Am Tage nach der Hochzeit empfängt sie die Verwandten bei dem Feste der nepotia als Matrone und bringt den Göttern des Hauses ihr erstes Opfer dar.'

Zu dieser Beschreibung, die JMarquardt entnommen ist, sind noch zu vergleichen die ausführlichen Erörterungen von ESamter (14 ff.), der den Sinn mancher Einzelheiten aufgehellt hat und andere wichtige Bräuche erwähnt und erklärt, z. B. den der drei Asse, die die Braut in das Haus des Gatten mitbrachte (19). Den einen, den sie in der Hand hielt, übergab sie dem Manne tamquam emendi causa; den zweiten, den sie unter dem Fuße oder am Fuße hatte, legte sie auf dem Herde als dem Altare der Laren nieder; den dritten endlich, den sie in einer Tasche trug, ließ sie an dem benachbarten Kreuzwege erklingen.

B. Geburt bei den Griechen und Römern

Für die Gebräuche der Alten und ihre Vorkehrungen bei der Geburt von Kindern sei hier nur auf einige Punkte noch besonders hingewiesen. (Vgl. im übrigen die ausführlichen Handbücher sowie den guten Artikel 'Birth' von LDeubner bei JHastings, Encyclopaedia of religion II 649 ff.) In der römischen Welt ist der Brauch bezeugt, daß das neugeborene Kind auf die Erde gelegt wurde. Diesen Brauch hat ADieterich, Mutter Erde 6 ff., gedeutet aus einem Gefühle des Zusammenhanges, der die Erde mit der vegetabilischen und animalischen Frucht verbindet — allerdings ist auch Widerspruch gegen diese Deutung erhoben worden. Nach LDeubners nicht unwahrscheinlicher Erklärung soll die Niederlegung bedeuten, | daß die Kraft der Erde in das neugeborene Kind eindringe und es stark mache. Für Griechenland fehlt es an Zeugnissen hierfür, wenn nicht ein solches in dem schwierigen Verse bei Hesiod, W. u. T. 464 (ARzach), enthalten ist (Mitteilung von ARathke). Daß aber auch hier ähnliche Vorstellungen existiert haben, könnte man vielleicht schon aus der Form der Wiege schließen, in die das Kind gelegt wurde. Sie gleicht einem λίκνον, d. h. der Getreideschwinge, in der das Saatkorn gereinigt wird. Wie in der Volksreligion vegetabilisches und animalisches Leben und Entstehen identisch ist, so kann vielleicht das Kind im λίκνον als das Saatkorn in der Getreideschwinge aufgefaßt werden; die Form der Wiege würde also auf uralter

Volksanschauung beruhen (ADieterich 101). Aber auch diese Deutung ist nicht unangefochten geblieben; indessen ist die Ablehnung dieser Erklärung damit, daß es an sich in primitiven Haushaltungen nahegelegen habe, das Kind in dem λίκνον unterzubringen, ebensowenig begründet (LDeubner) wie damit, daß das λ. nicht unter rituellen Zeremonien zur Wiege bestimmt wurde.

Wenn man am Tage der Geburt die Pforten des Hauses mit Ölzweigen und Wollenbinden schmückte, wobei der Ölzweig einen Knaben, die Wollbinde ein Mädchen anzeigte, so liegt diesen Gebräuchen ursprünglich ein tieferer Sinn zugrunde, nämlich entweder der der κάθαρσις, einer Entsühnung zur Versöhnung der chthonischen Götter (HDiels, Sibyll. Blätter, Berl. 1890, 120ff.; ERohde, Psyche[2] 72, 1; ESamter, Familienfeste 87), oder der, das Kind vor Unglück zu schützen, also eine apotropäische Bedeutung (Eur. Ion 1433; LDeubner).

Das Hauptfest bei der Geburt des Kindes waren die ἀμφιδρόμια (die literarische Überlieferung zusammengestellt von JVürtheim, Mnemosyne XXXIV [1906] 73ff.). Sowohl als Termin des Festes ist nicht überall derselbe Tag nach der Geburt angegeben, sondern es schwanken auch hier wie überall die Angaben über das Zeremoniell, und weiter erscheint das Fest mit dem der Namengebung gelegentlich zu einem einzigen verbunden. Eine einfache Darlegung, die allen Überlieferungen gerecht würde, ist daher nicht möglich, man wird wie bei den Anakalypteria die Überlieferung registrieren und die Verschiedenheiten auf zeitlich auseinanderliegende Perioden, örtliche Gewohnheiten, reichere und ärmlichere Verhältnisse, schwerlich aber nur auf Fehler in unserer Überlieferung zurückführen; gewöhnlich aber scheint am 5. Tage nach der Geburt das Fest der Amphidromia, am 10. das der Namengebung gefeiert worden zu sein. Der Sinn der Amphidromia, an denen das neugeborene Kind im Laufschritt um den Herd getragen wurde (nach Hesych. s. v. δρομιάμφιον ἦμαρ waren die Beteiligten nackt, vgl. FDümmler, Phil. LVI [1897] 5f.), während die Verwandten Geschenke brachten, ist, wie bereits oben angedeutet wurde, eine Empfehlung des neuen Sprossen des Geschlechts an die Götter des Hauses (ESamter 59ff.). Allerdings ist damit noch nicht der Laufschritt erklärt. Die Meinung SReinachs (Cultes, mythes et religions I,[2] 1908, 137ff.), das Kind solle dadurch schnellfüßig werden, billigt LDeubner a. a. O. Über die Feiern am Geburtstagsfeste vgl. WSchmidt, Geburtstag im Altert., Gieß. 1908 (RgVV. VII [1908—1909] 1); ders., Berl.ph.W. XXIX (1909) 1379.

C. Tod und Bestattung

I. Bei den Griechen

1. Homerische Bestattungsweise. Nach den Andeutungen des Epos verläuft eine feierliche Bestattung in der folgenden Weise. Sobald der Tod eingetreten ist, wird | dem Verstorbenen Auge und Mund geschlossen; das zu tun ist die Pflicht der nächsten Angehörigen. Die Leiche wird gewaschen, gesalbt und, in Leinentücher gehüllt, auf einem Paradebette ausgestellt, ἀνὰ πρόθυρον τετραμμένη, und zwar so, daß die Füße dem Ausgange zugekehrt sind (eine Sitte, die man meist mit der Furcht vor der Rückkehr der Seele begründet). Dann begann die Totenklage, die in Ω 121, ω 58 zu kunstmäßigem Wechselgesange ausgebildet erscheint; dabei hören wir von heftigen Ausbrüchen der Trauer, wie vom Bestreuen von Haupt und Kleidern mit Asche, Zerschlagen der Brüste und Zerfleischen der Wangen bei den Weibern, Nahrungsenthaltung u.a. Danach erfolgt die Verbrennung auf einem Scheiterhaufen, wobei die Habe des Verstorbenen mitverbrannt wird, ebenso wie seine Lieb-

lingstiere und andere geliebte Habseligkeiten; χοαί, Spenden, werden dargebracht, und mit Wein wird zuletzt die Glut gelöscht. Die Gebeine werden gesammelt, in eine doppelte Fettschicht gelegt und in eine rote Zeughülle gewickelt, die dann in einem Behälter, λάρναξ, σορός, ἀμφιφορεύς, beigesetzt wird. Über der Grabstelle wird ein Hügel errichtet, der von einer Stele gekrönt wird. Den Schluß bildet der Leichenschmaus (der gelegentlich auch schon vor der Bestattung stattfindet), und es folgen (natürlich nur bei den vornehmsten Toten) zu Ehren der Verstorbenen Leichenspiele.

So im allgemeinen das Epos. Vgl. WHelbig, Homer. Epos,[2] Lpz. 1887, 50ff.; S.Ber. bayr.Ak. 1900, 208ff.; Müller Hdb. IV 213; RE. III 333. ERohde hat in seinem Werke Psyche I, [5 u. 6] Tüb. 1910, 1ff. den Nachweis geführt, daß diese Bestattungsgebräuche eine Fülle einander widersprechender Vorstellungen in sich bergen. Die Verbrennung, d. h. die Vernichtung des Leichnams, stimmt mit der homerischen Anschauung von dem Wesen und Wirken der Seele nach dem Tode überein; denn die aufgeklärte homerische Welt kennt die Vorstellung nicht, daß die Seelen etwa auf die Oberwelt zurückkehren und ihre Macht ausüben können. Diese Anschauung spiegelt wohl am deutlichsten der Dichter des Traumes des Achilleus wider. Da er selbst nicht an die Macht der Seele des Patroklos glaubt, stellt er das Ganze als einen Traum dar, den er den Achilleus träumen läßt; er ist sich aber wohl bewußt, daß eine frühere Zeit, die Zeit, in der die von ihm geschilderten achäischen Helden lebten, andere Anschauungen gehegt hat. In Übereinstimmung mit der dem Dichter vorschwebenden vergangenen Zeit und im Gegensatze zu der eigenen aufgeklärten Vorstellung stehen nun, wie Rohde darlegt, gewisse Zeremonien bei der Bestattung, die nur als Rudimente eines älteren, sehr lebhaften Seelenkultes gedeutet werden können, eines Seelenkultes, der hervorgegangen ist aus Angst vor der Macht der Toten. Am deutlichsten ausgeprägt zeigt diese Spuren die Schilderung von der Bestattung des Patroklos Ψ 164ff. (vgl. ERohde 14ff.). 'Hier hat man die Schilderung einer Fürstenbestattung vor sich, die schon durch die Feierlichkeit und Umständlichkeit ihrer mannigfachen Begehungen gegen die bei Homer sonst hervortretenden Vorstellungen von der Nichtigkeit der aus dem Leibe geschiedenen Seele seltsam absticht. Hier werden einer solchen Seele volle und reiche Opfer dargebracht. Unverständlich sind diese Darbringungen, wenn die Seele, nach ihrer Trennung vom Leibe, alsdann bewußtlos, kraftlos und ohnmächtig davonflattert, also auch keinen Genuß vom Opfer haben kann.' Wichtig ist nun weiter, daß sich in dem homerischen Epos auch Spuren einer anderen Bestattungsweise finden als der des Verbrennens, die darauf ausgehen, den unverbrannten Leichnam zu erhalten (WHelbig, Homer. Epos 55; S.Ber.bayr.Ak. 1900, 215ff.; die Ausführungen von AEngelbrecht, Festschr. f. OBenndorf, Wien 1898, 1ff., der im Epos zwei Fälle von Begraben zu konstatieren sucht, sind allerdings wenig überzeugend).

Völlig ausgebildet zeigen uns den Seelenkult in Verbindung mit der Sitte des Begrabens die berühmten Schachtgräber auf der Burg von Mykene. | Diese altmykenische Bestattungsweise geht mit ihren märchenhaft reichen Beigaben, mit denen die Leichen überschüttet sind, und mit den Spuren langdauernder Vorrichtungen für Totenspenden zweifellos von ganz anderen religiösen Vorstellungen aus als die übliche homerische. Daß der hier in voller Blüte stehende Totenkult nur ein Akt der Pietät ist, der dem Menschen nach seinem Tode eine behagliche Weiterexistenz sichern will, erscheint nicht glaublich. Er kann nur um der Überlebenden willen eingerichtet sein, d. h. um den Toten zu befriedigen, damit seine Seele nicht wieder auf der Oberwelt erscheine und Schaden anstifte. (Die von EMeyer I 1[2] 131ff. vorgetragene Ansicht halten wir also nicht für zutreffend. Es sei jedoch bemerkt, daß in Porti und Drákonas auf Kreta (JhellSt. XXVIII [1908] 328) Verbrennung von Leichen nachgewiesen ist aus einer Zeit, die der höchsten Entwicklung der kretischen Kultur weit vorausliegt, und im Gegensatze zu den gleichzeitigen Bestattungsgräbern der sog. Kykladenkultur).

In welcher Form die einwandernde griechische Bevölkerung aus ihrer Urheimat bereits einen Seelenglauben mitgebracht hat, entzieht sich einstweilen unserer Kenntnis. Daß die Griechen bei ihrem Eindringen in Hellas die Verbrennung als älteste Sitte mit sich geführt hätten, ist eine an sich sehr mögliche Hypothese, die WHelbig, S.Ber.bayr.Ak. 1900, 199ff. auf eine uralte Nekropole in Eleusis (Eph.arch. 1898, 29ff.) stützt. Diese Brandgräberschicht hat sich freilich als Überrest einer größeren Wohnungsanlage herausgestellt (Thera II 85). Sehr wichtig aber scheint es, daß sich in den jüngeren Gräbern mykenischer Form

bereits Verbrennung findet (EPfuhl, GGA. 1906, 340). Denn damit ergibt sich eine Zwischenstufe zwischen der 'altmykenischen' Bestattungsweise und der aufgeklärten homerischen. Vielleicht haben wir in dem Bestattungswesen und in dem Totenglauben überhaupt eine ähnliche Entwicklung anzunehmen wie in der Geschichte des Hauses. Die in Griechenland einbrechenden Achäer würden dann zunächst die ungriechischen Sitten und ungriechischen Vorstellungen angenommen haben, wie sie uns in den oben geschilderten altertümlichen Rudimenten im Epos entgegentreten. Mit dem Sturze der Achäer und den neuen Einwanderern wäre dann der Totenglaube zurückgedrängt und die aufgeklärte homerische Anschauung und Sitte zum Durchbruche gelangt. In der Bestattungsweise und den Bestattungsgebräuchen den homerischen ähnlich sind die Gräber von Assarlik zwischen Myndos und Halikarnassos, die von RPaton entdeckt sind (JhellSt. VIII [1888] 64ff.; AthMitt. XIII [1888] 27ff.; S.Ber.bayr.Ak. 1900, 207ff.) und etwa dem 9. vorchristl. Jahrh. angehören.

Um die altmykenische Sitte der Bestattung mit der homerischen der Verbrennung in Einklang zu bringen, hat WDörpfeld (Mélanges Nicole, Genf-Basel 1905, 95) die These aufgestellt, daß ein tiefgreifender Unterschied zwischen Verbrennen und Begraben im Altertum überhaupt nicht bestanden habe, daß alle Leichen im Altertum, so auch während der Dauer der mykenischen Kultur, angebrannt seien, und daß nur der größere oder geringere Grad der Verbrennung zu der irrigen Unterscheidung von Begraben und Verbrennen Anlaß gegeben habe. (Vgl. auch JZehetmaier, Leichenverbrennung und Leichenbestattung, Lpz. 1907, nebst Rez. von SWide, DLZ. 1910, 308; HSchmidt, Prähist. Ztschr. III [1911] 197.) Dörpfeld hat indessen mit seinen Ausführungen, die er NJahrb. XXIX (1912) 1ff. u. Ungarische Rundschau I (1917) mit gewichtigen Gründen verteidigt, bisher wenig Beifall gefunden (EPfuhl, GGA. 1907, 667ff.; WPh. XXII [1905] 1213; Südwestdeutsche Schulblätter 1907, 307, 357; 1908, 414 [ebd. die Entgegnungen von Dörpfeld 1908, 293; 1909, 16]; CRouge, NJahrb. XXV [1910] 385ff.; ChTsountas, Αἱ προϊστορικαὶ ἀκροπόλεις Διμηνίου καὶ Σέσκλου, Athen 1908; JdeMot, Mémoires de la société d'anthropologie de Bruxelles, XXVII [1908]). Über das Aufkommen der Sitte des Verbrennens und seine Herleitung aus Mesopotamien vgl. EPfuhl, GGA. 1906, 340 und FPoulsen, Die Dipylongräber, Lpz. 1905, 4. In dem letztgenannten Werke findet man S. 3 auch über prämykenische Gräber allerlei Literatur. |

2. Die attischen Grabgebräuche. Im folgenden betrachten wir hauptsächlich die attischen Grabgebräuche, da wir nur über diese einigermaßen orientiert sind, und ziehen andere Grabsitten nur zum Vergleiche heran. Die ältesten attischen Gräber sind die Gräber der 'geometrischen' Periode, deren für uns wichtigste Beispiele in Athen und Eleusis aufgefunden worden sind. Eine Übersicht gibt FPoulsen, Die Dipylongräber und die Dipylonvasen, Lpz. 1905 (dazu WJudeich, Topographie v. Athen, Münch. 1905, 356f.), und neuerdings, sehr eingehend, BSchweitzer, AthMitt. XLIII (1918) 49ff. Hier ist die alleralteste Bestattungsweise, nach der die Toten im Hause begraben wurden (Ps. Plat. Minos 315 D), wie z. B. zu Thorikos in Attika (Eph.arch. 1895, 232) und in Orchomenos (HBulle, Orchomenos, S.Ber. bayr.Ak. 1907), bereits überwunden (vgl. auch die altionischen Hausgräber des 7. bis 6. Jahrh. auf der Insel Berezanj, ArchAnz. XXIV [1909] 161f.); die darauf folgende Stufe der Entwicklung, die Beisetzung innerhalb der Stadt in der Nähe der Häuser, wird durch Gräber in Eleusis und am Westabhange der Akropolis von Athen vertreten; die dritte Stufe, wo der Friedhof aus der Stadt heraus auf einen besonderen Platz verlegt ist, liegt bei den attischen Gräbern am Dipylon vor. Die neuen Ausgrabungen haben die früher ausführlichste Beschreibung von Gräbern dieser Zeit (ABrückner und EPernice, AthMitt. XVIII [1893] 73ff.) wesentlich erweitert. Während damals festgestellt schien, daß in der Dipylonzeit Bestattung die Regel sei, zeigte sich später, daß gerade die älteren Gräber dieser Epoche, die bei der Burg von Athen, ausnahmslos Brandgräber sind. Für die ganze Masse der Gräber der Dipylonzeit läßt sich jetzt sagen, daß zwar die Bestattungsgräber der Zahl nach etwas häufiger vorkommen, daß aber neben ihnen Verbrennung fast gleichwertig nebenhergeht. Durch diese Beobachtung verändert sich auch die Beurteilung des Verhältnisses der Überlebenden zu den Toten und der Anschauung von dem Leben

nach dem Tode sehr erheblich; denn die Verschiedenheiten zeigen deutlich, daß von einer einheitlichen, allgemein gültigen Vorstellung in dieser Zeit nicht mehr die Rede sein kann. Ja, für die Wahl zwischen Verbrennung und Bestattung mögen sogar rein praktische Gründe (z. B. Kostbarkeit des Brennmaterials) maßgebend gewesen sein.

Der eigentlichen Bestattung ging die Ausstellung der Leiche, πρόθεϲιϲ, und die Überführung, ἐκφορά, voraus. Über die hierbei befolgten Gebräuche geben uns die großen bemalten Grabvasen ausführliche Auskunft. Bei der Ausstellung (MonIst. IX 39; MCollignon, Histoire de la sculpture grecque I, Paris 1892, 76, deutsch v. EThraemer, Straßb. 1897, 79; AthMitt. XVIII [1893] 104) lag der Tote verhüllt auf der Bahre, ein Kissen unter dem Kopfe. Zweige wurden über ihn ausgebreitet (Aristoph. Eccl. 1030), und mit leidenschaftlichen Gebärden der Trauer umgaben die Mitglieder der Familie, Freunde und Verwandte die Bahre. Man denkt beim Anblicke dieser Bilder an die kunstmäßigen Threnoi der homerischen Bestattung (wie wir auch sonst bei allerlei Gebräuchen an die homerischen erinnert werden) und wird sie auch hier annehmen, um so mehr, als solche Threnoi später von Solon verboten wurden; das weitere Verbot Solons, die Prothesis länger als über einen Tag auszudehnen, beweist, daß in der voraufgegangenen Zeit eine längere, mit größerem Aufwande verbundene πρόθεϲιϲ die Regel war. Überhaupt zeigen die Vasen für das Begräbniswesen einen hochentwickelten Luxus, der namentlich bei der Überführung zum Ausdruck kam. Wahre Schaugepränge sind die Züge mit dem riesigen Leichenwagen, den Scharen der zu Fuß folgenden Leidtragenden und den Männern auf den Kriegswagen, wie sie uns die Grabvasen schildern. Am Grabe selbst wurden Opfer von Stieren und anderen Tieren dargebracht, wie die aufgefundenen Reste deutlich beweisen; auch hiergegen schritt die Solonische Gesetzgebung ein. Man setzte die vermutlich reichbekleideten Toten, wenn man sie beerdigte, in sorgfältig hergerichteten Gräbern ohne Sarg bei, meist lang ausgestreckt, bisweilen in sitzender Stellung, zuweilen barg man Erwachsene, häufiger Kinderleichen, in großen Gefäßen, die man gegen die Wand des Grabes lehnte. Verbrannte man die Leichen, so geschah das entweder in dem Grabe selbst, das dann geschlossen wurde, oder auf besonderen Plätzen, von denen dann die Gebeine gesammelt wurden, um in besonderen Aschenurnen beigesetzt zu werden.

Sehr lehrreich nicht nur für das Verhältnis der Lebenden zu den Toten, vielmehr auch für die häusliche Einrichtung jener Zeiten sind die Beigaben. Häufig sind den Toten vollständige Service mitgegeben, aber ebensooft ist die Ausstattung unvollständiger, und in manchen Fällen ist gar nichts mitgegeben, ein deutliches Zeichen, wie das Bewußtsein für die Bedeutung der Beigaben schwankt oder abgeschwächt ist; das darf man vielleicht auch aus der oft beobachteten Mitgabe von Miniaturgefäßen oder Nachahmungen von Gebrauchsgegenständen schließen, obgleich hier wie im Götterkulte das Symbol den Gegenstand selbst ersetzt haben könnte. Umgekehrt bietet das gelegentliche Erscheinen von Granatäpfeln, Amuletten und kleinen (wohl göttlich gedachten) Figuren aus Elfenbein einen deutlichen Hinweis auf abergläubische Vorstellungen im Totendienste. Den Frauen gab man gern Schmucksachen mit ins Grab, den Männern legte man Schwert und Speer (wie natürlich in der Zeit des ϲιδηροφορεῖν, Thuk. I 6) an die Seite (WHelbig, Öster Jahrh. XII [1909] 49ff.). Über den Gräbern wölbte sich in ältester Zeit noch nicht der Grabhügel: eine einfache Steinsetzung oder eine unskulpierte Stele zeigte die Stelle an, wo der Tote begraben lag. In den späteren Beispielen dieser Zeit dagegen erhoben sich über den Gräbern bereits mächtige, bis zu zwei Meter hohe

Amphoren als Grabmonumente. Ursprünglich waren sie gewiß dazu bestimmt, Spenden aufzunehmen; wenigstens die älteren eleusinischen Grabanlagen zeigen solche Vorrichtungen zur Spendenaufnahme in primitiverer Form.

Für die Gebräuche des 7.–6. Jahrh. sind die auf uns gekommenen Nachrichten von der Solonischen Gesetzgebung für Athen von höchstem Werte. Sie zeigen deutlich, wie Solon darauf ausging, den Luxus einzuschränken. Er stand übrigens mit dieser Maßnahme nicht allein; denn auch von anderen Städten sind uns Beispiele staatlicher Überwachung des Begräbniswesens bekannt geworden. So werden für Sparta gewisse Vorschriften auf Lykurgos zurückgeführt (Plut. Lyk. 27), für Mitylene auf Pittakos (Cic. de leg. II 63); für Syrakus vgl. Diod. 38, 2. Inschriftlich erhalten ist das Grabgesetz von Iulis auf Keos (AthMitt. I [1876] 139ff.), besonders wichtig für den Vergleich mit der Solonischen Gesetzgebung, und das Gesetz von Gambreion, das der Zeit nach Alexander d. Gr. angehört (CIG. 3562). An der Prothesis sollte nach der Solonischen Vorschrift keine Frau unter 60 Jahren teilnehmen, wenn sie nicht zu den nächsten Verwandten gehörte (Dem. 43, 62). Bei der Trauer sollte das ἄτακτον und das ἀκόλαστον (übertriebene Bezeigungen der Trauer) vermieden werden (Plut. Sol. 21; Cic. de leg. II 64; dazu vgl. die Vorschrift des XII-Tafelgesetzes: mulieres genas ne radunto neve lessum funeris ergo habento). Die Prothesis selber durfte nicht länger als einen Tag dauern (Dem. 43, 62; in dieser Vorschrift lag wohl zugleich eine hygienische Maßregel), die Zahl der Totengewänder wurde auf drei beschränkt (Plut. Sol. 21). Bei der Ekphora durfte kein Stier geschlachtet werden, sie sollte auch vor Sonnenaufgang stattfinden (auch diese Vorschrift bedingt einen bescheideneren Aufwand und kann vielleicht auch zugleich | aus hygienischen Rücksichten eingeführt sein). Die Leidtragenden mußten zu Fuße gehen, die Männer πρόcθεν, die Weiber (und nur wieder mit der für die Prothesis gebotenen Einschränkung) ὄπιcθεν. Gewiß war auch hierbei lautes Klagen untersagt, wie es das Gesetz von Iulis jedenfalls verbot. Endlich wird uns noch berichtet, kurz nach Solon (oder auch durch Solon) sei verboten worden, das Grabdenkmal umfangreicher zu machen, quam quod decem homines effecerint triduo, neque id opere tectorio exornari nec hermas hos quos vocant licebat imponi (Cic. de leg. II 64). Hier ist also von umfangreichen Grabbauten die Rede, die zur Dipylonzeit noch nicht bestanden hatten. Daß jedoch tatsächlich in solonischer Zeit die Anlagen über den Gräbern groß und prunkvoll ausgestattet waren, zeigen attische Grabanlagen wie die in Vurvá (Deltion 1890, 105; AthMitt. XV [1890] 318) und in Velanidésa (Deltion 1890, 10) deutlich. Vermutlich ist die Sitte, hohe Tumuli, τύμβοι, über den Gräbern anzulegen, zu derselben Zeit in Attika eingedrungen, als sich auch sonst, in der Kunst und in der Tracht, der erste ionische Einfluß geltend machte (ABrückner, ArchAnz. VII [1892] 19).

Daß die Solonischen Vorschriften streng innegehalten worden wären, ist nach den erhaltenen Denkmälern nicht anzunehmen, und das entspricht der mangelhaften Befolgung der Luxusgesetze auch sonst. Denn die sog. Prothesisvasen (d. h. Lutrophoren, s. o. S. 52f.), die schon der Zeit nach Solon angehören dürften, zeigen eine sehr ausgiebige Totenklage, und die hochwichtigen Tonplatten aus Athen (Antike Denkmäler II, Taf. IXff.), die einst den Fries eines großen Grabmonumentes bildeten, lassen πρόθεcιc und ἐκφορά mit dem Leichenzuge zu Fuß und zu Wagen nicht weniger glänzend erscheinen, als es in der Dipylonzeit bereits Mode gewesen war.

Es mag bei dieser Gelegenheit auf den altertümlichen Friedhof von Thera hingewiesen sein, der von EPfuhl in übersichtlicher Beschreibung (AthMitt. XXVIII [1903] 1ff.) behandelt worden ist. Er wurde vom 8.–6. Jahrh. benutzt. Solche Vergleiche sind wichtig nicht nur

für die Feststellung der Gebräuche im allgemeinen, sondern auch entwicklungsgeschichtlich für die Art, wie sich die Anschauungen vom Totenkulte an den verschiedenen Stätten niedergeschlagen haben. In Thera sind alle Gräber Brandgräber (mit Ausnahme derer für kleine Kinder, die in Tongefäßen beigesetzt wurden). Die Verbrennung geschah auf großen gemeinsamen Verbrennungsplätzen. 'Während der Verbrennung spendeten die Theräer und brachten Opfer dar, sicher wohl nicht nur unblutige, sondern auch blutige; sie sprengten Salböl über die Gebeine und löschten den Scheiterhaufen mit Wein, ein Brauch, den die theräische Begräbnissitte mit der homerischen gemein hat. Die Knochen wurden sorgfältig gesammelt und in ein Gewand gehüllt; als Urne diente meist ein Tongefäß, bisweilen eine bronzene φιάλη oder eine steinerne λάρναξ; in letzteren allein fanden sich stets die Gebeine mehrerer Toter. All diese Gebräuche ähneln sehr den homerischen, zumal den in den ältesten Teilen des Epos beschriebenen.' Beigaben an Geschirr, Speise, Trank und Salben versahen den Toten mit allem, was er brauchte. Vor und nach der Beisetzung fanden Opfer statt, auch ein dauernder Kult am Grabe hat sich nachweisen lassen. Der Eindruck des Friedhofs als Ganzes erscheint wie eine Verquickung der kleinasiatisch-homerischen Kultur mit der altmykenischen. 'Man hat sich dort zwar äußerlich dem Einflusse der kleinasiatisch-homerischen Kultur rückhaltlos hingegeben, aber der altmykenische Seelenglaube blieb bestehen.'

Im 6.—4. Jahrh. hat sich das äußere Programm bei den Bestattungen wenig geändert, und wir können daher von einer genauen Darlegung absehen (ERohde, Psyche 216ff. Müller Hdb. 219f.). Die Verbrennung ist im 6. und 5. Jahrh. in Athen verhältnismäßig häufig, aber daneben wird auch bestattet. Die Verbrennung geschieht in den Gräbern selbst, in denen hierfür die nötigen Vorrichtungen getroffen | sind (AthMitt. XVIII [1893] 156ff.; wenig überzeugend sind die Ausführungen von REngelmann, ÖsterJahrh. VIII [1905] 145, X [1907] 117 — die Entgegnung von EPfuhl ebd. XI [1908] Beibl. 107; dazu CRobert, Herm. XLIX [1914] 21; EPfuhl, ArchJahrb. XXIX [1914] 23f.), oder, namentlich vom 4. Jahrh. an, auf besonderen, nahegelegenen Brandplätzen, von wo aus die Gebeine gesammelt und beigesetzt werden. Lehrreich ist es auch hier, das Schwanken zwischen Verbrennung und Bestattung in verschiedenen uns bekannt gewordenen Nekropolen zu beobachten. In der Nekropole von Samos (6. Jahrh.) fanden sich nur zwei Brandgräber unter 161 (JBöhlau, Aus ionischen und italischen Nekropolen, Lpz. 1898, 13ff.), in Megara Hyblaia fand Orsi (Mon. dei Lincei I 689ff.) 344 Bestattungen und 89 Verbrennungen, in Syrakus 30 Brandgräber und 332 Beisetzungen (Not. scavi 1895, 10ff.). Bestattet wurde der Tote in einer mit Stuck verkleideten oder mit Steinchen ausgemauerten Grube, ohne Sarg, oder in Holzsärgen, von denen mannigfache Reste auf uns gekommen sind. Aus dem 4.—3. Jahrh. besitzen wir aus Südrußland reich mit Malerei und geschnitzter Arbeit verzierte Holzsarkophage (CWatzinger, Griech. Holzsarkophage aus der Krim, Berl. 1906). In Athen wurde die Sitte, in Holzsarkophagen zu bestatten, anscheinend allmählich seltener; die weniger Begüterten griffen zu den billigeren Ziegelplatten, mit denen sie den Toten überdeckten, aber wer etwas mehr daran wenden konnte, ließ für den Toten einen Sarkophag aus Poros oder Marmor anfertigen. Für Kinder benutzte man von früh an längliche Tonwannen, wie sie als Waschtröge auch im Leben benutzt wurden, oder Amphoren, in die die Leichen hineingezwängt wurden. Eine bestimmte Orientierung der Leichen war, wie in der Dipylonzeit, so auch in dieser Zeit, nach Ausweis der Funde, nicht die Regel. Freilich sagt Plut. Sol. 10: θάπτουσι δὲ Μεγαρεῖς πρὸς ἕω τοὺς νεκροὺς στρέφοντες, Ἀθηναῖοι δὲ πρὸς ἑσπέραν und ebenso Ailian. v. h. V 14, während Diog. Laert. I 248 das Umgekehrte berichtet. Möglich, daß es sich hier nicht um dauernd gültige, sondern um zeitweilig eingeführte Maßregeln handelte.

Die Beigaben in der ganzen späteren Zeit sind sehr bezeichnend für das Verhältnis der Überlebenden zu den Toten. Sie liegen in den Gräbern selbst und

außerhalb; bestimmte Regeln für ihre Anordnung sind nicht wahrzunehmen. Manchmal sind gewisse Stücke mit Absicht an bestimmte Stellen gelegt, wie neben die Hand der Spiegel oder das Spielzeug der Kinder. Die Männergräber sind verhältnismäßig wenig reich bedacht; dagegen findet sich bei den Frauengräbern, soweit sie sorgfältig beobachtet sind, häufig der ganze Apparat des Frauengemachs wieder: bronzene Spiegel, reich verzierte Schmuckkästchen, Büchsen mit Schminke, Alabastren für Parfüm mitsamt den zugehörigen Löffelchen, Farbenstifte und weiter Schalen, Töpfe und Fläschchen, wie sie bei der Toilette in großer Zahl gebraucht wurden. Ebenso ist es mit den Kindergräbern: hier ist das Spielzeug aus Terrakotta, Vögel, Schildkröten u. dgl., kleine Glasgefäße und Glasperlen mitgegeben worden. Der Eindruck, den diese Beigaben hervorrufen, läßt sich zusammenfassen eher als der einer wehmütigen Pietät, wie eine letzte Liebesbezeigung, die man dem geliebten Toten erweisen will, denn als hervorgegangen aus abergläubischen Vorstellungen.

Für die Kindergräber vgl. noch EvStern, Festschr. f. Graf Bobrinsky, 13–30; Arch Anz. XXVII (1912) 147 f.; über Eier als Grabbeigaben MPNilsson, ArchRel. XI (1908) 530. Für die Gebräuche bei der Bestattung seien noch einige wichtigere Beobachtungen hinzugefügt. Der Obolos, den man dem Toten nach der Überlieferung (die älteste Erwähnung des Charonsgroschens bei Aristoph. Frö. 139, 270; dann bei den späteren Autoren Luk. de luctu 10, dial. mort. 1, 3; 11, 4; 22, 2) für den Charon mitgab, wurde in Athen bei der Ausgrabung des Friedhofs vor dem Dipylon niemals gefunden, jedoch sind einige Fälle aus Athen von anderen, zeitlich nicht fixierten Grabfunden daselbst bezeugt (AthMitt. XVIII [1893] 18 ff.). In der alten Nekropole von Megara Hyblaia, die dem 6. Jahrh. angehört, wurde er gleichfalls vermißt, dagegen wurde er häufig in der jungen Nekropole (4.–3. Jahrh.) von Myrina angetroffen (EPottier-SReinach, Nécropole de Myrina, Paris 1888, 108, 3). Jedenfalls scheint die Mitgabe der Münze ein später Brauch zu sein, dann aber ist auch die Erklärung irrig, die von Rohde und Samter vorgetragen ist, daß nämlich der Obolos dem Toten als eine Art Abstandsgeld für seine hinterlassene Habe ins Grab gelegt sei; vielmehr wird man zu der geläufigeren Erklärung als Fahrgeld zurückkehren. Für den Charon selbst hat ein neuentdecktes zylinderartiges Gefäß mit schwarzfiguriger Bemalung, eine Eschara zur Aufnahme von Spenden im Totendienste, den Beweis geliefert, daß die Vorstellung von ihm als Fährmann der Toten schon im 6. Jahrh. populär war, daß sie also nicht, wie man anzunehmen pflegte, erst von dem Dichter der Minyas geschaffen worden ist (AFurtwängler, ArchRel. VIII [1905] 191).

In einem wichtigen Artikel (ArchRel. IX [1906] 1 ff., mit dem Nachtrage von ASonny 525 ff.) hat FvDuhn nachgewiesen, daß in den Gräbern nicht nur, sondern auch an den Grabdenkmälern die rote Farbe eine große Rolle spielt. Schon bei Homer werden die Gebeine des Hektor in rote Tücher gehüllt. Weiter ist das Innere der Behältnisse, in denen die sterblichen Reste untergebracht wurden, häufig rot angemalt. Aus Athen sind rotgemalte Bretter von Sarkophagen erhalten, und rot sind die Binden, die die Grabstelen schmückten. Auch an den Leichen selbst ist rote Farbe gefunden. FvDuhn erklärt die rote Farbe als Symbol des Blutes, und in Ergänzung seiner Vermutung hat Sonny die Entstehung der Sitte in primitive Zeiten hinaufgerückt, wo man den Toten durch Blutopfer zu versöhnen suchte. In der klassischen Zeit ist aber jede Erinnerung an die Bedeutung der roten Farbe verschwunden und nur die Sitte – wie so viele andere, nicht mehr verstandene – in dem Ritual der Bestattung beibehalten worden.

Das Gefäß, das im Totendienste hauptsächlich verwendet wurde, ist die Lekythos, ein schlankes, einhenkliges Kännchen mit zylindrischem Körper und dünnem Halse, auf dem eine breit ausladende, runde Mündung sitzt. Ursprünglich ist die Lekythos das gewöhnlichste Hausgefäß, in dem man das Öl einzuholen und aufzubewahren pflegte; dann wurde es häufiger und endlich fast ausschließlich bei den Begräbnissen verwendet. Wie man dazu kam, ist nicht schwer zu sagen. Nachdem dem Toten die Augen geschlossen waren, wurde er von den nächsten Verwandten gebadet und gesalbt, die Lekythen aber, in denen man das duftende Öl für diesen letzten Liebesdienst mitgebracht hatte, ließ man an der Bahre stehen oder setzte sie an dem Grabe selbst nieder. Denn zur Pflege der Gräber gehörte es, daß man die Grabstelen mit duftenden Ölen einrieb. Aus solchen Gebräuchen heraus entwikkelte sich auch die Sitte, als Denkmäler über dem Grabe große Marmorlekythen aufzustellen oder überhaupt gelegentlich bei Erinnerungsfesten tönerne Lekythen am Grabe niederzu-

setzen, wie das uns so manche auf den Lekythen gemalte Bilder zeigen. Die Bilder dieser Lekythen dürfen nicht unerwähnt bleiben. (Viele Abbildungen bei OBenndorf, Griech. u. sizilische Vasenbilder, Berl. 1869–83, andere bei ASMurray, White athenian vases, Lond. 1896, die beste Wiedergabe bei WRiezler, Weißgrundige attische Lekythen, Münch. 1914). Einige von ihnen, namentlich die aus dem Ende des 5. Jahrh., gehören mit zu dem Schönsten, was die antike Kleinkunst überhaupt hervorgebracht hat. Auf weißem Überzuge, mit dem der Gefäßkörper gedeckt wurde, sind in bunten Farben Bilder der Prothesis, Darstellungen des Charon, der den Toten über den Acheron fährt, Familienszenen, von wehmütiger Trauerstimmung durchweht, und die Grabmäler gemalt, wie sie von liebenden Händen gepflegt werden. Zu der Deutung der Darstellungen vgl. AvSalis, Festschr. d. Baseler phil. Seminars zur 49. Phil. Vers. 1907, zum Totenglauben noch LMalten, ArchJahrb. XXIX (1914) 179–255, GBaumgart, ArchAnz. XXI (1916) 202.

Nach der Bestattungsfeier fanden sich die Angehörigen zu einem Mahle, περίδειπνον, zusammen, bei dem sie bekränzt erschienen; ihm voraus ging eine lustrale Reinigung des Hauses und der Angehörigen selbst. Bei dem Mahle galt die Seele als anwesend, ja selbst gelegentlich als Gastgeber, so daß es als schicklich galt, des Toten nur lobpreisend zu gedenken. Dem Toten wurden am dritten und neunten Tage nach dem Begräbnisse τὰ τρίτα und τὰ ἔνατα dargebracht, d. h. Mahlzeiten, die am Grabe aufgestellt wurden, aus alter Tradition überkommene fromme Spenden. Am 30. Tage nach dem Tode fand die sog. καθέδρα statt, die vier Monate hintereinander wiederholt wurde. Über dieses Fest liegt uns ein ausführlicher Bericht in Anecd. gr. ed. IBekker 268, 19ff. vor: τῇ τριακοςτῇ ἡμέρᾳ τοῦ ἀποθανόντος οἱ προςήκοντες ςυνελθόντες κοινῇ ἐδείπνουν ἐπὶ τῷ ἀποθανόντι – καὶ τοῦτο καθέδρα ἐκαλεῖτο. ἦςαν δὲ καθέδραι τέςςαρες. Als Erklärung des Ausdrucks καθέδρα fügt Phothios s. v. καθέδρα noch hinzu ὅτι καθεζόμενοι ἐδείπνουν καὶ τὰ νομιζόμενα ἐπλήρουν. Diese Erklärung 'weil sie sitzend speisten und den Brauch erfüllten' ist schwerlich richtig. AvSalis hat gesehen, daß man den Toten zur Entgegennahme von Spenden überhaupt einen Stuhl darbrachte, auf dem sie sich niederlassend gedacht sind. Es liegt nahe, die Sitte mit dem καθέδρα genannten Feste zusammenzubringen. Vielleicht schloß sich an ein im Hause stattfindendes Mahl ein Gang zum Friedhofe und die Darbringung eines Sessels an. (Vgl. ArchJahrb. XXXIII [1918] 179, 2).

Von weiteren regelmäßig wiederkehrenden Ehren sind schließlich zu nennen die νεκύςια am 30. jeden Monats, die privaten γενέςια am Geburtstage des Toten, die öffentlichen γενέςια am 5. Boëdromion für die Seelen der Angehörigen und das Allerseelenfest am Schlusse des Anthesterienfestes im Februar. (Über alle diese Feste gibt am ausführlichsten ERohde, Psyche I² 232ff., Auskunft. Vgl. zum Allerseelenfeste noch JEHarrison, JhellSt. XX [1900] 101; PSchadow, Eine attische Grablekythos, Diss. Jena 1897; ADieterich, ArchRel. XI [1908] 172; FHauser bei AFurtwängler-KReichhold, Gr. Vasenmalerei zu 125, zu den γενέςια WSchmidt, Geburtstag im Altert. = RgVV. VII [1908–1909] 16ff.)

Zu dem Grabe gehörte der hochaufgeworfene Grabhügel, und darauf oder davor standen die Grabdenkmäler, wie sie uns so manche Bilder von Lekythen schildern. In vorpersischer Zeit (also im 6. Jahrh.) hat man gern lebensgroße Statuen auf die Gräber gesetzt, die nichts anderes als die getreuen Abbilder der Verstorbenen vorstellen sollten. So ist z. B. der berühmte sog. Apollon von Tenea in München eine Grabstatue. Man wollte schon im 6. Jahrh. das Bild des Verstorbenen der Nachwelt überliefern, ὡς καλὸς ὢν ἔθανεν, ein deutliches Zeichen, wie schon diese Zeit eigentlich kaum mehr mit der Vorstellung von der Macht der Toten rechnete. Porträte von Frauen in Statuenform hat man auf die Gräber, wie es scheint, niemals gestellt. In der späteren Zeit sind die Grabstatuen zwar nicht verschwunden, aber mehr und mehr gegenüber den Grabreliefs zurückgetreten. Auch die Grabreliefs, die gewöhn-

lich vor dem Hügel standen, setzen schon sehr früh ein, zugleich mit den ältesten Grabstatuen, und zwar sind es auch hier in ältester Zeit fast nur Bilder männlicher Toter. Nach außen hin wünschte man also das Gedächtnis des Mannes der Nachwelt zu erhalten, die Beigaben dagegen waren bei den Frauen reichlicher bemessen. Erst ganz allmählich tritt das Bild der Frauen in den Grabreliefs mehr in den Vordergrund des Interesses, die Bilder des Familienlebens werden häufiger, die Zeichen liebevoller Sorgfalt um das Gedächtnis der Gattin mehren sich. Bis in den Ausgang des 4. Jahrh. hinabreichend, begleiten in Athen diese schönen Denkmäler die große Kunst, oft als einfache, handwerksmäßige Erzeugnisse, immer aber als reizvolle | Schöpfungen reicher künstlerischer Begabung; an anderen Stätten Griechenlands gehen sie in spätere Zeiten hinab (EPfuhl, ArchJahrb. XX [1905] 47ff.).

Für die Entwicklung der Form in diesen Grabdenkmälern, deren Erörterung mehr der Archäologie angehört, bietet die ausgezeichnete Dissertation von ABrückner, Ornament und Form der attischen Grabstelen, Straßb. 1886, eine vortreffliche Übersicht. Die Reliefs selbst sind gesammelt in dem großen Werke von AConze, Die attischen Grabreliefs, Wien 1890ff. Die Deutung der dargestellten Szenen hat zu mannigfachen Kontroversen geführt. Während Furtwängler in der Einleitung zur Sammlung Sabouroff die Reliefs als Abbilder von dem Fortleben der Toten, als Szenen des Wiedersehens der Verwandten im Elysium deutete, als Spiegelbilder des Lebens im Jenseits, hat mit anderen ABrückner (AbhAkWien 1888, 501) richtiger die Grabbilder als Erinnerungsbilder an die Toten erklärt, die so dargestellt seien, wie sie im Leben der Familie erschienen seien. Noch nicht sicher erklärt ist der Zweck einiger runder Marmor- und Bronzescheiben mit Malereien und Inschriften, die zu dem Grabe in Beziehung standen (HDragendorff, ArchJahrb. XII [1897] 1ff.; BHaussoullier, Disques funéraires gr. Rev. de phil. de litt. et d'hist. XXXIV [1910] 134ff.).

Von dem Eindrucke eines attischen Friedhofs im 5. und 4. Jahrh. gibt die getreueste Vorstellung die Gräberstraße vor dem Dipylon in Athen, deren gründliche Ausgrabung durch ABrückner zu hochwichtigen Entdeckungen geführt hat (ABrückner, D. Friedhof am Eridanos bei d. Hagia Triada, Berl. 1909). Derselbe Gelehrte hat in überzeugender Weise (ArchAnz. VII [1902] 23) die merkwürdige Erscheinung erklärt, daß vom Ende des 4. Jahrh. v. Chr. an die attische Grabskulptur wie mit einem Schlage aus der Welt geschafft erscheint. Zwischen 317 und 310 hatte nämlich Demetrios von Phaleron (Cic. de leg. II 66), um dem großen Luxus im Bestattungswesen ein Ziel zu setzen, die gesetzliche Bestimmung erlassen, daß man über dem Grabtumulus nichts anderes mehr aufstellen sollte, 'nisi columellam tribus cubitis ne altiorem aut mensam aut tabellam, et huic procurationi certum magistratum praefecerat'. Die späteren Gräber zeigen mit geringen Ausnahmen, wie streng die Beamten die Vorschrift handhabten, und wie in Wirklichkeit Säulchen, Grabtische und Becken den einzigen Schmuck der Gräber fortan bildeten. Endlich sei auch auf die wertvollen Untersuchungen ABrückners über die athenischen Staatsgräber in Kerameikos (AthMitt. XXXV [1910] 183ff.) hingewiesen.

Über die nichtattischen Grabreliefs der späteren Zeit finden sich wichtige Angaben bei EPfuhl, ArchJahrb. XX (1905) 47ff. Die Grabreliefs aus Südrußland sind veröffentlicht von GvKieseritzky-CWatzinger, Grabreliefs aus Südrußl., Berl. 1909.

II. Bei den Römern

Was über die Bestattung und die Bestattungsgebräuche bei den Römern und Italikern bekannt geworden ist, haben in sehr übersichtlicher Weise AMau, RE. III 345ff., und HBlümner, D. röm. Priv.-Alt., Münch. 1911, zusammengestellt. Auf diesen

Ausführungen beruht die hier gegebene Darstellung. In Italien ist die älteste nachweisbare Sitte die der Verbrennung. Im Laufe des 8. Jahrh. tritt die Sitte des Begrabens auf, ohne indessen die ältere zu verdrängen. So auch im besonderen in Rom, wo im 7.—6. Jahrh. allerdings das Begraben vorgeherrscht zu haben scheint. Jedoch berücksichtigte wiederum das Zwölftafelgesetz beide Arten der Bestattung (Cic. de leg. II 58). Später überwog das Verbrennen durchaus; | wenn einzelne Familien, wie die Kornelier, an der Bestattung festhielten, so war das Familientradition. In der letzten Zeit der Republik wurden nur Kinder, die noch keine Zähne hatten, begraben. Von der ersten Kaiserzeit an begann wiederum die Beisetzung in Sarkophagen, und mit der Verbreitung des Christentums verschwand die Verbrennung mehr und mehr.

Wie in Griechenland, so teilten sich die Gebräuche bei der Bestattung bei den Römern in die Aufbahrung, die Überführung und die Verbrennung nebst Beisetzung. Den letzten Hauch des Sterbenden fing ein nahestehender Verwandter auf, dem Toten wurden die Augen zugedrückt und der eintretende Tod durch conclamatio, clamor supremus festgestellt. Nun wurde der Tote gewaschen und gesalbt und, entsprechend seiner Stellung eingekleidet, auf einem Paradebette im Atrium, mit den Füßen nach der Tür, ausgestellt, angetan mit den Ehrenkränzen und Ehrenzeichen, die er im Leben gewonnen hatte; auch sonstiger Kranz- und Blumenschmuck kam hinzu. Um die Bahre standen die Leidtragenden und die Klageweiber (praeficae), die zu Flöten- und Saitenspielbegleitung einen Gesang vortrugen, in dem der Tote beklagt und gepriesen wurde. (Man vergleiche hierzu das Haterierrelief im Lateran, MonIst. V [1859—63] Taf. VI.) Dem Toten eine Münze in den Mund zu legen, war in Rom gebräuchlich; das beweisen die Funde, während die Literatur den Brauch nur selten bezeugt. Die Dauer der Ausstellung ist unbekannt, doch wird eine siebentägige Ausstellung, wenigstens für vornehme Tote, aus der siebentägigen Ausstellung der zu konsekrierenden Kaiser geschlossen, schwerlich mit Recht, denn hier liegt ein Ausnahmefall vor, für den man als Analogien die Ausstellungen fürstlicher Leichen in heutiger Zeit anführen kann.

Von früher Zeit an ist wie in Athen und anderen Orten Griechenlands die Gesetzgebung auch in Rom nach griechischem Vorbilde gegen übertriebenen Luxus bei der Bestattung eingeschritten, ohne freilich dauernden Erfolg zu haben. So ist uns allein aus dem Zwölftafelgesetze eine ganze Anzahl derartiger Bestimmungen erhalten. Bei der Aufbahrung wurde ein übertriebener Blumenluxus (longae coronae, Cic. de leg. II 60) verboten. Die Musik bei der pompa, die der griechischen ἐκφορά entspricht, durfte aus nicht mehr als zehn tibicines bestehen (de leg. II 59); das Verbot, allzu leidenschaftlichen Schmerz durch Zerkratzen der Wangen zu dokumentieren, wurde oben bereits erwähnt. Von Gewändern durften mehr als drei bei der Verbrennung nicht beigegeben werden, auch für das Löschen des Scheiterhaufens mit Wein waren einschränkende Bestimmungen in dem Gesetze enthalten. Endlich verbot das Gesetz eine besondere Feier vor der Beisetzung in dem Grabbau. Die Begrabung der Gebeine mußte entweder gleich oder später ohne besondere Feier stattfinden.

Das Verbot des Zwölftafelgesetzes, die Toten innerhalb der Stadt zu beerdigen oder zu verbrennen — eine Bestimmung, die später öfter wieder eingeschärft wurde —, beweist, daß diese Sitte in älterer Zeit üblich gewesen war. Wenn Serv. z. Aen. V 64, VI 152 behauptet, daß man in ältester Zeit in den Häusern selbst begraben habe, so beruht das gewiß nicht 'auf einem Rückschluß aus dem Larenkult', wie AMau, RE. III 354, annimmt, sondern auf begründeter Überlieferung und findet

jetzt in den altgriechischen Parallelerscheinungen wie in den Bräuchen anderer Völker (Assyrer und Ägypter der späteren Zeit) seine Erklärung. Daß innerhalb der Stadt in Rom noch im 6. Jahrh. begraben wurde, darf man freilich aus den vor einigen Jahren am Forum Romanum aufgefundenen Gräbern nicht schließen. Denn diese Nekropole kann sehr wohl die Begräbnisstätte einer der altrömischen Sonderansiedlungen gewesen sein und als solche außerhalb dieser Siedelung gelegen haben. In der späteren Zeit der Republik gehörte ein Begräbnis innerhalb der Stadt zu den Ausnahmen und bedeutete eine Auszeichnung, die einzelnen ausgezeichneten Bürgern und ihren Nachkommen virtutis causa zuteil wurde; auch die Vestalinnen hatten das Recht, sich in der Stadt begraben zu lassen. Wie in Athen, zogen sich die Begräbnisplätze in Rom an den von den Toren ausgehenden großen Straßen entlang, noch in ihrem heutigen ruinenhaften Zustande mit den einfacheren Anlagen und den riesenhaften prunkvollen Bauwerken, wie dem der Caecilia Metella (um 50 v. Chr.), den alten stimmungsvollen Eindruck voll vergegenwärtigend (vgl. besonders die via Appia in Rom und die Herkulanerstraße in Pompeii).

Für den Leichenzug geben die literarischen Notizen im allgemeinen nur insofern etwas aus, als sie sich fast alle auf die pompa vornehmer Römer beziehen. Man lese z. B. die Beschreibung eines vornehmen Begräbnisses bei Polyb. VI 53. Wenn also hier ein solcher Zug beschrieben wird, sind selbstverständlich für das durchschnittliche Maß eines Leichenbegängnisses sehr erhebliche Einschränkungen anzunehmen. Ein interessantes Denkmal ist für die Anschauung eines Leichenbegängnisses das Relief aus Amiternum (HBlümner a. a. O. 492, dazu RömMitt. V [1890] 72, XXIII [1908] 15ff.). Nachdem die pompa durch den praeco verkündet ist (funus indicere), wird der Zug durch den sog. dissignator unter Unterstützung einer nach dem Range des Verstorbenen bestimmten Anzahl Liktoren geordnet. Voran schritt die Musik (tubae und tibiae), es folgten die praeficae unter Absingung von Klageliedern, Tänzer und Mimen, deren einer den Verstorbenen selbst vorstellte. Dann kamen die imagines, die Wachsmasken der Ahnen, gewöhnlich von Schauspielern in der Amtstracht der Ahnen vor dem Gesicht getragen (auch zu Wagen und mit Begleitung der ihnen zustehenden Liktoren). Auf die imagines folgten Andenken an die Ruhmestaten des Verstorbenen, wie Beutestücke u. dgl., dann die Liktoren, die seiner Würde entsprachen, weiter die testamentarisch freigelassenen Sklaven sowie die Träger der Fackeln, die den Scheiterhaufen in Brand setzen sollten, endlich der für die Verbrennung bestimmte Weihrauch, der oft in großen Mengen von den Freunden gestiftet wurde, ebenso wie zum Verbrennen bestimmte Geschenke, die auf besonderen lecti getragen wurden.

Die Leiche, die nun im Zuge kam, wurde auf demselben lectus getragen, auf dem sie ausgestellt gewesen war; alte, später abgekommene Sitte war, daß die nächsten Verwandten die Leichen trugen, auf den Scheiterhaufen stellten und diesen anzündeten. Zur Zeit des Dichters Persius (1. Jahrh. n. Chr.) trugen den lectus die testamentarisch freigelassenen Sklaven; ein Wagen zum Transport der Leiche war wenig üblich. Hinter der Leiche gingen die Verwandten und Freunde in schwarzen oder grauen Trauerkleidern, Magistrate und Senatoren ohne das Abzeichen ihrer Würde, die Ritter ohne den goldenen Ring. Die Männer zogen wie die Priester die Toga über den Kopf, die Frauen gingen unbedeckten Hauptes mit aufgelöstem Haar. Unter Klagen und Anrufen des Verstorbenen bewegte sich der Zug auf das Forum, wo die Leiche vor der Rednertribüne, gelegentlich auf besonderem Aufbau, niedergesetzt wurde. Es erfolgte alsdann die laudatio funebris, die Leichenrede, die gewöhnlich ein Sohn oder anderer Verwandter hielt, und danach der Weg vom Forum

zum Scheiterhaufen; die Verbrennung in den Gräbern selbst war in Rom früh außer Gebrauch gekommen. Auf den Scheiterhaufen wurde die Bahre mit der Leiche gestellt, dazu allerlei Beigaben, Speisen, die Kleider des Verstorbenen, besonders die Amtstracht, Schmucksachen bei Frauen, Spielzeug bei Kindern, dazu die von den Freunden mitgebrachten Geschenke, endlich die Wohlgerüche. Nachdem dem Toten die Augen wieder geöffnet waren, zündeten die nächsten Verwandten den Scheiterhaufen mit abgewandtem Gesichte an. Solange das Feuer brannte, klagte das Gefolge. Die Asche wurde mit Wein gelöscht, und die nächsten Verwandten sammelten die Gebeine, begossen sie mit Wein und Milch, trockneten sie mit leinenen Tüchern und legten sie in die Urne; dahinein wurde auch die Totenmünze getan und gelegentlich Salbfläschchen. Nachdem schließlich das Gefolge durch Besprengen mit Wasser gereinigt war, war das eigentliche Begräbnis beschlossen. Die Urne wurde nach der Leichenfeier begraben. Konnte das nicht gleich geschehen, etwa weil das zu errichtende Grabmal noch nicht fertiggestellt war, so forderte die Sitte, um die Familie zu reinigen, daß wenigstens ein symbolisches Begräbnis stattfand. Das geschah entweder dadurch, daß man dem Verstorbenen vor der Verbrennung einen Finger abschnitt und diesen begrub, oder daß nach der Verbrennung über einen Knochen symbolisch oder wirklich eine Erdscholle geworfen wurde. Massenbeisetzungen sind uns aus Rom durch die Kolumbarien bekannt geworden (vgl. ESamter, RE. IV 593), deren Namen von den Nischen des Taubenschlages übertragen ist, weil die einzelnen Urnenplätze wie solche Nischen über- und nebeneinander in den Grabkammern angebracht sind. Diese Kolumbarien wurden in Rom seit der ersten Kaiserzeit üblich, als die hohen Bodenpreise Einzelmonumente für weniger Bemittelte nicht mehr gestatteten. Am besten erhalten und durch seine Malereien wertvoll ist das Kolumbarium in der Villa Pamfili (ESamter, RömMitt. VIII [1894] 105ff.). Auf die Organisation des Bestattungswesens in den Kolumbarien einzugehen, ist hier nicht der Ort.

Nach der Begrabung oder Beisetzung der Gebeine wurde die Feier mit einer letzten Anrufung des Toten abgeschlossen; man rief seinen Namen und dreimal vale und salve. Mit der wirklichen oder nur symbolischen Beisetzung waren die feriae denicales verbunden, d. h. eine Weihung des Grabes durch das Opfern der porca praesentanea und eine Reinigung der Familie durch das Opfern eines Hammels an die Laren; an demselben Tage wurde auch das Leichenmahl (silicernium) gefeiert. Es folgte eine neuntägige Trauerzeit, novemdial, an deren Schlusse, am neunten Tage, am Grabe das sacrificium novemdiale dargebracht und die cena novemdialis gefeiert wurde, die aber nicht am Grabe selbst zu erfolgen brauchte. Zur dauernden Spende (inferiae) an die Toten bei den parantalia (privaten) und feralia (öffentlichen) Totenfeiern (WSchmidt, Geburtst. im Altert., Gieß. 1908, 44f. u. ö., HBlümner 509) wurden Tonröhren in die Erde bis in oder an die Urne geführt; solche Röhren sind nicht nur in Rom (vgl. z. B. die Gräber am Forum aus frühröm. Zeit, RömMitt. XX [1905] 99), sondern auch in Afrika und Kleinasien (Milet) von Friedhöfen römischer Zeit bekannt geworden.

Für die Beerdigung unverbrannter Leichen ist das Material für Rom verhältnismäßig spärlich. Das Zeremoniell wird sich in denselben Grenzen bewegt haben wie bei der Verbrennung. Ärmere Leichen begrub man in einfachen steinernen, tönernen oder hölzernen Särgen, auch in Amphoren oder aus Stein- oder Tonplatten hergestellten Behältern und selbst in der bloßen Erde; reichere setzte man in besonderen Grabkammern bei, in älterer Zeit häufig ohne Sarkophag auf den in den Grabkammern angebrachten Bänken, in der Kaiserzeit in der Regel in reich

skulpierten Sarkophagen. In diese tat man die Leichen mit Kleidern und Schmuck und sonstigen Beigaben, die unter Umständen ungewöhnlich reich waren. Einer der reichsten Funde von Goldschmuck aus einem römischen Grabe wurde in Pedescia, unweit Roms, gemacht und befindet sich jetzt im Antiquarium der Kgl. Museen in Berlin. Wie die attischen Grabreliefs sind auch die römischen Sarkophagreliefs für uns hochwichtige Zeugen antiker Kunstübung; freilich mehr dem Gegenstande nach, insofern als sie erfüllt sind mit Stoffen der griechischen mythologischen Überlieferung, denn als künstlerische Leistungen, doch sind auch solche, namentlich bei den rein ornamental behandelten Sarkophagen, vorhanden. Was von römischen Sarkophagreliefs erhalten ist, ist in dem großen Werke von CRobert, Die antiken Sarkophagreliefs, Berl. 1890ff., zusammengebracht. Über die Entwicklung der Sarkophagformen überhaupt gibt die Schrift von WAltmann, Architektur und Ornamentik der antiken Sarkophage, Berl. 1902, Auskunft.

V. ANHANG:
ÜBER HOMERISCHE WAFFEN

Die Frage nach der Bewaffnung bei Homer ist seit langer Zeit zum Gegenstand eingehender Erörterungen gemacht worden. Hier ist nicht eine vollständige Behandlung des Themas beabsichtigt, sondern es sollen nur die Wege dargelegt werden, die die Wissenschaft gegangen ist, und die alsdann auf ihre Gangbarkeit zu prüfen sind.

WHelbig, Das homerische Epos aus den Denkmälern erläutert, [2]Lpz. 1887. WReichel, Über homerische Waffen, [2]Wien 1901. CRobert, Studien zur Ilias, Berl. 1901, 1–74. MValeton, Mnemosyne XXXII (1904), 105ff., 151ff. WHelbig, Ein homer. Rundschild mit einem Bügel, ÖsterJahrh. XII (1909) 1ff. HOstern, Über die Bewaffnung in Homers Ilias, Tüb. 1909. GLippold, Griechische Schilde = Münchener archäol. Studien, d. Andenken AFurtwänglers gew., Münch. 1909, 401ff. FPoulsen, D. Orient und die frühgriech. Kunst, Lpz. Berl. 1912, 168ff. CSchuchhardt, Alteuropa, Straßb. Berl. 1919, 240.

1. Wir beginnen nach dem Vorgange der meisten Gelehrten mit der Betrachtung der Schilde. Reichel hat in seinem Buche den homerischen Schild mit den in kretischen und mykenischen Denkmälern auftretenden Schilden verglichen und diese fast überall bei Homer erkennen zu müssen geglaubt. Es handelt sich bei diesen Schilden um ein zuweilen vom Halse bis zu den Füßen, häufig aber auch nur bis zur Wade reichendes schwerfälliges Rüstungsstück, das, an einem Telamon getragen, in verschiedenen Formen entweder mit eingezogenen Rändern (ähnlich dem bekannten böotischen Schilde) oder als halbierter Zylinder in den Denkmälern wiedergegeben wird. Diese Denkmäler sorgfältig zu betrachten, ist die Pflicht jedes Philologen, der in die Frage eindringen will — am bequemsten erreichbar sind sie in der auch heute noch erschwingbaren 'Kunstgeschichte in Bildern', 3. Heft Kretisch-mykenische Kunst und 4. Heft Die Kunst der homer. Zeit (beide Hefte herausgeg. von FWinter). Über die technische Herstellung dieser Schilde handelt WReichel 1ff., nicht ohne von seiten GLippolds gelegentlich Widerspruch zu erfahren.

Es ist nun ganz deutlich, daß sich eine ganze Reihe von Stellen der Ilias auf einen Schildtypus anwenden läßt, der mit dem kretisch-mykenischen nächste Verwandtschaft zeigt. Umgekehrt aber ist es ebenso sicher, daß neben diesem großen 'Turmschilde' der runde Schild verwendet wird, ja daß der runde Schild in den homerischen Gedichten mindestens ebenso häufig erscheint wie jener. Nun kommt es darauf an, die Beschreibung der einzelnen Schilde, ferner die Epitheta und die Situationen, in der die Schilde besonders hervorgehoben werden, z. B. in Kampfschilderungen, genau daraufhin zu prüfen, welchen Schild sie voraussetzen. Mit

dieser Feststellung beschäftigen sich u. a. die Untersuchungen von Helbig, Reichel, Ostern, Robert sehr ausführlich, letzterer mit dem Endziele, die verschiedenartige Bewaffnung mit zur Rekonstruktion einer 'Urilias' auszubeuten. Ein besonders gutes Beispiel für den Turmschild bietet Z 117, wo der Schild vom Halse bis zu den Knöcheln reicht, oder O 645, wo Periphetes über den Schildrand stolpert; von den Epitheta sind besonders bezeichnend ποδηνεκής und ἀμφίβροτος. Auch die abnorme Größe des Aiasschildes, die so nachdrücklich hervorgehoben wird, läßt an einen Schild kretisch-mykenischer Art denken. Umgekehrt lassen sich Beiworte wie εὔκυκλος nur auf den runden Schild beziehen, ebenso, wie Robert mit Recht hervorgehoben hat, das am häufigsten vorkommende παντός(ε) ἐίση, das man nur mit Gewalt auf den kretischen Schild anwenden kann. Ferner ist der mit χρυσείῃς ῥάβδοισι διηνεκέσιν περὶ κύκλον genähte Schild des Sarpedon M 294, ebenso der des Idomeneus N 405, der mit zwei κανόνες ausgestattet ist (deren Bedeutung unklar ist) und δινωτή genannt wird, deutlich als rund gedacht. Dagegen sind andere Beiworte und Situationen weniger bezeichnend oder so farblos, daß sie auf beide Schildformen angewendet werden können oder zu einer festen Bestimmung nicht ausreichen (so z. B. ὀμφαλόεσσα, μέγα τε στιβαρόν τε, προθέλυμνος, τετραθέλυμνος; τερμιόεσσα ist in seiner Bedeutung nicht gesichert). Es kommt die Schwierigkeit hinzu, daß die Epitheta augenscheinlich oft formelhaft erstarrt sind und ohne volles Verständnis verwendet werden, so daß es vorkommen kann, daß ein für den mykenischen Schild geprägtes Epitheton auf den Rundschild angewendet wird, wie z. B. ἀμφιβρότη auf den sicher runden Schild des Aeneas Y 280, der sonst παντός' ἐίση genannt wird, und der des Aeneas Verwundung an der Hüfte E 305 zuläßt, was beim mykenischen Schilde kaum möglich war. Mit der Erörterung dieser Schwierigkeiten und ihrer Erklärung durch 'Substitution' beschäftigt sich in geistreicher, aber nicht immer überzeugender Weise CRobert 4ff. Ohne Beweiskraft sind ferner selbst die Stellen des Epos, in denen der Kämpfer beide Hände frei hat, trotzdem er den Schild trägt. Diesen Stellen maß Reichel besonderes Gewicht bei, denn sie bewiesen für ihn den kretisch-mykenischen Schild, der am Telamon über die Schulter gehängt wurde. Doch trägt wiederum z. B. Sarpedon seinen Rundschild an einem τελαμών, was ihm zugleich gestattet (M 397), mit beiden Händen die Zinne von der Mauer herabzureißen (andere Stellen bei HOstern 14ff.), und andrerseits sind uns aus späterer mykenischer Zeit und aus dem Orient Rundschilde mit Telamonen bekannt. Bei der offensichtlichen Vermengung der Typen ist der Versuch, in allen Einzelheiten Klarheit zu schaffen, überhaupt aussichtslos. Mit Sicherheit festzustellen sind aber jedenfalls im allgemeinen die beiden Formen: der 'Turmschild' und der runde Schild, der dem späteren griechischen Schilde entsprach. Der Versuch WHelbigs, für Homer einen runden Schild nachzuweisen, der an einem Bügel gehandhabt wurde, ist wenig glücklich.

Es erhebt sich nun die Frage: Ist der 'Turmschild' wirklich der mykenische oder nicht? Bei der Betrachtung der Gewandung und des Hauses haben wir beobachtet, wie die kretisch-mykenische Kultur nur in rudimentärer Form nachwirkt. Sollte es bei der Bewaffnung also anders sein und hier in den Turmschilden ein Zustand als bestehend angenommen werden müssen, der Jahrhunderte früher bestanden hatte? Das ist wenig wahrscheinlich. Ferner beachte man, daß bei Homer von einer Unterscheidung der beiden Haupttypen der kret.-myken. Schilde nicht die Rede ist (was immerhin merkwürdig wäre), daß die homerischen Helden mit voller Ausrüstung auf dem Streitwagen kämpfen, was die mykenischen Denkmäler niemals zeigen, und daß das deutliche Nebeneinander der beiden Schildtypen für die eigentlich kretisch-mykenische Kultur nicht existiert. Wenn wir daher eine Kultur nachweisen können,

in der die Bedingungen der homerischen Bewaffnung besser erfüllt sind, so liegt es näher, diese zur Erklärung der homerischen Gedichte zu verwenden. Das ist — freilich nur bis zu einem gewissen Grade — der Fall für die attische Dipylonkultur, d. h. jene Zeit, die uns durch die geometrischen Vasen Athens im 9. u. 8. Jahrh. erläutert wird (s. d. Abschnitt von FWinter über die antike Malerei). Es wäre verkehrt, Homer schlankweg durch diese Vasen zu illustrieren, aber es finden sich bei den Schilden doch viele Berührungspunkte. In dem vielleicht etwas zu einseitig geführten Nachweise dieser Punkte liegt der Hauptwert der Arbeit von GLippold 460ff. Der Schild der Dipylonzeit, in seiner Form dem an den Seiten eingezogenen kretisch-mykenischen sich nähernd, aber nicht unmittelbar aus ihm hervorgegangen, wird wie jener am Telamon getragen, so daß er beide Hände freiläßt. Er reicht in manchen Beispielen vom Halse bis an die Kniekehlen, ποδηνεκής ist er also, wörtlich genommen, nicht: aber das sind die kretisch-mykenischen Schilde ja auch nicht immer. Wo im Epos ein 'Turmschild' angenommen werden muß, kann man die Situation mit dem Dipylonschilde ebensogut erklären wie mit dem mykenischen. Ferner erscheinen die Dipylonkrieger mit den Schilden auf dem Streitwagen, und endlich haben wir in der entwickelten Dipylonperiode das homerische Nebeneinander von großem Langschilde und rundem Schilde, freilich in dem Verhältnisse, daß hier der Rundschild gegen den Turmschild zurücksteht. Es liegen also allerlei Unterschiede vor, die aber, da Homer nicht athenische Verhältnisse im Auge hat, nichts gegen die Gleichzeitigkeit der uns überlieferten Form der homerischen Gedichte mit der Dipylonkultur (9.–8. Jahrh.) beweisen können. Unter diesen Umständen ist es allerdings schwierig, mit den Waffen der Frage der Urilias näherzukommen.

An einige Schilde hat sich eine besonders ausführliche Literatur angeknüpft, besonders natürlich an den Schild des Achilleus. Es handelt sich dabei erstens um die Frage, wie sich der Dichter die Form und äußere Herstellung dachte, und ob er ein wirklich einmal vorhanden gewesenes Rüstungsstück beschrieb oder die Beschreibung nur aus der Phantasie schöpfte. Die erste Frage ist wohl jetzt allgemein dahin beantwortet, daß bei der Beschreibung nur an einen runden Schild gedacht werden konnte (GLippold 480ff.). Der τελαμών Σ 480 kann nicht dagegen angeführt werden, da er auch beim Rundschilde verwendet wurde und die Hauptschildbeschreibung selbst nicht im ursprünglichen Zusammenhange mit der Erwähnung des τελαμών zu stehen braucht (CRobert 14). Die Vorstellung des Rundschildes beweist allein schon der Okeanos, den Hephaistos anbrachte ἄντυγα πὰρ πυμάτην σάκεος πύκα ποιητοῖο. Sehr schwierig ist die Frage nach der äußeren Herstellung Σ 478ff., denn die technischen Angaben gehen nicht auf einen Dichter zurück. So sind die Verse Υ 269–272, in denen die fünf Metallagen des Schildes beschrieben werden, schon von Aristarch als Nachdichtung erkannt; sie können also zur Rekonstruktion gar nicht verwendet werden, wie es LWeniger in seiner neuen Rekonstruktion des Schildes getan hat (Der Schild des Achilles, Versuch einer Herstellung, Berl. 1913). Wie wir die Σ 481 erwähnten fünf πτύχες — wenn sie zur ursprünglichen Beschreibung des Schildes gehören, was CRobert 14 bezweifelt — zu denken haben, ist schwer zu entscheiden, aber schwerlich so, daß die einzelnen Schichten nach oben zu an Umfang abnehmen, wie zuerst Welcker, dann Braun u. a. glaubten. Die ἄντυξ φαεινὴ τρίπλαξ μαρμαρέη, die Hephaistos um den Schild legte, kann nur eine aus drei Metallstreifen bestehende Randverzierung bedeuten, die den Zweck hatte, die Niete aufzunehmen, durch die die fünf πτύχες des Schildes zusammengehalten wurden. Daß nun die große folgende Beschreibung nur reines Gebilde dichterischer Phantasie sei, ist eine ebenso unrichtige Annahme wie die, daß ein wirk-

lich einst vorhandener Schild die Grundlage der Beschreibung bildete. Das beweist ein Blick auf die Rekonstruktionen mit größter Deutlichkeit. Das Fehlen jeglicher Angaben über das räumliche Verhältnis der einzelnen Szenen zueinander, die Unmöglichkeit, die Massen auf eine Rundfläche oder, wie Reichel wollte, auf den Raum eines kretisch-mykenischen Schildes zu verteilen, beweist, daß die Beschreibung nur zum Anhören bestimmt war. Der nach Reichels Vorgang mehrfach unternommene Versuch, durch Aufdeckung sog. Interpretationsfehler, die der Dichter bei der Beschreibung des Kunstwerks beging, dieses als wirklich vorhanden gewesenes zu beweisen, ist zuletzt von CRobert 15, Anm. 2, ausführlich zurückgewiesen. Überhaupt aber ist der große Gedanke, der dieser Schilderung der gesamten Welt zugrunde liegt, dichterischen, aber nicht künstlerischen Ursprungs. Andrerseits aber ist es doch ein Kunstwerk, das der Dichter zu beschreiben vorgibt, und darum ist es natürlich, daß er seinen Hörern nur solche Szenen vorsetzen kann, die sie sich künstlerisch dargestellt denken können. Er muß sich also an die Kunst seiner Zeit halten, und es entsteht nun die weitere Frage, welche der uns bekannten Kunstepochen der Beschreibung am nächsten steht. Daß das die kretisch-mykenische Kunst sei, ist noch jüngst wieder von CSchuchhardt (242f.) ausgesprochen. Jedoch stehen dieser Annahme schwere Bedenken gegenüber. Denn gerade solche Szenen, die man auf einem kretisch-mykenischen Kunstwerke erwarten sollte, wie die Stierdarstellungen, Kämpfe, Jagden, Kultszenen, fehlen in der Beschreibung, und die, die geschildert werden, haben ihre Analogien viel weniger in der mykenischen als in der phönikischen Kunst (FPoulsen 172f.). Auf diese phönikischen Kunstwerke — meistens Schalen mit eingravierten Darstellungen — ist gleichfalls schon längst hingewiesen worden, und namentlich sind es die agrarischen Szenen, die nächste Berührungspunkte zeigen, während andere Bilder gleicherweise hier und dort festgestellt werden können, jedoch so, daß die phönikischen als näher verwandt erscheinen, beispielsweise bei der Beschreibung des Himmelsgewölbes (FStudniczka, Winckelmannsfest d. archäol. Seminars, Lpz. 1917). Es ist daher wohl sicher, daß das Kunstmilieu des achilleischen Schildes die Zeit der phönikischen Schalen ist, d. h. etwa das 8. Jahrh. v. Chr. Damit würde einmal die Hochschätzung phönikischer Kunstarbeiten im Epos übereinstimmen, und man käme wiederum in etwa dieselbe Zeit, die für die Schilde überhaupt oben festgestellt worden ist. Auch aus den Darstellungen der geometrischen Kunst lassen sich manche Parallelen zur Schildbeschreibung, z. B. die κυβιστητῆρες Σ 605 u. a., anführen. Der achilleische Schild ist also vom Dichter der Schildbeschreibung als rund gedacht, eine Gabe des Hephaistos, die er mit dichterischer Phantasie mit einer Fülle wohldurchdachter, künstlerischer Verzierungen ausstattet, deren Kenntnis ihm die zu seiner Zeit hochgepriesenen phönikischen Metallarbeiten in erster Linie vermittelten.

Nun ist mit Recht darauf hingewiesen, daß die verschiedenfarbige Metalltechnik, die z. B. bei der Beschreibung des Weinbergs vom Dichter hervorgehoben wird, deutlich an die eingelegten Dolche aus den mykenischen Schachtgräbern erinnert; darum braucht aber der Schild nicht mykenisch zu sein; denn diese Technik kann sich sehr wohl fortgepflanzt haben und das Fehlen ähnlicher Kunstwerke in späterer Zeit nur Zufall sein. Wenn aber nicht, könnte hier eine Reminiszenz der alten verklungenen Herrlichkeit vorliegen, wie bei dem Kyanosfriese im Palaste des Alkinoos und bei anderen Schilderungen köstlicher Gefäße.

Für die übrigen Schilde, die im Epos genauer beschrieben werden, genügt es, auf die Literatur hinzuweisen. Besonders wichtig erscheint unter ihnen der Schild des Agamemnon, für dessen Realität besonders GLippold 470ff. mit guten Gründen

eingetreten ist. Über die Verwendung unverarbeiteter gegerbter Felle als Schutz (λαιςήιον E 452, M 425) des gewöhnlichen Mannes handelt anschaulich WReichel 50ff.

2. Wenn die Frage nach dem homerischen Schilde richtig beantwortet ist, daß nämlich in der Hauptsache Vorstellungen des 9.—8. Jahrh. zugrunde liegen, dann muß dasselbe auch für den Panzer gelten. Leider ist aber das monumentale Material für die Panzer dieser Zeit mehr als spärlich. Denn die Silhouetten der geometrischen Malerei, die für die Schilde so vielen Gewinn ergeben, scheiden hier aus, da sie von dem Panzer überhaupt nichts andeuten können.

Die Panzerfrage ist ebenso wie die des Schildes von WReichel und CRobert neu begründet worden. Die Stellung Reichels läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß die eigentliche althomerische, mit der mykenischen identische Bewaffnung überhaupt keinen Panzer gekannt habe. Den am häufigsten gebrauchten Worten θώρηξ, θωρήςcεcθαι liege in den meisten Fällen nicht die Vorstellung 'Panzer, sich panzern' zugrunde, sondern die allgemeinere der Bewaffnung überhaupt. Erst um 700 habe ein Redaktor den Panzer systematisch, der Bewaffnung seiner Zeit entsprechend, in die Ilias interpoliert. Freilich gibt WReichel am Schlusse seiner Ausführungen die Existenz eines mykenischen Panzers zu (S. 93ff.), ist aber nicht mehr dazu gekommen, die Folgerungen aus seinen Beobachtungen zu ziehen. CRobert stellte unter Zurückweisung der Reichelschen Auffassung von θώρηξ und θωρήςcεcθαι fest, daß kein Waffenstück in der Ilias so häufig wie gerade der Panzer genannt sei; er schränkte damit die Stellen, in denen der Panzer nach Reichels Meinung in der Gesamtrüstung fehlt, erheblich ein. Jedoch führt er immer noch zahlreiche Belege an, wo in der Tat ein Panzer nicht erwähnt wird. In dieser panzerlosen Ausrüstung erkennt er mit Reichel die mykenische Bewaffnung, deren großer Schild den Panzer entbehrlich mache, zu der jedoch die μίτρη gehört, die als breiter Metallgürtel den Lendenschurz zusammenhält. Die Teile der Ilias nun, in denen der Metallpanzer auftritt, weist Robert einer späteren Entwicklungsstufe der Ilias zu, wobei er sich mit größtem Scharfsinne bemüht, die vielen Widersprüche, die naturgemäß auftreten, auszugleichen. Noch anders wird die Panzerfrage von HOstern behandelt. Nach seinen Ausführungen war der homerische Panzer nur ein Brustschutz (was auch durch die Stellen nachgewiesen wird S. 46 Anm., in denen zusammen mit dem θώρηξ der Platz genannt wird, wo er am Körper sitzt, nämlich ἐπὶ cτήθεccιν u. ä.) und bestand aus Metallstücken (γύαλον), die auf einem Leder-, Linnen- oder Wollkoller auf der Vorderseite aufgenäht waren. Diesen Brustpanzer findet er nach Reichels Vorgange wieder in der goldenen Brustplatte des fünften Schachtgrabes zu Mykenai und auf späteren mykenischen Elfenbeinreliefs aus Cypern, ferner in altertümlichen Darstellungen sardinischer Kriegerfiguren usw. Im Zusammenhange mit dieser Auffassung werden sodann die Ausdrücke ζωcτήρ, μίτρη und ζῶμα erläutert, von denen ζῶμα nur den unteren Teil des Panzers bedeute, die μίτρη einen besonderen metallenen Leibschutz, während der ζωcτήρ als Zusammenhalt für das Ganze dient. Daß auch bei dieser Lösung der Frage sich Widersprüche finden, die mehr oder minder gewaltsam beseitigt werden müssen, liegt auf der Hand. So ist es z.B. schwer, sich vorzustellen — trotz der Erklärung des Scholiasten —, daß ζῶμα nur einen Teil, und zwar den unteren des Panzers bedeuten soll; denn der Scholiast geht natürlich von den Vorstellungen seiner Zeit aus, als ein Lendenschurz, wofür ζῶμα allgemein angesehen wird, nicht mehr in Gebrauch war.

Eine einwandfreie Lösung der Panzerfrage bei Homer ist doppelt schwierig, da einerseits, wie schon hervorgehoben wurde, die Monumente versagen und es sich andrerseits um ein Rüstungsstück handelt, das augenscheinlich von der kretisch-

mykenischen Zeit an bis in die früh-archaisch griechische hinein dauernden Veränderungen und Verbesserungen unterworfen gewesen ist, die zwar weniger ins Auge fielen, aber ebenso einschneidend gewesen sein werden wie die an den Schilden. Daß wir uns im Epos im Zustande der vollen Entwicklung befinden, wird schon dadurch bewiesen, daß zum Schutze des Körpers außer dem Panzer an einer Anzahl von Stellen die metallene μίτρη dient, die den Unterleib bedeckt; sie setzt also noch einen ziemlich unvollkommenen Zustand der Panzerung voraus. Daher erscheint es sehr möglich, daß der von HOstern angenommene und geschickt nachgewiesene noch primitive Brustschutz wirklich in der Ilias vielfach zu verstehen ist, zu dessen Vervollständigung die metallene μίτρη gehörte. Daß dabei der mit μίτρη und ζῶμα zusammen und auch sonst erwähnte ζωστήρ überhaupt ein integrierender und notwendiger Teil der Rüstung war, ist sehr zweifelhaft; jedenfalls diente er kaum dazu, den Panzer um die Hüften festzuhalten oder die Verbindungsstelle von θώρηξ und μίτρη zu bedecken, da ein festes Anziehen des Gürtels für die Bewegung nur hinderlich gewesen wäre. Der ζωστήρ kann ebensogut sozusagen ein Stück der Zivilkleidung sein (wie man denn den χιτών mit dem ζωστήρ zu gürten pflegte), das aber als Schmuckstück (παναίολος) von den Helden auch in bewaffnetem Zustande getragen wird und dann etwa da liegt, wo sich der kurze Brustpanzer und die μίτρη miteinander berühren. Bei dieser Erklärung ist es unwahrscheinlich, was meist angenommen wird, daß in einigen Fällen μίτρη mit ζωστήρ gleichbedeutend gebraucht wird.

In der vortrefflichen Dissertation von AHagemann, Der griechische Metallpanzer, Lpz. 1913, sind nun S. 55ff. für die mykenische Zeit Brustplatte und Mitre als Teile der Körperpanzerung nachgewiesen (daß in später mykenischer Zeit bereits der Panzer mit Rücken und Brustplatte aufgekommen sei, wie H. annimmt, ist nicht erweisbar, auch nicht aus der berühmten Kriegervase, die für alle möglichen Deutungen den weitesten Spielraum läßt). Es läge also sehr nahe, die homerische Bewaffnung, wo sie aus Brustplatte und Mitre besteht, mit der in der Hauptsache späteren mykenischen Rüstung zu identifizieren. Jedoch ist es sehr wohl denkbar, daß diese oder eine analoge Ausrüstung auch in der Zeit der Dipylonvasen (9.—8. Jahrh.) üblich war, und daß der Dichter also die Panzerung dieser Zeit schilderte; besonders deshalb, da wir als Mitren zu bezeichnende Rüstungsstücke mit geometrischer Ornamentik aus den verschiedensten Gebieten des Mittelmeeres (z. B. Euboia, Olympia, ferner aus Kreta 8.—7. Jahrh., namentlich auch aus Italien) besitzen. Wir würden, wenn sich das bestätigt, zu demselben Ergebnisse kommen wie bei den Schilden, daß nämlich in der Zeit des geometrischen Stils eine Panzerform bestand, die im Verhältnisse zum Dipylonschilde dieselbe Funktion verrichtete wie die spätmykenische Panzerung im Verhältnisse zu dem großen mykenischen Schilde. Wenn nun aber, wie wir oben sahen, in der Dipylonzeit der große Schild im Absterben begriffen war und statt seiner der runde, kleinere Schild eingeführt wurde, so muß damit auch eine wesentliche Veränderung oder Verbesserung des Panzers Hand in Hand gegangen sein, und die Annahme liegt nahe, daß es sich dabei um das System der Brust- und Rückenpanzerung, wie es in der Folgezeit üblich wurde, handelte, nur daß es primitiver sein konnte — vielleicht auch nur um eine engere Verbindung der Brustplatte mit der Mitre; es würden also wie bei den Schilden auch zwei Formen der Panzerung nebeneinander hergegangen sein. Dieser Zustand würde am besten das Nebeneinanderhergehen zweier verschiedener Vorstellungen von der Panzerung im Epos erklären. Denn es ist nicht zu bestreiten, daß an vielen Stellen der Ilias die Vorstellung eines Panzers mit Brust- und Rückenschale zugrunde liegt z. B. O 529, wo es von dem θώρηξ heißt: τόν ῥ' ἐφόρει γυάλοισιν ἀρηρότα, oder wenn die Achäer allgemein als χαλκοχίτωνες

bezeichnet werden, ferner wenn allgemein von θώρηξ ohne Angabe der μίτρη und des ζωστήρ die Rede ist. Bei solchem Nebeneinander wäre es vielleicht doch nicht so pedantisch, wie CRobert meint (S. 30), wenn bei der Panzerung so oft nur von γύαλον im Singular, d.h. von einer Platte, die Rede ist, und wenn, wie Ostern hervorhebt, gerade die Brustpanzerung so genau beschrieben wird, nicht aber die Rückenpanzerung, daß man solche Beobachtungen ausnutzt, um einen von dem späteren Panzertypus verschiedenen, ursprünglich älteren Zustand zu vermuten.

In den kretisch-mykenischen Denkmälern erscheinen nun aber nicht wenige Darstellungen von Kämpfenden, bei denen der große Schild den einzigen Körperschutz zu bilden scheint, während ein Panzer oder eine Brustplatte nicht zu beobachten ist; nur ein starker Gürtel liegt um den Leib, der die Aufgabe hat, den Lendenschurz festzuhalten. Nun ist seit Reichels Vorgang in der Ilias eine beträchtliche Anzahl von Stellen beobachtet worden, wo von einem Panzer nicht die Rede ist, während man es doch erwarten sollte, wenn der Panzer überhaupt zur Ausrüstung gehörte. Die klassische Stelle ist Ξ 420, wo Hektor den Aias mit der Lanze trifft. Dabei wird Aias nur durch die beiden Telamone gerettet, die ihm kreuzweise über die Brust liefen ἤ τοι ὁ μὲν σάκεος, ὁ δὲ φασγάνου ἀργυροήλου, und H 305 schenkt Aias dem Hektor nach dem Zweikampfe seinen ζωστῆρ φοίνικι φαεινόν. Ebenso wichtig ist K 75ff., wo der alte Nestor seine ganze Ausrüstung neben seinem Bette liegen hat, nämlich Schild, zwei Lanzen, den schimmernden Helm und den ζωστήρ. Hier mußte der Panzer genannt werden, wenn es überhaupt einen gab. Bei den übrigen Stellen kann man sich meist durch Interpretation helfen (HOstern 70ff.). Man möchte es daher für wahrscheinlich halten, daß in diesen beiden Stellen eine Reminiszenz aus der kretisch-mykenischen Periode vorliegt, wie auch für den Schild vereinzelte Spuren auf diese Zeit hinwiesen. Daß es wieder gerade Aias ist, bei dem diese hochaltertümliche Panzerlosigkeit vorliegt, und daß auch gerade für ihn der echtmykenische Turmschild angenommen werden mußte, ist ein mehrfach beobachtetes bedeutsames Zusammentreffen. Es ist hier nicht der Ort, Vermutungen darüber zu äußern, wie sich schon in mykenischer Zeit der Übergang von der ältesten Ausrüstung allein mit Turmschild und Gürtelschurz zur Brustplatte mit Mitre vollzogen hat, die vielleicht zuerst den Gürtel als Ausrüstungsstück ersetzte, während dieser dann als Schmuckstück noch weiterhin seine Geltung behalten hat; auch können hier nicht alle Stellen der Ilias erörtert und damit die Zahl der Sonderbehandlungen dieses überaus schwierigen Themas um eine neue vermehrt werden. Vielmehr lag nur die Absicht vor, die verschiedenen Behandlungen des Problems klarzustellen und den Weg anzudeuten, der möglicherweise dazu verhelfen kann, dem Ziele näher zu kommen.

3. Über die Beinschienen im Epos ist nach dem Vorgange von CRobert (44ff.), GLippold (465), HOstern (36ff.) kaum mehr etwas hinzuzufügen. Ihre Ausführungen richten sich in der Hauptsache gegen WReichel. Er sah in den Beinschienen nicht eigentlich eine Schutzwaffe, sondern einen Schutz gegen die Stöße des mykenischen Turmschildes; erst als mit der Einführung des Rundschildes der Schienbeinschutz ungenügend geworden sei, sei dieser zu den später üblichen Metallschienen umgewandelt worden. Da Reichel den Rundschild für das Epos ablehnt, muß er das auch für die im Epos erwähnten Beinschienen tun, die er als lederne Gamaschen mit metallenen Haltern und ἐπισφύρια erklärt. Daß die Entwicklung von der Ledergamasche als Schienbeinschutz zur eigentlichen Beinschiene sich so vollzogen hat, wie Reichel annimmt, ist an sich durchaus denkbar, aber die Auffindung einer bronzenen regelrechten Beinschiene in einem spätmykenischen Grabe zu Enkomi (WReichel S. 59, Abb. 31) würde diese Umwandlung schon für verhältnismäßig sehr frühe Zeit

bezeugen. Im Epos ist die lederne Gamasche für kriegerische Zwecke nicht mehr nachzuweisen. Das häufigste Beiwort εὐκνήμιδες kommt einer Ledergamasche schwerlich zu, die Beschreibung des Anlegens περὶ κνήμῃσιν ἔθηκεν entspricht der aus den Denkmälern genügend bekannten Art, wie die Metallschienen angelegt werden, die ἐπισφύρια haben den Zweck, das Durchscheuern der Knöchel durch die metallenen Schienen zu verhindern; es sind in der späteren Zeit Ringe aus weichem Stoffe, Leder oder dgl., in der Ilias werden sie in einem fünfmal wiederkehrenden formelhaften Verse als silbern bezeichnet, was auffallend bleibt, ob es sich nun um Ledergamaschen oder Metallbeinschienen handelt. Wenn die Schienen nur einmal als ehern bezeichnet werden (H 41), so ist das nicht ein Zeichen dafür, daß sonst ein anderes Material gemeint ist. Aus Zinn sind die Beinschienen, die Hephaistos für Achilleus fertigt — hier läßt der Dichter, wie allgemein angenommen wird, für die märchenhaften Götterwaffen auch das kostbarste und seltenste Metall verwenden.

Im Einklange mit den Ausführungen über Schild und Panzer würde es stehen, wenn im Epos auch für die Beinschienen ein Nebeneinander von Vorstellungen nachweisbar wäre. Man könnte erwarten, daß für den großen Schild, wie ihn die Bilder der geometrischen Periode zeigen, Gamaschen als Schienbeinschutz, bei den runden richtige metallene Beinschienen nachzuweisen wären. Wenn das nicht der Fall ist, liegt das vielleicht daran, daß die metallene Beinschiene schon lange vor der geometrischen Periode eingeführt war. Das wird nahegelegt durch das obenerwähnte spätmykenische Exemplar; also eine Zeit, in der, wie wir gesehen haben, der Brustpanzer mit Mitre bereits eingeführt war, den wir auch für die geometrische Zeit glaubten annehmen zu müssen. Wenn in den Gräbern der Dipylonzeit Beinschienen nicht gefunden worden sind (GLippold 465), so spricht das nicht gegen die Annahme; denn in diesen Gräbern wurden von Waffen nur Schwerter und Lanzen gefunden. Auch daß, wie bei den Schilden und Panzern, nicht der älteste Zustand irgendwie nachweisbar ist, der die Krieger nur mit Ledergamaschen ausgerüstet sein läßt, ist kein Wunder. Denn Ledergamaschen sind kein Gegenstand, den man als vergangene Herrlichkeit ausdrücklich hervorhebt; da war man ja zur Zeit des Dichters mit den bronzenen glänzenden Beinschienen viel besser daran.

4. Nach Reichels Ausführungen ist der Helm, wie er uns im Epos beschrieben wird, eine Kappe aus Leder oder Filz, die in verschiedenster Weise mit besonderen Zutaten ausgestattet ist und sich am ehesten aus den mykenischen Denkmälern erklären läßt. Nach Robert dagegen ist an der Existenz des sog. korinthischen Visierhelms aus Metall nicht zu zweifeln. Dagegen wird auch der mykenische Helm von Robert an nicht wenigen Stellen erkannt; ihm werden auch die häufigen Beiworte τετράφαλος, τετραφάληρος, αὐλῶπις, τρίπτυχος zugeschrieben, ebenso, wenn im Zusammenhange mit dem Helme der φάλος oder die φάλαρα erwähnt werden. Hiernach wäre der mykenische Helm im Epos sehr häufig, und das stünde im Widerspruche mit der Auffassung, die wir für Schilde, Panzer und Beinschienen vertreten haben. Es würde sich also erstens fragen, ob überhaupt verschiedene Helmformen im Epos festgestellt werden können; zweitens, wenn das der Fall ist, in welchen Stellen der korinthische Visierhelm aus Metall zu erkennen ist und in welchen eine nicht korinthische Form; drittens, ob es erforderlich ist, in den Stellen, wo der geläufige korinthische Helm nicht gemeint sein kann, den mykenischen zu erblicken, und ob man nicht vielmehr annehmen darf, daß zwei Arten von Helmen, eine mehr kappenartige aus Leder und der korinthische, gleichzeitig nebeneinander in Gebrauch waren; und endlich, ob sich auch für die Helme etwa 'mykenische Rudimente' im Epos nachweisen lassen.

Indem wir die beiden ersten Fragen zusammenfassen, führen wir zunächst die Beweise für die korinthische Helmform an. Hierzu gehört einmal das Beiwort χαλκοπάρῃος (CRobert 47), und da im Zusammenhange hiermit die κόρυς χαλκείη erwähnt wird, ist auch diese so zu verstehen; auch χαλκήρης stellt sich eher zu dem Gesichtshelme, ebenso πάγχαλκος. Ferner läßt die Bezeichnung κροτάφοις' ἀραρυῖα auf diesen Typus schließen; endlich ist die Annahme des Gesichtshelmes z. B. Z 466 ff. wahrscheinlich, wo sich der kleine Astyanax erst beruhigt, nachdem der Vater den Helm abgenommen hat, der ihn unkenntlich macht.

Nichts mit diesem Typus zu tun haben Stellen wie Γ 371 ff., wo Menelaos den Paris am Helme packt und ihn nun mit dem Kinnriemen würgt, auch, wenn wie N 576 durch einen Schlag an die Schläfe der Helm vom Haupte fliegt. Damit vereinigen sich die Situationen, wo Verwundungen an der Schläfe, den Wangen, den Ohren eintreten, ohne daß der Helm dabei erwähnt wird. Und in der Dolonie trägt Diomedes eine κυνέη ταυρείη ohne Phalos und Bügel, die καταῖτυξ heißt, Odysseus aber einen Helm aus Rindshaut mit starkem inneren Riemengeflechte, der außen mit Eberzähnen besetzt ist und auf der Spitze einen Knauf hat, und Dolon einen aus Marderfell. Daß hier eine andere Kopfbedeckung gemeint ist, ist klar.

Hinzu kommen nun aber noch die häufig gebrauchten Beiwörter τετράφαλος, τετραφάληρος, αὐλῶπις, ferner der φάλος und die φάλαρα überhaupt, endlich τρίπτυχος und die στεφάνη. Diese Beiwörter werden von Reichel und Robert auf den mykenischen Lederhelm bezogen, insbesondere die φάλοι auf die hörnerartigen Ansätze, die bei den mykenischen Helmen von Reichel nachgewiesen worden sind, ebenso αὐλῶπις, etwa 'stieläugig', übernommen aus dem Vergleiche der Schnecken- oder Fischaugen des αὐλωπίας genannten Fisches. Ohne daß etwas gegen die Interpretation gesagt werden soll, würde bei der Anwendung aller dieser Beiwörter auf den mykenischen Helm die Folgerung zu ziehen sein, daß eigentlich die Gesichtshelme im Epos in der Minderzahl gegenüber der primitiveren älteren Form auftreten, was ebenfalls mit unserer Auffassung über Schilde und Panzerung im Widerspruche stehen würde. Daher ist die Darlegung, die von HOstern über diese Beiwörter gegeben ist (34 ff.), daß sie sich nämlich auf den metallenen Gesichtshelm beziehen, vorzuziehen; denn die φάλοι (Ansätze) erscheinen auch noch auf späteren Monumenten des 6. Jahrh. bei korinthischen Helmen, sind also auch wohl in der Zwischenzeit nicht außer Gebrauch gewesen.

Der allgemein übliche Helmbusch gibt für die Entscheidung wenig aus, denn er ist sowohl in mykenischer Zeit nachzuweisen wie später üblich; allerdings schildert die Formel δεινὸν δὲ λόφος καθύπερθεν ἔνευεν 'mit so lebendiger Anschaulichkeit den nach vorn herabnickenden Busch des korinthischen Helmes, während der des mykenischen entweder nach hinten zurückfällt oder kammartig absteht, daß es schwer fällt, hierbei nicht an den Bronzehelm zu denken' (CRobert 50).

Die Frage würde also jetzt so liegen, daß der spätere Gesichtshelm überwiegend in der Ilias vorkommt, und daß daneben der Lederhelm in Kappenform gebräuchlich ist. Aus den Denkmälern des 9.–8. Jahrh. auf den Lederhelm zu schließen, wie es Reichel tut, ist eine etwas mißliche Sache bei der unklaren Ausdrucksweise der Vasenmaler jener Zeit. Immerhin ist es bemerkenswert, daß die beiden Arten von Helmbüschen hier nachzuweisen sind, woraus vielleicht auf zwei Helmformen geschlossen werden darf. Ferner ist bedeutsam, daß die Helmkappe der Athena mit der στεφάνη deutlich eine Übersetzung in Metall der ledernen Helmkappe ist, und daß auch der attische Helm aus dieser hervorgegangen ist, was von WReichel trefflich nachgewiesen worden ist (111). Wir besitzen also eine metallene griechische Helmform

in Form einer Kappe, die in der einfacheren Lederherstellung in der Ilias gemeint und neben dem damals schon weit verbreiteten Gesichtshelme hergegangen sein könnte; es ist daher kaum erforderlich, hier die mykenische Helmform anzunehmen.

Dagegen könnte wiederum in dem Helme des Odysseus in der klärlich altertümelnden Dolonie eine Reminiszenz an mykenische Verhältnisse vorliegen. Denn gerade diese seltsame Kopfbedeckung mit den Eberzähnen und dem Knaufe ist in der mykenischen Kleinkunst in überzeugender Weise von WReichel nachgewiesen worden (101 ff.). Jedoch darf dabei nicht vergessen werden, daß sich solche Helme mit Eberzähnen (dort mit, hier ohne Kinnriemen, der aber auch K 261 nicht erwähnt wird) noch bis in die späteste Zeit der mykenischen Periode — nach FPoulsen 175 bis gegen das Jahr 1000 v. Chr. — erhalten haben.

5. Über die Angriffswaffen ist nur wenig hinzuzufügen, da besondere Schwierigkeiten nicht vorliegen. Die Schwerter wurden zum Hauen wie zum Stechen gebraucht, wobei zu bemerken ist, daß der Schwerthieb im Kampfe ungleich häufiger im Epos erwähnt wird als der Schwertstich. Die Klinge ist zweischneidig (ἀμφήκης, ἀμφοτέρωθεν ἀκαχμένος) und hat eine beträchtliche Länge. Als besonderer Schmuck gelten die silbernen Nägel (ἀργυρόηλος), deren Art uns nicht nur durch die Dolche aus Mykenai erläutert wird. Sie dienten als Niete, um die Montierung festzuhalten, die auf beiden Seiten des Schwertgriffs aus Elfenbein, Horn oder Holz angefügt war, und konnten, in kostbarem Materiale hergestellt, leicht zu dekorativer Wirkung ausgenutzt werden. In den Darstellungen der kretisch-mykenischen Kunst dient das Schwert, wie es scheint, nur zum Stechen; auch sind die uns erhaltenen Exemplare nicht Hiebschwerter, sondern auf den Stich berechnet, wie WHelbig 334 f. bereits festgestellt hat. Dagegen ist die Form der jüngeren mykenischen und der Dipylonschwerter für beide Arten des Angriffs geeignet. Sie stehen daher der Schilderung des Epos viel näher. Wenn in einigen Fällen außer dem Schwerte eine μάχαιρα erwähnt wird, die an der Schwertscheide irgendwie befestigt ist, so geben für dieses Detail wieder am besten die Dipylonvasen Auskunft, bei denen sehr häufig neben dem eigentlichen großen Schwerte eine kürzere Waffe gezeichnet wird.

6. Die hölzerne Lanze war an beiden Enden mit einer Spitze versehen (ἀμφίγυος). Von ihnen diente die eine zum Angriffe, die andere, um die Lanze, wenn sie nicht gebraucht wurde, in den Erdboden zu stoßen. Diesen Sauroter, wie die Spitze am Lanzenfuße heißt, werden wir uns wie die Saurotere aus Olympia, die fälschlich als Lanzenspitzen erklärt sind, vierkantig zu denken haben, die blattförmige eigentliche Lanzenspitze wurde mit einer Hülse über den Speer gesteckt und hatte hier zuweilen besonderen Schmuck, wie die Lanze des Hektor Z 320. Der homerische Krieger pflegt mit zwei Lanzen ausgerüstet zu sein, und zu dieser Ausrüstung finden wir wieder eine treffende Analogie in den Darstellungen der geometrischen Vasen, wo die Krieger fast ausnahmslos zwei Lanzen tragen — ebenso die Krieger auf den beim Achilleusschilde erwähnten phönikischen Vasen, während zwei Lanzen in den mykenischen Denkmälern bisher noch zu den Seltenheiten gehören.

Weitere Angriffswaffen sind die zweimal erwähnten Äxte und Beile und der Bogen.

Über den homerischen Bogen gibt WReichel 112 ff. im Anschlusse an FvLuschan alles Erforderliche; das berühmte Kunststück des Odysseus hat wohl zuletzt ChrBlinkenberg, Archäologische Studien, Lpz. 1904, 31 ff. behandelt. Für den Köcher vgl. zuletzt HBlümner, Berl. ph.W. XXXVII (1917) 1121–1127. Eine Erörterung des Kriegswagens ist ohne erläuternde Abbildungen nicht möglich, und es sei daher hierfür auf die sorgfältigen Ausführungen von WReichel 120 ff. verwiesen.

MÜNZKUNDE

VON KURT REGLING

I. DEFINITION DER MÜNZE. VORLÄUFER DER MÜNZE

Die Münze ist ein handliches Metallstück, das als Zahlungs- und Umlaufsmittel dient, und für dessen Gewicht und Feingehalt der Staat durch Bild oder Aufschrift bürgt.

Bis die Zahlungs- und Umlaufsmittel diese noch heute gültige Form der Münze annahmen, war eine lange Entwicklung zu durchlaufen (KRegling, RE. VII [1912] 970 ff. unter 'Geld', dort die Belege). Über die ursprünglichste menschliche Wirtschaftsform, die Eigenwirtschaft, bei der in jedem Haushalte das zum Leben Notwendige (Nahrung, Wohnung, Kleidung, Schmuck, Gerät und Waffe) selbst hergestellt wird, sind die klassischen Völker, als sie ins Licht der Geschichte treten, mindestens in ihren höheren Schichten bereits hinaus und haben schon die Arbeitsteilung kennengelernt, die dazu führt, daß der einzelne die nicht mehr von ihm selbst erzeugten Lebensbedürfnisse eintauschen muß (Hom. Il. H 472—475; Herod. IV 196). Dabei bilden jene einfachsten Lebensbedürfnisse die beliebtesten Tauschmittel und demzufolge den Wertmesser (Nutzgeld), und unter ihnen zumal das Vieh, weil es zur Nahrung, aber durch Fell und Hörner auch zur Kleidung, zu Schmuck und Gerät die wichtigsten Rohstoffe liefert. Belege für Viehgeld bei den Griechen sind sprachliche Bildungen und Redensarten wie βοῦς ἐπὶ γλώσσῃ, Ansetzung von Strafen und Belohnungen in Vieh in den Gesetzen des Drakon und bei der delischen Feier (Pollux IX 61), bei den Römern die Etymologie von pecunia, peculatus usw. und die auf Vieh lautenden Bußen der Gesetze, die erst in der 2. Hälfte des 5. Jahrh. v. Chr. in Metallbeträge umgesetzt wurden. — Bei weiter entwickelter Kultur aber, seitdem man den Ackerbau vor der Viehzucht bevorzugt und sich bleibende, enger und enger beieinander liegende Heimstätten gründet, seitdem also die Tauschmittel häufiger von Hand zu Hand gehen und größere Mengen von ihnen sich in einzelnen Händen ansammeln, treten die Nachteile des Viehgeldes stärker hervor, und das Schmuck- (z. B. Ring-) und Gerätgeld tritt an seine Stelle, vornehmlich das aus Metall. Das homerische Epos zeigt uns die Griechen in einem Zwischenstadium: den Wertmesser bildet noch das Viehgeld: eine Ware ist 4, 9, 12, 20, 100 Rinder wert (τεσσαράβοιος usw. Il. B 449. Z 236. Φ 79. Ψ 703. 705. 885 und besonders deutlich Od. α 431). Als Zahlungsmittel aber dient schon metallenes Gerätgeld: die als Geschenke und Preise erscheinenden ehernen Becken und Dreifüße (Il. I 122. 123. 264. 265. Ψ 259. 264. 268. 485. 702. 885) und Beile (Il. Ψ 851, vgl. Hesych. s. v. πέλεκυς und ἡμιπέλεκκον und Eustath. zu Od. ς 573; Schatzgut sind auch die 12 eisernen πελέκεις, durch die Odysseus den Pfeil schießt, Od. φ passim) sind, wie schon ihre große Zahl lehrt, nicht mehr Gebrauchsgerät sondern Schatzgut.

Schatzfunde von Doppelbeilen und Beilen (Flachkelten) in prähistorischen Fundstellen Mitteleuropas, dann aus gallischer Zeit, endlich Schatzfunde von doppelbeilförmigen Kupferbarren an den Zentren der minoisch-mykenischen Kultur bieten die monumentalen Belege für das Beilgeld. Die Nachrichten über Bratspieße als Geld, zumal in Argos bis auf Pheidon (Orion s. v. ὀβελός, Etym. M. s. v. ὀβελίσκος), sind durch Auffindung des von Pheidon geweihten Bündels derselben im Heraion bestätigt worden. Anker und Sicheln (UvWilamowitz, S.Ber. Archäol. Ges. Berl. Juli 1911) sind andere Formen griechischen Gerätgeldes.

Gebrauchsfähig ist das Gerätgeld oft nicht mehr gewesen, wie namentlich die Beile aus den erwähnten Schatzfunden zeigen: nur die Form des Gerätes wird noch festgehalten. Ein weiterer Fortschritt ist der, daß auch diese Form aufgegeben wird und das Rohmetall ohne bestimmte Gebrauchsform als Umlaufsmittel dient. Die Erfindung der Wage, die Einbürgerung eines Gewichtssystems waren dafür die Voraussetzung: die Bestimmtheit der Menge ersetzte die Bestimmtheit der Gestalt. Dabei konnte man das Metall entweder völlig formlos lassen, so wie es aus dem Schmelzofen kam oder durch Zerhacken von Schmuck und Gerät entstand: Funde von Sendschirli und Assur (9.—7. Jahrh.) zeigen dies 'Hacksilber' als das Zahlungsmittel im vorderasiatischen Kulturkreise; aus Ägypten haben wir Schätze derart aus dem 6.—4. Jahrh., deren Hauptbestandteil schon aus zerhackten griechischen Münzen besteht, die in Ägypten, wo man noch nicht zur Münze vorgeschritten war, nur Rohmetall waren. In Spanien reichen solche Funde bis ins 3. oder 2. Jahrh. v. Chr., und von dort kennt Strabon III 155 diesen Gebrauch. In Italien bediente man sich vorgewogenen Rohkupfers (Aes rude, Plin. n. h. XXXIII 43) als Geldes, wie Literatur und Funde gleichmäßig für die Zeit vom 10. bis 3. Jahrh. v. Chr. bezeugen (EJHaeberlin, Aes grave, Frankf. 1910, 1—10, Taf. 1—4), und einen Brocken desselben (raudus) gibt man dem Toten als Weihgabe an die Unterirdischen mit ins Grab. Der Goldstaub der Inder, ψῆγμα Herod. III 94, und die φθοῖδες χρυσίου der athenischen Schatzurkunden gehören in denselben Zusammenhang.

Statt solcher formloser Brocken kann man das Rohmetall auch in bestimmte stereometrische Formen bringen, in Barren, die die Form von Zungen, Stangen, gewölbten Scheiben, dicken Platten, abgestumpften Pyramiden usw. zeigen können. Ein chetitischer Barren mit eingeritzter Königsaufschrift aus Sendschirli um 700 v. Chr. und die in πίθοι κεράμινοι gegossenen Goldbarren des Perserkönigs (Herod. III 96) zeigen die Verbreitung des Barrens in Vorderasien; aus Griechenland kennen wir die Eisenfladen, πέλανοι, der Spartaner (Plut. Lyk. 9), bei den Ausgrabungen auch gefunden; die Briten bedienten sich schwertblattähnlicher Eisenbarren, taleae ferreae ad certum pondus examinatae (Caes. bell. Gall. V 12, durch Funde bestätigt). In Mittelitalien stehen neben dem formlosen Rohkupfer auch kupferne Barren. Der Barren ist nie ganz von der Münze verdrängt worden: die Römer stellen ihn neben den Münzen am Ende des 4. und Anfang des 3. Jahrh. v. Chr. her, geben ihm münzähnliche Bilder und teilweise die Staatsaufschrift 'Romanom', und im Staatsschatze lagen auch später noch Gold- und Silberbarren ('lateres', z. B. Plin. n. h. XXXIII 56, später 'regulae'). Von derartigen uns erhaltenen Barren nennen die der späteren Kaiserzeit (Ende des 4. Jahrh. n. Chr.) auf eingestempelten Inschriften die Namen der mit der Läuterung (coxit), Prüfung (probavit) und Garantiestempelung (signavit) betrauten Beamten; es sind Goldbarren in der Form unserer Siegellackstangen und Silberbarren in Form geschweifter Platten (neuester Fund derart aus Laibach: Monatsblatt Num. Ges. Wien VIII [1909/11] 345, Abb. X [1915/7] 60; vgl. zuletzt AEvans, NChron. 4. Ser. XV [1915] 488—519).

Vom Metallbarren zur Münze führt nur noch ein kurzer Weg: schon bei den Barren bemerken wir hie und da, so bei denen aus Troia, Einkerbungen, die das Zerteilen in handliche Stücke erleichtern sollen, schon beim Barren bemerken wir eine wenn auch nur ungefähre Ausbringung auf ein bestimmtes Gewicht, schon die Barren tragen gelegentlich die Staatsaufschrift. Durch die gesetzmäßige Vereinigung dieser Momente, nämlich der zu Kleinzahlungen geeigneten handlichen Form, der Staatsgarantie für bestimmtes Gewicht und bestimmten Feingehalt der Stücke, die nunmehr ohne Wage nur vorgezählt zu werden brauchten, hat sich aus dem vorgewogenen Rohmetall die Münze entwickelt. Vgl. schon Aristot. pol. I p. 1257a, 1Bekk.

II. DIE ARCHAISCHE ZEIT VON ETWA 700 V. CHR. BIS ZU DEN PERSERKRIEGEN

Die Münze, das Ergebnis einer langen Entwicklungsreihe, nicht eine einmalige Erfindung, kann sehr wohl an mehreren Stellen zugleich entstanden sein. Die von Pollux (IX 83) behandelte Frage, wer zuerst Münzen geschlagen habe, verliert dadurch an Bedeutung; von den dort angeführten Überlieferungen geht die des Xenophanes, wonach es die Lyder gewesen seien, wie Herodots (I 94) Parallelzeugnis, daß sie zuerst Gold- und Silbermünzen geprägt hätten, zeigt, wohl auf die ionischen Logographen zurück. Tatsächlich sind auch die seit ungefähr 700 v. Chr. noch unförmlich und bildlos, vielleicht z. T. von Privaten geprägten Klümpchen (φθοίς) aus Blaßgold ihrem Fundorte nach in dem damals lydischer Oberhoheit unterstehenden W.-Kleinasien geschlagen, und als eines der ersten dann auf ihnen auftretenden wirklichen Münzbilder erscheint das Löwenwappen der Lyderkönige. Außer ihm finden wir auf diesen ältesten Münzen aber die Stadtwappen der ionischen Griechenstädte Milet, Samos, Ephesos und dürfen ihnen, die damals die Führerrolle in der Kultur spielten, die letzte Entwicklung vom Barren zur Münze zuschreiben. Als Münzmetall diente ein von Natur stark (von 40 bis 70%) mit Silber gemischtes Gold, das Blaßgold (λευκὸς χρυσός, Elektron; EBabelon, Traité des monnaies grecques et romaines I [Paris 1901] 356; HBlümner, RE. V [1905] 2315f.), das man anfänglich nicht zu scheiden vermochte und als besonderes, auf $^3/_4$ des Goldes geschätztes Edelmetall betrachtete. Bei diesen ältesten Elektronsorten kann man drei Münzfüße, den sog. milesischen, phokäischen und euböischen, unterscheiden. — König Kroisos († 546) ging dann zum Gebrauche reinen Goldes und reinen Silbers über und schuf den Κροίσειος στατήρ (Poll. III 87. IX 84; vgl. Herod. I 54; Traité I 468), eine Goldmünze mit Löwe und Stier sich gegenüber, von 8,1 g, der, in einer Doppelwährung (Parallelwährung) mit dem Wertverhältnisse Gold zu Silber wie 40 zu 3, zwanzig Silbermünzen von 5,4 g wertgleich war (KRegling, Klio XIV [1915] 101). Dies System ist dann vom Perserkönige übernommen worden; es entsprachen hier der Goldeinheit, dem δαρεικός (oft bei den Historikern, in den Inschriften usw. erwähnt; FHultsch, RE. IV [1901] 2182; Traité I 469; der Hauptfund stammt aus dem Athoskanal) von 8,4 g, zwanzig silberne σίγλοι von 5,6 g (Xen. Anab. I 5, 6). Der Dareikos war der übliche Monatssold der Hopliten und wurde nach seinem Prägebilde, dem Könige als Bogenschützen, auch τοξότης genannt, was zu einem bekannten Wortwitze geführt hat (Plut. apophth. Lak. Agesil. 40).

* Die Goldprägung hat, da sie von den Perserkönigen und ebenso später von den Makedoniern, in den Staaten der Diadochen und im Römerreiche den Landstädten und landsässigen Dynasten nicht erlaubt ward (anders Traité II 2, 5–19), stets als Zeichen der Oberherrlichkeit und völligen Selbständigkeit gegolten: ihr Wiederaufleben unter Mithradates VI.

gehört mit in seinen Kampf gegen Roms Weltherrschaft; Aufrührer und Prätendenten prägen gern sofort Gold, so in späteren Perioden die aufständigen Italiker, die Syrer Achaios, Timarchos, Alexander II. und viele römische Eintagskaiser; die Goldmünze des Prokop 365/6 n. Chr. wird in diesem Zusammenhange erwähnt (Amm. Marc. XXVI 7, 11). Die Parther haben das Goldreservat Roms stets geachtet, erst die Sassaniden es gebrochen. Aber noch im 6. Jahrh. n. Chr. entrüstet sich der Historiker Prokop (bell. Goth. III 33) über die eigene Goldprägung des Merowingers Theudebert, und Justinian II. (685–711) beansprucht dies kaiserliche Goldmonopol gegenüber der neuen islamischen Prägung des Kalifen Abd el Melik (Zonaras chron. XIV 22).

Dieser persische Fuß hat auch für das Silber (Stater von 11,2 g) in Klein- und Vorderasien und Nordgriechenland eine gewisse Verbreitung gefunden. Neben ihm begegnet uns der phönikische Fuß, der, wohl aus der Gleichung des Goldstaters von 8,1 g mit 15 Silberstücken von 7,2 g erwachsen, einen Stater (Tetradrachmon) von 14,4 g zeitigte, in mehreren Spielarten vorliegt und sich außer in seinem Ursprungslande auch in Kleinasien und Nordgriechenland findet.

Das metrologische System, in das diese und die meisten übrigen Gewichtsnormen des Altertums nach dem Vorgange von JBrandis, Das Münz-, Maß- und Gewichtswesen in Vorderasien, Berl. 1866, und FHultsch, Die Gewichte des Altertums, Lpz. 1898, durch CFLehmann-Haupt, zuerst VhBAG. 1889, 245 ff., zuletzt RE. Suppl. III (1918) 588 unter 'Gewichte' und Ztschr.f.Ethnol. 1919, 106–111 Anm. gebracht worden sind, ist trotz des Widerspruches, den namentlich FHWeißbach, ZDMG. LXI (1907), LXV (1911), LXX (1916) u. a. dagegen erhoben hat, vom numismatischen Standpunkte aus in den Grundzügen richtig; vgl. zuletzt EJHaeberlin, Herodots Bericht usw., Frankf. Münzzeitung XIX (1919).

Sind alle diese Systeme letzten Endes aus der Goldmünze erwachsen, so ist auf eigentlich griechischem Boden von Anfang an Silber das Münzmetall gewesen: als älteste griechische Silbermünze gilt der antiken Überlieferung die von Aigina (Ephor. bei Strab. VIII 358. 376 und in der Marmorchronik von Paros IG. XII 5, S. 106; doch ist die Verknüpfung dieser Prägung mit dem um die Mitte des 8. Jahrh. anzusetzenden Könige Pheidon von Argos sagenhaft; zuletzt PGardner, Proceed. Brit. Acad. V [1910] 5 ff., anders Traité II 1, 641 ff.). Der äginetische Fuß schwankt im Stater (Didrachmon) von 12 bis 12,6 g, die ursprüngliche Norm ist kaum festzustellen (später gilt die attische Mine 70 ägin. Drachmen, womit diese auf 6,2 g kommt). Er trägt das Münzbild der Schildkröte, hieß daher χελώνη (Poll. IX 74) und erscheint als στατὴρ Αἰγιναῖος u. dgl. bei Autoren und inschriftlich (Traité I 491. 509). In unserer Periode ist der äginetische Fuß der verbreitetste in der Silberprägung, er herrscht auf den Inseln, die in der früharchaischen Zeit das klassische Land der Münzprägung sind, in der Peloponnes und im eigentlichen Hellas. Verdrängt wird er dann von dem euböisch-attischen Fuße, im metrologischen Soll von 4,3[66] g für die Drachme. Dieser ist seit etwa 600 v. Chr. in den euböischen sog. Wappenmünzen nachweisbar (benannt nach den einfachen Wappenbildern Eule, Stierkopf, Rad usw.) und wird durch Solons Reform (vgl. Bd. III² 19 f. 76 f.; zur wirtschaftlichen Bedeutung dieser Maßnahme: UKöhler, AthMitt. X [1895] 151; CFLehmann-Haupt, Solon, Liverpool 1912, 26 ff.) nach Athen übernommen, bald auch nach Sizilien, Kyrene, Nordgriechenland, welch letzteres infolge seines Metallreichtums in reifarchaischer Zeit äußerst rührig prägt.

Für die numismatisch-metrologischen Fragen, die sich an die Darstellung der Solonischen Reform durch Aristot. Ἀθ. πολ. 10 knüpfen, ist noch keine Übereinstimmung erzielt; vgl. zuletzt BVHead, Historia numorum, ²Oxf. 1911, 366 f. 391; Traité II 1, 695 ff.

Eine Abart des euböisch-attischen Fußes ist der korinthische: bei ihm wird der Stater von 8,7 g — hier im Gewichte aber meist tiefer stehend — nicht in zwei, sondern in drei Drachmen von je 2,9 (praktisch nur 2,8) g geteilt; die Münzen führen das Bild des Pegasos und hießen daher πῶλοι, Eur. fr. 676 (ANauck), sonst ein-

fach στατῆρες Κορίνθιοι, δραχμαὶ Κορ., ἀργύριον Κορ., Thuk. I 27, Inschr. v. Magnesia no. 46 u. a., vgl. Traité I 496. 509. Auf Sizilien wurde derselbe Stater auch νόμος genannt und in 10 Teile von je 0,87 g geteilt, die, einem Pfunde (λίτρα) Kupfers von 109 g wertgleich, λίτραι hießen (Poll. IX 81, dazu HWillers, RhMus. LX [1905] 352 f.).

Neben diesen zeitlich und örtlich weiter verbreiteten Münzfüßen entstanden schon in dieser Periode viele Münzfüße und Münzsorten von mehr lokaler oder nur ephemerer Bedeutung, wie der der unteritalischen Prägung zugrunde liegende νόμος Ἰταλιωτικός (Klio VIII [1908] 504), der kampanische und kerkyräische Fuß. Im Verlaufe der Zeit ist überall eine Abknappung am Münzfuße eingetreten, hie und da förmliche Reduktionen. Übrigens verhindern ungleichmäßige Ausbringung der Stücke, fiskalische Ausbeutung des Münzgewinns und das Treiben der Falschmünzer (JGraf, Münzverfälschungen im Altertum, NumZ. XXXV [1903] 1; gewerbsmäßige Münzprobierer: NumZ. XXXI [1899] 359), gegen die sich schon Solons Gesetze richten, sehr oft die genauere Erkenntnis des Münzfußes.

Was den Feingehalt der antiken Münzen betrifft (JHammer, Feingehalt der griech. u. röm. M., ZfN. XXVI [1908] 1), so sind Gold und Silber meist aus Feinmetall ausgeprägt worden, d. h. ohne den heute üblichen absichtlichen Zusatz von geringerem Metall; wo sich Beimischungen finden, beruhen sie auf Unvermögen der Scheidekunst oder auf Münzverschlechterung; Beispiele so verschlechterten Silbers schon um 500 v. Chr. auf Lesbos, dann in der Krimgegend, bei den Kelten, dem spätesten Gelde der Seleukiden, Ptolemäer, Arsakiden, in Rom besonders seit Valerianus (S. 106).

Als Rechnungsmünzen dienen die Gewichtseinheiten (FHultsch, Gr. u. röm. Metrologie, [2]Berl. 1882; Die Gewichte des Altertums, Lpz. 1898): das Talent, in 60 Minen zerfallend, die Mine zu 100 Drachmen, die Drachme zu 6 Obolen, der Obol zu 8 Chalkus. Das verbreitetste Talent ist das attische von 26,196 kg, die attische Mine also 436,6 g, die Drachme 4,3[66] g, der Obol 0,7[28] g. Das Wort στατήρ = Einheitsstück bezieht sich (Traité I 436) meist auf das Didrachmon; seine abweichende Unterteilung in 3 (statt 2) Drachmen in Korinth und in 10 Litren (statt 12 Obolen) im Westen haben wir erwähnt. Durch Ausgleichung zweier Münzsysteme können andere Teilungen entstehen, wie z. B. die attische Mine 70 äginetische Drachmen galt.

Für die Wirtschaftsgeschichte sind entscheidend die Verbreitung und Übernahme der Münzfüße, die Nachahmung der Münztypen und die aus den Funden zu erschließende Häufigkeit der einzelnen Münzarten, endlich Überprägung und Gegenstempelung. Ein paar Beispiele mögen Art und Umfang dieser Belehrung erläutern: die Funde altgriechischer Münzen in Ägypten (verzeichnet RE. VII [1912] 976) zeigen, daß von dort ein den Import weit übersteigender Export nach Griechenland bestanden hat; die Zusammensetzung dieser Funde zeigt, mit welchen Gebieten Ägypten oder doch die den Verkehr mit Ägypten vermittelnden Kauffahrer Handel trieben: dabei überragt Aigina anfangs noch Athen, später tritt es davor zurück; Korinth ist stets wohl vertreten, sonst vom Mutterlande fast nur Euboia; dazu Thrakien, Makedonien, die Süd- und Westküste Kleinasiens, Kyrene, aus dem Westen fast nur Syrakus. Über die Verkehrsbeziehungen der Inseln belehrt uns ein archaischer Fund von Santorin-Thera, über die des Westens ein solcher von Tarent. Aus dem häufigen Vorkommen korinthischer Münzen an der Westküste Griechenlands, in Unteritalien und Sizilien sowie ihrer Überprägung und Nachahmung dort lernen wir die Interessensphäre Korinths kennen. Viele Fälle von Überprägung kyrenäischer Münzen auf Kreta im 5. Jahrh. zeigen den engen Handelsverkehr zwischen diesen Gebieten. Ein Schatz meist kleinasiatischen Kleinsilbers in Auriol bei Marseille (Traité, Taf. LXXXI—LXXXV) lehrt die enge Verbindung zwischen den ionischen Küstenplätzen und ihren Pflanzstätten im fernen Westen zur Emigrationszeit kennen, in die uns auch die ältesten Münzen von Velia mit ihrem kleinasiatischen Stile und Münzen von Samos mit dem die Überfahrt gen Westen symbolisie-

renden Schiffe auf der Rückseite (Schatz von Messina, vgl. zuletzt CHDodd, JhellSt. XXVIII [1908] 68) hineinversetzen.

In bezug auf die politisch-staatsrechtliche Seite des Münzwesens (FLenormant, La monn. dans l'ant. Bd. II. III, Paris 1878 f.; RWeil, Studien auf dem Gebiete des antiken Münzrechts, Festschr. d. Berl. Num. Ges., Berl. 1893, 1) ist zu betonen, daß die antiken Münzen von Anfang an, abgesehen etwa nur von den noch bildlosen Elektronklümpchen (o. S. 85), von Staats wegen geprägt sind: die Tradition über Maß und Münze knüpft an die Namen der ältesten Gesetzgeber (Lykurgos, Pheidon, Solon) an, und die spätere Staatslehre (z. B. Ps. Aristot. oik. II p. 1345 b, I Bekk.) setzt das Münzrecht als selbstverständliches Regal des Staates voraus. Stets ist sodann die Münzprägung ein Zeichen der oder mindestens einer gewissen Autonomie gewesen, ihr Zugeständnis bedeutet Anerkennung der Selbständigkeit (Makkab. I 15, 6), umgekehrt der Zwang zur Annahme fremden Geldes bedeutet Subordination (vgl. den Vertrag von 244 v. Chr. zwischen Magnesia am Sip. und Smyrna, DittenbergerOrGr., nr. 229 Z. 55, und das Münzreservat Athens im Seebunde). Auch ist das Münzrecht nicht, wie ECurtius, Monatsber.Berl.Ak. 1869, 465 wollte, ein sakrales, am Tempel oder Priestertume haftendes Recht gewesen, wie bedeutungsvoll fürs Münzwesen auch immer die Heiligtümer als Sitze von prägenden Bundesbehörden (Arkadien, Amphiktyonen), die großen religiösen Feste als Anlaß zu starken Emissionen oder zu gemeinschaftlichen Prägungen gewesen sind. — In bezug auf die Regierungsform des prägenden Staates haben wir es in der archaischen Zeit einmal mit den erwähnten Münzen der Lyder- und Perserkönige zu tun, diese mit der Königsfigur deutlich die orientalische Despotie bekundend, jene mit Tierbildern dem griechischen Gebrauche konform; dazu treten Prägungen einiger thrakisch-makedonischer Stammeskönige mit dem Manne aus dem Volke neben seinem Pferde oder seinem Ochsengespanne als Münzbild (Traité, Taf. XLIV/V) sowie des karischen Dynasten Tymnes von Termera (Traité, Taf. XVIII, 4); der Hauptanteil aber fällt den Münzen der griechischen Stadtstaaten zu, die zwar in dieser Zeit vielfach von Tyrannen regiert werden (Polykrates, Peisistratos, Periander, Gelon, Hieron usw.), ihr republikanisches Äußere, d. h. Wappen und Namen der Stadt, deswegen aber nicht ablegen: der Tyrann setzt seinen Namen nicht (Ausnahme ein außerhalb Athens geprägter Obol des Hippias mit Ηιπ, EBabelon, Corolla für Head 1906, 1) und deutet auch im Äußeren der Münze nicht auf seine Person hin, trotzdem er manchmal Neuerungen im Münzbilde einführt (Peisistratos fügt zum Eulenbilde den Athenakopf hinzu; Anaxilas von Rhegion setzt [Aristot. bei Poll. V 75] zur Erinnerung an einen Wagensieg das Gespann auf die Münzen). — Mehrfach treten schon jetzt Bundesprägungen auf (MOBCaspari, JhellSt. XXXVII [1917] 168), so die Münzen des Bundes der Arkader und die Elektronstateren der aufständigen Ionier, wie ja das Münzwesen eine ganz besonders zur Zentralisation drängende Äußerung des Wirtschaftslebens ist. Im Perserreiche haben zwar die Tributärstaaten an der Peripherie, z. B. die Dynasten von Kypros und die abhängigen Griechenstädte wie Abdera, prägen dürfen, die Satrapen aber nicht: Dareios läßt den ägyptischen Satrapen Aryandes den Versuch eigener Silberprägung mit dem Tode büßen (Herod. IV 166, dessen Begründung der Strafe, A. habe feiner geprägt als der Großkönig, den Kern der Sache nicht trifft; anders Traité II 2, 11 ff.).

Die Kunstübung dieser Zeit ist zunächst von der Technik abhängig (HBlümner, Technologie . . der Gewerbe IV, Lpz. 1887, 258—263; Traité I 807; MBahrfeldt, Antike Münztechnik, Berl. Münzblätter XXV [1904], 433): aus Rohmetall gewünschter Feinheit werden die Metallstücke (Schrötlinge) durch Einguß in Formen hergestellt, in späterer Zeit auch von einer Metallstange, dem Zain, abgehackt oder aus Metallplatten herausgeschnitten oder ge-

stanzt. Der fertige Schrötling ist in der Frühzeit unförmlich dick, fast kugelig, oft auch queroval statt rund. Später werden die Schrötlinge runder, flacher und dünner, besonders seit dem 2. Jahrh. sind sie sehr breit und außen ringsum behämmert. – Der Schrötling wird dann vom suppostor zwischen zwei eiserne oder bronzene, auf einen Ambos aufgelegte Stempel gelegt, den unteren Stempel für die Vorderseite, den oberen für die Rückseite, in die vorher das Bild der Münze in einem dem Siegel- und Gemmenschnitte verwandten Verfahren vom Graveur (scalptor) vertieft eingraviert ist; der malleator schlägt dann mit dem Hammer oben drauf, und so drücken sich, in der Frühzeit oft sehr unvollkommen, die negativen Bilder der Stempel in das erhitzte Metall des Schrötlings ein (suppostor, malleator, scalptor: Dessau 1635. 1638; Ambosse, Hämmer und Stempel, ἀκμονίσκοι, σφῦραι und χαρακτῆρες, werden in attischen Schatzinventaren erwähnt; der Prägevorgang ist dargestellt auf Münzen von Paestum; das Wandbild im Vettierhause zu Pompeii stellt aber eine Goldschmiede, nicht eine Münzwerkstatt dar). — In der Frühzeit hat nur der untere Stempel ein Bild (und zwar bei den ersten Anfängen nur geometrische Muster, dann ein wirkliches Bild), der obere Stempel, aus dem die Rückseite stammt, nur eine Rauhung, die sich auf der Münze als das sog. Quadratum incusum abprägt (FdeVillenoisy, Le carré creux, Rev. num. 4. Ser. XIII [1909] 449); anfangs noch roh und unregelmäßig, nimmt es, ein Anklang an den geometrischen Kunststil, bald geometrisch-ornamentale Zierform an. Es wird von Städten, die aus Umlaufsgründen am Äußeren ihrer Münzen nicht rütteln mögen, bis tief ins 4. Jahrh. beibehalten, dabei aber öfter dekorativ ausgestaltet (Akanthos, Chios). Von der Mitte des 6. Jahrh. an erhält auch der obere Stempel oft schon ein Bild, das freilich noch lange in einer quadratischen, später abgerundeten Vertiefung bleibt. In Etrurien, Kypros usw. ist statt dessen die Rückseite anfangs bildlos und glatt; in Unteritalien nebst Messana zeigt sie bis in den Beginn des 5. Jahrh. vertieft dasselbe Bild, das die Vorderseite erhaben zeigt, z. B. die Ähre von Metapont, den Dreifuß von Kroton (sog. inkuse Münzen). – Die Kante der Münze zeigt die natürliche Rauheit des Schrötlings, zuweilen den von seinem Gusse stehengebliebenen Zapfen. Später kommen Münzen mit abgeschrägter und abgedrehter Kante vor, endlich auch solche mit gezahnter Kante (Serrati, Tac. Germ. 5), so Kupfer in Makedonien und Syrien, Silber in Karthago und Rom, zur Erschwerung der Fälschung.

Der Stil der Darstellungen entspricht dem der übrigen Kunstäußerungen der Epoche. Jedoch bringt der amtliche Charakter und die wappenmäßige, auch durch Umlaufsrücksichten erzwungene Gebundenheit des Münzbildes ein retardierendes Moment in seine Entwicklung, insofern die Münze die Fortschritte der Bilderauswahl wie des Stiles sich meist langsamer als die übrigen Denkmäler zu eigen macht. – Der Stil verrät in der archaischen Epoche in einer mehr linearen Auffassung aller Vorwürfe die kaum überwundene geometrische Periode: Haar, Bart, Mähne, Federkleid wird punktiert oder wie auch Hautfalten und Finger und das gern reichgefältelte Gewand durch fast parallele Linien gebildet; die steifen Lippen der menschlichen Köpfe zeigen das sog. archaische Grinsen, die Ohren stehen zu hoch, die oft dick hervorquellenden, großen Augen sind auch bei Profilköpfen nach vorn gewandt; die Kopfform ist dreieckig. Der Versuch, das Wesentliche wiederzugeben, führt zu Übertreibungen in der Muskulatur und den Bewegungen; die Extremitätenstellung ist eckig, die Hüften stark eingeschnürt, der Oberkörper meist scharf nach vorn gedreht (sog. Frontalitätsgesetz). Die Darstellung kämpft mit der Anpassung an das Queroval, später an das Rund der Münze; sie zeigt strengsten Reliefstil ohne Hintergründe, ohne natürlichen Boden und vermeidet nach Möglichkeit Überschneidungen; mehrere Tiere werden durch Konturverdoppelung angedeutet. Beliebt sind heraldische Doppelstellungen. Die für die gleichzeitigen Vasen so bezeichnenden Füll- und Streuornamente fehlen auf den Münzen fast ganz.

Die Münzbilder (PGardner, Types of greek coins, Cambr. 1883) sind, der übrigen Kunst entsprechend, besonders gern dem Tierreiche entnommen und trotz der linearen Behandlung oft von erstaunlicher Naturwahrheit; wie im Bilderschatze der geometrischen Epoche, so erscheinen auch hier die Haustiere des Bauern ebenso wie die Jagdtiere, Vögel und kleinen Lebewesen (Biene in Ephesos, Sepia in Kore-

sia usw.). Daneben aber treten, besonders in dem vom Orient abhängigen Kleinasien und dem von dort beeinflußten Nordgriechenland, die symbolischen und Fabeltiere des Orients, mit dem ja jetzt der in der geometrischen Periode unterbrochen gewesene Zusammenhang wiederhergestellt ist, vor allem der Löwe, dann die Flügel- und sonstigen Fabelwesen (der Greif in Teos und seiner Kolonie Abdera, wie damals häufig eine Kolonie den Typus der Mutterstadt übernimmt; der Pegasos, die Sphinx, der Flügeleber, das geflügelte Seepferd, die Chimaira usw.). Der Anpassung an die Münzfläche wegen zieht man den Kopf, das Vorderteil oder das rückblickende, geduckte, niedersinkende, weidende Tier dem einfach stehenden vor. Auch das Raubtier auf seiner Beute, im Bilderkreise des Orients so beliebt, ebenso Muttertier und Junges, wie es die ionische Kunst gern darstellt, sind häufig. Neben den Tieren erscheinen dann, in der übrigen Kunst der Zeit selten, Pflanzen (Ähre, Traube, Blatt; seltener die Staude, z.B. das Silphion in Kyrene) und einfache Geräte und Gefäße (Kantharos in Naxos, Krug in Melos, Amphora in Andros, Leier in Delos usw.). Gestalt und Kopf des Menschen werden erst im weiteren Verlaufe unserer Epoche, etwas später als in der gleichzeitigen großen Kunst, auf den Münzen häufiger; die ältesten Köpfe, vom Gorgoneion abgesehen, sind etwa: Traité, Taf. III 9. XVIII 9. XXXIV 1 ff. LXII 4; beim Aufkommen der zweiseitigen Prägung wird der menschliche Kopf aber auch hier sofort das Hauptthema, und zwar tritt er gern auf den dauerhafteren Unterstempel. Die Ganzfiguren erscheinen entweder im Knielaufschema oder in festen Standmotiven ohne eigentliche Aktivität, Sitzfiguren sind selten. Von menschlichen Gruppen, die nur lose Aneinanderreihung von Gestalten sind, begegnen die an Gemmenbilder erinnernden Zusammenstellungen von Nymphe und Satyr oder Kentaur; einzigartig sind die Gruppen von Kyrene (Herakles und die Hesperide) und Aineia (Flucht des Aineias, die älteste Darstellung aus dem troischen Sagenkreise).

Der Zweck des Münzbildes (GMacdonald, Coin types, Glasgow 1905) ist wie der des Siegelbildes der, den Urheber kenntlich zu machen; zu dem Zwecke muß es ein ständiges Bild, ein Stadtwappen sein (σύμβολον ἢ παράσημον τῆς πόλεως, ἐπίσημον καὶ πρόσωπον τῆς πόλεως, Plut. Pyth. orac. 12, Schol. Aristoph. Vö. 1106, Antigonos Karyst. hist. mir. 15).

Solche Stadtwappen sind uns besonders aus Reliefbildern am Kopfe inschriftlicher Dekrete bekannt geworden, GMacdonald 66–70, dazu BCH. XXI (1897) 577, JhellSt. XXIV (1904) 38, ZfN. XXV (1906) 41.

In dieser Zeitspanne beherrscht das Wappen das Münzbild der einseitigen Prägung fast ausschließlich und verharrt auch bei Aufkommen der zweiseitigen Prägung auf der Münze, wenn auch vielfach unter Zurückweichen auf die Rückseite (z.B. Athen prägt zu Solons Zeit mit dem Eulenwappen, Rückseite Quadr. incusum; bei Einführung des Athenakopfes durch Peisistratos tritt die Eule auf die Rückseite). Bei der Wahl des Wappens war die Fauna und Flora der Gegend und die dadurch bedingte Beschäftigung der Bewohner mit Landbau und Viehzucht, ebensooft aber bei dem engen Zusammenhange von Staat und Religion bei den Griechen Religion und Mythologie maßgebend.

ECurtius, Monatsber. Berl. Ak. 1869, 465, schrieb allen Münzbildern religiösen Sinn als den ursprünglichen zu; WRidgeway, Origin of metallic currency, Cambr. 1892, lehrte, daß die Münzbilder die Gegenstände wiedergäben, die vor Einführung der Münze den Wertmesser gebildet hätten. – Vielfach sind die Wappen redend, so das Eppichblatt von Selinus, die Ziege von Aigai, der Apfel von Melos (WFietze, Redende Abzeichen, Journ. int. arch. num. XV [1913] 11). – Gegen Ende unserer Periode wird die Konstanz des Münzbildes hie und da preisgegeben und entweder eine Seite der Münze einem ständig wechselnden Bilde eingeräumt (Peparethos, im 5. Jahrh. Melos, zeitweilig Abdera und Theben, im 4. Jahrh. das Gold von Lampsakos) oder gar beide Seiten (Elektron von Lesbos),

oder es wechselt bei konstantem Wappenbeizeichen das Bild der Vorderseite, während die Rückseite das Quadr. incusum führt (Elektron des 6.–4. Jahrh. von Kyzikos, Beizeichen Thunfisch, und von Phokaia, redendes Beizeichen Phoke).

Die Beschriftung der Münzen unserer Periode ist noch dürftig und erfolgt nur ausnahmsweise. Oft in epichorischen Schriftzeichen (ESzanto und JSchmidt, RE. I [1894] 1612 unter 'Alphabet'; Schrifttafeln bei BVHead, HN², Taf. I–V; nützlich auch GFHill, Handbook of gr. and r. coins, Lond. 1899, 208) und Dialekten abgefaßt, enthält die Aufschrift in der Frühzeit meist nur den oder die Anfangsbuchstaben des Stadtnamens und bleibt beim Stadtwappen stehen, auch wenn dies bei Aufkommen der zweiseitigen Prägung auf die Rückseite tritt (Konträrindex der Stadtnamenformen der griech. Münzen, NChron. 4. Ser. XIV [1914] 236). – Die erste Königsinschrift ist die (nicht völlig sichere) des Alyattes von Lydien. So lange Aufschriften wie Φά[.]νο(υ)ϲ ἐμὶ ϲῆμα = 'ich bin das Zeichen des Phanes' auf einem Elektronstater, ähnlich Γόρτυνοϲ τὸ παῖμα, Φαιϲτίον τὸ φαῖμα oder wie Γέτα βαϲιλέωϲ Ἠδωνῶν sind Ausnahmen; jene zeigen, daß der Genetiv, der fortan die üblichste Form der Staatsaufschrift für die (häufiger im Ethnikon, seltener als Stadtname selbst auftretenden) Städte- und Herrscherinschriften bleibt, als erklärende Beischrift zum Wappen aufzufassen ist, die dann außer im Genetiv auch im Nominativ stehen kann. Vgl. die Siegelaufschrift Θερϲίοϲ ἐμὶ ϲᾶμα· μή με ἄνοιγε. – Eine besondere Form der Staatsaufschrift ist die des Ktetikon: Δαλφικόν, Τερμερικόν usw. – Beamtennamen treten erst sehr selten auf, am frühesten wohl in Abdera, und zunächst nur abgekürzt, stets noch ohne Titel. Liste der Beamten: RMünsterberg, Die Beamtennamen auf den griech. Münzen, Wien 1914 (aus NumZ. XLIV [1911]. XLV [1912]. XLVII [1914]), und die Erläuterungen dazu Monatsblatt Num. Ges. Wien VIII (1909/11) 357. IX (1912/14) 87. 159.

III. DIE BLÜTEZEIT
VON DEN PERSERKRIEGEN BIS ZU ALEXANDER DEM GROSSEN

Was die geographische Verbreitung der Prägung anlangt, so treten in der Zeitspanne von 490–336 das Mutterland und die Peloponnes, Kreta (JNSvoronos, Num. de la Crète, Par. 1890), Thessalien, Nord- und Südkleinasien, Phönikien sowie die Krimgegend mehr als bisher münzend auf. Die zunehmende Schwäche der persischen Zentralgewalt und das Aufkommen der Kupferprägung tragen zu diesem Aufschwunge bei. Im Westen eröffnen Emporion in Spanien und Massilia als äußerste Vorposten ihre Münzstätten; auf Sizilien treten punische Prägungen an die Seite der griechischen; in Unteritalien treten die Griechenstädte Kampaniens zu den bisherigen Münzplätzen hinzu. Gegen Ende unserer Periode flaut hier im Westen die Prägung ab, weil zwischen 408 und 396 die wichtigsten sizilischen Prägestätten vom Reiche der Karthager oder des Dionysios verschlungen werden und bald danach die Griechenstädte Unteritaliens unter den samnitischen Erschütterungen leiden. Ähnlich läßt in Westkleinasien, auf den Inseln und in Nordgriechenland in der 2. Hälfte des 5. Jahrh. die Prägung nach infolge der Bestrebungen Athens, das Münzrecht der Mitglieder des ersten Seebundes zugunsten des Vorortes einzuschränken (gleichlautende Inschriften von Siphnos und Smyrna, Anspielung bei Aristoph. Vö. 1040 f.; RWeil, ZfN. XXV [1906] 52; XXVIII [1910] 351; PGardner, JhellSt. XXXIII [1913] 147; EBabelon, Rev.num. Ser. XVII [1913] 457; Traité II 3, 30). Schließlich führt die Aufrichtung der makedonischen Großmacht zur Schließung oder Einschränkung vieler Münzstätten zumal in Nordgriechenland. Diese Versuche einer Reichsprägung sind zugleich die wichtigste Neuerung im Münzrechte der Epoche; das Perserreich gestattet nach wie vor den Tributärstaaten die Münzgerechtsame, und in den ihm noch verbleibenden Griechenstädten (Magnesia unter Themistokles) sowie in Lykien, Pamphylien, Pisidien, Kilikien, Phönikien wird in unserer Periode reichlich davon Gebrauch gemacht; ja als gegen Ende des 5. Jahrh. die Reichsgewalt sinkt, wird das Münzrecht auch von Satrapen usurpiert oder ihnen übertragen, be-

sonders wenn sie mit größeren Unternehmungen betraut werden; der erste, durch Auftreten des Namens und eigenen Bildnisses wichtigste Fall ist der des Pharnabazos; auch hierin läßt die Satrapenzeit die Periode des Hellenismus vorahnen. Das Goldreservat des Perserkönigs wird zur Zeit des Verfalles seiner Macht von einigen Städten Kleinasiens und wenigen kyprischen und karischen Dynasten verletzt. — Die Setzung des Namens seitens jener Satrapen und Dynasten findet, im Gegensatze zu der damit zurückhaltenden Gewohnheit der älteren Tyrannis, im 4. Jahrh. auch bei griechischen Stadtherren (z. B. Alexander von Pherai) Nachahmung. — Im griechischen Gebiete macht das bundesstaatliche Münzwesen zwar Fortschritte: im 5. Jahrh. besonders Arkadien, Phokis, zeitweilig Euboia, dann der chalkidische Bund und in der Zeit des Epameinondas der böotische (auf dessen Prägungen der Name des Helden selbst erscheint) und die von ihm in der Peloponnes ins Leben gerufenen Bünde; eine sonst unbekannte Symmachie zwischen Ephesos, Samos usw. ums Jahr 387 und ebenso die Amphiktyonen ums Jahr 338/7 haben es wenigstens zu einer Vereinsmünze gebracht (in den delphischen Inschriften seitdem 'Αμφικτυονικὸν [= καινὸν] νόμισμα neben dem Αἰγιναῖον [= παλαιόν], BKeil, Herm. XXXVII [1902] 511 ff.; Klio VI [1906] 505). Im allgemeinen aber bleibt der Stadtstaat der Träger des Münzrechtes.

Eine Besonderheit der Periode ist das gelegentliche Auftreten von Geschichtsmünzen, d. h. solchen, die im Bilde (noch nicht in der Aufschrift) auf geschichtliche Ereignisse anspielen: Athen gibt nach der Abwehr des persischen Angriffs 490 dem Helme der Athena auf seinen Münzen den Ölblätterschmuck als Zeichen des Sieges und prägt nach den Siegen von 480/479 im Dekadrachmon eine besondere Siegesmünze; Syrakus prägt aus dem Silbererlöse eines goldenen Kranzes, den die Karthager der Königin Demarete für ihre Friedensbemühungen im J. 480 stiften, gleichfalls ein Dekadrachmon (= Pentekontalitron, vgl. o. S. 87), das Demareteion, auf dem der Kopf der Stadtgöttin gleichfalls den Ölkranz – nicht Lorbeerkranz – des Siegers trägt (Diodor XI 26; Traité I 472. II 1, 1521); aber während die Ölblätter seit 490 dem Helme der Athena für 170 Jahre verbleiben, hat Syrakus den Ölschmuck nur für die kurze Emission jener Dekadrachmen mit zugehörigen Tetradrachmen verwendet; nur sie sind also Geschichtsmünzen im strengen Sinne. Syrakus hat dann nochmals, nach Abwehr der Athener im J. 413, eine nunmehr über etwa ein Jahrzehnt sich erstreckende Prägung von Dekadrachmen, aber ohne solch äußeres Siegesabzeichen, veranstaltet, die, z. T. von den Künstlern Kimon und Euainetos signiert, die meist bewunderten Münzen aller Zeiten sind. Über die beiden Künstler zuletzt LOTudeer, ZfN. XXX (1913) 222 ff. 232 ff. 284 f. und über Kimon Amtl. Ber. Kgl. Kunstsamml. XXXVI (1914) 3.

Münzgeschichtlich tritt das Elektron als Münzmetall zurück; nach den Perserkriegen haben fast nur Lampsakos (χρυσοῦ στατῆρες Λαμψακηνοί, IG. I 300 ff.), Kyzikos (Stateren von 16 g, die Κυζικηνοί der Alten, Traité I 486; HvFritze, Nomisma VII [1912] Taf. I—VI, vgl. o. S. 91), Phokaia und Mytilene Elektron weitergeprägt, nunmehr anscheinend in künstlicher Legierung (meist 30–35% Gold): κερνάς, 'der Mischer', heißt der die gemeinsame Prägung von Phokaia und Mytilene beaufsichtigende Beamte in dem Münzvertrage GDI. nr. 213; diese Münzen sind meist Sechstelstateren von etwa 2,6 g, die ἕκτη Φωκαΐς wird oft in der Literatur und Epigraphik erwähnt (Traité I 489).

In Gold (PGardner, Gold coinage of Asia before Alex., Proceed. Brit. Acad. III [1908]) haben die Perserkönige ihre Dareiken weitergeprägt; daneben ist es zwischen 394 v. Chr. und dem Ende unserer Periode namentlich in Lampsakos zu einer Goldprägung nach Dareikenfuß mit ständig wechselndem Bilde der Vorderseite gekommen (o. S. 90; inschriftlich erwähnt IG. VII 2418. 2425) und in kleinerem Umfange in Pantikapaion, Philippoi, Kios usw. Athen hat zweimal in Notjahren, 407/6 und 338 v. Chr., Gold aus eingeschmolzenen Tempelschätzen geprägt, wie solche besonderen Anlässe auch sonst im Altertume zu ephemerer Goldprägung führten (ZfN. XXIX [1912]

154 Anm.). Auch Syrakus, Tarent (MVlasto, Journ.int.arch.num. II [1899] 303; IV [1901] 93) und Kyrene (ERobinson, NChron. 4.Ser. XV [1915] 140) haben eine reiche Goldprägung, die in Syrakus erfolgt, ebenso wie später in Karthago, zeitweilig in legiertem Golde (Elektron). Eine wesentliche Rolle im Geldumlaufe der antiken Welt spielen aber erst die Goldstateren Philipps II., die Φιλίππειοι (Traité I 480), und die Alexanders des Großen (Ἀλεξάνδρειοι, Poll. IX 59 und inschriftlich, vgl. S. 94), jene aus den makedonischen Bergwerken geprägt und ein wichtiges Hilfsmittel für die Politik des Königs, diese aus der persischen Beute, beide nach attischem Fuße, faktisch 8,6 g für den Stater.

Die Hauptmasse der Prägung besteht aber auch in dieser Periode aus Silber, wobei der äginetische Fuß schnell zurücktritt vor dem attischen, während anderwärts der persische und phönikische Fuß in Vorderasien und Nordgriechenland, der italische und kampanische im Westen weiter blühen. Durch Alexander wird der attische Fuß, wie schon durch Philipp II. fürs Gold, nun auch fürs Silber angenommen.

Für die Kleinmünze kommt im letzten Drittel des 5. Jahrh. das Kupfer auf und verdrängt bald die früher gebräuchlichen gar zu winzigen Silbermünzchen. Meist hat es einen Zusatz von 6—10% Zinn und ist also Bronze.

In Athen ist z. B. bronzenes Notgeld im Kriegsjahre 406/5 geprägt und ums J. 393 verrufen worden (Aristoph. Frö. 717 ff.; Ekkles. 815 ff.; UKöhler, ZfN. XXI [1898] 11; EFox, NChron. 4. Ser. V [1905] 1). Über das Kupfer als Währungsmetall in Mittelitalien s. S. 84. 102.

Eisen ist um 400 v. Chr. in der Peloponnes hie und da zu Münzen verwendet worden (KRegling, Journ. int. XV [1912] 77; vgl. Poll. IX 78; Ps. Aristot. oik. II p. 1348, IBekk.). Aus Blei bestehende antike Münzen sind teils Probemünzen, teils antike Falschmünzen. Aus Blei bestehen aber die münzähnlichen Marken, die sog. Tesserae, d. h. Verrechnungs-, Erkennungs-, Eintritts-, Gasthausmarken, die besonders in der Kaiserzeit in Italien dem Kleingeldmangel abhalfen. Ferner ist Blei zu Verschlußmarken (Plomben) und in byzantinischer Zeit zu Siegeln verwendet worden. — Münzähnliche Tesserae verschiedenster Verwendung gibt es dann auch aus Bronze (unter ihnen befinden sich die sog. Spintrien, mit obszönen Darstellungen auf der Vorderseite), Terrakotta, Bein und Glas; nicht münzförmig, sondern platte beinerne Stäbchen sind die sog. Tesserae gladiatoriae, die RHerzog, Tesserae nummulariae, Gieß. 1919, nun endgültig als Anhänger an Geldsäcken mit dem Probiervermerke erklärt hat. Es sind uns endlich auch antike Terrakotta-Abformungen von Münzen erhalten, z. T. in den Boden von Tongefäßen eingesetzt.

Wirtschaftsgeschichtlich zeigen die Münzfunde unserer Zeitspanne die überragende Bedeutung des Handels von Athen: wohl kommen schon seine archaischen Münzen in der Fremde (im Funde von Tarent, von Messina, in den ältesten ägyptischen Schätzen) vor, aber damals seltener als die Münzen Aiginas und Korinths. Jetzt treten seine Tetradrachmen mit den Ölblättern am Helme in Vorderasien, Ägypten und dem Westen massenhaft in den Funden auf, sie werden auch häufig in anderen Städten überprägt und ihre Münztypen vielfach nachgeahmt, so in Lykien, Syrien und Arabien, ja bis nach Indien hin. Sie hießen wegen des Pallaskopfes und der sprichwörtlich gewordenen Eule auf der Rückseite παρθένοι, παλλάδες, γλαῦκες (Traité I 505—507), sonst auch einfach ἀργύριον Ἀττικόν (Traité I 492); weil das Münzhaus (ἀργυροκοπεῖον) nahe beim Heroon des Heros Stephanephoros lag, sprach man von δραχμαὶ τοῦ Στεφανηφόρου (Traité I 507). Der Stolz des Atheners auf diese seine Münze hat bei Aristophanes (Frö. 718 ff.) seinen poetischen Ausdruck gefunden. — Korinths πῶλοι werden nach wie vor besonders zu beiden Seiten des Ionischen Meeres gefunden und nachgeahmt. Die Kyzikener finden sich in Südrußland und am linken Pontos: sie zeigen uns Kyzikos als den Umschlagplatz des pontischen Getreidehandels. Die Übernahme des syrakusischen Zweigespanns seitens fast aller anderen sizilischen Städte zeigt den wachsenden Einfluß jener Stadt. Am

Schlusse der Periode wird die Gold- und Silberprägung Philipps II. und Alexanders des Gr. zur Weltmünze ('Ἀλεξάνδρειον νόμισμα, 'Ἀλεξ. δραχμαί usw., Traité I 483; Ptolemaios I. nennt sein erstes Tetradrachmon Πτολεμαίου 'Ἀλεξάνδρειον).

Über die Münzen Philipps II. und Alexanders siehe LudvMüller, Numismatique d'Alex. le Gr., Kopenh. 1855, mit Anhang über Philipp II. und III.; seine Verteilung der Prägungen auf die einzelnen Münzstätten ist aber fragwürdig, vgl. bes. ETNewell, Amer.Journ.of Num. 1912. 1919. 1920.

Im Typenschatze entwickelt sich das Schema: 'Götterkopf, Rückseite: Stadtwappen', da doch das Stadtwappen meist sich auf dieselbe Gottheit bezog, dahin, daß es lautete: 'Götterkopf, Rückseite: Attribut oder Tier desselben Gottes'. Wo sich das alte Wappen diesem religiös-ästhetischen Schema nicht fügte, wird es oft aufgegeben (so in Klazomenai), zumal wenn eine Prägepause vorhergeht. Diese Loslösung vom Wappen bedeutet eine große Erweiterung des Typenschatzes, indem nun besonders auf dem Großgelde die einfachen Tiere, zumal die alten, jetzt unmodernen Fabeltiere, die Pflanzen und Geräte zugunsten vielgestaltiger Götterbilder und figurenreicher Gruppen zurücktreten (vgl. die Entwicklung in Kroton, Tarent, Naxos auf Sizilien usw.). Die großen Handelsstädte freilich halten, um den Umlauf ihres wohleingeführten Geldes nicht durch Neuerungen zu gefährden, am alten Bilde ängstlich bis auf Einzelheiten (das Koppa in Korinth, das E und der steife Stil in Athen) fest. Anderwärts wird aber dem Künstler innerhalb gewisser Grenzen freier Spielraum bis zu einer Art genrehafter Weiterbildung des Münztypus gelassen: vgl. die Ausstattung der Götterköpfe in Metapont, Terina und Syrakus, die Abwechslung in der Haltung der Mädchengestalt in Terina, Elis und Larissa, des Reiters und Delphinreiters in Tarent, des Zeus und der Quadriga auf den Goldstateren von Kyrene usw. Die Sitte des ständig wechselnden Münzbildes — o. S. 90 — hat gelegentlich zu einer vor Alexander sehr seltenen direkten Entlehnung von Werken der großen Kunst geführt (z. B. Tyrannenmördergruppe in Kyzikos, Kalathiskostänzerinnen in Abdera). Die monarchische Prägung des makedonischen Volkskönigtums bringt ihr das Wappen vertretendes Münzbild, den Reiter, unter Archelaos I. (412—399) gleichfalls der Mode zum Opfer und setzt einen Götterkopf an seine Stelle, auf der Rückseite bleiben die alten Tierbilder, bis sie Philipp II. durch Typen, die an seine sportlichen Siege erinnern (Plut. Alex. 4, vgl. 3), die Biga und den Wettreiter, ersetzt.

Neben den Haupttypus tritt, in der vorigen Periode noch selten, ein Beizeichen, d. h. ein kleines Bild ohne sachliche Beziehung zum Haupttypus, das meist ein Beamtenwappen oder ein Emissionszeichen ist und ständig wechselt; zuweilen dient auch das Wappen, wo es nicht den Typus bildet, als Beizeichen (z. B. das Doppelbeil auf dem Stater Alexanders von Pherai). Als Mittel der Raumfüllung wird das Beizeichen, ebenso auch die Schriftverteilung, künstlerisch wichtig; zuweilen wird es in anmutiger Weise zum Haupttypus in sachliche Beziehung gesetzt (Ainos).

Stilistisch läuft die Münzglyptik in unserer Periode dieselben Entwicklungsstufen durch, die die Plastik der Zeit erlebt; im zweiten Drittel des 4. Jahrh. kündigt sich leise der Niedergang an. Die Fortschritte gegen die Vorzeit äußern sich zunächst in der Abstreifung der linearen Komposition zugunsten der natürlichen Bildung, die aber noch lange eine gewisse Strenge bewahrt, dann in der Bezwingung des Raumes: man lernt es, das ganze Tier, die Vollfigur des Menschen in jeder beliebigen Stellung, auch größere Gruppen in das Rund zu komponieren: so wird in Velia aus dem geduckten Löwen der ruhig schreitende, der fressende, der den Hirsch überfallende, im sizilischen Naxos ersetzt der sitzende Satyr das Traubenwappen, in Tarent der sitzende, dann der reitende Jüngling die alten Wappenbilder des Rades und des Hippokampen. Statt in schematischen Standmotiven erscheinen

die Göttergestalten in Stellungen, die aus der jeweiligen Tätigkeit abgeleitet sind, wobei Spiel- und Standbein gelöst sind und die Frontalität mehr und mehr zugunsten reiner Profilstellung, dann natürlicher Körperdrehung aufgegeben wird. Es ergeben sich neue Stellungen in reichen Bewegungsmotiven und weichem Linienflusse, so die Adlergruppen von Kroton und Agrigent, so der Diskoswerfer (Kos), der Sandalenbinder (Sybritia), die auf einen Felsblock auftretende, sitzende, auch träumerisch gelagerte Göttergestalt. Im 4. Jahrh. ist in diesen Gestalten, besonders auf den peloponnesischen Münzen der Epameinondaszeit (Arkader, Pheneos) der Einfluß des Praxiteles unverkennbar, der sich auch in der Vorliebe für die milderen jugendlichen Gottheiten (Apollon, Dionysos, Pan) und für Kinder (Arkas in Pheneos; Asklepios in Zakynthos; der schlangenwürgende Herakles) zeigt. Von Gruppenbildungen werden die Verbindungen von Mensch und Tier — Reiter, Wagen, Kampfszenen, darunter die Heraklestaten (dazu RBräuer, ZfN. XXVIII [1910] 35), aber auch Kriegerkämpfe (Pharsalos, Mopsion, Patraos) — immer beliebter. Der Rennwagen macht in Sizilien, besonders in Syrakus, eine reiche Entwicklung durch, wobei psychologische Momente — ein Zügel reißt, ein Rad bricht ab — eingefügt werden, ganz wie in der großen Kunst der Periode. Seit dem Ende des 4. Jahrh. zeigt sich zunächst im Westen (Kroton, Terina, Messana, Naxos), dann auch anderswo (Abdera, Arkader, Opuntier) durch Hintergründe, natürliche Bodengestaltung, landschaftliche Beigaben malerischer Einfluß. Trotzdem bleibt in der bescheidenen Handhabung von Überschneidung, Verkürzung und perspektivischer Ansicht das Gefühl für die Grenzen des Reliefstiles wirksam. — Das Gewand gibt die linearen Falten auf, schmiegt sich dem Körper an und folgt seinen Bewegungen. Bei der Darstellung des Kopfes wird für das Auge zu Beginn der Periode die Vorwärtswendung aufgegeben, und es wird seitlich dargestellt, Pupille, Iris und Lider werden angedeutet; das früher zu hoch gestellte Ohr nimmt um die Mitte des 5. Jahrh. seinen richtigen Platz ein. Die Lippen verlieren die Steifheit, legen das archaische Grinsen ab, werden geschwungen und gerundet dargestellt. Das Haar und der Bart — ähnlich die Mähne der Tiere, das Gefieder der Vögel — wird nicht mehr linear, sondern natürlich gebildet, anfangs in großen Massen verpackt oder in Zopf und Knoten gebunden, dann in leichten Locken, endlich in freier Fülle das Haupt umwallend (die Entwicklung des Haares besonders gut in Ainos und Naxos [Siz.] zu beobachten). In der seelischen Belebung und pathetischen Wirkung mancher dieser Köpfe in der ersten Hälfte des 4. Jahrh. ist der Einfluß des Skopas unverkennbar. Gegen Ende des 5. Jahrh. bedeutet der nach mancherlei Vorläufern in dem syrakusanischen Arethusakopfe Kimons zur Vollendung geführte, mit mehr oder weniger Glück bald danach in Ainos, Amphipolis, Rhodos, Klazomenai u. a. nachgeahmte Versuch, den Kopf von vorn darzustellen, den Höhepunkt der Entwicklung. Andererseits verweisen die Vorläufer des Individualbildnisses auf den Satrapenmünzen um die Wende des 5. Jahrh. und auf vier Kyzikenern (Nomisma VII [1912] Taf. VI 9—11; Kat. Pozzi 1921 nr. 2178) schon auf die folgende Epoche. Ganz allein steht das Idealbildnis des Homer in Ios.

Auf dem Höhepunkte der Entwicklung, d. h. im letzten Drittel des 5. und dem ersten des 4. Jahrh., wo wir an ihren Werken die Individualitäten der Künstler zu unterscheiden vermögen, gehen diese auch dazu über, ihre Werke mit Namen zu signieren, namentlich in Unteritalien und Sizilien, außerhalb dieser Gebiete gelegentlich mit dem Zusatze ἐπο(ί)ει (Klazomenai, Kydonia).

Vgl. die Kompilation von RForrer, Signatures de graveurs sur les monn. gr., Brüssel 1906, sowie AEvans, Artistic engravers of Terina, NChron. 4. Ser. XII [1912] 21; LOTudeer, Tetradr. von Syrakus in der Periode der sign. Künstler, ZfN. XXX (1913) 1.

Um die Mitte des 4. Jahrh. beginnt die Kraft der Darstellung und der Reichtum der eigenen Erfindung zu erschlaffen. Die Probleme, die das Münzbild stellte, sind gelöst, die Möglichkeiten zu weiterer Entfaltung erschöpft. Frische und Natürlichkeit lassen nach, die Beseelung der Züge löst sich zuweilen zu einer gewissen Leere des Ausdrucks auf, die Haarbehandlung wird schematischer, alles wird glatter und akademischer, die reichbewegten Figuren und die Gruppenkompositionen werden seltener, Nachahmung von fremden oder älteren eigenen Münzbildern aus ästhetischen Gründen nimmt zu. Der Rückgang des Griechentums in Unteritalien und Sizilien, der Ersatz der Stadtprägungen durch die uniforme Reichsmünze Philipps II. trägt das Seinige zum Beginne eines gewissen Niederganges bei.

Neben die griechische Schrift und Sprache der Münzen, die noch bis tief ins 4. Jahrh. dialektische Formen aufweisen, treten zufolge der Verschiebungen im Münzrechte die griechische Laute wiedergebende kyprische Silbenschrift und die das eigene Idiom mit eigenen Zeichen wiedergebende Schrift der Münzen in Lykien, Pamphylien, Pisidien, Phönikien, das Aramäische in Kilikien usw. und das Punische in den karthagischen Teilen Siziliens, endlich das Etruskische. — Die Beschriftung der Münzen nimmt in unserer Epoche zu, da das die Stadt eindeutig bezeichnende Wappen zurücktritt, die Lesekunst und die Schreibfreudigkeit wächst; die Stadt- und Beamtennamen werden häufig ausgeschrieben, Künstlernamen (o. S. 95) und einzelne Buchstaben zur Bezeichnung der Emission treten auf. Typenerklärende Beischriften wie Αἴαϲ (Opuntier), ἆθλα (Dekadr. von Syrakus) sind noch selten; die frühe Aufschrift Ἀχελωΐο(υ) ἄεθλον = Kampfpreis des Acheloos (Metapont) bezieht sich, wie das Σεύθα κόμμα und Σεύθα ἀργύριον des aus Thuk. II 95–101, IV 101 bekannten Thrakerkönigs Seuthes, auf die Münze selbst, die in Tarent einmal wieder redend auftritt (Ταραντίνων ε[ἰ]μί). Wertbezeichnungen finden sich so gut wie nie; zuweilen nimmt man das Münzbild zu Hilfe, um die Wertstufen zu unterscheiden: in Argos und Korinth hat die Drachme den ganzen Wolf, den ganzen Pegasos, die Halbdrachme den halben, in Athen führt zeitweilig der Vierteloboi (Tetartemorion) einen Halbmond, der $^3/_4$-Obol (Tritemorion, Poll. IX 65) ihrer drei, der ganze Obol vier usw.

IV. DIE ZEIT DES HELLENISMUS UND DIE RÖMISCHE REPUBLIK

A. Der Hellenismus

Durch den Alexanderzug wird mit der griechischen Kultur auch das Münzwesen in neue Gebiete getragen: in Ägypten, wo außer einer hieroglyphischen Goldmünze des 4. Jahrh. bisher nur fremdes Geld kursierte, entsteht die reichste Münzreihe der hellenistischen Zeit (JNSvoronos, Νομίϲματα τοῦ κράτουϲ τῶν Πτολ., 4 Bde., Athen 1904/08). Syrien und das innere Kleinasien folgen, und noch im Laufe des 3. Jahrh. beginnen das ferne Baktrien und das Partherreich ihre griechische Prägung. Die Karthager schlagen nach dem Verluste Siziliens ihr Geld in Afrika selbst, dann auch in Spanien; Numidien und Mauretanien (LudvMüller, Num. de l'ancienne Afrique, 3 Bde., Kopenh. 1860/63, Suppl. 1874) treten jetzt münzend auf. Auch Westeuropa tritt nun in die Erscheinung, das britische und keltiberische, das keltische und das angrenzende germanische Gebiet, wobei die Ostkelten und Germanen großenteils in roher und schriftloser Nachahmung griechischer Gepräge, besonders Philipps II., steckenbleiben, die übrigen bald zu selbständigeren Prägungen schreiten (S. 99).

Münzrechtlich betrachtet, stehen königliche Reichsprägungen — über die Einführung der ägyptischen belehrt uns ein Papyrus — in allen Metallen mit Königsbild und Namen voran, manchmal Wappen oder Namensanfänge der Münzstätten im Felde führend, nicht nur im Osten und in Afrika, sondern auch in Hellas selbst (Sparta), in Epirus und Syrakus. Dazu tritt in den 'philhellenischen' Reichen oft autonomes Kupfer

oder gar Kleinsilber der Landstädte (in Makedonien sogar von etwa 185—168 der Landschaft als Ganzem); hie und da ist dies städtische Kupfer uniformiert in Typen und Münzfuß (so im pontischen Reiche, FImhoof-Blumer, NumZ. XLV [1912] 169), manch mal steht das Königsbildnis auf der Vorderseite (z.B. in Syrien unter Antiochos IV.). Nur wirklich freie Städte prägen ihr Großsilber weiter, oft aber ahmen auch sie das Gepräge des Alexander- oder Lysimachosgeldes nach und setzen nur Wappen oder Namen der Stadt dazu; unter besonderen Umständen tragen autonome Prägungen das Bildnis eines verbündeten Herrschers (Ätoler, Karystos, Polyrhenion). Die Friedensschlüsse von 197 und 189 bringen dann ein Wiederaufleben der Städtefreiheit und damit des städtischen Großsilbers mit eigenen Typen. Im Westen aber versiegt nach kurzem Aufflackern in der pyrrhischen Periode die städtische Silberprägung unter dem Drucke Roms seit 269 v. Chr. mit wenigen Ausnahmen (bes. Tarent) ganz, und seit der Neuregelung der römischen Kupferprägung 89 v. Chr. meist auch diese.

Neben den Reichs- und Stadtprägungen finden wir Bundesmünzen, zumal die wohlgeordnete des Achäischen Bundes (Polyb. II 37, 10), dann die der Thessaler, Ätoler, Euböer, Böoter usw., im Osten die lykische, im Westen die der Brettier im pyrrhischen Kriege und die Denare der Italiker im bellum sociale (GPansa, Riv. ital. num. XXIII [1910] 103; HGrueber, Brit. Mus. coins rom. rep. II [1910] 317), deren einer als ein beredtes Symbol das Münzbild des die römische Wölfin niederwerfenden Stieres (Italia von vitulus abgeleitet) führt. Je nach der Art des Bündnisses ist entweder das Münzwesen in der Hand der Bundesleitung zentralisiert, oder die Prägung erfolgt in den einzelnen Bundesstädten auf Bundestypus, aber mit dem Stadtnamen neben dem des Bundes; oft emanzipieren sich einzelne Mitglieder von dem Münzreservat des Bundes.

Der Einfluß der Römer auf das Münzrecht der zum Reiche hinzutretenden Gebiete macht sich verschieden geltend. Zunächst der Westen: von der Einschränkung der italischen Stadtprägung war schon die Rede. In der ältesten Provinz, Sizilien, hört gleichfalls das Silber auf, in Kupfer treten die Münzen der römischen Statthalter neben die der Städte, die z. T. bis 89 v. Chr. fortprägen. In Spanien hat, von den Münzen weniger griechischer und punischer Städte (Emporion, Gades) abgesehen, erst die römische Eroberung die Münzprägung gefördert, die nun ganz autonom in Silber (das argentum Oscense des Livius, Traité I 558) und Kupfer in eigener Schrift und Sprache meist auf den Namen der Stämme in ziemlich eintöniger und kunstloser Weise erfolgt, aber mit der Neuordnung von 133 v. Chr. meist ein Ende findet; auch gibt es Prägungen mit den Namen römischer Quästoren. In Gallien aber scheint das Prägerecht der Stämme bei Einrichtung der Provinz abgeschafft worden zu sein; in der Provinz Afrika fehlen vorcäsarische Prägungen. Im Osten hören i. J. 146 v. Chr. mit der Auflösung des Achäischen Bundes und mit der Aufhebung der Selbständigkeit der vier Teile Makedoniens deren Prägungen auf, es beginnt neben städtischem Kupfer Großsilber- und Kupferprägung auf den Namen des Statthalters. In Thrakien prägen z. B. Thasos und Maroneia ihr Großsilber unter römischer Herrschaft weiter; in Athen prägt Sulla ein Tetradrachmon mit seinem Münzzeichen, den beiden Trophäen, statt des Stadtnamens; in Asien erscheinen die Namen röm. Statthalter auf den Cistophoren (S. 99) und ebenso auf dem Kupfer einiger bithynischer Städte. In Syrien bedeutet die Einrichtung der Provinz 63 v. Chr., vom Aufhören der Seleukidenprägung abgesehen, keine Veränderung im Münzrechte der Städte.

Über die Münzverwaltung lernen wir einiges aus den Münzen von Athen. Als diese Stadt nach einer nur hie und da unterbrochenen Pause von 200 Jahren mit den sog. Münzen

des neuen Stiles (der Athenakopf der Vorderseite jetzt eine Kopie der Parthenos des Pheidias) wieder zu prägen beginnt (JSundwall, Att. Münzen des neueren Stiles, Helsingf. 1908), finden wir Beamtennamen darauf: zwei längere Zeit bleibende Namen sind die zweier das Münzamt als Leiturgie übernehmender jüngerer Herren der ersten athenischen Familien, ein dritter, mit jeder Prytanie wechselnder ist ein Aufsichtsbeamter des Areopags, dazu tritt die Monatszahl (A bis M, in Schaltjahren A bis N = 1.–13. Monat) und die Zeche von Laurion, die das Silber liefert. – Inschriftlich hören wir, daß in Sestos (DittenbergerOrGr., nr. 339, dazu HvFritze, Nomisma I [1907] 1) und in Magnesia (OKern, Inschr. v. Magnesia, nr. 164, schon frühröm. Zeit) die Prägung einer besonderen Kommission oder Einzelperson übertragen wurde. In jener geregelten Organisation, in dieser Improvisation liegt der Unterschied zwischen der dauernd prägenden großen Handelsstadt und der nur augenblicklichen, lokalen Bedarf deckenden Kleinstadt, womit sich in der Sestos-Inschrift deutlich genug der Nebenzweck des Münzgewinnes und der Befriedigung der städtischen Eitelkeit verbindet.

Was die Münzbilder unseres Zeitraumes angeht, so hat sich das Königsbild im eigentlich griechischen Gebiete nur zögernd zu der heute selbstverständlichen Sitte, Bild, Titel und Namen des jeweiligen Königs auf die Münze zu setzen, fortentwickelt (FImhoof-Blumer, Porträtköpfe auf Münzen hellenischer und hellenist. Völker, Lpz. 1885. RDelbrück, Antike Porträts, Bonn 1912).

Fünf Entwicklungsstufen sind zu unterscheiden. Anfangs erscheint der Name allein, ohne Bildnis, und auch Philipp II. und Alexander der Gr. haben daran nicht gerüttelt. Erst unter Alexander tritt βασιλέως hinzu, erst nach Alexanders Tode erscheint sein Bildnis mit göttlichem Attribute, also in einfacher Fortsetzung der bisherigen Götterköpfe, auf den von Lysimachos und in Ägypten geschlagenen Münzen, erst seit 306 v. Chr. tritt das Bildnis des lebenden Königs, und zwar in der Verkleidung als Gott – Ptolemaios I. mit der Aigis des Zeus, Seleukos I. mit dem Stierhorne des Dionysos usw. – auf, erst die Epigonendynastie legt dies Götterattribut hie und da ab, das in der vorigen Generation allein das Erscheinen des Königsbildes auf der Münze rechtfertigte, und gibt den Herrscher rein menschlich, nur mit der Königsbinde (διάδημα) geschmückt. Aber durchaus nicht alle Dynastien haben diese ganze Entwicklung bis zu Ende geführt: Pyrrhos' Bild erscheint z. B. nie auf der Münze; die Attaliden verwenden mit einer einzigen, auch sonst singulären Ausnahme stets nur Kopf und Namen des Dynastiegründers Philetairos; die Ptolemäer verwenden für die Hauptmasse des Silbers den Kopf und den Namen des Dynastiegründers Ptol.' I., Prägungen mit dem Bilde des jeweils Regierenden sind Ausnahmen. Auch in der Prägung von Syrakus, Bithynien und der älteren Seleukiden begegnen wir solchem Festhalten am Bilde des Vorgängers. Vielfach bleibt man noch bis tief ins 2. Jahrh. bei der Verkleidung als Gott, bes. zäh im makedonischen Volkskönigtume (Amtl. Ber. Kgl. Kunstsamml. XXXII [1911] 152). – Die Königsaufschrift bleibt entwicklungsgemäß auf der Rückseite stehen, tritt nicht etwa zum Bildnisse auf die Vorderseite. – Numerierung gleichnamiger Herrscher kennt die antike Münze nicht, ihrer Unterscheidung dienen die Beinamen. – Zuweilen nimmt am Bildnisrechte des Herrschers auch die Gemahlin, als Vormünderin auch die Mutter teil (UKahrstedt, Frauen auf antiken Münzen, Klio X [1910] 261).

Die Rückseite der Königsmünzen nimmt, seit Alexander die auf Philipps II. sportliche Siege bezüglichen Bilder durch Götterbilder ersetzt hat, fast stets eine stehende, oft sich anlehnende, auftretende, bes. gern eine sitzende Gottheit ein; bei den Parthern erscheint bezeichnenderweise wieder das Bild des Königs selbst, als sitzender Bogenschütze. Die städtischen Münzen folgen, vom Königsbildnisse abgesehen, denselben Gewohnheiten. Außer den Göttergestalten erscheinen, zumal auf den Kleinmünzen, auch die einfachen Attribute, Tiere (darunter jetzt auch der Elefant) und Geräte, in denen oft das alte Stadtwappen fortlebt, und bei Königsmünzen gelegentlich ein Dynastiewappen, z. B. der Adler der Ptolemäer. Als Umrahmung des Münzbildes wird ein Perlkreis, Zierkreis, Frucht- oder Blätterkranz beliebt. Kopien von Statuen sind jetzt nichts Seltenes, sowohl von archaischen (Apollon von Amyklai in Sparta, Athena Ilias) wie von zeitgenössischen (Tyche von Antiochia des Eutychides, Zeus Stratios des Doidalsas in Bithynien). Nachahmung fremder Münzbilder aus Handelsgründen ist nach wie vor beliebt: die Münztypen Alexanders

Lysimachos', Athens (auf Kreta und bei den südarabischen Himjariten), zu Beginn der Periode auch noch der korinthische Pegasosstater, seit etwa 200 v. Chr. der Cistophor (siehe sogleich) sind die häufigsten Vorbilder. Die keltische Prägung, in der Münzen der aus Caesar bekannten Häuptlinge Vercingetorix, Dumnorix und Orgetorix vorkommen, wie in der britischen Cunobelinus (Cymbeline) und Dumnovellaunus vertreten sind, nimmt, wie gesagt, von solcher Nachahmung griechischer Vorbilder, bes. der Münzen Philipps II. und Alexanders, ihren Ausgang (über Umbildungen des Typus bei barbarischer Nachahmung vgl. ChFKeary, NChron. 3. Ser. V [1885] 165. 3. Ser. VI [1886] 41). Die Prägung der Juden vermeidet unter Makkabäern und Hasmonäern, dem Bilderverbote entsprechend, streng jede menschliche und tierische Darstellung. Überall ist, zumal in den aus Handelsrücksichten auf Beständigkeit der Münzbilder sehenden Großstaaten, eine starke Einschränkung des Typenschatzes und der Verzicht auf abwechslungsreiche Ausgestaltung zu bemerken.

Auch das Beizeichen, das so sehr zur Buntheit des Münzbildes beitrug, tritt auf den Stadtmünzen ziemlich zurück, da der Beamte sich jetzt meist schriftlich nennt; auf den Königsmünzen sind ausgeschriebene Beamtennamen begreiflicherweise seltener, daher bleibt hier das Beizeichen, auch als Wappen der Prägestätte, noch länger üblich.

Eine wirkliche Geschichtsmünze hat unsere Zeitspanne nur zweimal hervorgebracht, den Nomos der Lokrer mit Ῥώμα Πίστις auf die Treue der Stadt Lokroi gegenüber Rom im pyrrhischen Kriege und die Münzen Demetrios' I. auf seinen Seesieg 306 v. Chr. mit einer an die Nike von Samothrake im Louvre erinnernden Darstellung. Einer Geschichtsmünze verwandt sind die Ahnenmünzen in Baktrien, wo die Könige Agathokles und Antimachos zur Legitimierung ihrer Ansprüche um 200—150 Tetradrachmen geschlagen haben mit dem Bilde eines ihrer Vorgänger (von Alexander d. Gr. an bis auf Euthydemos von Baktrien) auf der Vorder- und dessen Münzrückseitenbilde auf der Rückseite.

In der hellenistischen Münzgeschichte spielt die Goldprägung keine große Rolle mehr; für den Umlauf genügten die Alexander-Goldstateren, die z. B. in Ake noch lange Zeit nach 323 gemünzt werden. In den Diadochenstaaten prägt man außer in Ägypten, wo viele, auch große Goldstücke auf phönikischen Fuß geschlagen werden, Gold nur selten. Erst unter Mithradates VI. nimmt die Goldprägung einen kurzen, episodenhaften Anfschwung: man bekundet damit die Absage an Roms Oberherrlichkeit (vgl. o. S. 85); außer dem Könige selbst prägen damals Gold die aufständischen Italiker, gewiß aus seinen Subsidien, mit dem Münztypus seiner Hauptstadt Amisos, dann Athen (unter Nennung des Königs selbst wie eines athenischen Münzbeamten), Ephesos, Tralleis usw., dann im Lysimachosmuster Byzantion, Kallatis, Istros und Tomis. Sonst ist Silber wieder das Hauptmünzmetall, und der attische Fuß, den Alexander dafür adoptiert hat, wird der Weltmünzfuß der großen Reichsprägungen von Makedonien bis zum fernen Baktrien ebenso wie in der Stadtprägung des eigentlichen Hellas, der Inseln, Kleinasiens usw., freilich in ständig sinkender Form. Nur Ptolemaios I. nimmt nach anfänglichem Schwanken den phönikischen Fuß an. Daneben tritt der rhodische Fuß, etwas kleiner als der attische (S. 100), in Rhodos und den Nachbargebieten, aus dem sich dann um 200 v. Chr. der Fuß der Cistophoren entwickelt.

Der Cistophor (Traité I 511) von 12—13 g, von den Römern etwas zu ungünstig auf drei Denare tarifiert, nach dem Münzbilde, der heiligen Cista des Dionysos, benannt, wurde zuerst von den Städten im Attalidenreiche, aber z. T. unter königlicher Aufsicht — βα(σιλέως) Εὐ(μένου) steht anfangs im Felde — geprägt, dann nach demselben Fuße und Typus von anderen, im ganzen 14 Städten Kleinasiens und von den Kretern ausgemünzt und verschaffte sich bald weit über Kleinasien hinaus Kurs; die Beute römischer Feldherren im 2. Jahrh. aus den Feldzügen des Ostens (Liv. XXXVII 46, 3; 58, 4; 59, 4; XXXIX 7, 1) und Ciceros Einkünfte in Kleinasien (Cic. ad. Att. II 6, 2; II 16, 4; XI 1, 2; de domo 52) werden darin verrechnet. Um die Mitte des 1. Jahrh. erscheinen auf ihnen die Namen der römischen Prokonsuln von Asien und Kilikien, darunter der Ciceros selber.

Von anderen in der Zeit beliebten Sorten seien genannt die Tetradrachmen von Athen (denen die Amphiktyonen 96/5 v. Chr. gesetzlichen Kurs verleihen, Inschrift bei ThReinach, L'anarchie monét., Ac. Ins. Mém. XXXVIII [1911]), von Thasos und Maroneia, die der ersten Meris der Makedonen (158—150 v. Chr.) und die des Quästors Aesillas (um 93/2 v. Chr.), die bis weit nach Rumänien hinein vorkommen, mehrfach von den Kelten nachgeahmt. Inschriftlich erscheinen Τετράδραχμα Λυσιμάχεια, 'Αντιγόνεια, 'Αντιόχεια, Πτολεμαϊκά, νόμισμα Βερενίκειον, Δημητρίειον (Traité I 485/6, dazu IG. XII 9 nr. 207, 21). In den Schatzfunden häufig ist das Kleingeld des Achäischen Bundes, der Rhodier (Ῥοδία δραχμή usw. auf Inschriften, Traité I 500; vgl. auch Festus p. 359a) und der Histiäer (Ἱστιαϊκόν, Inventar von Delos etwa 180 v. Chr., BCH. VI [1882] 133), sowie die leichten Drachmen von Apollonia Illyr. und Dyrrhachium. In Syrien und bis Palästina gab das tyrische Geld den Ton an (Traité I 502).

Die Kupferprägung nimmt in hellenistischer Zeit gewaltigen Aufschwung, da sie vielfach auch den Landstädten der großen Monarchien freigegeben ist. In Ägypten wird das Kupfer, in Stücken bis zum Gewichte des ägyptischen Pfundes (= 10 Kite = 90,1 g) ausgeprägt, zum Währungsmetall. Einige Baktrerkönige prägen eine der unsrigen in der Zusammensetzung ähnliche Nickelmünze (Berl. Münzblätter XXIX [1908] 26).

Wirtschaftsgeschichtlich lehren die Beobachtungen, die wir an der Verbreitung der Münzfüße, der Nachahmung und dem Fundvorkommen bestimmter Sorten machen, daß es im Osten, vielleicht von Athen und Rhodos abgesehen, nicht mehr, wie einst, gewisse große Handels- und Umschlagplätze sind, deren Münzen allüberall begegnen, sondern daß die einzelnen Diadochenreiche, jedes von seinen eigenen Handelszentren (wie Alexandreia, Antiocheia) aus, eine Import und Export mehr ausgleichende Handelspolitik treiben, die die einseitige Vorherrschaft der Produkte bestimmter fremder Münzstätten ausschließt. Der fast allem groben Silber gemeinsame attische Münzfuß macht zudem die Vorliebe für bestimmte Prägungen überflüssig und verleiht, wie die Münzschätze der Zeit lehren, allen Münzen dieses Fußes einen weiten Kurs. Andererseits stellen sich das Verbreitungsgebiet des attischen Fußes in Kleinasien, Nordsyrien und Babylonien und weiter östlich und das des phönikischen, d. i. Phönikien und Ägypten, als getrennte Wirtschaftsgebiete dar, da die Münzen beider Währungen sich in den Funden nicht mischen. — Im Westen beweisen die Münzen schlagend den überwiegenden wirtschaftlichen Einfluß Roms: die prägenden Einzelgemeinden folgen seinen münzpolitischen Maßnahmen, so Tarent, Thurioi, Herakleia in der pyrrhischen Zeit der Herabsetzung des römisch-kampanischen Staters auf 6 Skrupel = 6,8 g (Klio VI [1906] 519); Apollonia und Dyrrhachium (RMünsterberg, Monatsbl. num. Ges. Wien X [1917] 258. 270) übernehmen den Fuß des Victoriatus, dem auch der Thessalische Bund folgt (BKeil, ZfN. XXXII [1920] 47) wie auch Massilia und später Rhodos. Den Reduktionen des röm. Kupfers auf Unzial- und Halbunzialfuß folgen die italischen Städte, den Janustypus seines As ahmt man in Makedonien nach, römisches Asgeld kommt in Schatzfunden bis nach Kroatien und Bosnien vor.

Die kunstgeschichtliche Bedeutung der hellenistischen Münzen kann sich, vom Auftreten der Statuenkopien (o. S. 98) abgesehen, mit der der beiden älteren Perioden nicht messen: ihr Signum ist, daß die Münzglyptik, von der Bildniskunst abgesehen, jetzt nicht mehr Hand in Hand mit der großen Kunst geht, ihrer Entwicklung nicht mehr zu folgen vermag, vielmehr ein Sonderleben führt. Schuld daran ist vor allem die Verengerung und größere Starrheit des Typenschatzes, hervorgerufen durch die Einführung der Reichsprägungen mit ihrer bis auf Bild und Aufschrift sich erstreckenden Vereinheitlichung; dem so gegebenen Beispiele folgen

bald die Bundesstaaten, und Münzkonventionen der Einzelstädte (vgl. die Cistophoren) haben dieselbe Wirkung. Schon der Einfluß des Lysippos spiegelt sich nicht mehr wider, seine Neuerungen in der Skulptur wie die Benutzung von Licht und Schatten, die dreidimensionale Ausgestaltung können sich auf den Münzen nicht auswirken. Die Fortschritte, die die hellenistische Kunst noch macht, wie etwa der kräftige Realismus, der Hang zu dekorativer Wirkung, die Ausbildung von Genre und Landschaft, die Fähigkeit zu kühnem Gruppenaufbau und zu Massenkompositionen können auf der hellenist. Münze nicht in die Erscheinung treten. Glückliche Ausnahmen sind z. B. einige Stücke aus dem Beginne unserer Periode, so der pathetische Zeuskopf auf der Münze des Pyrrhos, der angreifende Poseidon des Demetrios I., der Artemiskopf ätolischer Münzen usw. Aber sonst treten an Stelle der belebten, psychologisch motivierten Stellungen wieder die ihre Attribute dem Beschauer gleichsam nur hinhaltenden Gestalten, es verschwinden die reichen Kampfszenen und Gruppen (vgl. die dürftige Komposition der tanzenden Nymphen in Apollonia Illyr.). Die Allegorien, recht eigentlich ein Erzeugnis hellenistischen Geistes, wie Tyche und Nike, die erwähnte Roma und Pistis, tragen auf den Münzen eher zur Verflachung als zur Belebung bei. Die schwellende Behandlung des Reliefs macht einer mehr flächigen Platz.

So liegt der Hauptreiz der hellenistischen Münze im Bildnisse (o. S. 98; über Vorstufen des Münzbildnisses siehe EBabelon, Rev. num. 4. Ser. XII [1908] 161), wo sie allein im engen Zusammenhange mit der großen Kunst ihrer Zeit steht. Von dem vergötterten Alexander an, den Lysimachos in einem Idealbildnisse auf seine Münzen setzt, das trotz scharfer Beobachtung der individuellen Züge in eine erhabene Verklärung gerückt ist, bis zu dem brutalen Realismus der pontischen Dynastie mit negerhaften Bildniszügen und einer die tierischen Instinkte betonenden Durchbildung sind alle Stadien der Porträtauffassung vertreten. Bald in stark erhabenem, bald im Flachrelief gearbeitet, haben sie noch bis tief ins 1. Jahrh. v. Chr. hinein, z. B. in den Bildern der letzten Seleukiden, des Mithradates VI., die Eigenart jedes Herrschers sicher festzuhalten gewußt.

Die Beschriftung der hellenistischen Münze steht im Zeichen der Κοινὴ διάλεκτος, vor der die dialektischen Formen und epichorischen Buchstaben ebenso verschwunden sind wie die fremden Idiome und Alphabete Lykiens usw. Auch die fernen Parther und Baktrer, wo uns 200 Jahre geschichtlicher Entwicklung fast ausschließlich aus den Münzen bekannt geworden sind, bedienen sich noch lange des Griechischen; in Indien treten dann zweisprachige Inschriften auf; endlich bleibt das indische Alphabet allein übrig, bis unter den Kuschankönigen das griechische Alphabet zur Niederschrift der eigenen Sprache gebraucht wird. In Judäa führen die Münzen der Makkabäer und Hasmonäer erst jüdische, dann zweisprachige Inschriften, bis der Idumäer Herodes die rein griechische Prägung einführt. In Karthago und später den Städten Nordafrikas begegnen wir der punischen, in Spanien der keltiberischen und turdetanischen, im Westen endlich der oskischen und lateinischen Schrift und Sprache.

Der Inhalt der Münzaufschriften hat sich nicht wesentlich geändert: wie bisher erscheint der Stadtname, im Gen. plur. des Ethnikon, doch oft auch im Gen. sing. der Stadt, dann häufig mit Zusätzen wie μητροπόλεως, ἱερᾶς καὶ ἀσύλου; zuweilen erscheint nur der Name der führenden Gottheit neben ihrem Bilde (Ἀθηνᾶς Ἰλιάδος in Ilion). Von diesem Falle abgesehen sind typenerklärende Beischriften selten. Der Königsname erscheint im Gen., einmal mit einem Zusatze: Κότυος χαρακτήρ, meist mit Titel und Beinamen, aber ohne den Namen des Landes; dazu Beamtennamen, jetzt oft monogrammatisch ausgedrückt; Künstlernamen erscheinen nicht mehr. Als Neuerung begegnet uns bes. in Syrien, Phönikien und Ägypten die Jahresangabe: sie wird berechnet sei es nach einer Ära (WKubitschek, RE. I [1894] 606 s. v. Aera; BVHead, HN² 945/7), sei es nach dem Regierungsjahre, sei es wie in Ägypten durch dessen Ausgleich mit dem Kalenderjahre, indem die Zeit von der Thronbesteigung bis zum Kalenderneujahr als erstes Jahr zählt. Gelegentlich treten auch Monatsangaben

auf, dazu dann Emissionsbuchstaben u. dgl. Nach wie vor aber fehlt, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, der griechischen Münze der für uns wichtigste Teil der Aufschrift, die Wertbezeichnung.

Die Anbringung der Schrift erfolgt jetzt vielfach in zwei geraden, abwärts laufenden Zeilen r. und l. von der Darstellung; zuweilen läuft sie auch quer von l. nach r., durch den Typus unterbrochen. Die Ptolemäermünzen sind dann vorbildlich geworden für die Sitte, die Schrift im Kreisbogen oder geschlossenen Kreise, dem Münzrande folgend, anzubringen, eine Sitte, die die römischen Kaisermünzen übernehmen, und die noch heute gilt.

B. Die römische Republik

EBabelon, Monn. de la rép. rom., 2 Bde., Paris 1885/6, dazu MBahrfeldt, Nachträge und Berichtigungen, NumZ. XXVIII (1896), XXIX (1897), XXXII (1900), LI (1918). HGrueber, Brit. Mus. Cat., coins of the roman rep., 3 Bde., Lond. 1910.

Das römische Geldwesen geht vom vorgewogenen Aes rude Mittelitaliens (o. S. 84) aus, das sich seit dem 4. Jahrh. in wohlgeformte, auf bestimmtes Gewicht ausgebrachte, im Gußwege mit Bildern versehene Münzen wandelt, das Aes grave (EJHaeberlin, Aes grave, Frankf. 1910). Die Einheit, der As, war anfangs der Gewichtseinheit (libra, Pfund, in sehr verschiedenen Normen vorliegend, EJHaeberlin, ZfN. XXVII [1909] 1) gleich. Er zerfällt in 12, anderwärts auch in 10 Teile (Unzen), die Wertzeichen sind I oder L = As, S = Semis, je eine Wertkugel für jede Unze der Teilstücke; oft hat jede Wertstufe ihr eigenes Münzbild, sei es auf beiden, sei es nur auf einer Seite.

Die Gußtechnik: aus freier Hand wird in bildsamer Masse (Ton, Wachs) ein zweiteiliges Positivmodell geformt, die zwei Teile in Formsand abgedrückt, die Formen aneinandergesetzt und das flüssige Metall hineingegossen.

In dies System, das durch das Währungsmetall, die Guß- statt der Prägetechnik, die Setzung des Wertzeichens, die stufenweise Verschiedenheit des Bildes, den Stadtnamen im Nom. sing. vom griechischen Systeme völlig verschieden ist, und das uns in den Schwerkupferreihen der Städte Hatria, Tuder, Volaterrae usw. vorliegt, trat nun Rom ein, als die Eroberung Kampaniens (338 v. Chr.) das wirtschaftliche Bedürfnis brachte. (EJHaeberlin, Systematik des ält. röm. Münzwesens, Berl. Münzblätter XXVI/VII [1905/06]; KRegling, Klio VI [1906] 489). Mit den Köpfen von Janus, Juppiter, Minerva, Hercules, Mercurius, Bellona für die 6 Werte vom As bis zur Uncia auf der Vorder-, dem auf die Wegnahme der Flotte von Antium bezüglichen Schiffsvorderteile auf der Rückseite, den Wertzeichen, dem Stadtnamen 'Roma' versehen, wurde nun nach einem Pfunde von 273 g das stadtrömische Aes grave gegossen; daneben trat für den Umlauf in Latium und Kampanien der Guß von verschiedenen Reihen von Aes grave auf das sog. neue Pfund von 327,45 g (zu diesem Betrage vgl. zuletzt EJHaeberlin, Frankf. Münzztg. 1918, 391), neben denen auch rechteckige Barren zur Befriedigung des Bedarfs an vorgewogenem Rohmetalle einhergingen. Ferner aber schuf man damals die sog. röm.-kampanische Silbermünze, die in Fuß, Aufschrift (erst 'Romano', dann 'Roma'), Münzbildern immer mehr romanisiert wird. Im 3. Jahrh. ist ihr Großstück der Quadrigatus (mit janusartigem Kopfe und einer Quadriga; Liv. XXII 52, 3; 54, 2; 58, 4; Traité I 623), 6 Skrupel = 6,82 g (1 Skrupel = $^1/_{288}$ Pfund) schwer (MBahrfeldt, Monete romano-campane, Riv. ital. num. XII [1899] 387; XIII [1900] 1; EJHaeberlin, ZfN. XXVI [1908] 248–262). Das stadtrömische Aes grave ist inzwischen ständig, aber regellos leichter geworden, wird etwa um 286 v. Chr. auf Semilibralfuß, dann 269 v. Chr. auf Sextantarfuß nunmehr des neuen Pfundes, also 1 As = 54 g, normiert; es wird nun, wie zuletzt schon die Teilstücke, geprägt, nicht mehr gegossen.

Während dieser Periode des regellosen Sinkens des Asses von Libral- auf Sextantarfuß muß er sich aus einer Wert- zu einer Kreditmünze, d. h. einer unter ihrem Nennwerte ausgebrachten, nur auf den Staatskredit hin zu ihrem Nennwerte angenommenen Münze, entwickelt haben, aus der ihn die Reform von 269 wieder befreit. – Der Ausdruck „Scheidemünze" ist für antike Verhältnisse besser zu vermeiden, da die Volkswirtschaftslehre darunter eine Kreditmünze mit beschränkter Zahlkraft versteht, ein Begriff, der dem Altertume nicht geläufig gewesen zu sein scheint (Klio VI [1906] 497).

Zehn solcher Sextantarasse (Festus p. 98. 347; Plin. n. h. XXXIII 44; KSamwer-MBahrfeldt, Gesch. des ält. röm. Münzwesens, NumZ. XV [1883] 5; HWillers, Gesch. d. röm. Kupferprägung, Lpz. 1909, 38) sind dem neuen Silberdenare gleich. Weitere Reduktionen des As auf Unzialfuß 217 v. Chr. (Plin. n. h. XXXIII 45) und auf Semunzialfuß 89 v. Chr. (lex Papiria, Plin. n. h. XXXIII 46) folgen; seit etwa 81 stockt die Kupferprägung, um erst in der Zeit von 48—31 v. Chr. wiederaufzuleben (HWillers 113–125; MBahrfeldt, Münzen der Flottenpräfekten des Antonius, NumZ. XXXVII [1905] 9; EASydenham, NChron. 4. Ser. XVIII [1918] 172).

Die stadtrömische Silberprägung beginnt, als Rom nach dem pyrrhischen Kriege die Herrin von ganz Italien ist, 269 v. Chr. (Plin. n. h. XXXIII 44; OLeuze, ZfN. XXXII [1920] 15); die Einheit, der Denarius = Zehner = 10 Sextantarassen, wog $^1/_{72}$ Pfund = 4,55 g (Silber zu Kupfer wie 120 : 1), ist von gleichbleibend vorzüglichem Korne und trägt das Wertzeichen X (X̶); die seltenen Teilstücke waren der Quinarius mit V und der Sestertius (semitertius, Drittehalber) mit IIS, dieser = 1,13 g = 1 Skrupel und daher die Rechnungsmünze. Das Münzbild aller drei war, der damaligen griechischen Mode gemäß, ein Götterkopf — der der personifizierten Roma — und ein Götterbild, die Dioskuren, statt deren bald auch Biga und Quadriga auftreten (Festus p. 98; Plin. n. h. XXXIII 46; Tac. Germ. 5). Stadtaufschrift ist 'Roma'. Dazu treten als Beizeichen die Beamtenwappen, auch redende, später abgekürzte, dann ausgeschriebene Beamtennamen. Als Handelsmünze (mercis loco, Plin. n. h. XXXIII 46) für den Verkehr mit Illyrien, Oberitalien, Massilia wird der Victoriatus geprägt, = $^3/_4$ Denar = 3,41 g mit Juppiterkopf und Victoria am Tropaion (LCesano, Riv. ital. num. XXV [1912] 299 ff.). Der Fuß des Denars sinkt bald, 217 v. Chr. wird er auf $^1/_{84}$ Pfund = 3,9 g gesetzt (Plin. n. h. XXXIII 132) und mit 16 Assen vom neuen Unzialfuße geglichen; Wertzeichen seitdem oft XVI, Silber zu Kupfer wie 112 : 1, seit 89 v. Chr. (Semunzialfuß) wie 56 : 1, Kupfer also seit 89 v. Chr. wieder Kreditmünze. Bild und Name des Victoriatus gehen später auf den Quinar über, der seit 104 v. Chr., lex Clodia, wieder einmal geprägt wird (Plin. n. h. XXXIII 46).

Gold schlägt man nur ausnahmsweise: T. Quinctius Flamininus prägt i. J. 197 einmal im Osten einen Goldstater (Zuteilung bestritten von WKubitschek, Studien zu Münzen d. röm. Rep., S.Ber.Wien.Ak. 1911). Zur Quadrigatenreihe gehören Goldmünzen von 6, 4, 3 Skrupel, das 4-Skr.-Stück ist mit XXX (= Libralasse) bezeichnet (EJHaeberlin, ZfN. XXVI [1908] 244—265; XXIX [1912] 153 Anm.); endlich gibt es Goldstücke mit Marskopf und Adler, mit den Wertzahlen 60, 40, 20, nämlich Sesterzen (Plin. n. h. XXXIII 47, der sie 217 v. Chr. geprägt sein läßt; zur Berechnung des Datums OLeuze, ZfN. XXXII [1920] 37; Plinius' Datierung und seine Deutung der Wertzahl ist bestritten, vgl. zuletzt WGiesecke, Frankf. Münzztg. XIX [1919] 101). – Später haben wir dann von Sulla und Pompeius Goldstücke von $^1/_{30}$ und $^1/_{36}$ Pfund (= 10,9 bzw. 9 g) und von einem Cn. Lentulus solche von 7,8 g. Die massenhafte Goldprägung beginnt erst mit Caesar.

Münzrecht und -verwaltung der Republik (MommsenStR. II 1^3 639 f., III 1, 709—714; Traité I 842 ff.; HGrueber S. LXff.). Am Tempel der Juno moneta (EAßmann, Moneta, Klio VI [1906] 477, dagegen EBabelon, Moneta, Ac. Ins. Mém.

XXXIX 1913) ist die Prägestätte; verantwortlich sind anfänglich von Fall zu Fall eingesetzte Kommissionen, später die **Tresviri** aere argento auro flando feriundo, die seit 104/89 v. Chr. zu den ordentlichen Ämtern gehören, seit 54 v. Chr. ihren Titel auf den Münzen nennen, unter ängstlicher Rücksicht auf die Gleichberechtigung im Kollegium. Doch kann auch ein anderer Beamter (Prätor, Ädil, Quästor) mit der Prägung betraut werden. — Außerhalb Roms bestanden anfänglich noch einige Nebenmünzstätten, so Kapua für die römisch-kampanische Reihe, dann Luceria, Kroton, Vibo usw., bes. für Victoriati. Außerdem übt der **Feldherr** — regelmäßig seit sullanischer Zeit — das Münzrecht aus (HMattingly, NChron. 4. Ser. XIX [1919] 224), und diese Feldherrnprägungen sind erfolgt, wo immer römische Heere standen.

Das **Münzbild** des Silbers (HGrueber S. LXXXIV ff.) gibt seit dem Falle Karthagos und Korinths, da nach Beseitigung dieser Rivalen Rom auf Beständigkeit seines Münzbildes nicht mehr zu achten brauchte, die festen Typen der Dioskuren, der Biga und Quadriga auf; von derselben Zeit ab fehlt oft der Stadtname Roma, seit 100 v. Chr. auch der Romakopf, und der Münzmeister wählt Typen, die den Kulten und Sagen der Heimat seiner Gens, den Taten seiner Vorfahren in Krieg und Frieden, ihren Bauten und Gesetzesanträgen gelten. Seit 100 v. Chr. werden auch die Taten des betr. Münzmeisters selbst verewigt, womit diese Denare zu Geschichtsmünzen werden. Endlich treten — begreiflich bei der italischen Vorliebe für Ahnenbildnisse — Bildnisköpfe der Vorfahren auf (so Sullas Kopf auf dem Denare seines Sohnes), die dann folgerichtig unter Caesar i. J. 44 (Dio XLIV 4, 4) vom Bildnisse des prägenden Herrn selbst abgelöst werden. Die Machthaber von 44—31 folgen ihm darin, allen voran sein Mörder Brutus, dessen Münzrückseite, Dolche und Freiheitsmütze mit der Aufschrift eid(ibus) Mar(tiis), zugleich das hervorragendste Beispiel einer Geschichtsmünze ist. Religiöse Typen erhalten sich daneben auch fernerhin, unter ihnen bes. die in der römischen Religion so wichtigen Personifikationen.

Die **Beizeichen** kommen, seit der Monetar seinen Namen setzt, mehr und mehr ab, treten aber im 1. Jahrh. v. Chr., nunmehr als Emissionszeichen, auf, welchem Zwecke auch Buchstaben, Bruchzeichen, Zahlen dienen, letztgenannte auch zur Stempelzählung verwendet.

Von der **Beschriftung** ist außer dem Wegfalle von 'Roma', dem Ausschreiben der Beamtennamen, dem Auftreten der Titel und Emissionszeichen das Erscheinen der typenerklärenden Beischriften von treffender Prägnanz und Kürze zu erwähnen, die ja für die dem Publikum oft unbekannten Bilder aus der Familiengeschichte notwendig waren; Buchstabenformen und Grammatik der Münzlegenden zeigen im Vergleiche mit den sonstigen dürftigen Inschriftdenkmälern der Zeit keine Besonderheiten. — Wegen der Serrati siehe o. S. 89, der restituierten S. 109.

Für eine **Kunstgeschichte** der republikanischen Münzen (HGrueber S. XCVI; EJHaeberlin, Festschr. für CFLehmann-Haupt 1921, 36) fehlt bei dem fast völligen Untergange der gleichzeitigen röm. Plastik das Vergleichsmaterial. Die ersten Ausgaben des städtischen Aes grave zeigen griechischen Stil, sie sind gewiß von herberufenen unteritalischen Künstlern gearbeitet; der Stil verroht unter den Händen einheimischer Werkmeister sehr schnell, bessert sich dann wieder, sinkt aber in den Stücken des Semilibralfußes zu äußerster Verzerrung herab. Für die Silberprägung werden gleichfalls zuerst fremde, kampanische Künstler herberufen. Bald bildet sich auch hier ein geringerer, eigener Stil aus, von einer bäurischen, handwerksmäßigen Derbheit, plattem Relief, hölzerner Zeichnung, harten Konturen, einer gewissen Unbeseeltheit des Ganzen, aber gesundem Sinne für das streng Münzmäßige und trefflicher Beherrschung des Raumes durch Bild, Schriftanbringung und Beizeichen. Etwa mit der sullanischen Zeit wird, vielleicht im Zusammenhange mit der immer stärkeren Hellenisierung der röm. Kultur, ein Aufschwung bemerkbar, da die Abwechslung der Bilder die Geister schult und der Monetar an der guten

Ausführung seiner Familienbilder mehr Interesse hat und hervorragende Kräfte heranzieht. Das Relief wird weicher, oft auch höher, die Köpfe belebter, die Gruppen harmonischer, dekorative Einzelheiten wie Kranzumrahmungen stellen sich ein. Naturgetreue Tierbilder, reiche Architekturen, zusammenhängende Bilderfolgen treten auf. Vielleicht liegen manchmal Vorbilder der großen Kunst zugrunde.

Die wirtschaftsgeschichtlich bedeutsamsten Momente der röm.-rep. Münzgeschichte haben wir schon erwähnt: die Bedeutung der Angliederung Kampaniens für die Aufnahme einer Münzung überhaupt, ebenso die der Unterwerfung ganz Italiens für die Aufnahme der stadtröm. Silberprägung und die Umwandlungen, die das griech. Münzwesen durch die jeweilige röm. Münzpolitik erfährt (o. S. 97), die Bedeutung des Jahres 146 für die nunmehr konkurrenzlose röm. Münze. Die barbarische Nachahmung republikanischer Denare von Gallien und Germanien bis nach Ungarn und Rumänien hin lehrt die Ausdehnung des römischen Außenhandels am Ende der Republik kennen. Die Bedeutung der Funde ist nicht so groß wie auf griech. Gebiete, da die Silbermünze als Reichsmünze überall gleichmäßig Kurs hatte und diese Funde meist Inlandsfunde sind, aus deren Mischung die Handelsbeziehungen zwischen den Landesteilen Italiens und den Provinzen kaum abgelesen werden können. Um so wichtiger sind diese Funde für die Chronologie der Prägungen (Liste der Schatzfunde von Silbermünzen bei HGrueber III 1—59, 179—181).

V. DIE KAISERZEIT

HCohen, Médailles impériales, 8 Bde., [2]Paris 1880/92; Nachträge bes. FGnecchi, Appunti di num. rom., in der Riv.ital.num. I (1888) ff. — Byzantinische Zeit: JSabatier, Monn. byz., 2 Bde., Paris 1862. WWroth, Brit. Mus. Cat., imperial byz. coins, 2 Bde., Lond. 1908, und Cat. of the coins of the Vandals usw., Lond. 1911.

Indem Caesar sein imperatorisches Münzrecht in Rom selbst ausübte und in den Jahren 46 und 45 seine Aurei durch die Stadtpräfekten A. Hirtius und L. Plancus schlagen ließ, führte er die republikanische in die Kaisermünze über. Seine und die spätere massenhafte Goldprägung (ThMommsen, Röm. Münzw. 740, 775; Traité I 521) führte zur Goldwährung, die sich bis ans Ende des römischen, ja des byzantinischen Reiches erhalten hat, und an die sich das altorientalische Goldreservat des Oberherrn (S. 85) wieder anheftete. Zahllose von Spanien bis Indien, von der Ostseeküste bis zur Sahara reichende Goldschatzfunde beweisen die beherrschende Stellung des Goldes im Geldumlaufe der gesamten Kaiserzeit. Seine weite Verbreitung rühmt noch im 6. Jahrh. Cosmas Indicopleustes 116 A. Neben der Einheit von anfänglich $\frac{1}{40}$ Pfund = 8,1[9] g, gegen Ende der Regierung Neros $\frac{1}{45}$ Pfund = 7,2[8] g (Plin. n. h. XXXIII 47) prägt man selten Halbstücke, später Drittel (Triens, Tremissis; ZfN. XXXI [1914] 32. 50); über die Vielfachen, die sog. Goldmedaillone, s. S. 107. Der Fuß wird nach einigen Schwankungen seit Ende der Regierung Caracallas im Schrote derart unregelmäßig (Caracalla: COman, NChron. 4. Ser. XVI [1916] 41; Valerianus und Gallienus: KMenadier, ZfN. XXXI [1914] 60—139), daß man die Stücke nicht mehr vorgezählt, sondern nur vorgewogen haben kann. Trotzdem dann Diocletianus (OSeeck, ZfN. XVII [1890] 40) die Goldmünze wieder auf ein regelmäßiges Gewicht von $\frac{1}{60}$, dann $\frac{1}{70}$ Pfund ausbringt (Wertzeichen Ξ = 60, O = 70) und Constantinus den dann beibehaltenen Fuß von $\frac{1}{72}$ Pfund (Wertzeichen LXXII, griechisch OB, das aber zugleich doppelsinnig Obryziacus, Stück aus geläutertem Golde, HWillers, NumZ. XXXI [1899] 45, bedeutet) für das nunmehr Solidus genannte Stück einführt, wird später (Cod. Theod. 12, 7, 1, dazu Traité I 539, Anm. 2) doch wieder Vorwägung der Solidi angeordnet; damit ist die Goldmünze zu einem Barren herabgesunken, wie denn im

4. Jahrh. Gold- und Silberbarren selbst vom Staate hergestellt wurden (RE. VII [1912] 981/2, o. S. 84); damals werden das Pfund Gold und das Pfund Silber zur Rechnungsmünze.

Der Wert des Aureus betrug unter Augustus (Cassius Dio LV 12, 4; dazu WKubitschek, Quinquennium der ant. Num., Wien 1896, 104f.) und ebenso noch im 2. Jahrh. (Lukian, pseudologistes 30) 25 Denare (von 3,9 g, Gold zu Silber wie 11,9 : 1). Später muß bei dem starken Weichen des Korns des Silbers eine Änderung im Verhältnisse beider eingetreten sein, bis im Edictum Diocletiani de pretiis rerum venalium der Denar nur noch eine kleine Rechnungsmünze von $^1/_{50000}$ Pfund Goldes ist.

Die Silbermünze (ThMommsen, Münzw. 756, 782; Traité I 543) fußt anfangs auf dem Gewichte des Denars von $^1/_{84}$ Pfund = 3,9 g, in Neros späterer Regierungszeit geht er auf $^1/_{96}$ Pfund = 3,4 g herab; daneben wird selten das Halbstück (Quinar, Victoriatus, Plin. n. h. XXXIII 46) geprägt. Seit Caracalla und dann wieder seit Balbinus wird ein größeres Silberstück geprägt, das wir ohne Berechtigung (ZfN. XXXI [1914] 47 m. Anm. 92) Antoninianus nennen (der Kaiser trägt die Strahlenkrone, das Bild der Kaiserin ruht auf einem Halbmonde); sein Denarwert ist strittig (ThMommsen, Münzw. 828; Traité I 559). Es verdrängt den Denar seit Philippus fast ganz. Das Korn des Silbers sinkt von 95—99% Feinheit unter Augustus bis auf 65—70% unter Commodus, auf 33—50% unter Sev. Alexander (JHammer, Feingehalt, ZfN. XXVI [1908] 94—109). In den letzten Jahren des Valerianus aber stürzt das Korn plötzlich auf wenige Prozent Silber herab (sog. Weißkupfer, bei dem das Silber durch ein Sudverfahren an der Oberfläche sichtbar gemacht wird, ZfN. XXIX [1912] 138). Dieser münzpolitische Bankerott ist ein Symptom des finanzwirtschaftlichen Zusammenbruches des Reiches und geht mit dem Verfalle der Reichsgewalt und der äußeren Not der Zeit parallel.

Eine Reform des Aurelianus, die Zosimus I 61 kurz erwähnt, brachte die noch nicht sicher gedeutete Wertziffer XXI = KA (Halbstück VSV = 10$^1/_2$) auf die Weißkupfereinheit, beseitigte das Unheil aber nicht. Erst Diocletianus prägte wieder gutes Silber, 96 Stück aufs Pfund, z. T. mit der Wertzahl XCVI bezeichnet.

Die Kupfermünze (ThMommsen, Münzw. 760, 797; Traité I 597; viel Wägungen bei FKenner, NumZ. XIX [1887] 48ff. 172) ist von Augustus (HWillers, Kupferpr. 127; LLaffranchi, Riv. ital. num. XXV—XXIX [1912—16]; EASydenham, NChron. 4. Ser. XVII [1917] 53; XVIII [1918] 182) so geordnet worden, daß der Sesterz (die sog. Großbronze) etwa in Unzengewicht und der Dupondius, etwa $^1/_2$ Unze schwer, aus Aurichalcum bestanden, einer messingartigen Legierung, d. h. mit rund 20% Zink, während der As, etwas leichter als der Dupondius — diese beiden sind die sog. Mittelbronzen —, aus dem damals offenbar viel geringer geschätzten reinen Kupfer bestand (Plin. n. h. XXXIV 4). Dies Kupfer kommt bes. in Gallien und Germanien oft mit Gegenstempeln und aus Kleingeldmangel halbiert vor (MStrack, Bonner Jahrb. CVIII [1902] 1; halbierte republ. Asse: LCesano, Riv. ital. num. XXVIII [1915] 25). — Beim Werte eines Denars ($^1/_{84}$ Pfund) von 16 Assen zu $^1/_{24}$ Pfund stand Silber zu Kupfer wie 56 : 1, der Münzgewinn betrug also wohl an 100%. In den selten und oft ohne Kaiserkopf geprägten sog. Kleinbronzen verbergen sich der Semis und der Quadrans. Allmählich sinkt sowohl das Gewicht aller Nominale wie auch der Zusatz des kostbaren Zinks, und bei allen Wertstufen stellen sich starke Zinnzusätze ein. Nero führt (FKenner, NumZ. X [1878] 233; EGabrici, Riv. ital. num. X [1897] 309; EASydenham, NChron. 4. Ser. XVI [1916] 13) zeitweilig die Wertziffern II, I und S (= Semis) ein und gibt schließlich dem Dupondius die Strahlenkrone als Unterscheidungsmerkmal. Decius prägt Doppelsesterze und wieder einmal Kleinbronzen. Mit dem Zusammenbruche

der Silbermünze unter Valerianus verbindet sich naturgemäß ein fast völliges Aufhören der eigentlichen Kupferprägung; die alten Kupfermünzen werden seitdem sorgfältig gehütet und in Schätzen vergraben. Die Kupferprägung, die dann Diocletianus seinem neuen Silberstücke beigesellt, ist keine wirkliche Kupfermünze, sondern eine solche mit Silbersud.

Die Veränderungen im Münzwesen seit Diocletianus und Constantinus, die Feststellung der in den Quellen genannten Silbernominale wie Miliarense, Siliqua, der Weißkupfer- oder Kupfersorten wie Pecunia maiorina, Follis, Denarius communis, Centenionalis unter den uns erhaltenen Münzen, die Ermitteiung ihres gegenseitigen Wertes und des Wertverhältnisses der Metalle zueinander, ebenso die Rechnungsmünzen der Völkerwanderungszeit können hier nicht verfolgt werden. Literatur über die Spätzeit: ThMommsen, Münzw. 775–808; Traité I 530, 563, 607ff.; WKubitschek, Quinquennium 85ff.; ALuschin von Ebengreuth, Denar der lex Salica, S.Ber.Wien.Ak. 1910; dazu die in den Zeitschriften niedergelegte Arbeit, bes. OSeeck, ZfN. XVII (1890) 36. 113 und die Aufsätze von WKubitschek in der NumZ. XLII (1909) 47; XLIV (1911) 185; XLVI (1913) 86. 161; XLVIII (1915) 131; LI (1918) 213; vgl. auch die Hinweise S. 108.

Unter Medaillonen (FGnecchi, Medaglioni romani, 3 Bde., Mail. 1912; zur Theorie: FKenner, Der röm. Medaillon, NumZ. XIX [1887] 1–173; FGnecchi, Riv.ital.num. VI–XXIV [1893–1911]; Traité I 654–660) versteht man Münzstücke, die sich durch ihre Größe und Schwere vor den Münzen auszeichnen, zu denen aber die aus Gold und Silber sicher gehören, da sie auf Münzfuß stehen und jene sich auch in Münzschätzen finden, diese die Verschlechterung des Münzmetalls im 3. Jahrh. mitmachen, wenngleich sie praktisch mehr zu Geschenken (Sportulae, OSeeck, ZfN. XXI [1898] 17) als zum Umlaufe dienten. An die Geldqualität der kupfernen, die außer in der Reichsprägung auch in der der Griechenstädte des Ostens vorkommen, kann ich dagegen – sie sind oft 'de deux cuivres', d. h. aus einem Mittelstücke aus gelbem, einem Randstücke aus rotem Metalle oder umgekehrt, entbehren meist das SC, das die Mehrzahl der Reichskupfermünzen führt, sind von diesen auch durch besseren Stil, sorgfältigere Technik, reichere Darstellungen unterschieden, kommen in Schätzen kaum je vor – nicht glauben; FKenners (NumZ. XIX [1887] 106ff.) Bemühungen, sie als auf Münzfuß stehend zu erweisen, sind, angesichts der schwankenden Ausmünzung der Münzen selbst, verfehlt.

Häufiger noch als die Münzen selbst sind die Medaillone zu Zierzwecken verwendet, daher gelocht, gehenkelt, gefaßt, in Rand oder in Rahmen gesetzt, in Geräte und Gefäße eingelassen worden; über goldene von der Art s. bes. RZahn, Amtl. Berichte Kgl. Kunstsamml. XXXVIII (1916) 11–50.

Mit den offiziellen, ans Bildnisrecht der Kaiser geknüpften Goldmedaillonen haben nur Technik und Stil, nicht aber die Geldqualität gemein die großen Goldmedaillone des 2. bzw. 3. Jahrh. n. Chr. aus den Schätzen von Tarsos (RMowat, Rev.num. 4. Ser. VII [1903] 1) und Abukir (HDressel, Fünf Goldmedaillons, AbhAkBerl. 1906; JNSvoronos, Journ.int.arch.num. X [1907] 369), die, z. T. mit Bildnissen Alexanders des Gr., Siegespreise (Niketerien) für die Sieger bei Festspielen sind. – Mit ihnen haben den privaten agonistischen Charakter und mancherlei Darstellungen gemeinsam die bronzenen Kontorniaten (ital. contorno = Rand), die man bald als Brettspielsteine, bald als Zierstücke, bald als agonistische Gelegenheitsmedaillen erklärt hat (BPick, RE. IV [1901] 1153 s. v. Contorniaten; WFröhner, Rev.num. 4. Ser. XI [1907] 476).

Das Münzrecht steht in der Kaiserzeit (MommsenStR. II[3] 815/17. 1025/8) kraft seiner auch auf die Hauptstadt ausgedehnten imperatorischen Gewalt dem Kaiser zu, dessen Name und Bild daher so gut wie immer auf den Münzen steht. Auch Angehörige nehmen am Bildnisrechte teil, wovon unter Vorantritt des Antonius, aber nach einem Rückschlage von Augustus bis Caligula, seit Claudius und bes. seit Domitianus weiterer Gebrauch gemacht wird (UKahrstedt, Klio X [1910] 289). Für das Kupfergeld ist bei der Schaffung der Kupferprägung 23 v. Chr. (HWillers, Kupferpr. 154) dem Senate ein durch die Aufschrift SC ausgedrücktes Mitbestimmungsrecht eingeräumt worden, das er bis zum Ende der wirklichen Kupferprägung — das SC kommt zuletzt unter Tacitus und Florianus (275/6 n. Chr.) vor — behielt. Ob diese Mitbestimmung sich nur auf den selbständigen Erlaß der Bestimmungen über Fuß,

Sorten, Prägequantum und Münzbilder bezog, oder ob der Senat die Kosten trug, ob der beträchtliche Münzgewinn in seine Kasse floß, weiß man nicht. Dem Reichskupfer gleich trägt auch das der Provinz Syrien (S. 110) das SC. Eine förmliche Teilung des Münzrechtes, eine 'Dyarchie im Münzwesen' (wie sie ThMommsen lehrte, Münzw. 745, StR. II[3] 1026, bekämpft von FKenner, NumZ. XIX [1887] 94, MStrack, Bonn. Jahrb. CXI/XII [1905] 435, HWillers, Kupferpr. 187) bedeutet diese Mitwirkung des Senates bei der Kupferprägung aber nicht, denn es gibt genug Beispiele für das Fehlen des SC auf Reichskupfermünzen, auch abgesehen von den Medaillonen, und zudem steht die Verantwortlichkeit für das gesamte Münzwesen nach wie vor den Tresviri aere argento auro flando feriundo zu, die in ihrem Titel ja alle drei Metalle nennen; umgekehrt liegt die technische Leitung des gesamten Münzbetriebes kaiserlichen Privatbeamten ob (Traité I 856/72; OHirschfeld, Kais. Verwaltungsbeamte, Berl. 1905, 181 ff.): der 'Felix Aug(usti) l(ibertus) optio et exactor auri argenti aeris' (Dessau 1634. 1635) nennt das dritte Metall im Titel, wenngleich die Münzhäuser nach Metallen getrennt arbeiteten: moneta auraria (Dessau 1634); superpositus auri (Dessau 1637); officina argentaria (Dessau 1636). — Die Tresviri (o. S. 104), von Caesar zeitweilig zu Quattuorviri umgeformt, nennen noch auf einer Reihe augusteischer Silbermünzen (HWillers, Kupferpr. 156) und auf der von etwa 23—7 v. Chr. betriebenen Kupferprägung mit SC ihre Namen, später erscheint nie mehr der Name eines Sterblichen auf den römischen Reichsmünzen, der nicht Mitglied des Kaiserhauses wäre. Das Fortbestehen des Amtes der Tresviri ist aber epigraphisch bis tief ins 3. Jahrh. n. Chr. bezeugt.

Ort der Prägung des Reichsgeldes wird, während unter Augustus noch Lugudunum (Strab. IV 192) und andere Plätze in Frage kommen, immer ausschließlicher Rom selbst; natürlich aber prägen die in der Provinz ausgerufenen und in Rom nicht oder nicht gleich anerkannten Gegenkaiser (so Vespasianus, Niger, Severus) zunächst dort, was der Stil der Münzen verrät. Vespasianus richtete zeitweilig eine Münzstätte für Reichsgeld in Ephesos und vielleicht noch in anderen kleinasiatischen Städten ein (FImhoof-Blumer, Rev. suisse de num. XIII [1907] 165). Von der Mitte des 3. Jahrh. ab wird die Reichsprägung auf mehrere Münzstätten verteilt, die wieder in Abteilungen (officinae) zerfallen; die Offizinen vermögen wir seit Maximinus durch die Rückseitenbilder zu unterscheiden (OVoetter, NumZ. XXV [1893] 387 ff.), seit Philippus treten ihre Ziffern auf (NumZ. XXXII [1900] 121). Die Münzstätten sind unter Gordianus III. nur am Stile kenntlich (NumZ. XXV [1893] 385), seit Claudius und Aurelianus treten die Namen auf, die mit Offizinnummern und Emissionszahlen, -zeichen und -buchstaben ein peinliches Kontrollsystem verraten. Der Erforschung und chronologischen Ausnutzung dieser Zeichen sind gewidmet das Werk von JMaurice, Numismatique Constantinienne, 3 Bde., Paris 1908–12, und die Arbeiten der sog. Wiener Spezialisten in der NumZ. wie auch der ital. Sammler in der Riv.ital.num., der Rassegna num. und dem Bolletino di num. Überblick: Traité I 967–1044.

Die Bilder der röm. Kaisermünzen (FGnecchi, Tipi mon. di Roma imp., Mail. 1907) stellen durch die Verbindung des selten fehlenden Kaiserbildes der Vorderseite mit einem religiösen, mythologischen, allegorischen, sakralen, namentlich aber historischen (kommemorativen) Typus auf der Rückseite die für die Kaiserzeit ja bezeichnende Vereinigung von Hellenismus und Römertum dar. Die ersten christlichen Zeichen treten zu Anfang des 4. Jahrh. auf (FWMadden, NChron. 2. Ser. VII. VIII [1877. 1878]; OVoetter, NumZ. XXIV [1892] 41). Sonst spielen, altrömischer Veranlagung getreu, Personifikationen eine große Rolle (WKoehler, Personif. abstrakter Begriffe auf röm. Münzen, Diss. Königsb. 1910), darunter die geographischen Personifikationen, zumal auf den sog. Reisemünzen des Hadrianus. Unter den sakralen ragen die Münzen auf die Konsekration, d. i. die Gotterklärung des verstorbenen Kaisers (MBernhart, Mitteil. vorderas. Gesellsch. XXII [1917] 136), und die auf die Säkularspiele des Augustus und Domitianus (HDressel, Eph. ep. VIII [1899] 310) und auf die Millenniumsfeier

Roms unter Philippus geprägten hervor. Unter den kommemorativen Bildern spielt das Heer eine immer größere Rolle. Nach M. Antonius haben Severus, Gallienus, Victorinus Münzen mit den Namen und Zeichen der Legionen geschlagen (COman, NChron. 4. Ser. XVIII [1918] 80). Die geschichtlichen Typen endlich bilden eine fortlaufende Histoire métallique, die für Datierung und Verlauf der Ereignisse, aber auch kunstgeschichtlich durch die dargestellten Bauten (TLDonaldson, Architectura numismatica, Lond. 1859), Kopien von Statuen, Reliefen, Gemälden eine noch nicht ausgeschöpfte Fundgrube ist. Die Mannigfaltigkeit der Bilder läßt im 3. Jahrh. nach, seit seinem Ende wiegen gewisse stereotype Bilder vor; schließlich bleiben fast nur die faden Allegorien der Gloria, Salus, Virtus, Victoria übrig.

Mehrfach ist Wiederaufnahme älterer Münzbilder zu bemerken: Vespasianus wiederholt auf den Rückseiten seiner Münzen die augusteischen (LLaffranchi, Riv.ital. num. XXIV [1911] 427), Traianus 'restituiert' republikanische Denare durch getreue Kopie beider Seiten nur mit Zufügung seiner Inschrift, und auch sonst sind solche Restitutionsmünzen (Traité I 625–628; HMattingly, NChron. 4.Ser. XX [1920] 177) geschlagen worden, ein Zeichen, daß das antiquarische Interesse der Zeit an den Münzen nicht vorbeiging (Sueton Aug. 75, Plin. n.h. XXXIII 132). — Beizeichen gibt es auf den Münzen der Kaiserzeit nicht, erst in den späten Emissionszeichen treten sie wieder auf.

Der Stil der römischen Münzen geht in der Behandlung des Bildnisses (FImhoof-Blumer, Porträtköpfe auf röm. Münzen, Lpz. 1879; RDelbrück, Antike Porträts, Bonn 1912) der großen Kunst parallel; er hält sich von Augustus ab lange auf gleicher Höhe. Anfangs mehr idealisierender Richtung, macht der Bildnisstil von Nero an eine Wendung zu kräftigerem Realismus; unter Traianus zeigt sich eine in der Großplastik damals Mode gewordene tiefere Büstenform; seit Hadrianus beginnt eine leicht etwas weichliche Idealisierung Platz zu greifen. Seit Ende des 2. Jahrh. beginnt ein langsamer Rückschritt, der sich etwa unter Sev. Alexander beschleunigt. Doch finden sich, wo der Raum einer größeren Münze es gestattete, auch noch im nächsten Menschenalter fein durchgebildete Porträte. Aber von der diokletianischen Epoche an hört eine eigentliche Porträtkunst auf, kaum daß es noch einige Zeit hindurch gelingt, durch ein paar markante Züge wenigstens eine gewisse Ähnlichkeit herbeizuführen.

Der Stil der figürlichen Darstellungen steht auf der Höhe der damals durch die großen Staatsaufträge ja eine hohe Blüte durchlebenden, meist aufs Historische gerichteten Reliefkunst der Zeit. Man scheut, bes. auf den Bronzemedaillonen des 2. Jahrh., nicht zurück vor kühnen Gruppenbildern von Menschen und Tieren, vor landschaftlichen wie architektonischen Hintergründen, vor Überschneidungen und Verkürzungen, vor tiefer Perspektive. Alles das bei sorglicher und naturwahrer Wiedergabe der Einzelheiten, in leichtschwellendem Relief und in weichen Konturen, unter meisterhafter Beherrschung des Raumes. Direkte Entlehnungen aus den uns erhaltenen großen Reliefkompositionen bestätigen den Eindruck, daß die Münzglyptik den Zusammenhang mit der großen Kunst wiederhergestellt hat. Die einzeln stehenden Figuren freilich, bes. die Allegorien, haben die steife Pose der hellenistischen Münzbilder oft beibehalten. Mit der Verarmung des Typenschatzes seit dem 3. Jahrh. geht dann aber der Verfall ihrer Ausführung parallel: die reichen Gruppen verschwinden, die Zusammenstellungen werden schablonenhaft, das Relief flächiger, die Konturen härter.

Die Beschriftung der Kaisermünzen gibt als Ersatz des früheren Staatsnamens 'Roma' den Namen und die Titel des Kaisers; unter Augustus anfangs noch auf der Rückseite, tritt der Name später auf die Vorderseite zum Bildnisse, wie das uns heute als das Natürliche erscheint.

Der Name steht im Nominativ, der bei Traianus häufige Dativ verlangt die Ergänzung 'dedicavit', wobei als Dedikant oft der SPQR erscheint. Die ihm folgenden, oft noch die Rückseite füllenden Titel, Ämter, Siegesbeinamen geben eine oft auf Monate genaue Datierung. Dazu treten die typenerklärenden Beischriften. Wie in republikanischer Zeit zeigt sich in ihnen auch jetzt die besondere epigraphische Begabung des Römers in Verbindung mit der sprechenden Symbolik der Darstellungen. Beliebt sind die auf die Wünsche für lange Regierung bezüglichen Inschriften, wie 'votis decennalibus'.

Die wirtschaftsgeschichtliche Belehrung aus den Münzen der Kaiserzeit knüpft an die Fundbeobachtungen an. Die Funde lehren einmal den stetig zunehmenden Edelmetall-, namentlich Goldabfluß, der teils als Bezahlung der unentbehrlichen Brotfrucht, aber auch kostspieliger Luxuswaren aus den Kernländern des Reiches in die entlegenen Provinzen und über die Grenze sich ergoß (dazu Plin. n. h. XII 84), so nach Ägypten, Nordafrika, Mesopotamien, Indien, teils über Rhein und Donau (ZfN. XXIX [1912] 237 ff.) als Soldzahlung und versteckter Tribut an die Barbaren — einer der Gründe des wirtschaftlichen Ruins des Reiches und des allmählichen Überganges zur Naturalwirtschaft, die ihrerseits wieder die Heeresverfassung umgestaltete. Sie lehren sodann von der Zeit an, wo die Münzstätten genannt werden, den mehr oder minder lebhaften Verkehr zwischen den einzelnen Provinzen kennen (ZfN. XXIX [1912] 134). Die Auslandsfunde zeigen uns den Verkehr des Imperiums mit den Barbarenländern in seinem Auf und Ab, seinen Handelsstraßen und -zentren (für den germanischen Handel ausgenutzt von KRegling, ZfN. XXIX [1912] 220—232, Fundtabelle 240—253). — Auch Fundmassen, d. h. die bei einer Grabung einzeln aufgesammelten Münzen, können wirtschaftliche Aufschlüsse über den Lokalverkehr und die Handelsbeziehungen der betr. Stadt vermitteln (z. B. für Pergamon: Altertümer von P. I [1913] 355 ff.), wie sie zugleich die Besiedelungsgeschichte aufhellen (geschehen für das byzantinische Pergamon, Altertümer von P. I 329 ff., für Haltern, Hofheim, Neuß, Zurzach, Corbridge usw.). Außer den Funden dienen dann die ausländischen Nachahmungen kaiserzeitlicher Münzen der wirtschaftsgeschichtlichen Forschung.

Neben der Reichsmünze stehen in der Kaiserzeit, abgesehen von den Münzreihen der Parther, Sassaniden und Inder, noch Prägungen für den Lokalumlauf, die teils Provinzialprägungen sind, d. h. gleichfalls von der Reichsgewalt ausgehen, aber ein nur beschränktes Umlaufsgebiet haben, teils Prägungen der Schutzstaaten, der Städte und sonstigen Selbstverwaltungskörper.

Die Provinzialprägungen (BPick, ZfN. XIV [1887] 294 ff.) haben den Kaiserkopf, auf der Rückseite die Fortsetzung seiner Titulatur oder erklärende Beischriften, niemals aber eine Stadtinschrift (es sei denn als bloße Münzstättenangabe). Sie erfolgen außer in Kupfer auch in Silber. Ihre bedeutendste Reihe ist die ägyptische, die sog. Alexandriner (GDattari, Numi Augg. Alexandrini, Kairo 1901; ders., Appunti di numismatica alessandrina, Riv. ital. num. XIII—XVI [1900—1903]), von Augustus bis auf Diocletianus reichend, der Text griechisch, mit fortlaufenden Kaiserdaten nach dem ägyptischen Neujahr (AvSallet, Daten der alex. Kaisermünzen, Berl. 1870). Die Prägung liefert Billontetradrachmen, auf 1 Denar tarifiert, im Kurse noch darunter sinkend, die im späten 3. Jahrh., dem Verfalle des Reichssilbers parallel, fast kein Silber mehr enthalten, sowie Kupfermünzen, z. T. mit dem Namen der Gaue (Nomen), die seit dem 2. Drittel des 3. Jahrh. eingehen.

Eine zweite Reihe ist die syrische, Tetradrachmen aus einem im Laufe des 3. Jahrh. immer schlechter werdenden Silber, meist mit dem Adler als Typus; Prägestätte vorzugsweise Antiocheia, zeitweilig auch Tyros, später auch andere syrische Städte wie Hieropolis, Tripolis, Gaza, durch Beizeichen unterschieden. Nebenher geht eine Kupferreihe mit SC, also unter Mitwirkung des Senates geprägt.

Eine dritte Reihe ist die kappadokische, meist Drachmen, geprägt in Kaisareia am Berge Argaios, meist mit dem Bilde dieses Berges, aber auch mit anderen, oft der Reichsprägung entlehnten Typen; sie reicht von Tiberius bis Commodus, dann wird sie städtisch; gelegentlich gehen Kupfermünzen nebenher, die sonst meist die Stadt liefert.

Andere Reihen solchen provinzialen Reichssilbers sind die sog. Silbermedaillone der Provinz Asia (FImhoof-Blumer, Rev. suisse de num. XIII [1907] 161), die lykische, die kyprische, alle diese zeitweilig mit Kupferprägung nebenher. Derartige sporadische Kupferreihen begegnen uns dann noch in Bithynien, Judäa und mit Statthalternamen in der Kyrenaike, Galatien u. a., lateinisch redende in Dacia und Moesia superior (Viminacium).

Prägungen der Schutzstaaten sind die der Könige von Bosporus (Krim), die seit Augustus Goldmünzen, mit dem Kopfe des Kaisers auf der einen, des Königs auf der anderen, prägen durften (wie auch die 'freie Stadt' Chersones Goldstücke mit Kaiserkopf geschlagen hat); dies Gold geht allmählich in Elektron, dann in Silber und Billon, endlich im späteren 3. Jahrh. in reines Kupfer über, womit die zugehörige wirkliche Kupfermünze aufhört, und endet in konstantinischer Zeit. Andere Prägungen von Schutzstaaten sind die Silberstücke der mauretanischen Könige, des Lykischen Bundes, das Kupfer der Idumäer und der Könige in Kommagene; bei der Überführung des Landes in eine römische Provinz hören diese Reihen auf oder werden, wie die lykische, in Provinzialprägungen verwandelt. Eine ganz eigenartige Prägung ist die der unter Nero und dann unter Hadrianus aufständigen Juden; ob die sonst als Makkabäerprägung geltenden Silberschekel mit Kelch und Blüte wirklich in den neronischen Aufstand gehören, steht trotz der Darlegung im Brit. Mus. Cat. gr. coins Palestine, S. XC–XCIV, dahin; vielleicht bleibt diesem 1. Aufstande doch nur die Kupfermünze. Der hadrianische Aufstand aber zeitigt außer Kupfer hebräisch beschriftete Silbermünzen, die, auf Reichsdenare und Provinzialsilber überprägt, die Unabhängigkeit der Juden proklamieren und das verhaßte, gegen das Bilderverbot verstoßende Kaiserporträt zerstören, ihrerseits durch Verwendung einfacher Abzeichen dies Verbot streng achten.

Unter den Prägungen der Selbstverwaltungskörper steht das Kupfer des Κοινὸν Μακεδόνων an erster Stelle, das seit Elagabalus auch Reihen ohne Kaiserkopf, mit dem Kopfe Alexanders d. Gr. auf der Vorderseite ausgibt. Andere Kupfermünzen eines Κοινόν finden wir zeitweilig in Thessalien, Kreta, Bithynien, Armenien, Galatien usw.

Die große Mehrzahl aller lokalen Prägungen der Kaiserzeit ist von den Städten ausgegangen, auf die Augustus in West und Ost die Last, aber auch den Münzgewinn der Kleingeldprägung abwälzte. Im Westen haben freilich noch die julischen Kaiser allmählich die italisch-sizilische, gallische, spanische und nordafrikanische Prägung solcher Art zugunsten des SC-Kupfers aufgehoben — Münzen von Babba in Mauretanien unter Galba sind die letzten Stadtmünzen des Westens. Im Osten aber blüht diese bis auf Gallienus, hie und da noch unter Claudius (AMarkl, NumZ. XXXI–XXXIII [1899–1901]), Aurelianus und Tacitus, um erst dann infolge des Verfalls des Reichssilbers gegenstandslos zu werden. Neben Einzelstädten kommen auch, bes. in der Provinz Asien, Vereinigungen zweier Städte vor, meist in Gestalt der Homonoia, d. h. eines sakralen Zusammenschlusses, der aber wohl auch auf Handelsbeziehungen beruht (LWeber, Journ. int. arch. num. XIV [1911] 109–122).

Das Prägerecht wird bald dauernd, bald von Fall zu Fall vom Kaiser oder Statthalter erteilt (vgl. Inschriften wie 'indulgentiae Aug. — moneta impetrata', 'permissu P. Dolabellae procos'), in Mösien ist die Erlaubnis zeitweilig abwechselnd an Markianopolis und Nikopolis erteilt worden. Des Kaisers wird auf der überwiegenden Mehrzahl der Münzen mit Bild und Namen gedacht. Reihen ohne Kaisernamen, sog. quasi- oder pseudoautonome Münzen, kommen in Athen und bes. häufig in der Provinz Asia vor. Die Prokonsuln von Asia und Africa genießen anfangs Bildnisrecht (MommsenStR. II^3 261. 815). Die Namen der röm. Statthalter erscheinen häufig in Thrakien, Mösien, Asia, Pontus et Bithynia, Africa usw. — Kupfer ist die Regel, Silber eine seltene Ausnahme (Tyros prägt in Silber bis Nero

ganz autonom, sonst schlagen namentlich Amisos und einige kilikische Städte episodenhaft Silber).

Die Sprache ist im Westen lateinisch, ebenso in den Kolonien und Munizipien des Ostens, sonst griechisch. Dem Stadtnamen, meist im Gen. plur. des Ethnikons, sind zuweilen Angaben über die Lage wie ἐν Πόντῳ, πρὸς Ὀλύμπῳ, dann auch die oft den Gegenstand des Neides der Städte untereinander bildenden Ehrentitel beigesetzt wie πρώτων Ἰωνίας, μητροπόλεως, bes. oft νεωκόρων (über die Neokorie, d. h. das Ehrenrecht, einen Tempel für den Kaiserkultus zu haben, vgl. BPick, ÖsterJahrh. VII [1904] 1; JKeil, NumZ. XLVIII [1915] 125, Anm.3). Typenerklärende Beischriften sind nicht selten, auch Akklamationen an den Kaiser kommen vor, wie εὐτυχῶς τοῖς κυρίοις, εἰς αἰῶνα τοὺς κυρίους. Die Namen der Stadtbeamten erscheinen (bes. oft in Asia, aber nie z. B. in Pontus et Bithynia oder in Thrakien außer in Byzanz, wo auch Götter und Kaiser als Beamte auftreten) mit mannigfachen Titeln, bes. als duovir, ἄρχων, στρατηγός, γραμματεύς, auch als Priester, ja Priesterinnen. Die den Beamtennamen vorgesetzten Formeln αἰτησαμένου (auf Antrag), ἐπιμεληθέντος lehren einiges über die Münzverwaltung; das Wort ἀνέθηκεν bezieht sich wohl auf Übernahme der Kosten der betr. Prägung (RMünsterberg, Beamtennamen; s. o. S. 91).

Wertbezeichnungen sind immer noch selten. Beispiele: Δίδραχμον und δραχμή in der syrischen Provinzialprägung (KRegling, ZfN. XXXII [1920] 146), Δίδραχμον auf rhodischem Kupfer, Wertaufschrift in Obolen oder Assaria in Chios (JMaurogordato, NChron. 4. Ser. XVIII [1918] 1), hie und da Wertziffern, z. B. die teils aufgeprägten, teils eingestempelten Ziffern von A bis IΔ in kleinasiatischen Städten des 3. Jahrh. (FImhoof-Blumer, Kleinas. Münzen 347/9).

Daten nach städtischen Ären (o. S. 101) sind auf den Städtemünzen in Syrien häufig, und auch die Provinzialprägungen von Dacia und Viminacium sind nach Ären datiert (dazu WKubitschek, NumZ. XLI [1908] 48); wegen der Kaiserjahre in Alexandreia s. o. S. 110.

Die Bilder der Kaisermünzen der Griechenstädte — die lateinisch redenden des Westens und der Kolonien und Munizipien des Ostens schließen sich ebenso wie die Provinzialprägungen mehr den Typen der römischen Münzen an — zeigen ein Fortleben des Typenschatzes der hellenistischen Zeit mit einem starken Einschlage von Lokalpatriotismus, z. B. Darstellung der berühmtesten Bauten und Statuen der Stadt wie der Praxitelischen Aphrodite in Knidos, des Tempels des Sonnengottes in Heliopolis-Baalbek, der Bildnisse von ortsberühmten Personen wie des Herodot in Halikarnassos, einheimischer Kulte und Sagen, so der Landung der Arche (κιβωτός) in Apameia Kibotos; überall tauchen diese alten, vorgriechischen Kulte und Sagen in der Kaiserzeit wieder auf. Die Wichtigkeit dieser Münzbilder für die Kunst- und Religionsgeschichte leuchtet ein. Daneben finden sich die üblichen religiösen Typen, Götterfiguren und -attribute u. dgl. Das römische Typenwesen mit seinem Vorwiegen der kommemorativen Bilder hat sehr wenig Einfluß geübt; Geschichtsmünzen fehlen auf diesen Stadtmünzen so gut wie ganz, und auch die im römischen Bilderschatze so zahlreichen Allegorien sind außer der Tyche nicht eben häufig.

Der Kurs aller lokalen Prägungen ist stets Schwankungen ausgesetzt gewesen, und das Agio (κόλλυβος) des — laut Fundtatsachen und Zeugnissen (wie dem δηνάριον als Zinsgroschen, ev. Matth. XXII 19, und Epictet dissert. III 3, 3) überall gültigen — Reichsdenars gegenüber dem lokalen Kupfer (λεπτόν scil. νόμισμα) und seinem ἀσσάριον — 18 ἀσσάρια in Provinzialkupfer = 1 Denar war ein üblicher Kurs — war eine ständige Quelle des Profites der Wechsler oder auch des städtischen Säckels auf dem Umwege über die Stadtbank und der Schädigung und Behelligung des Publikums. Vgl. die beiden Inschriften von Pergamon, DittenbergerOrGr., nr. 484, und AthMitt. XXVII (1902) 78; XXIX (1904) 73; die von Mylasa, ThReinach, L'hist. par les monn. 199ff., sowie WKubitschek, Quinquennium 49ff., 102ff., RE. II (1896) 1742 s. v. ἀσσάριον. Besonders schwierig liegen die Dinge in Ägypten, wo die Papyri die Hauptquelle der Erkenntnis der Währungs- und Kursverhältnisse sind; vgl. über das Geldwesen Ägyptens in ptolem. und röm. Zeit FHultsch bei JNSvoronos, Τὰ Νομίσμ. τῶν Πτολ. IV Anhang; GDattari, Riv. ital. di num. XXV (1912) 11; ThMommsen, Archiv f. Pap. I 273; Grenfell and Hunt, Tebtunis papyri I 580—603.

ANHANG: LITERATUR

G r ö ß e r e H a n d b ü c h e r: JEckhel, Doctrina numorum veterum, 8 Bde., Wien 1792/8. – ThMommsen, Gesch. d. röm. Münzwesens, Berl. 1860, franz. Übersetzung, 4 Bde., Paris 1865/74. – FLenormant, La monnaie dans l'antiquité, 3 Bde., Paris 1878/9, unvollendet. – FHultsch, Gr. u. röm. Metrologie, [2]Berl. 1882. – BVHead, Historia numorum, [2]Oxf. 1911, hier als HN. zitiert. – EBabelon, Traité des monn. gr. et rom., Paris seit 1901, bisher erschien I théorie et doctrine, 1 Bd., II description historique, 3 Text- und 3 Tafelbde., hier als Traité zitiert. – PGardner, History of ancient coinage, 700–300 v. Chr., Oxf. 1918, mir noch unzugänglich.

K l e i n e r e E i n f ü h r u n g e n: GFHill, Handbook of greek and roman coins, Lond. 1899. – FGnecchi, Monete romane, [3]Mail. 1907 (manuali Hoepli). – StCybulski, Tabulae quibus antiquitates gr. et rom. illustrantur, Lpz., Tab. IIIa [2]1913, Tab. IIIb 1902. – HDannenberg, Grundzüge der Münzkunde, [3]Lpz. 1912. – AvSallet-KRegling, Antike Münzen, [2]Berl. 1921 (Handbücher der Kgl. Museen). – MBernhart, Antike Münzbilder im humanist. Unterricht, Münch. 1912. – HBuchenau, Grundriß der Münzkunde, Lpz. 1920 (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 657). – EdMeyer u. BPick in Conrads Handwörterbuch der Staatswissenschaften [3]VI 1910, 824 unter 'Münzwesen'.

M ü n z b e s c h r e i b e n d e W e r k e: TEMionnet, Description des monn. gr. et rom., 16 Bde., Paris 1806/37. – British museum catalogue of the greek coins, 28 Bde., Lond. 1873–1914, nebst dem Catalogue of the greek . . coins of Bactria . . 1886. – Beschreibung der antiken Münzen (der Kgl. Museen), 3 Bde., Berl. 1888/94 (Nordgriechenland, Italien, unvollendet). – GMacdonald, Cat. of greek coins in the Hunterian collection, 3 Bde., Glasgow 1899/1905. – EBabelon, Cat. des monn. grecques de la bibl. nationale, 2 Bde., Paris 1890. 1893 (Rois de Syrie; Perses Achéménides, . . Chypre et Phénicie). – Das Berliner akademische Münzkorpus ist Torso geblieben: Die antiken Münzen Nordgriechenlands I 1, 1898 und I 2, 1, 1910 (BPick, KRegling), II 1, 1912 (MStrack), III 1, 1906 (HGaebler); Die antiken Münzen Mysiens I 1913 (HvFritze). — Das Pariser Korpus Waddingtons, der Recueil des monn. grecq. d'Asie mineure, umfaßt Pont, Paphlagonie, Bithynie, 4 Hefte, 1904–1912. – Dazu namentlich die großen Beschreibungswerke von FImhoof-Blumer, zumal seine Monn. grecq., Paris 1883; Griech. Münzen, Münch. 1890; Kleinasiat. Münzen, Wien 1901/2. Endlich die Zeitschriftenliteratur.

GRIECHISCHE KUNST

VON FRANZ WINTER

I. EINLEITUNG

Die Archäologie ist ein Teil der allgemeinen Kunstwissenschaft, von der die neuere Kunstgeschichte ein anderer Teil ist. Als Geschichte der alten Kunst besteht sie seit JWinckelmann, aber der Name ist zu dessen Lebzeiten in diesem Sinne noch nicht gebraucht worden. Er hat sich als Bezeichnung für das Studium der antiken Kunstwerke, mit Beziehung hierauf zuerst von ChGHeine angewendet, seit Anfang des 19. Jahrh. eingebürgert und durch die Benennung der 1828 von EdGerhard begründeten Zentralanstalt des Faches als Instituto di correspondenza archeologica seine Sanktion erhalten. Jedoch 'Akademien und Institute können untergehen, die Wissenschaft soll nur das an sich Richtige, zu jeder Zeit Gültige ins Auge fassen und ihr Ziel rein und bestimmt heraussagen, ohne dem zufälligen und verworrenen Sprachgebrauche der Zeit anders, als wo es gleichgültig ist, sich anzuschmiegen'. Der in diesen Worten von FGWelcker kritisierte Name hat in der Tat zu mancher Unklarheit über das Wesen der Disziplin beigetragen, und immer wieder ist es nötig gewesen, deren Umfang und Aufgaben schwankenden und mißverständlichen Vorstellungen gegenüber (vgl. Bd. I^2 112) genauer zu präzisieren und ihre Bestimmung als Kunstwissenschaft in Erinnerung zu bringen. Mit der Umschreibung des Studiengebietes als Geschichte und Auslegung der alten Kunst hat Welcker betont, daß die Behandlung wie auf den Charakter der Formen so auch 'auf die gesamte innere Auffassung des Gegenstandes, den mythologischen und poetischen Inhalt, Geist und Gedanken' gerichtet sei. OJahns Definition hob namentlich die vollständige und kritische Übersicht der Denkmäler und die Aufgabe, das Kunstwerk als solches und als Glied in dem gesamten Kulturleben des Altertums aufzufassen und zu erklären, hervor. Die Stellung der klassischen Archäologie innerhalb des großen Gesamtbereiches der Wissenschaften hat Conze mit dem Satze bezeichnet, daß ihr Gebiet da liege, wo der Querdurchschnitt der klassischen Philologie und der Längendurchschnitt der Kunstwissenschaften sich kreuzen. 'Wollte man den unbezeichnenden Ausdruck Archäologie über Bord werfen, so würde man an seine Stelle Wissenschaft der klassischen Kunst setzen.'

Der außerordentlich reiche Zuwachs an neuem und wertvollstem Materiale, den die Entdeckungen der letzten 70 Jahre der archäologischen Wissenschaft gebracht haben, hat sie vor allem dem Ziele näher geführt, in dessen Erreichung sie nach einem Ausspruche AConzes ihre edelste und eigentlichste Endaufgabe findet, der Darstellung der Geschichte der künstlerischen Stile. Wie weit die Fortschritte in dieser Richtung gelangt sind, suchen wir in den Abschnitten über Architektur, Plastik und Malerei darzulegen. Dabei ist von einer Übersicht über den gesamten Stoff des

archäologischen Arbeitsgebietes abgesehen, die nur in einem gedrängten Auszuge wiederholen könnte, was über das Ganze, von den Anfängen bis in das Ausleben der römischen Kunst orientierend, AMichaelis' erster Band von ASpringers Handbuch der Kunstgeschichte ([11]Lpz. 1920 in Neubearbeitung von PWolters) allgemeiner Benutzung darbietet. Die Dar|stellung soll mehr auf die Hauptzüge der Entwicklung eingehen und sich namentlich auf die in der griechischen Kunst erkennbare Ausbildung der künstlerischen Formen richten. Die nachfolgende einleitende Übersicht über die Geschichte der Forschung sucht über das Zustandekommen der Überlieferung, auf die das heute erreichte Wissen von der griechischen Kunst gegründet ist, zu unterrichten.

Die Aufgabe einer griechischen Kunstgeschichte ist zum ersten Male von JWinckelmann angefaßt worden. Die voraufgehenden, bis ins 15. Jahrh. zurückreichenden Studien hatten das Wertvollste im Sammeln und Zusammenfassen des damals erreichbaren Materials geleistet, wobei der Sinn vor allem auf das gegenständlich, historisch oder antiquarisch Merkwürdige gerichtet war. Winckelmann suchte das künstlerisch Bedeutende, und indem er die geschichtlichen Zusammenhänge ermittelte und darstellte, wurde er zum Begründer der Archäologie und der Kunstwissenschaft überhaupt. Sein Werk, das unter dem Titel 'Geschichte der Kunst des Altertums' vier Jahre vor seinem Tode, Dresd. 1764, erschien, war gegründet auf das Material, das der aus den Funden von drei Jahrhunderten zusammengekommene Antikenbesitz der glänzenden römischen Sammlungen darbot. Nach Griechenland war auch Winckelmanns Auge schon gerichtet, und sogar das kühne Ziel von Ausgrabungen auf griechischem Boden, in Olympia, hat ihm vorgeschwebt. Aber es ist ihm nicht vergönnt gewesen, an dieser Quelle zu schöpfen, und auch das Wenige, was von Originalstücken aus den griechischen Ländern schon nach dem Westen gelangt war, entzog sich damals noch der wissenschaftlichen Verwertung; es war, wie die Skulpturen der Arundelsammlung, zumeist in englischem Besitze verborgen und unbekannt geblieben. So konnte sich die erste Darstellung der Geschichte der griechischen Kunst nur auf der abgeleiteten, der Hauptmasse nach aus römischen Kopien griechischer Werke bestehenden Überlieferung aufbauen. Ihre Lücken und Mängel hat Winckelmann in einzelnen Fällen wohl geahnt, aber ihre Unzulänglichkeit im ganzen, wie sie heute erkennbar ist, konnte er nicht übersehen; zum Glück, denn mit dem Wissen davon hätte der kühne und große Wurf seines Werkes nicht gelingen können, das doch ein in seiner Art volles Entwicklungsbild gab und bedeutendste Züge des Wesens der griechischen Kunst enthüllte, die sich dem empfänglichen Geiste Winckelmanns auch in den Kopien offenbarten. Er empfand in ihnen die reine griechische Schönheit, und wie sich in ihm diese Empfindung steigerte, war es ihm möglich, mit der historischen Auffassung die Idee einer einzigen Vollendung und Vollkommenheit der griechischen Kunst als einer einheitlichen Erscheinung zu vereinigen, mit der er am tiefsten auf seine Zeit gewirkt hat.

Die von Winckelmann ausgegangene Vorstellung von der klassischen griechischen Schönheit und die Schätzung der römischen Statuen, die in dem belvederischen Apoll, der Niobegruppe, dem Laokoon die gleiche höchste Stufe der Vollkommenheit bewunderte, war, durch Herder, Goethe, Wilhelm von Humboldt befestigt, noch in voller Geltung, als die Überführung der 'Elgin Marbles' nach London die originale griechische Kunst in einer ihrer großartigsten Schöpfungen, in den Parthenonskulpturen, bekannt machte. Anfangs konnte ihr Wert noch verkannt werden. Aber der mehrere Jahre geführte Streit, der ihre Erwerbung für das Bri-|tische Museum bis 1816 hinauszog, wurde durch das Urteil von Canova und Ennio

Quirino Visconti entschieden. Der neuen Erkenntnis, die einen völligen Wandel in der Vorstellung von der griechischen Kunst herbeiführte, hat sich auch Goethe nicht verschlossen; er pries sich glücklich, 'auch dies noch erlebt zu haben'. Die Kunstgeschichte aber hatte, wie Welcker es ausdrückte, einen neuen Mittelpunkt gefunden.

Wenn irgendein fremdes Land, so konnte England einen Anspruch auf den Besitz dieser Skulpturen haben, deren gewaltsame Entfernung von ihren Stellen am Tempel jedenfalls der Wissenschaft die denkbar größte Förderung brachte. Hatten die Engländer schon an dem Umschwunge starken Anteil gehabt, durch den in den philologischen Studien mit dem 18. Jahrh. das griechische Altertum überwiegenden Einfluß zu gewinnen begann, so waren sie es auch, durch die die wissenschaftliche Erforschung Griechenlands und seiner Denkmäler eingeleitet wurde. Die Arbeiten von Stuart und Revett über die Baudenkmäler von Athen und die Publikationen der 1733 gegründeten Society of dilettanti, die ihre Unternehmungen auch auf Kleinasien ausdehnte, haben durch lange hin als Hauptquellen das Wissen von der griechischen Baukunst vermittelt. Englische Reisende, voran Leake, 'der Begründer der wissenschaftlichen Geographie Griechenlands', durchforschten zu Anfang des 19. Jahrh. die Halbinsel, und einer Vereinigung von Engländern und Deutschen gelangen 1811 die durch reiche Skulpturenfunde begünstigten Ausgrabungen der Tempel von Aigina und Phigalia. Mit den Friesen von Phigalia war ein Kunstwerk zurückgewonnen, das sich den Parthenonskulpturen zeitlich nahestehend anschloß, während die Giebelstatuen des äginetischen Tempels, zunächst befremdlich in ihrem Gemische von archaischer Geziertheit und sicherer Naturbeobachtung, die griechische Kunst auf früherer Entwicklungsstufe kennen lehrten.

Der Gewinnung der Skulpturen vom Parthenon, von Phigalia und Aigina sind gleiche Errungenschaften erst geraume Zeit später nachgefolgt. Italien blieb zunächst der eigentliche Kunstboden, von dem nun auch eine Bereicherung der Kenntnis der original-griechischen Kunst ausging. Die in Griechenland tätigen englischen Architekten hatten auch den reichen Überresten altdorischer Tempelarchitektur in Unteritalien und Sizilien ihre Studien zugewendet, und zu den vielen über der Erde erhaltenen Ruinen brachten Ausgrabungen bald Neues hinzu. 1822 begannen, von Engländern eingeleitet, später von Italienern fortgeführt, die wichtigen Arbeiten an den Tempeln von Selinunt, deren Funde zum erstenmal die Aufmerksamkeit auf die Bemalung der Architektur und Skulptur lenkten und in den derben, aus Kalkstein gearbeiteten Metopenreliefs die altertümliche griechische Skulptur von einer ganz anderen Seite kennen lehrten, als sie sich in den Ägineten gezeigt hatte. Gleichzeitig spendete der Norden Italiens eine unerschöpfliche Überlieferung altgriechischer Kleinkunst in den bemalten Tongefäßen, die aus den etruskischen Gräbern zutage kamen. Der große 1828 in der Nekropole von Vulci gemachte Fund wurde von EdGerhard in dem 1831 erschienenen Rapporto volcente bekanntgemacht, und dieser Bericht legte den Grund zu der wissenschaftlichen Behandlung der Vasenkunde, die die Forschung von da an so lebhaft beschäftigte, daß sie zeitweise fast wie eine Hauptaufgabe der Archäologie erscheinen konnte. Daß sich die wissenschaftliche Arbeit zunächst vorwiegend der gegenständlichen Interpretation der Vasenbilder zuwendete, lag in der vorherrschend gewordenen literarischen Rich-| tung begründet, die durch den von der Philologie ausgehenden Einfluß bestimmt worden ist.

Die großen wissenschaftlichen Leistungen der Archäologie in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. sind aus dem engen Zusammenhange mit der Philologie hervor-

gegangen. Es ist die Zeit, in der die strenge kritische Methode ausgebildet und die auf das Große und Ganze der historischen Zusammenhänge gewendeten Ziele aufgerichtet wurden, deren Erreichung nur durch umfassende und vollständige Sammlung und Sichtung des Denkmälermaterials möglich war. Die Namen von Welcker, KOMüller, Gerhard, OttoJahn bezeichnen die Entwicklung, die schon in GeorgZoega, der nach Winckelmann in Rom eine reiche gelehrte Tätigkeit entfaltete, ihren Ausgang hatte und durch AugBöckhs in alle Zweige der Geschichtswissenschaft eingreifendes und nachhaltiges Wirken in Fluß gebracht worden ist. Den Aufgaben der Bearbeitung ganzer Monumentenklassen, in der Art, wie Zoegas Werk Li bassi rilievi antichi di Roma (Rom 1808) vorbildlich vorangegangen war und Böckhs Sammlung der Inschriften hervortrat, kam die Schaffung des archäologischen Institutes in Rom zu Hilfe, das von Gerhard 1828 als eine Zentralstelle für archäologische Forschung begründet wurde, wo 'alle Nachrichten über alle Kunstdenkmäler und Reste jeder Art aus dem ganzen Gebiete der antiken Welt zusammenströmen und gesammelt, gesichtet und verwertet werden sollten'. Vom Institute wurden die Korpusarbeiten unternommen, die die Möglichkeit schufen, lange Reihen gleichartiger Denkmäler zu überblicken, das einzelne Kunstwerk im Zusammenhange der Gattung zu betrachten und so seiner Form und seinem Inhalte nach richtig zu verstehen und in der Übersicht über ganze Reihen das Allgemeingültige der Formensprache und das Gesetzmäßige im Verlaufe der Entwicklung zu verfolgen. Das römische Institut hat durch seine großen Publikationen und durch seine Zeitschriften, das Bullettino, die Annali und Monumenti, lange Zeit hindurch die führende Stellung in der Archäologie gehabt und, wie durch die literarische Tätigkeit, so auch als Lehranstalt entscheidend gewirkt, am stärksten in den Jahren 1856 bis 1865, in denen WHenzen und HBrunn gemeinsam als Sekretäre die Leitung hatten. Seine Gründung auf römischem Boden und seine Entwicklung bis in die siebziger Jahre bringt zum Ausdruck, daß Italien das alte Vorrecht der eigentlichen Heimstätte der Kunstwissenschaft behauptet hatte. Daneben aber hatten Griechenland und Kleinasien immer wieder und mit der Zeit immer mehr die Forschung an sich gezogen.

Die Befreiung Griechenlands von der Türkenherrschaft (1821—1833) war zugleich für die Wissenschaft ein epochemachendes Ereignis. Mit dem Könige Otto zogen deutsche Gelehrte in Griechenland ein. Ihre auf geringe Mittel angewiesene Tätigkeit konnte sich nicht in dem Maße ins Große entfalten wie so manche der früheren Unternehmungen, von denen die damals jüngste, die Expédition de la Morée, den Winckelmannschen Plan einer Ausgrabung von Olympia ins Werk zu setzen begonnen hatte, die Durchführung aber nach einer kurzen Angrabung des Zeustempels, die immerhin dem Louvre den Gewinn der Stiermetope brachte, wieder hatte aufgeben müssen. Demgegenüber setzte nun in den bescheidenen Arbeiten, die eine heimische Wissenschaft auf griechischem Boden eröffneten, eine mit philologischer Akribie und gewissenhafter Treue ins kleine und einzelne gehende Forschung ein. Der Hauptanteil an ihr fällt auf LudwigRoß. Sein Name, zusammen mit denen der Architekten Schaubert und Hansen, ist verknüpft mit dem 1835 erfolgten Wiederaufbau des zierlichen Tempels der Athena Nike am Aufgange der Akropolis, der in türkischer Zeit abgetragen und in eine Bastion vermauert gewesen war. Wie ihm hier ein Ganzes wieder aufzurichten gelang, so war er auf Reisen im Lande und auf den Inseln unablässig um das Aufsuchen, Sammeln und Verarbeiten der Altertümer bemüht, unübertroffen in der Schärfe und Genauigkeit des Beobachtens und in der Sicherheit des Blickes, der ihn an kleinen Anzeichen be-

deutende Probleme erkennen und in ihrer Tragweite abschätzen ließ. So hat er mit seinen Arbeiten über die älteste vorhistorische Kultur Griechenlands, in deren damals tiefes Dunkel er blitzartig hineinleuchtete, wie mit seinen Beobachtungen an dem damals an ein paar Stellen geöffneten Perserschutte auf der Akropolis großen wissenschaftlichen Entdeckungen der späteren Zeit vorgearbeitet.

Nach der Neuordnung des griechischen Staates war das Land zugänglicher, das Reisen im Lande leichter und sicherer geworden. Es begannen die Studienreisen einzelner Gelehrter, die heute unter den entwickelten Verkehrsverhältnissen ein unentbehrliches und unerläßliches Ausbildungsmittel der Archäologen, im Grunde auch der Philologen geworden sind. Unter den ersten ragen KOMüller, der Historiker im Böckhschen Sinne, durch seine Werke (Die Geschichte der hellenischen Stämme, 3 Bde., Bresl. 1820 ff.), in Griechenland schon wie zu Hause, und FGWelcker hervor, der große Begründer der griechischen Götterlehre, der für seine tiefe Auffassung des hellenischen Glaubens, den er aus den Quellen der Poesie und Kunst schöpfte, die mächtigsten Eindrücke im Lande selbst empfing. Der Geographie, Topographie, Landes- und Stadtgeschichte wendeten sich die Studien zu. KOMüllers Forschung fand in den Arbeiten von ErnstCurtius ihre Fortsetzung, der seine Studien, wie HKiepert, auch auf Kleinasien ausdehnte.

Gelangte Griechenland so als wissenschaftliches Forschungsgebiet immer mehr zu einer Rom und Italien ebenbürtigen Stellung, so blieb es doch in einer Beziehung noch ganz zurück. Es war damals noch ohne Kunstsammlungen, und von dem, was vereinzelt an größeren Kunstwerken neu zutage kam, ging das Bedeutendste, wie z. B. der 1846 gefundene sog. Apollon von Tenea, außer Landes. Für die eigentliche Kunstforschung hatten die Museen von London, Paris, München und seit 1830 Berlin immer steigende Bedeutung gewonnen und die Einrichtung von Abgußsammlungen für den akademischen Unterricht, deren erste Welcker in Bonn begründete, die größte Förderung gebracht. Ihr Hauptboden aber war Italien geblieben. In Rom lehrte HBrunn als Sekretär des Instituts die auf Grund genauer Analyse der Formen ausgebildete Methode der Stilvergleichung und schuf sein Werk der Geschichte der griech. Künstler (Braunschw. 1853), in dem der seit Winckelmanns Kunstgeschichte veränderte, durch die philologisch-kritische Schulung gewonnene Standpunkt der Forschung zu vollem Ausdruck kam. Es reiht sich gewissermaßen den großen Sammelwerken der Zeit an, in denen allen feste Fundamente für den Aufbau der Kunstgeschichte geschaffen werden sollten. Als 'Vorarbeit der Kunstgeschichte' hat Brunn selbst auch sein Werk bezeichnet. Er wollte in ihm ausführen, wie weit aus den literarischen Nachrichten über die antiken Künstler eine bestimmte Vorstellung von dem Schaffen der einzelnen und aus den Einzelbildern, die er zu voller Lebendigkeit zu gestalten wußte, ein zusammenhängendes Entwicklungsbild der Kunst zu gewinnen sei. Die erhaltenen Monumente zog er dazu ausdrücklich 'höchstens in zweiter Linie' in Betracht. Aus ihnen war mehr Aufschluß über den allgemeinen Charakter der künstlerischen Ausbildung auf den verschiedenen Stufen der Entwicklung, als über die besondere Art und die persönlichen Leistungen der einzelnen Meister zu schöpfen. Sicher beglaubigte Werke bestimmter Künstler besitzen wir auch heute nur sehr wenige, damals war ihre Zahl noch geringer, und vorwiegend waren es Werke aus der Spätzeit, wie von den bedeutenderen der Laokoon und der Farnesische Stier. Der Nachweis literarisch bezeugter Stücke aber in Kopien oder Reminiszenzen war nur in ganz vereinzelten Fällen versucht und geglückt. Winckelmann hatte den Sauroktonos, Visconti die knidische Aphrodite und den ausruhenden Satyr des Praxiteles, den Ganymedes des Leochares und die Tyche des

Eutychides, Fea den Diskobol des Myron erkannt; dazu hatte man in der 1849 in Rom gefundenen Statue des Schabers die Nachbildung eines Hauptwerkes des Lysippos wiedergewonnen. Brunns Künstlergeschichte eröffnete den Versuchen derartiger Nachweisungen erst die volle Bahn. Sie wies mit Entschiedenheit auf den künstlerischen Gehalt in der literarischen Überlieferung hin, in der das wertvolle Gut der griechischen hellenistischen Forschung wiederzufinden kurz vorher OJahn durch seine grundlegende Schrift über die Kunsturteile bei Plinius den Weg gewiesen hatte, und sie forderte durch die Art, wie diese Überlieferung behandelt und nutzbar gemacht worden war, unausgesprochen dazu auf, das vorhandene Denkmälermaterial genauer auf den Zusammenhang mit den Schriftstellernachrichten hin zu untersuchen. Eine Reihe glücklicher Erkenntnisse gelang Brunn selbst; dem 1858 erbrachten Nachweise des myronischen Marsyas folgte 1867 der der Eirene des Kephisodotos und 1870 der des athenischen Weihgeschenkes des Königs Attalos von Pergamon. Neben Brunn wurde das Wichtigste in dieser Hinsicht CarlFriederichs verdankt. Er lieferte 1859 den Nachweis der Tyrannenmördergruppe und richtete mit der im Berliner Winckelmannsprogramme von 1863 veröffentlichten fundamentalen Entdeckung des Doryphoros des Polykleitos einen der festesten Grundpfeiler für das Gerüst der Geschichte der griechischen Plastik auf. Für Versuche in dieser Richtung bot in der Folge die erweiterte Kenntnis der originalen griechischen Kunst wichtigste neue Hilfsmittel, so daß die Forschung dazu hat vordringen können, auch über die Grenzen des literarisch genau Bezeichneten hinaus auf Grund stilistischer Kriterien Werke bestimmter Meister in Nachbildungen aufzusuchen und nachzuweisen. Sichere Ergebnisse sind auf diesem Wege schwer und nur selten erreichbar, aber sie haben nicht gefehlt, und gewissenhafte Untersuchungen haben auch da, wo sie das Ziel verfehlten, die Forschung gefördert.

Das archäologische Institut in Rom wurde im Jahre 1874 in ein deutsches Reichsinstitut umgewandelt, nachdem schon 1869 die Zentraldirektion nach Berlin verlegt worden war. Der römischen Anstalt wurde eine gleichartige in Athen zur Seite gestellt. Hiermit wurde der in den vorausgehenden Jahrzehnten eingetretenen Wandelung der immer mehr nach Griechenland hin gelenkten Studien Rechnung getragen. Die griechische Forschung erhielt einen festen Stützpunkt im Lande selbst, wie ein solcher schon vorher durch die 1846 gegründete École française von Frankreich aus geschaffen worden war. Andere Anstalten sind nachgefolgt, die englische und die amerikanische Schule und als jüngste das von OBenndorf begründete österreichische Institut. Hinter der Tätigkeit der Fremden sind auch die Griechen selbst nicht zurückgeblieben. Die griechische archäologische Gesellschaft, schon 1837 gegründet, aber anfangs ohne Bedeutung, hat seit den siebziger Jahren einen immer steigenden Aufschwung genommen. Im Wettbewerbe der verschiedenen Nationen hat sich ein weitverzweigter, lebhafter wissenschaftlicher Betrieb entwickelt.

Im Mittelpunkte dieses Betriebes steht die Ausgrabungstätigkeit. Diese ist so alt wie die archäologische Wissenschaft. Aber sie war — und so ist sie| auch lange in Pompeii geübt worden, dessen Aufdeckung in der Zeit Winckelmanns begann — zunächst hauptsächlich auf die Gewinnung von Einzelfundstücken gerichtet. In der neueren Zeit hat sie ihre Ziele weiter und größer gefaßt, und die Ausführung selbst ist, was früher Ausnahme in vereinzelten glücklichen Fällen war, Sache der wissenschaftlichen Fachmänner geworden. An Stelle der Ausbeutung ist die Erforschung getreten.

Der neuen Entwicklung haben im kleinen die Arbeiten von LRoß, im großen die von CharlesNewton vorausgewirkt. Newtons 1857 durchgeführte Ausgrabung des

Mausoleums von Halikarnassos förderte eine der großen Monumentalschöpfungen der griechischen Kunst zutage. Die aufgefundenen Skulpturen, Reliefs und Statuen umfangreicher Freigruppen lehrten die Skulptur des 4. Jahrh. zum ersten Male in Originalwerken namhaftester Meister und in einem großen Zusammenhange kennen; es war eine Bereicherung des Wissens, ähnlich der, die vier Jahrzehnte vorher die Gewinnung der Parthenonskulpturen gebracht hatte. Ebensosehr aber wie in dem Erfolge hatte das Unternehmen in der neuen Art der Ausführung seine Bedeutung. Es war von einem Berufenen geleitet, und die Ausrüstung mit reichlichen Mitteln und Hilfskräften ermöglichte es, die Lösung der Aufgabe, hier nicht nur des Ausgrabens, sondern der Untersuchung und Bergung des Aufgefundenen und der wissenschaftlichen Verarbeitung und Veröffentlichung der Ergebnisse bis an die durch äußere Schwierigkeiten gezogene Grenze des Erreichbaren zu bringen. Wie Newtons Vorbild wirkte, trat zuerst in Conzes Arbeiten auf Samothrake (1873), bald darauf in der Organisation und Durchführung der auf größte Ziele gerichteten Unternehmungen von Olympia und Pergamon hervor. Fortan ist die jeder Ausgrabung gestellte Aufgabe die planmäßige und nach allen Seiten hin möglichst erschöpfende Aufklärung des Objektes nicht nur in seinen einzelnen erhaltenen Resten, sondern auch in seinem geschichtlichen Zusammenhange mit dem Boden und der Landschaft, und dementsprechend sind die technische Ausrüstung und die Mitwirkung verschiedener wissenschaftlich und praktisch ausgebildeter Teilnehmer, die sich in ihrer Tätigkeit gegenseitig ergänzen, wichtigste Bedingungen geworden. Als ein Beispiel für die in dieser Art vollständige Einrichtung und zugleich für eine nicht auf ein Einzeldenkmal, sondern auf die Erforschung einer Gesamtanlage gerichtete Untersuchung ging die samothrakische Expedition der Ausgrabung von Pergamon voran. Für diese faßte Conze über das nächste, durch KHumanns Entdeckungen einzelner Reliefplatten des großen Altars gegebene Ziel eine Aufdeckung der ganzen Stadtanlage ins Auge. Der Reichtum wertvollster Skulpturfunde, vor allem der Altarfriese, mit denen die hellenistische Kunst in einem großen, die Kräfte des Schaffens der ganzen Epoche erschließenden Hauptwerke bekannt wurde, tritt hier bei aller seiner außerordentlichen Bedeutung nun schon nicht mehr, wie es noch bei der Ausgrabung des Mausoleums der Fall gewesen war, als überwiegendes Ergebnis hervor, sondern gliedert sich als ein Teil in das — noch nicht völlig abgeschlossene — Gesamtbild des Gewonnenen ein. Es ist die Geschichte einer ganzen, im Mittelpunkte der hellenistischen Kultur stehenden Stadt, die in der Vollständigkeit ihrer monumentalen Überlieferung aus dem Boden wieder aufsteht. Was in Pergamon in weitester Fassung der Aufgabe erreicht und durch noch fortgesetzte Arbeit zu vervollständigen ist, ist in ähnlich großem Umfange durch das Berliner Museum für Milet, durch das österreichische Institut für Ephesos ins Werk gesetzt worden. Gleiches ist von den Franzosen auf Delos erstrebt und in kleinerem Maßstabe zu völlig | abschließender Erledigung gebracht worden durch die Ausgrabung des Berliner Museums in Priene und durch FHiller von Gärtringens Ausgrabung von Thera.

Dieselbe Aufgabe ist in Italien der Ausgrabung in Pompeii gestellt. So weit ihre immer noch längst nicht vollendete Durchführung in jeder Beziehung hinter den griechischen Unternehmungen zurückstand, so sehr hat die Forschung, zu der sie Anlaß gegeben hat, diesen die Wege und Ziele zeigen können. In HNissens Pompeianischen Studien, Lpz. 1877, war zum erstenmal ein zusammenhängendes Entwicklungsbild antiken Städtebaues dargestellt. Was diesem fehlte, war die jetzt in den Denkmälern gewonnene Verknüpfung mit dem Hellenismus, dessen Erschließung nun auch die Beziehung der italischen Kultur zur griechischen und insbesondere den

hellenistischen Charakter des Stadtbildes von Pompeii in der Tuffperiode in neuem Lichte hat erscheinen lassen.

Noch vor Pergamon, 1874, war auf Anregung von ErnstCurtius die Ausgrabung von Olympia eingeleitet worden. Auch hier handelte es sich nicht um ein einzelnes Objekt, sondern um die Aufdeckung eines ausgedehnten Komplexes, die eine Grabung wie in die Weite so besonders auch in die Tiefe erforderte. Denn um die bis in die vorhistorischen Zeiten zurückreichende Geschichte der Altis aufzuklären, mußte der Boden bis in die letzten, noch unter den Tempelfundamenten liegenden Schichten untersucht werden. Das Beispiel einer Tiefgrabung hatte einige Jahre vorher schon HSchliemann in Troia gegeben. Aber die Grabungen dort waren anfangs planlose Wühlarbeit gewesen und wurden erst wissenschaftlich wertvoll, als später WDörpfeld Schliemann zur Seite trat. Dörpfeld ist in und durch Olympia zum Meister der modernen Technik des Ausgrabens geworden. Der Boden bewahrt in den Schuttschichten übereinander und in der Einlagerung der Besiedelungsreste in dem Schutte eine geschichtliche Überlieferung, die mit dem Eindringen von Schaufel und Spaten in ihrem ursprünglichen Zusammenhange unwiederbringlich zerstört wird. Sie kann nur durch die allergenaueste Beobachtung während der Ausgrabungsarbeit selbst erkannt, festgestellt und so gerettet werden. In Olympia und in Troia, Mykene und Tiryns, wo Dörpfeld die Schliemannschen Unternehmungen leitete, hat die von ihm ausgebildete Methode exakter Spatenforschung ihre ersten und größten Erfolge gehabt. Einer dieser Erfolge war die Entdeckung der ältesten Bauart der griechischen Häuser. Die Megara von Troia, Mykene und Tiryns sind nur in ihrem Unterbau im Boden erhalten geblieben. Aus dem Befunde des Schuttes, seiner Zusammensetzung aus ungleich zusammengebackenen Tonklumpen mit Kohlenresten und Lehm hat Dörpfeld ermittelt, daß die Wände aus an der Luft getrockneten Lehmziegeln mit Holzfachwerk gebaut waren und durch Brand zerstört worden sind. Dieselbe Bauweise erkannte er an den ähnlich erhaltenen Resten des aus der frühesten Zeit des Tempelbaus herrührenden Heraion von Olympia. Damit trat der ebenso im Grundrisse erkannte unmittelbare Zusammenhang des griechischen Tempels mit dem mykenischen Megaron ans Licht und wurde zugleich für die Ableitung der dorischen Steinarchitektur aus dem Holzbaustile die Erklärung gefunden.

An den zahlreichen Unternehmungen, die neben und nach Olympia und Pergamon in raschem und dauerndem Fortschreiten gefolgt sind, finden wir die verschiedenen durch wissenschaftliche Anstalten in Athen vertretenen Nationen und in | vorderster Linie die Griechen selbst beteiligt. Die Franzosen haben der Ausgrabung in Delos die große, nach neun erfolgreichen Kampagnen zum Abschlusse gebrachte Ausgrabung von Delphoi folgen lassen. Aus der Menge der griechischen Arbeiten, an denen Kabbadias den Hauptanteil hatte, ragen die Ausgrabungen von Epidauros und Eleusis und die Aufdeckung des Perserschuttes auf der athenischen Akropolis hervor, die Probleme schwierigster Art zur Erledigung stellte, zu deren Lösung wiederum Dörpfeld wesentlich beigetragen hat. Die von ihm gelehrte Kunst der Untersuchung hat allgemein dahin gewirkt, die Ausgrabungstätigkeit erfolgreicher zu gestalten. Ihre Wirkung hat sich auch in der Erforschung unseres heimischen Bodens bei den Arbeiten am römisch-germanischen Limes gezeigt, wie in anderer Weise in Italien, wo dem griechischen Beispiele der Aufdeckung der Überlieferung der ältesten Baugeschichte der athenischen Akropolis die Ausforschung des Forum Romanum in den unter dem Niveau der Kaiserbauten liegenden Schichten gefolgt ist, bis in die Tiefe hinab, in der die Reste der frühesten Besiedelungszeit bewahrt sind, als das Forum noch außerhalb der Stadt lag und Begräbnisplatz war.

Über die Anfänge der geschichtlichen Entwicklung hinaus hat sich die archäologische Forschung, wie sie schon immer den Beziehungen zu den alten Kulturen Ägyptens und des Orients nachgegangen ist, nun auch dem prähistorischen Gebiete und den Problemen der Zusammenhänge der frühesten griechischen und italischen mit der nordeuropäischen Kultur zugewendet. Zahlreiche Grabungen im Peloponnes, in Böotien, Attika, Nordgriechenland, auf den Kykladen haben das von Schliemann ans Licht gebrachte Bild erweitert, die Ausbreitung der 'mykenischen' Kultur festgestellt und die ihr noch vorausliegende Entwicklung der neolithischen Stufe nachgewiesen. Diesen Forschungen ist die Krone aufgesetzt worden durch die großen englischen und italienischen Unternehmungen auf Kreta. Die Ausgrabung der weiträumigen, überraschend gut erhaltenen Palastanlagen in Knossos und Phaistos hat über die sog. mykenische Kunst ganz neues Licht verbreitet, über ihr Verhältnis zur neolithischen Kultur und über die Dauer und den Verlauf ihrer Entwicklung, vor allem aber auch über ihren Ursprung Aufklärung gebracht. Wir wissen jetzt, daß die auf Kreta entstandene Kunst ihren Weg nach der griechischen Halbinsel genommen und ihr Eindringen in die hier verbreitete, aus nordischer Wurzel entsprossene Kultur die Entwicklung hervorgerufen hat, die uns das nun in seinem Mischcharakter erkennbare Bild der Ruinen und Gräber der 'mykenischen' Burgen überliefert. (Vgl. AMichaelis, D. arch. Entdeck. d. 19. Jahrh., Lpz. 1908.)

Die andauernd gesteigerte Ausgrabungstätigkeit hat der Kunstgeschichte neues Material in kaum übersehbarer Fülle zugeführt. Durch dieses Material sind große Lücken der Überlieferung ausgefüllt worden. Am bedeutendsten ist die Bereicherung unseres Wissens von der älteren und ältesten Kunst Griechenlands. Bis zu Beginn der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts konnte man die Geschichte der griechischen Kunst in zusammenhängendem Verlaufe nicht über das 6.—7. Jahrh. zurückverfolgen. Einen wichtigen Schritt darüber hinaus führten die 1870 und 1872 veröffentlichten Untersuchungen Conzes über die Anfänge der griechischen Kunst, indem sie zu der nächsten zurückliegenden Stufe, der geometrischen Epoche, den Weg öffneten. Vier Jahre darauf begann Schliemann seine Ausgrabungen in Troia, und seitdem bis heute ist die Geschichte der Entwicklung in großem und einigermaßen geschlossenem Zusammenhange über mehr als tausend Jahre rückwärts gewonnen, geklärt überdies durch das Licht, das die zugleich fortgeschrittene Kenntnis der alten Kunst Ägyptens und des Orients über sie verbreitet hat. Die Vorstellung von der archaischen Kunst war, obwohl manche Einzelfunde, darunter auch Stücke kleinasiatisch-ionischer Skulptur, wie das Harpyienmonument von Xanthos und die Branchidenstatuen vom Didymaion, die Kenntnis bereichert hatten, lange doch wesentlich durch die äginetischen Giebelfiguren bestimmt geblieben. Die Schätzung der Ägineten ist auch jetzt keine geringere geworden, ihr Wert hat sich durch die Vervollständigung der Reste, die die von AFurtwängler im Jahre 1901 neu aufgenommenen Grabungen am Tempel gebracht haben, noch erhöht. Aber sie sind heute nicht mehr die Hauptquelle für unsere Kenntnis der altertümlichen Skulptur, nicht mehr ein Mittelpunkt und Maßstab für deren Beurteilung. Giebelgruppen und ausgedehnte Friese sind aus Athen und Delphoi bekannt geworden, und die Überlieferung von Einzelwerken ist so vermehrt, daß es möglich geworden ist, die nach den verschiedenen Landschaften und Schulen weit verzweigte Ausbildung der archaischen Kunst von den frühen Versuchen bis zu den Stufen der in ihr erreichten Vollendung im mannigfachen Wechsel der Stilarten zu verfolgen. Die neuere Forschung hat sich dieser Epoche mit einer besonderen Vorliebe zugewendet. Sie vermag hier dem Werden und Fortschreiten, der mit jedem Schritte zunehmenden

Sicherheit im Beobachten und Wiedergeben der Formen, der wachsenden Vertrautheit mit dem Materiale und seiner technischen Behandlung, der Ausbildung und Erweiterung der Kunstmittel nachzugehen und diese anziehende Aufgabe mit dem sicheren und verläßlichen Materiale einer ganz aus Originalwerken bestehenden Überlieferung zu verfolgen.

Die Ägineten stehen am Abschlusse des Archaismus und weisen in den entwickelteren Gruppen des Ostgiebels auf die unmittelbar folgende Stufe der Ausbildung eines freieren Schaffens in großem Stile hinüber. Von der Kunst dieser Stufe war nur weniges aus einzelnen, besonderen Richtungen angehörigen Werken bekannt, bis die Ausgrabungen in Olympia in den Giebelfiguren und Metopen des Zeustempels eine große, den allgemeinen Charakter der Epoche vermittelnde Schöpfung wiedergaben. Mit ihr und der stattlichen Reihe altbekannter, in Nachbildungen römischer Zeit erhaltener Statuen, die sich durch stilistische Vergleichung um die Olympiaskulpturen als um einen Mittelpunkt gruppieren ließen, und zu denen aus Delphoi in der Bronzestatue des Wagenlenkers ein Originalwerk von feinster Arbeit hinzutrat, schloß sich die Lücke, die zwischen den Ägineten und den Parthenonskulpturen offen gewesen war. Die Olympiaskulpturen haben auch eine richtigere Beurteilung des Pheidias ermöglicht. Es ließ sich erkennen, daß seine Formengebung dem herben und kräftigen Stile der Olympiawerke noch verwandt gewesen ist, die feine und reiche Marmorausführung der Parthenonskulpturen aber darüber hinaus eine Weiterentwicklung bezeichnet, an der die Schule des Pheidias vorherrschenden Anteil gehabt hat. Die attische Kunst hat in der anschließenden Zeit unter der übermächtigen Wirkung der Parthenonbildkunst gestanden. Wie in den zahlreichen Grab- und Votivreliefs spüren wir diese Wirkung in den seit 1881 durch die Ausgrabung von Epidauros wiedergewonnenen Skulpturen der Giebel und Akroterien des Asklepiostempels, die durch inschriftliches Zeugnis mit der Tätigkeit eines namhaften attischen Meisters aus der 1. Hälfte des 4. Jahrh., des Timotheos, verbunden sind. Diese Werke wieder führen in engem Zusammenhange zu den Newtons Ausgrabungen verdankten Skulpturen vom Mausoleum hin, an denen Timotheos neben Skopas, Leochares und Bryaxis mit gearbeitet hat. In den künstlerisch stärksten aber unter den Mausoleumsreliefs ließ sich die Hand des | Skopas erkennen, nachdem sichere Werke dieses Meisters, der als einer der großen Neuerer führend in der Bewegung der Kunst des 4. Jahrh. gestanden hat, 1879 in den Resten der Giebelgruppen des Athenatempels von Tegea zutage gekommen waren. Zugleich wurde die Kunst des Praxiteles in ihrer hohen Meisterschaft erst wirklich bekannt, als 1877 ein Originalwerk seiner Hand in dem Hermes von Olympia hervortrat. Ergänzend folgten dem Hermes die 1887 in Mantineia aufgefundenen Musenreliefs von der Basis eines praxitelischen Werkes und gaben eine Vorstellung von der gefälligen Anmut, die auch die geringeren Werkstattarbeiten des Meisters auszeichnete, wie sie auch in die kleinen handwerklichen Arbeiten der Zeit übergegangen ist, deren Schönheit die seit 1873 aus den Gräbern von Tanagra wiedergewonnenen zierlichen Terrakottastatuetten kennen lehrten. In zwei hervorragenden Werken sind die verschiedenartigen Richtungen ausgeprägt, die um 300, in der Übergangszeit zum Hellenismus, nebeneinander in Geltung waren: der sog. Alexandersarkophag weist so entschieden auf die feine attische Kunst des 4. Jahrh. zurück, wie sich in der stürmisch bewegten Figur der Nike von Samothrake die hellenistische Kunst ankündigt. Aus dieser aber haben die Ausgrabungen von Pergamon in der Gigantomachie eine höchste Leistung größten Umfanges zurückgebracht, von der aus für die Beurteilung der übrigen hellenistischen Werke die Wege sich öffnen: der Laokoon hat durch die perga-

menische Gigantomachie seinen Platz am Abschlusse der griechischen Kunst erhalten. Die Skulpturenfunde von Pergamon haben aber auch gelehrt, daß das Ansammeln älterer Meisterwerke und ihr Nachbilden durch Kopien im Zusammenhange mit kunstwissenschaftlichen Studien bereits im 2. Jahrh. begonnen hat. So ist auch nach dieser Seite hin der Übergang in die römische Kunst geklärt worden und für die Ausbildung des klassizistischen Stils der augusteischen Zeit das Verständnis erschlossen. Die Kenntnis der römischen Kunst ist durch neue Funde wie namentlich durch neue Forschung bereichert worden, zu der vielfach die Fortschritte der griechischen Kunstgeschichte die Anregung gegeben haben. Ein Beispiel dafür bietet die im wesentlichen EPetersen verdankte Wiedergewinnung der Ara Pacis, die für die augusteische Epoche dieselbe Bedeutung hat wie die Bildwerke vom olympischen Zeustempel, vom Parthenon und vom Mausoleum für das 5. und 4. Jahrh. und die pergamenische Gigantomachie für die hellenistische Zeit. Eine ähnliche Stellung innerhalb der Kunst des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts nehmen die großartigen Monumentalwerke der Traianssäule und der Marcussäule in Rom ein. Sie sind durch genaue und vollständige Publikationen der Kenntnis zugänglicher gemacht, als sie es bisher waren, und dadurch und zugleich durch neue Funde, unter denen die jetzt in Wien befindlichen antoninischen Triumphalreliefs aus Ephesos die Wiederanknüpfung an griechisch-hellenistische Traditionen besonders deutlich überliefern, ist der kunstgeschichtlichen Behandlung auch dieser späten Epoche ein breites und festes Fundament geschaffen worden.

Wie mit der wachsenden Vervollständigung des Materials die Aufgaben und die Behandlung der Kunstgeschichte sich verändert haben, hat RKekule von Stradonitz in einer 1901 gehaltenen Berliner Rektoratsrede über 'Die Vorstellungen von griechischer Kunst und ihre Wandelung im 19. Jahrh.' geschildert, die wir für die vorstehenden Darlegungen in weitem Umfange benutzt haben. Die Antike erscheint uns 'so wenig mehr als das Ideal einer einheitlichen Erscheinung, wie wir der Höchstleistung einer Epoche in dem Sinne, in dem Welcker es von den Parthenonskulpturen meinte, die Bedeutung zuerkennen, der Kunstgeschichte überhaupt den richtigen Maßstab für die Hauptverhältnisse zu geben, an dem alles Übrige zu messen sei. Wir sehen in | der langen, jetzt zusammenhängend vor uns liegenden Überlieferung eine geschlossene, fest in sich gefügte Entwickelung, aber in dieser den Wechsel der Erscheinungen und die reiche Mannigfaltigkeit der Kunstäußerungen. Es zeigt sich uns die geschichtlich notwendige Verschiedenheit der einzelnen Epochen in den einzelnen großen Kunstschöpfungen, in denen wir nicht ein überhaupt Größtes und allgemein Verbindliches, sondern das Beste und Größte erkennen, das die Zeit, in der sie entstanden, in sich barg'. 'Die schlichte und einfache historische Auffassung ist an Stelle der halb historischen, halb ästhetischen getreten.'

Mit dieser Wandelung hängt es zusammen, daß sich die Studien entschiedener, in der letzteren Zeit vorwiegend, nach der formalen Seite hin gewendet haben. Das tritt in der Behandlung der Plastik, in der die erreichten Fortschritte am auffälligsten sind, aber nicht in ihr allein hervor. Die Architekturforschung sucht ihre Aufgabe in der Ermittlung und Darstellung der Geschichte der Bauformen, in der Vasenkunde hat sich die von Gerhard zuerst in Angriff genommene Scheidung der lokal und zeitlich verschiedenen Gattungen auf Grund formal-technischer Beobachtung an dem jetzt so viel reicheren Materiale zur Vollkommenheit ausgebildet, und eine neue Quelle des Wissens von der griechischen Kunst tat sich auf, als man anfing, die zeichnerische Ausführung der Vasenbilder zum Gegenstande besonderer Untersuchung zu machen, und den schon von Winckelmann (CJusti, Winck. III,[2] Lpz. 1898,

347) bemerkten Wert richtig erkannte, den diese mit geringen Mitteln, aber mit erstaunlichem Können rasch und leicht gearbeiteten kleinen Werke als wenn auch noch so bescheidener Ersatz der verlorenen griechischen Malerei für die Kunstgeschichte haben.

II. ARCHITEKTUR

In dem reichen Bilde der Geschichte der griechischen Baukunst steht als bedeutendste und eigenartigste Erscheinung die Schöpfung des Tempels. Wir beschränken die nachfolgende Darstellung der Architektur darauf, die Ausbildung seiner Formen zu verfolgen. In Mykene und Tiryns liegt über dem Megaron ein Tempel, und wahrscheinlich gehen auch die unterhalb des peisistratischen Hekatompedos auf der athenischen Akropolis befindlichen sehr alten Reste auf eine Megaronanlage zurück. Das Gotteshaus ist an die Stelle der Herrscherwohnung getreten und hat auch deren Gestalt bewahrt. In der Tempelcella mit der Vorhalle ist die Form des Megaron erhalten geblieben, und auch Wesentliches am Aufbau und der Bildung der Einzelglieder ist durch die in der Bauweise der vorhistorischen Zeit ausgebildete Technik und Formengestaltung bestimmt worden. Diese vermögen wir heute an erhaltenen Bauwerken tatsächlich bis zu den für die Folge der Entwicklung entscheidenden Anfängen zurückzuverfolgen.

1. In seiner ersten, einfachsten, schon zu festem Typus ausgebildeten Gestalt ist das Megaron in der zweiten Schicht von Troia überliefert, für deren Reste die Datierung in den Anfang des 2., vielleicht noch in das 3. Jahrtausend möglich ist. Es besteht aus einem oder mehreren langgestreckten, schmalen Räumen mit einer Vorhalle. Die Wände, sehr dick, waren aus Lehmziegelfachwerk gebaut, das über einem aus mehreren Quaderlagen errichteten Steinsockel aufging, und an den Stirnenden durch vorgelegte Holzbalken geschützt. Die Seitenwände allein waren die Träger des Daches, dessen Balken mit den Enden auf ihnen aufruhten. Daraus erklärt sich die Schmalheit der Anlage: da Freistützen, die ein Nebeneinanderlegen mehrerer Balken ermöglicht hätten, noch nicht verwendet wurden, war die Breite des Ganzen durch die Länge der Deckbalken bestimmt und eine Ausdehnung der Gebäude nur in der Längsrichtung möglich. Die Vorhalle war nach vorn offen, von hier aus erhielt durch eine Tür der Hauptraum Luft und Licht. Er war daher wenig beleuchtet, und in ihm stand der Herd, von dem der Rauch längs der Wände durch die Eingangstür abzog. Für die Ausbildung einer Innendekoration fehlten demnach alle Voraussetzungen, es haben sich auch keine Spuren einer solchen aufgefunden. Alles ist — und denselben Charakter zeigt die in den zugehörigen Kleinfunden der zweiten Schicht sich äußernde handwerkliche Tätigkeit — in sehr einfacher, in ihrer Art aber fest ausgebildeter Technik auf das praktische Bedürfnis hin gestaltet und eingerichtet, innerhalb sehr bestimmter Grenzen, über die irgendwelches künstlerische Schaffen noch nicht hinausführt. Mit den dicken Wänden und dem Herde im Innern, gegen Luft und Licht möglichst abgeschlossen, zeigt das Haus deutlich den dem nordischen Klima angepaßten Charakter; es darf in ihm der Typus erkannt werden, der in der alteuropäischen Kultur, die in früher Zeit mit einem Zweige in das nördliche Kleinasien Zugang gefunden hat, in allmählichem Werden zu fester Form ausgebildet worden ist. Ein anderer Zweig dieser Kultur hat sich über die griechische Halbinsel verbreitet. Hier finden wir denselben Typus des Megaron wieder, aber in den vorhandenen, am besten und vollständigsten in Tiryns erhaltenen Beispielen nicht auf der gleich alten, sondern auf einer vorgeschrittenen Entwicklungsstufe. Der Fortschritt beruht in der Bereicherung durch Kunstformen: Säule

und Pfeiler sind hinzugetreten. An dem Vorraume sind vorn zwei Säulen eingefügt, und hinter ihm ist ein zweiter Vorraum angegliedert, von dem ersten durch eine freie, mit mehreren Durchgängen offene Stützenwand geschieden. Der Hauptraum mit dem Herde, wie früher durch eine einfache Tür von vorn zugänglich, hat die eingeschlossene Gestalt beibehalten, aber um den Herd stehen vier Säulen, die kaum eine andere Bestimmung gehabt haben können, als eine Überhöhung des Daches zu stützen, durch die der Rauch abziehen konnte und dem Saale mehr Licht und Luft zugeführt wurde. So war die ganze Anlage durch die Verwendung der Freistütze lichter und freier geworden, und mit der Säule ist nun auch eine künstlerische Zutat, die Innendekoration, aufgenommen. Im übrigen ist aber der Grundriß und ebenso der Aufbau aus Lehmziegelfachwerk auf Steinsockel unverändert geblieben. Schon dieser Umstand läßt vermuten, daß das Hinzugetretene von außen gekommen ist. Volle Sicherheit darüber haben die in Kreta gemachten Funde gebracht.

Die Säulenmegara von Tiryns und Mykene rühren aus der durch die 18. ägyptische Dynastie (um 1400) ungefähr bestimmbaren Blütezeit der sog. mykenischen Kunst her; mehrere Jahrhunderte früher, um die Zeit der 12. Dynastie, hat sich auf Kreta eine erste große Kunstblüte entfaltet, und mit ihr ist auch das erste Auftreten der Säule auf griechischem Gebiete verbunden. Die Säule ist in der Architektur der älteren, unmittelbar über den neolithischen Schichten liegenden Anlagen der Herrschersitze von Knossos und Phaistos bereits verwendet worden. Der im Norden zur Ausbildung gekommene Typus des langgestreckten geschlossenen Hauses findet sich hier nicht wieder, das Haus ist, den Bedingungen des südlichen Klimas entsprechend, frei, offen, hallenartig mit hintereinanderliegenden, mehr in die Breite als in die Länge gedehnten Räumen; zu solcher Konstruktion gab die Anwendung der Freistütze in Säulen- und Pfeilerform Anlaß und Möglichkeit, und in den so gestalteten hellen Räumen konnte sich eine Innendekoration entwickeln. Namentlich in Knossos sind zahlreiche Reste von Wandmalerei gefunden, und unter ihnen sind mit Hilfe der Vergleichung mit den bemalten Vasen auch solche aus der älteren Zeit der Palastanlage nachweisbar.

Die kretische Kunst, die wie unvorbereitet plötzlich in die Erscheinung tritt, hat sich unter den von Ägypten, wahrscheinlich auch vom Orient geflossenen Anregungen entfaltet, deren Berührung die Insel durch ihre Lage von allen Stätten des griechischen Gebietes am unmittelbarsten ausgesetzt war. Auch die Verwendung der Säulen- und Pfeilerstütze als struktives Glied hat sie vermutlich von Ägypten empfangen, aber die Form hat sie mit der Eigenart, die in allen ihren Schöpfungen ausgeprägt ist, selbständig und zwar, wie es scheint, aus dem Materiale heraus gebildet. Die Säulen und Pfeiler der kretischen Paläste waren nicht, wie in Ägypten, aus Stein, sondern aus Holz. Daher sind sie selbst — bis auf geringe verkohlte Reste — nicht erhalten; daß und wo sie einst vorhanden waren, ist aber aus den zurückgebliebenen einfachen Steinbasen zu erschließen. Ihre Form ist durch die Darstellungen in Malerei und Relief überliefert. Unten schmaler als oben, erinnert der Schaft an einen mit der Spitze in den Boden eingerammten Pfahl, dessen als Tragfläche nach oben gestelltes dickeres Ende durch ein wulst- oder ringförmiges Kapitell noch ein verbreitertes Auflager erhalten hat. Die von JDurm (ÖsterJahrh. X [1907] 41) geäußerte Annahme, die Säule sei in diesem Materiale und in dieser nach unten verjüngten Form nur als Gerätstütze oder sonst als kleineres tektonisches Glied verwendet worden, läßt sich mit den erhaltenen Darstellungen von wirklichen Baulichkeiten nicht vereinigen. Das Maß der Verjüngung nach unten wird im Verlaufe der Zeit nicht immer dasselbe geblieben, auch im einzelnen Falle von dem verwendeten Holz-

stamme abhängig und je nach der Verarbeitung verschieden gewesen sein, so daß der Schaft, wie z. B. an der auf dem Löwentore von Mykene in Stein dargestellten Säule, der zylindrischen Form nahe- oder gleichkommen konnte. Das Kapitell ist als einfacher oder gedoppelter Wulst mit einer Einziehung gebildet. Die Fläche und Gliederung bot Anlaß zu ornamentaler Ausstattung, die auch auf den Schaft ausgedehnt wurde. Sie konnte in Bemalung oder in einem aus festem Stoffe gebildeten Mantel bestehen. Das Schmuckbedürfnis und die freieste Verwendung der dekorativen Motive sind bezeichnende Züge der kretischen Kunst.

So ausgebildet ist die Säule und mit ihr die Innendekoration von Kreta nach der griechischen Halbinsel gelangt und in das Megaron eingefügt worden, das nun, wie in Tiryns, in seinem vorderen Teile den kretischen Hallencharakter erhielt, in seinem Grundtypus aber unverändert blieb.

Die Konstruktion der Megara und den Zusammenhang mit dem Tempel hat WDörpfeld in seiner grundlegenden Behandlung in HSchliemanns Tiryns, Lpz. 1886, dargelegt. Über die troianischen Megara s. WDörpfeld, Troia und Ilion I, Athen 1902, 80ff., über die kretischen Paläste FNoack, Hom. Paläste, Lpz. 1903; Ovalhaus und Palast in Kreta, Lpz. 1908. WDörpfeld, AthMitt. XXX (1905) 257ff. XXXII (1907) 576ff. DMackenzie, Annual XIV (1907–08) 343ff. Im übrigen kann hier wie für alles Folgende auf die ausführlichen Angaben im Literaturnachweise zu Michaelis' Hdb. 1911 verwiesen werden. Über die Wanddekorationen von Knossos vgl. den Abschnitt Malerei.

2. Aus dem Megaron ist in der Folgezeit der Tempel hervorgegangen. Für kleinere Heiligtümer blieb die einfache Form des gestreckten Raumes mit der Vorhalle bestehen, und sie ist auch für Gebäude anderer Bestimmung, wie für die seit dem 7. Jahrh. nachweisbaren und im 6. Jahrh. zahlreich gebauten Schatzhäuser, sowie, im Oecus mit der Prostas noch bis in die hellenistische Zeit erkennbar (ThWiegand, ArchJahrb. XIV [1899] Anz. S. 183. Priene, Berl. 1904, 285ff.), für den Hauptteil der Wohnungsanlage bewahrt geblieben. In den größeren Heiligtümern bildete sie den Kern des Gebäudes und wurde, nicht ohne daß sich die hinten geschlossene Form daneben behauptet hätte, zu der symmetrischen Gestalt mit dem dem Pronaos gleichartig gestalteten Opisthodomos ausgebildet, im Zusammenhange mit dem neu hinzutretenden Teile des ringsherumgeführten Säulenkranzes. Dessen äußere Beziehung und Verbindung mit der Cella ist, wie deren Gliederung selbst, anfangs Schwankungen und Unregelmäßigkeiten unterworfen gewesen, die wir am deutlichsten aus den Tempeln der dorischen und achäischen Kolonien in Sizilien und Unteritalien, an denen sie von RKoldewey und OPuchstein (Die griech. Tempel in Unteritalien u. Sizil., Berl. 1899) nachgewiesen sind, kennenlernen, bis sich die feste achsiale Gliederung aller Teile untereinander zu allgemeiner Geltung durchsetzte. Ein frühes und erstes Beispiel hierfür bietet das Heraion von Olympia. Mit dem schon regelmäßigen Grundrisse aber zeigt dieser Tempel in seinem ältesten Aufbau noch ein völliges Festhalten an der Bauweise der 'mykenischen' Megara. Wie bei diesen waren die Wände aus Lehmziegelfachwerk gebaut über einem durch Orthostaten (hochkantig gestellte Platten) verkleideten Sockel, und die Säulen des Umganges und des Naos waren ursprünglich aus Holz, wie das Gebälk, das sie trugen, bevor sie nach und nach durch steinerne ersetzt wurden. Die mykenischen Megara hatten ein flaches Dach, ebenso vielleicht auch in seiner ersten Gestaltung das Heraion; aber sein erhaltenes Tonakroter rührt von einem Giebeldache her.

In der Schöpfung des Giebeldaches wie in der Peripteralanlage ist die Zeit, die aus | dem Megaron den Tempel gestaltete, zu einer großen entscheidenden Neuerung gelangt; mit ihr verband sich die Anwendung des gebrannten Tones, den die 'mykenische' Zeit, zu wie hoher Entwicklung auch die Keramik in ihr gebracht war, zu

Architekturzwecken nicht gebraucht hat. Die Schöpfung des Giebeldaches galt, wie wir aus Pindar (Ol. XIII 21) hören, als eine der Ruhmestaten der Korinther, und Korinth war zugleich in jenen Zeiten die Stätte einer blühenden Tonindustrie. Die Verwendung des gebrannten Tones führt auf Holzkonstruktion des Giebeldaches, er war das geeignetste Material, um die den Schäden der Witterung am meisten ausgesetzten obersten Teile des Gebäudes zu schützen. Er war zugleich das billigste Material. Reiche Stoffe, wie sich deren die kretische und mykenische Kunst zu schmückender und schützender Verkleidung der Bauteile bedient hatte, standen dieser Zeit nicht zu Gebote. Nicht die Dekoration, sondern die Gliederung der Formen und ihre einfache, aus dem Materiale und Zwecke abgeleitete Bildung gab dem Neugebilde des Tempels das Gepräge. Darin drückte sich der Charakter der geometrischen Epoche aus, innerhalb deren der Tempel diese Ausbildung erfahren hat, wie auch das Giebelakroter des Heraions von Olympia mit seiner noch in geometrischen Mustern protokorinthischen Stiles ausgeführten Bemalung erkennen läßt.

Vgl. OBenndorf, ÖsterJahrh. II (1899) 1ff. An dem 1897/99 ausgegrabenen Tempel von Thermos in Ätolien haben wir ein lehrreiches Beispiel für das Festhalten der alten Bauart noch in archaischer Zeit. Einem in der geometrischen Epoche errichteten Tempel, von dem nur Mauerreste des Fundaments erhalten sind, ist im beginnenden 6. Jahrh. ein Bau noch aus Holz und Lehmziegeln gefolgt, an dem außer dem Schmucke und Belage des Daches auch die Geisa und die Metopen aus gebranntem Tone waren. Die Stilformen weisen hier bestimmt auf korinthischen Ursprung hin. Ant. Denkm. d. Inst. II (1908) Taf. XLIX–LIII.

3. Wie früh sich der Übergang zum vollständigen Steinbau des Tempels vollzogen hat, läßt sich nicht bestimmt sagen. Die erhaltenen ältesten Steintempel, unter denen die in Sizilien an Zahl und guter Erhaltung hervorragen, reichen, wie es scheint, in das 7. Jahrh. hinauf. Sie geben uns die erste vollständige Überlieferung über den ausgebildeten dorischen Stil. Die Formen sind nicht neu geschaffen, sondern aus der alten Bauweise auf das neue Material übertragen und in ihm weitergebildet, so wie auch in der zur selben Zeit entwickelten Stein- und Marmorskulptur die Behandlungsweise der Formen in vielem auf die vorher und gleichzeitig geübte Holzschnitzerei hinführt.

Einzelglieder, die in der alten Fachwerkkonstruktion materiell notwendige Bestandteile, für den Steinbau aber entbehrlich und bedeutungslos waren, sind gleichwohl in diesem fortgeführt worden. So die untere Quaderschicht der Wände, die von der Lehmmauer die Erdnässe abhalten sollte; sie ist in der Orthostatenschicht der massiven Quaderwand bewahrt worden, und späterhin ist aus ihr das in der jüngeren Architektur beliebte und dekorativ ausgestaltete selbständige Sockelglied hervorgegangen. Ebenso die als Schutz und Stütze dem Ende der Lehmwand vorgelegte Holzbalkenreihe, die in der Ante der Steinwand weiterlebt. Auch die als Schutz für das Holzdach erfundene Terrakottaverkleidung ist auf das Steindach übertragen und hier nun als reiner Schmuck weiterverwendet worden.

Auch die Einzelgliederung des Gebälkes mit den Dreischlitzen, Tropfenleisten und Hängeplatten scheint, in ihren Formen und in ihrer Zusammensetzung auf das Balken-, Sparren- und Lattenwerk zurückführend, ihren Ursprung aus dem rein Zwecklichen und Materiellen bewahrt zu haben (FNoack, NJahrb. I [1898] 569ff. 655ff.). Doch gilt die Ableitung dieser Teile aus der Holzkonstruktion nicht für völlig gesichert. Die kretisch-mykenische Kunst bietet in einem freilich immer frei verwendeten, an keine bestimmte Stelle im Baukörper gebundenen Felderornamente ein Motiv, das, dem Triglyphon äußerlich ähnlich, vielfach (zuletzt von AFurtwängler, Deutsche Rundschau 1908, 370ff.) als Vorbild für dieses angenommen ist, und am Tempel von Thermos war gerade in Verbindung mit dem Holzbau das Triglyphon wahrscheinlich

in allen seinen Teilen aus Ton gebildet und so allerdings wie eine Schmuckwand dem vermutlich aus Lehmziegeln über dem Holzarchitrav aufgemauerten Wandstücke vorgelegt. |

Unter dem von den Steinbauten in Olympia, Sizilien und Unteritalien reichlich erhaltenen Terrakottaschmucke sind besonders charakteristische Stücke die kastenförmigen, zur Verkleidung der Steingeisa verwendeten Tonplatten, deren Gebrauch nicht anders als aus den Bedingungen des ursprünglichen Holzbaues zu erklären ist. Aus korinthischem Kunstkreise dagegen ist diese Art der Verkleidung mit Kastenstücken nicht bekannt: in Thermos ist das Hauptgesims durch ganz aus Ton gefertigte Geisa gebildet (41. Berl. Winckelmannspr. 1881. RBorrmann, Handb. d. Arch. I, Bd. IV Keramik, Stuttg. 1897. HKoch, Dachterrakotten aus Campanien, Berl. 1912).

4. Mit dem Holzgebälk waren für den dorischen Tempel der geometrischen Epoche auch Holzsäulen noch in Gebrauch. Ob noch in der nach unten verjüngten Form, können wir nicht wissen. Jedenfalls war für die Steinsäule, da sie nicht aus einem Stücke, sondern aus übereinandergesetzten Trommeln gebildet wurde, der Standfestigkeit wegen die Verjüngung nach oben das Zweckmäßige. Die steinerne Basis, die die kretisch-mykenische Holzsäule gehabt hatte, war für die Steinsäule entbehrlich. Unmittelbar über dem Stylobat steigt der Schaft in die Höhe, in scharf zusammenstoßenden Kannelüren abgekantet, deren Zahl mit der Zeit von 16 auf 20 anwächst. Wenn sie, wie man meint, ein Erbe der mykenischen Zeit sind, so zeigen sie, daß aus der Fülle der Schmuckmotive das einfachste und zwar das einzige nicht als reines Verkleidungsmotiv verwendete festgehalten ist. Dieselbe auf möglichste Schlichtheit und einfache Zweckmäßigkeit gerichtete Tendenz kommt im Kapitell zum Ausdruck. Nur das zum Tragen Nötige, der breit ausgebauchte Wulst mit der Tragplatte darüber, ist geblieben, und der Wulst ist, wie der Schaft, ohne Ornamentbekleidung. Wie diese Bildung durch zunehmende Vereinfachung aus dem mykenischen Kapitell herausgestaltet ist, ist an Übergangsformen, wie sie OPuchstein, Das ionische Kapitell, 47. Berl. Winckelmannspr. 1887, an Kapitellen namentlich aus Paestum nachgewiesen hat, erkennbar geblieben. Hier sind in der mit ansteigenden Blättern besetzten Hohlkehle zwischen Schaft und Echinus, dem Rundstabe darüber und dem Zierbande am unteren Ansatze des Wulstes alte Schmuckelemente bewahrt. Aber diese Form erschien auf die Dauer zu reich. Die Kehle schrumpfte zusammen und verschwand schließlich ganz, und das Zierband und der Rundstab wurden zu eingeschnittenen Schnüren oder Ringen (annuli), die den Echinus am Ansatze seiner Ausladung fest zusammenfassen.

In der allmählichen Ausbildung, in der die dorische Säule durch die anfänglichen Schwankungen und Versuche hindurch ihre abschließende und mustergültige Form erhalten hat, ist das, was in ihr von vornherein enthalten ist, und worin sie sich von ihrem Urbilde, der kretisch-mykenischen Säule, am charakteristischsten unterscheidet, immer deutlicher zum Ausdruck gekommen: ihre funktionelle Bedeutung als tragendes Glied. Die Kunst, die sie gebildet hat, gab sich von allem und jedem Rechenschaft, sie verzichtete auf das lediglich schmückende und unnötige Beiwerk, um die Kraftäußerung der Säule um so reiner zu zeigen, und suchte in ihrer Form vor allem die Aufgabe zu verdeutlichen, die die Säule als struktives Einzelglied für das Ganze des Baues zu leisten hat. Wie in allem so können wir auch in der Lösung dieser Aufgabe eine Entwicklung beobachten. In den ältesten Steintempeln sind alle Teile des Baues überaus massig und wuchtig gebildet. Namentlich das Gebälk, die Architrave, der Triglyphenfries und die weit vorladenden Geisa sind von ungeheurer Größe, Dicke und Schwere. Sie lasten auf den Säulen, und dieses von oben drückende Lasten kommt in der wie breit nach außen herausgedrängten Masse der sehr wulstig geformten

Kapitelle und noch einmal weiter unten am Schafte in der Ausbauchung unterhalb der Mitte, in der Entasis, zum Ausdruck. Die Säulen sind kurz und gedrungen, sie stehen mit ihrem unteren Schaftende fest wie in den Boden eingewurzelt: man sieht hier, was das Aufgeben der mykenischen Basis ausmachte. Die gleichzeitige dorische Plastik hat die menschlichen Figuren ähnlich gebildet: eine Statue wie die in Delphoi gefundene des Polymedes von Argos (s. u. S. 155) ist in ihren Formen und in der besonderen Festigkeit des dem allgemein archaischen Stellungsmotive entsprechend gebildeten Standes, in dem die Füße wie in den Boden eingewachsen stehen, das rechte Gegenbild zu den altdorischen Säulen. |

Um 500 ist der dorische Baustil zu seiner Reife und zu der kanonischen Ausbildung gelangt, die den früheren Schwankungen und Unregelmäßigkeiten in der Gestaltung der Cella und ihrem Verhältnisse zum Säulenumgange, wie in der Beziehung der einzelnen Teile untereinander, namentlich der Ecktriglyphen zu den Ecksäulen, ein Ziel setzte (RKoldewey u. OPuchstein, Gr. Temp. in Unterital. u. Siz., Berl. 1899, 194 ff.). Im Zusammenhange mit der Gesamtentwicklung der künstlerischen Formensprache hat sich auch der Formencharakter des Tempels gewandelt. Die Gebälke sind nicht mehr so wuchtig und schwer gebildet, wie in der älteren Zeit, und die Säulen haben eine schlankere, leichtere Gestalt erhalten; der massige, weit ausgebauchte Echinus der Kapitelle ist verschwunden und eine knappe, straffe Form an die Stelle getreten. Es ist nicht mehr die von oben drückende Last, die den Eindruck bestimmt, sondern alles scheint in die Höhe zu streben in freier Kraftentfaltung und Anspannung, die nun in den Säulen von unten nach oben sich entwickelt und in der elastischen Schwellung der Entasis, in dem steilen Aufsteigen der scharfen Kannelüren und in dem gespannt nach aufwärts gerichteten Stützgliede des Kapitells zu lebendigstem Ausdruck kommt. Diese Formenbildung tritt schon an den Tempeln von Aigina und Olympia hervor, sie erscheint an den Bauten der perikleischen Epoche, am Parthenon und sog. Theseion, in höchster Vollendung. Gleichzeitig mit dem Eintreten dieser Neuentwicklung, in der sozusagen das Standmotiv der Säule ein anderes geworden ist, hat die plastische Kunst in der Darstellung der stehenden Figur den Fortschritt zur Entlastung des einen Beines gemacht und das neue Ponderationsmotiv geschaffen, in dem die Gestalt nicht weniger fest als in dem archaischen Standschema, aber in lebendiger Kraft bewegt freier dastehend erscheint. Damit war die Darstellung der rhythmischen Gliederung aufgenommen, die zugleich auf eine feinere Ausbildung der Proportionen hinführte. Der Parthenon in dem Gleichmaße und der harmonischen Abstufung seiner Verhältnisse zeigt, wie vollen Anteil die Baukunst an diesen Bestrebungen gehabt hat.

Die vollständigste Zusammenstellung der erhaltenen dorischen Bauten und eine ausführliche Darlegung des Systems und der Entwicklung ist im VII. Bande von GPerrot-ChChipiez, Histoire de l'art, Paris 1898, gegeben.

5. Mit der Schöpfung der dorischen Säule hat die im Nordisch-Geometrischen wurzelnde Kunst ihre erste große künstlerische Tat vollbracht, in langer unablässiger Arbeit, die aus der kretisch-mykenischen Säule ein neues organisches Gebilde hat erstehen lassen. Auch die übrigen in der archaischen Zeit entstandenen Säulenformen sind, wie es scheint, aus der kretisch-mykenischen Kunst hervorgegangen, nur sind ganz andere Bedingungen wirksam gewesen. Zunächst werden wir die e t r u s k i s c h e S ä u l e aus diesem Zusammenhange verstehen dürfen. Wenn die Etrusker, wie es durch die neuere Forschung immer wahrscheinlicher geworden ist, als ein Zweig der an der kretisch-mykenischen Kultur beteiligten Stämme in den Zeiten der Wanderungen vom Osten in ihre italischen Wohnsitze gekommen sind, so werden sie die

Säulenform aus der Heimat mitgebracht haben. Die Ähnlichkeit mit der dorischen Säule, aus der man früher die etruskische abgeleitet hat, besteht nur insofern, als die gleichen Urelemente in ihr enthalten sind. Diese sind hier aber nicht, wie in der dorischen Säule, zu einer eigenartigen Neuschöpfung fortentwickelt. Mit dem ausdruckslosen Wulstkapitell, dem glatten, meist unverjüngten Schafte und der Basis erscheint sie wie eine im Alten steckengebliebene Bildung, an der nur von außen hinzugetretene Einflüsse für den Gesamtcharakter unwesentliche dekorative Veränderungen herbeigeführt haben, wie denn für die Form der Basis orientalische Muster verwendet worden sind.

Demgegenüber offenbart sich in der ionischen Säule wiederum die schöpferische Kraft der griechischen Kunst. Die im ionisch-kleinasiatischen Gebiete gefundenen archaischen Vasen und sonstigen Reste der Kleinkunst geben von einem Wiederaufleben mykenischer Formen, in dem ein ununterbrochener, durch das Eintreten der hier nicht bodenständigen geometrischen Kunst nur vorübergehend zurückgedrängter Zusammenhang erkennbar scheint, und zugleich von einem starken Neueindringen orientalischer und ägyptischer Einflüsse Zeugnis und zeigen eine leicht und frei schaffende Kunst von ausgesprochen dekorativer Richtung. Alles das kommt in der ionischen Säule zu besonders charakteristischem Ausdruck. Ägyptische Motive sind in ihr nachgewiesen, aber in ihrer Gesamtgestaltung erscheint sie weniger wie nach ägyptischem Vorbilde neu geschaffen, als wie eine mit fremden Elementen bereicherte Weiterbildung der kretisch-mykenischen Säule. Auf diese führt namentlich der Umstand zurück, daß das Kapitell aus zwei ursprünglich voneinander unabhängigen Teilen besteht, deren unterer, mit dem Schafte verbundener von vornherein seine, wenn auch ornamental verschieden variierte, feste Form hat und in dieser als ring- oder polsterartiger Wulst gebildeten Form an das Hauptglied des kretisch-mykenischen Kapitells erinnert, während der obere aufgesetzte Volutenteil erst nach längeren Versuchen mit mannigfach wechselnden Motiven seine bleibende Ausgestaltung erhalten hat. Er kennzeichnet sich als Zutat, von der abgesehen die Säule mit dem Wulstkapitell, dem Schafte und der Basis die Elemente der kretisch-mykenischen Säule enthielt. Wenn sie etwa auf diese beschränkt und so der noch nicht völlig ausgebildeten dorischen Säule ähnlich — ein Entwicklungsstadium, in dem die etruskische Säule stehenblieb — zuerst in Kleinasien verwendet worden ist, so würde sich die sonst schwer verständliche Nachricht des Vitruv (IV 1, 5) von dem angeblich dorischen Stile des Panionion erklären. Die erhaltenen Beispiele, aus denen wir die verschiedenartigen ersten Versuche der Formengestaltung des Kapitells kennenlernen, rühren größtenteils nicht aus der Architektur, sondern von säulenförmig gebildeten Trägern von Weihgeschenken her. Sie zeigen ein Nebeneinander von Bildungen, in denen bald mehr das Ornamentale, bald mehr das Konstruktive vorwiegt. An Kapitellen aus dem äolischen Gebiete, von Lesbos, erscheint der Aufsatz als rein ornamentale Bekrönung in Form einer stilisierten Lilien- oder Irisblüte, die sich mit breiten, gemeinsam von unten aufwachsenden Volutenblättern entfaltet (RKoldewey, Neandria, 51. Berl. Winckelmannspr. 1891). Diese Form hat umgestaltet in den korinthisierenden Pfeilerkapitellen sehr lange fortgelebt und scheint auch dem Motive der Helikes des korinthischen Säulenkapitells zugrunde zu liegen. Eine andere Form aus ungefähr gleich früher Zeit ist von Naxos bekannt. An dem Kapitell der Säule der von den Naxiern in Delphoi geweihten Sphinx (Perrot VII [1898] 362, Taf. LIV. ThHomolle, Fouilles de Delphes IV [1904] 1, 41 ff.) liegt über dem hier sehr wulstig und breit gebildeten Blattkyma als Aufsatz eine an den Enden eingerollte Platte, die als Träger wohl geeignet erscheint. Von vorn gesehen stellt sie sich wie ein lang-

gezogener gerader Steg mit großen Spiralen dar und gleicht in dieser Form äußerlich einem aus der mykenischen Ornamentik vererbten und wie auf griechischen Vasen, so auch in der phönikischen Kunst verwendeten Ornamente, von dessen ursprünglich pflanzlichem Charakter, der freilich durch die geometrische Umbildung fast ganz verwischt ist, eine Erinnerung und Andeutung in den kleinen Palmetten der Volutenzwickel zurückgeblieben scheint. Die beiden aus Lesbos und Naxos überlieferten Formen bringen deutlich vor Augen, wie in der früharchaischen Zeit die Versuche an den einzelnen Kunststätten in bestimmt ausgeprägtem Lokalcharakter auseinandertreten. Die in Athen eingedrungene ionische Kunst hat in einer Anzahl von Kapitellen säulenförmiger Postamente sehr verschiedenartige Bildungen zurückgelassen (Perrot VII, Taf. LIII. GKawerau, ArchJahrb. XXII [1907] 197 ff.). An einem dieser Stücke und an einem sehr verwandten aus Delos ist das Blattkyma ganz weggelassen und unmittelbar auf den runden Schaft wie ein Sattelholz ein viereckiges, seitlich abgerundetes Trägerstück aufgelegt, das in seiner Form dem Aufsatze des naxischen Kapitells am meisten ähnlich ist, dagegen in der an den Längsflächen aufgemalten Dekoration von unten sich entfaltenden und eine Blüte einschließenden Voluten das Motiv der Kapitellbekrönungen von Neandria wiederholt. In anderer Weise erscheinen die beiden Elemente wie miteinander vermischt an einem Kapitell, an dem die Voluten, hier mehr der naxischen Form sich nähernd, nicht von unten aufsteigend, sondern mit gerade liegenden Stegen gebildet sind, die aber, in der Mitte unterbrochen, einer Palmette Platz lassen. Wieder an einem anderen Kapitell ist die Mittelpalmette ganz verschwunden und die Stege sind vereinigt, jedoch nicht in der starren geraden Form, die sie in Naxos hatten, sondern mit einer unteren Schwellung, deren Bogen deutlich auf die ursprüngliche Vereinigung der Voluten an einem Mittelkelche zurückweist, zugleich aber durch seinen elastischen Schwung die funktionelle Fähigkeit und Kraft dieses Gliedes zum Ausdruck bringt. Hiermit war die Lösung des Problems gewonnen. Die Säulen des zu Kroisos' Zeit, gegen 550, gebauten Artemision von Ephesos (Perrot VII 610, Taf. X; vgl. Forschungen in Ephesos I, Wien 1906, 232 ff.) haben diese Kapitellform, die, wohl im einzelnen modifiziert und weitergebildet, als vollendeter Typus durch die Blütezeit der griechischen Kunst sich behauptet hat.

Die Entwicklungsgeschichte der ionischen Kapitellform zu verfolgen, ist erst durch die Funde der letzteren Zeit möglich geworden und zuerst von OPuchstein im 47. Berl. Winckelmannspr. 1887 unternommen worden. Die neueren Behandlungen gehen in der Auffassung und Erklärung der Einzelformen auseinander, je nachdem auf das Konstruktive des Sattelholzes oder das Ornamentale des Blumen- oder Spiralenaufsatzes mehr Gewicht gelegt ist. Vgl. JDurm, Baukunst d. Gr., [3]Lpz. 1910, 245. MvGroote, Entstehung d. ion. Kapitells, Straßb. 1905. OPuchstein, Die ion. Säule als klass. Bauglied orientalischer Herkunft, Lpz. 1907. RvLichtenberg, Die ion. Säule als klass. Bauglied rein hellenistischem Geiste entwachsen, Lpz. 1907. GKawerau, ArchJahrb. XXII (1907) 197 ff. AFurtwängler, Deutsche Rundschau 1908, 370 ff. HThiersch, Ztschr. für Gesch. d. Architektur I (1908) 256 ff.

6. Die reiche dekorative Ausstattung wurde wie dem Kopfstücke so den übrigen Teilen der ionischen Säule zuteil. Gleich dem Kapitell ist auch die Basis zu einem Doppelgliede erweitert worden. Für das untere wurde die Form des Trochilos, einer in der Mitte geschweift eingezogenen, mit Rundstäbchen umzogenen Scheibe, ausgebildet, in dem oberen wurde das Wulstglied des Kapitells gewissermaßen wiederholt in der Form eines Polsters (Torus), dessen Fläche in der archaischen Zeit mit Horizontalfurchen belebt wurde. Der Schaft, schlank und fast ohne Verjüngung aufsteigend, erhielt durch halbrund gehöhlte und mit schmalen Stegen voneinander getrennte Vertikalfurchen eine gegenüber der Kannelierung der dorischen Säule viel lebhaftere Gliederung, die, rein dekorativ, auch ein teilweises Umkleiden mit einem

Schmuckmantel gestattete, wie ein solcher an den Säulen vom ephesischen Artemision am unteren Teile, an den jüngeren von Lokroi (Perrot VII [1898] 629) als oberer Halsstreifen angebracht ist. Durch alle Teile aber ging, im Gegensatze zum dorischen Stile, die Tendenz, den Körper des Baues, Material und Struktur, hinter der Dekoration zurücktreten zu lassen oder doch erst im Zusammenhange mit ihr und durch sie zur Wirkung zu bringen, wie dieselbe Richtung die archaische ionische Skulptur in der Darstellung der bekleideten Gestalt, am auffälligsten in der eleganten Gewandbehandlung der entwickelten Inselkunst befolgt zeigt. In dem Faszienschnitte des wie aus drei Lagen geschichteten Epistyls und in dem Zahnschnitte unter dem weit vorspringenden Geison tritt eine ursprüngliche Holzkonstruktion zutage, die in den Aufbauten lykischer Gräber deutlich bewahrt erscheint. Wir sind gewohnt, uns dazwischen an der Stelle, die im dorischen Tempel das Triglyphon einnahm, den Fries zu denken. Aber bezeugt ist er aus älteren Bauten nicht an dem über Säulen stehenden Gebälk, sondern nur über geschlossenen Wänden, so am Harpyienmonument von Xanthos und an dem sog. Knidierschatzhause in Delphoi, wo er allerdings in die Gebälkgliederung über dem hier glatten Epistyl eingefügt ist. Dagegen sind uns aus späterer Zeit, am Athena- und Asklepiostempel von Priene, Beispiele für ein friesloses, nur aus Epistyl und Zahnschnittgeison bestehendes Gebälk erhalten, und wahrscheinlich dürfen wir von hier auf die alte ursprüngliche Konstruktion zurückschließen, mit der es zusammenstimmt, daß im ionischen Bau die innere Felderdecke tiefer als im dorischen, unmittelbar auf dem Epistyl aufliegt (Michaelis' Hdb. 136). | So stellt sich der ionische Fries im Gegensatze zu dem aus der Konstruktion entwickelten dorischen Triglyphon als eine dekorative Bereicherung dar, deren Anwendung an keine feste Regel gebunden war.

Über die Entwicklung des Frieses s. HThiersch, ÖsterJahrh. XI (1908) 47ff., über das frieslose Gebälk am Athenatempel in Priene zuletzt AvGerkan, AthMitt. XLIII (1918) 165ff.

7. Die erhaltenen Reste altionischer Architektur rühren von Marmorbauten her. Im östlichen Gebiete ist man schneller zur Verwendung des neuen Materials übergegangen als auf der Halbinsel und in den westlichen Kolonien. Der dorische Stil hat für alle eigentlich struktiven Teile des Baues lange am einheimischen Kalksteine (Poros) festgehalten und sich des fremden kostbaren Marmors anfangs nur für die Teile bedient, die auch am Steinbau aus anderem Materiale gebildet waren: zunächst ist der Marmor als Ersatz für den gebrannten Ton eingetreten. Ein frühes Beispiel dafür bietet der alte Hekatompedos auf der Akropolis von Athen, ein Porosbau, noch mit Porosskulpturen in den Giebeln, an dem aber ein Teil der Metopen, das Kranzgesims der Sima und aller Wahrscheinlichkeit nach auch die Ziegeldeckung in Marmor ausgeführt waren. Für die damaligen athenischen Verhältnisse war dieses ein Prachtbau sondergleichen, aber in ungefähr derselben, jedenfalls nur wenig späteren Zeit erhielt im Osten das große Artemision von Ephesos schon einen Säulenkranz aus Marmor. Dem ist der Westen erst viel später nachgefolgt. An dem Neubau, durch den der alte athenische Hekatompedos einige Jahrzehnte nach seiner Erbauung vergrößert wurde, war die Ausstattung mit marmornem Bildschmucke schon ein bedeutender Aufwand, die Säulen waren noch aus Kalkstein, wie ebenso etwas später auch noch am Aphaiatempel von Aigina und am Zeustempel von Olympia. Dagegen haben die Athener in der letzten Zeit vor den Perserkriegen einige kleinere Bauwerke, wie die älteren Propyläen der Akropolis, die ionische Halle und das Schatzhaus in Delphoi ganz aus Marmor gebaut, und auch für den großen vorpersischen Parthenon waren Marmorsäulen vorgesehen. Aber zur eigentlichen Herrschaft ist der vollständige Marmorbau im Mutterlande erst mit der perikleischen Epoche, außerhalb Athens erst seit dem Beginne des 4. Jahrh. gelangt.

Die von Pausanias (V 10, 3) mitgeteilte Inschrift nennt Byzes von Naxos als Erfinder der Marmorziegel, und ein auf der athenischen Akropolis aufgefundener Dachziegel aus naxischem Marmor von sehr altertümlicher, einfacher Form (BSauer, AthMitt. XVII [1892] 41. 77f. ThWiegand, Arch. Porosarchitektur der Akrop., Cassel u. Lpz. 1904, 180 Abb. 188) scheint seinem Werkzeichen Bυ zufolge aus der Werkstatt des Byzes herzurühren. Dessen Tätigkeit, von dem Gewährsmanne des Pausanias in die Zeit des Alyattes angesetzt, kann wohl noch in das Ende des 7. Jahrh. hinaufreichen. — Über die Verwendung des Marmors in den athenischen Bauwerken der vorpersischen Zeit s. WDörpfeld, AthMitt. XXVII (1902) 404. Am spätesten und sparsamsten hat der Marmor in der dorischen Architektur Siziliens und Unteritaliens Aufnahme gefunden. Ein merkwürdiges Beispiel bietet aus der 1. Hälfte des 5. Jahrh. das Heraion von Selinunt mit seinen aus Kalkstein gearbeiteten Metopen, an denen die nackten Teile der weiblichen Figuren aus Marmor angesetzt sind. Im Peloponnes war der erste große, ganz in Marmor aufgeführte Tempel der zu Anfang des 4. Jahrh. neugebaute Athenatempel des Skopas in Tegea.

8. Mit der Aufnahme des Marmormaterials war ein Wechsel in der farbigen Ausstattung der Dekoration verbunden. Diese wird in der kretisch-mykenischen Kunst vermutlich sehr frei und verschiedenartig behandelt gewesen sein. Sobald aber, in der geometrischen Epoche, der gebrannte Ton als Baumaterial Aufnahme gefunden hatte, war ihrer Ausführung eine bestimmte Richtung gegeben durch die in der Keramik ausgebildete und altbewährte sog. Firnismalerei in Schwarz, Gelblichweiß und Braunrot. Diese Farbentöne standen technisch und traditionell für die Terrakottaverkleidungen und Bekrönungen, darüber hinaus auch für den Schmuck der Metopen fest, wo diese, wie am Tempel von Thermos (Ant. Denkm. des Inst. II [1908] Taf. 49ff.), aus Tonplatten eingefügt waren. So wurde durch sie als durch einen von vornherein gegebenen und unabänderlichen Ausgangspunkt der farbige Charakter überhaupt bestimmt, und es mußte sich hiernach auch die Bemalung, soweit sie auf die in Stein ausgeführten Teile sich ausdehnte, richten. Tatsächlich haben sich an den Steingliedern, z.B. an den unter dem sog. Sikyonierschatzhause von Delphoi gefundenen Metopenreliefs, Reste dieser Farben erhalten. Das Bild der alten dorischen Kalksteintempel mit ihren wuchtigen Formen und schweren Verhältnissen gewinnt erst sein volles und wahres Leben, wenn wir uns an den Gebälken über den Säulen diese ernste und harte Polychromie hinzudenken, die in ihrer Einfachheit und Strenge wie aus dem Stile der Architektur selbst heraus entwickelt und mit ihr harmonisch zusammengewachsen erscheint. Mit der Einführung des Marmors, der den Terrakottaschmuck verdrängte, blieb das Prinzip der Ausstattung in drei Tönen bewahrt, aber für die drei Töne kamen, den anderen technischen Bedingungen des Marmormaterials entsprechend, andere Farben zur Anwendung, und an die Stelle des dunklen Farbenbildes trat ein neues von leuchtender Buntwirkung. Statt des stumpfen, gelblich-weißen Überzuges, dessen man sich in der Terrakottamalerei zur Grundierung bedient hatte, bot der Marmor selbst die glänzendste weiße Fläche dar; an Stelle des Firnisschwarz trat ein Kupferblau, und ein strahlendes Rot hielt diesem das Gegengewicht. Wo es galt, für eine gegen Witterungseinflüsse so unverwüstliche Dekoration, wie die gebrannte Tonmalerei, Ersatz zu schaffen, war Dauerhaftigkeit des Farbenauftrags ein erstes Erfordernis. Sie wurde, wenn auch nicht in gleich hohem Maße, durch Anwendung des enkaustischen Verfahrens erreicht, dessen Aufkommen, soweit bisher erweislich, mit der Ingebrauchnahme des Marmors verbunden ist. Wie vorher das Terrakottawerk wurden nun die aus Marmor hergestellten Teile tonangebend für die Gesamtpolychromie des Steintempels. Auch der plastische Bildschmuck erhielt jetzt die buntfarbige Bemalung. So sind am alten Hekatompedos der athenischen Akropolis entsprechend den Marmorsimsen die noch aus Poros gearbeiteten Giebelgruppen in der Art der Marmorpolychromie bemalt. Aber vollständig

durch alle Teile war an diesem Bau die neue Farbentönung noch nicht durchgeführt: es sind schwarz gefärbte Triglyphen von ihm erhalten. Sie fallen aus der übrigen, in Blau und Rot ausgeführten Dekoration heraus und sind namentlich mit den Marmorplatten der Metopen, die, mit einer blauen und roten Blattleiste verziert, eine Umrahmung von blauen Triglyphen verlangen, unvereinbar. Da außer den Marmormetopen auch noch Kalksteinmetopen des Tempels vorhanden sind, die wahrscheinlich an den dekorativ weniger reich ausgestatteten Langseiten angebracht waren, wird man annehmen dürfen, daß die schwarzen Triglyphen mit diesen verbunden waren und der Bau also mit dem neuen Schmucke an den Frontseiten zugleich eine Erinnerung an die alte Verzierungsweise an weniger hervorragender Stelle bewahrt hatte. Stärker trat der Kontrast da zutage, wo man an der Terrakottaverkleidung festgehalten, aber zugleich für das Kalksteinbildwerk die buntfarbige Bemalung aufgenommen hatte; so war es an dem altertümlichen 'Apollontempel' von Selinunt, wenn die bei der Auffindung im Jahre 1822 noch erkennbar gewesenen Farbspuren, aus denen man zum erstenmal von der Polychromie der griechischen Bau- und Bildkunst Kenntnis erhielt, an den Metopenplatten richtig beobachtet worden sind. Ein derartiges Nebeneinander des Verschiedenartigen ist in den Zeiten neu sich bildender Entwicklungen erklärlich; geradeso ist auch in der Vasenmalerei, als das rotfigurige Verfahren aufkam, anfangs die alte schwarzfigurige Dekoration noch weiter und zuerst mit dem hellfarbigen Bilde verbunden angewendet worden, bis der neue Stil einheitlich und vollständig sich durchgesetzt hatte. Auch noch am Aphaiatempel von Aigina waren, wie die neuen Funde gelehrt haben, die aus Kalkstein gearbeiteten Metopen und außerdem die Mutuli schwarz gefärbt.

Die Überlieferung über die enkaustische Malerei in der Marmorarchitektur ist von FWinter, ArchJahrb. XII (1897) Anz. 132ff. zusammengestellt. Über die Technik der Bemalung der Kalksteinbauten s. ThWiegand, Arch. Porosarchitektur, Cassel 1904, 57ff. Die im wesentlichen in Rot und Blau ausgeführte Dekoration, wie wir sie am besten aus den Funden von der athenischen Akropolis kennenlernen, ist im 5. Jahrh. festgehalten und nach dem Zeugnisse des Klagefrauensarkophages von Sidon (Ant. Denkm. III 1 [1912] Taf. 11) für die Bemalung der Architekturteile auch im 4. Jahrh. noch angewendet. Aber sie wird im Zusammenhange mit der Farbenentwicklung in der jüngeren Kunst mannigfaltiger und durch neue Töne bereichert worden sein. Der sog. Alexandersarkophag z. B. zeigt im oberen Friese eine gelbe Weinranke auf violettem Grunde (FWinter, Der Alexandersark., Straßb. 1912, Taf. 5). Ähnlich neue Farbenzusammenstellungen werden, zumal seit der Verfeinerung und Bereicherung der Ornamentik durch die Akanthosmotive, vermutlich auch in der Architektur des 4. Jahrh. nicht gefehlt haben.

9. Bis zur Mitte des 5. Jahrh. haben die beiden Stile im wesentlichen ihr getrenntes Verbreitungsgebiet. Doch wird der ionische Stil mit den vom Osten eindringenden Kultureinflüssen und der Zuwanderung ionischer Künstler dem Westen zugeführt, während andererseits der dorische im Osten zwar nicht im ionischen, aber doch im äolischen Gebiete vertreten ist, durch den Tempel von Assos, der, in allerlei Besonderheiten, vor allem in der Zufügung eines Figurenfrieses am Architrav, auch in der Triglyphenbildung, von der dorischen Norm abweichend, nicht viel später entstanden sein mag, als in demselben Gebiete auf Lesbos jene merkwürdige Spielart des frühionischen Stiles sich entwickelte, die wir in den Säulen des Tempels von Neandria (S. 131) kennenlernen. Der Tempel von Assos wird schwerlich der einzige altdorische Bau im äolischen Norden Kleinasiens gewesen sein, wenigstens läßt der dem 4. Jahrh. zugewiesene dorische Neubau des Athenatempels von Pergamon darauf schließen, daß schon das ursprüngliche Heiligtum, das in archaischer Zeit bestanden haben muß, in gleichem Stile ausgeführt war. Auch das bis ins 3. Jahrh. verfolgbare Festhalten des dorischen Stils neben dem ionischen für den Tempelbau im nördlich

kleinasiatischen Gebiete (Athenatempel von Ilion, WDörpfeld, Troia u. Ilion I, Athen 1902, 207; Metertempel auf Mamurt-Kaleh bei Pergamon, ArchJahrb. IX Ergänzungsh. [1911]; Neuer Mysterientempel in Samothrake, Arch. Unters. auf Sam. II 25) ist wohl nicht anders als aus dem Fortwirken alter lokaler Tradition zu erklären.

Den ionischen Stil finden wir auf der griechischen Halbinsel zunächst in Bauten vertreten, die von Ioniern selbst ausgeführt sind. Von Theodoros von Samos war die Skias in Sparta gebaut (Paus. III 12, 10). Die den Knidiern und Siphniern zugewiesenen Schatzhäuser in Delphoi zeigen den Stil in reifer archaischer Ausbildung und prunkvoller Ausstattung mit reichem Friesschmucke und mit 'Karyatiden' an Stelle der Säulen. Auch die fremden Bildhauer brachten ionische Formen herüber, die von den Naxiern geweihte Sphinx in Delphoi stand auf hoher ionischer Säule (vgl. S. 131), und ebenso rühren die auf der athenischen Akropolis gefundenen ionischen Kapitelle (vgl. S. 132) von Postamenten für statuarische oder sonstige Weihgeschenke her. In Athen aber haben die vom Osten kommenden Einflüsse die einheimische Kunst selbst stark berührt. Zwar für die Tempel ist die dorische Weise festgehalten, aber als in der Zeit der Peisistratiden der alte Athenatempel erweitert wurde, hat man — falls HSchraders Nachweis eines Relieffrieses von diesem Neubau richtig ist (AthMitt. XXX [1905] 305 ff.) — ein ionisches Element in den dorischen Bau einzufügen sich nicht gescheut, und bald danach haben die Athener in Delphoi eine ionische Halle (AthMitt. IX [1884] 267 ff., vgl. CRobert, Pausanias, Berl. 1909, 304) gebaut, während sie für den kleinen Schmuckbau ihres Schatzhauses dort am dorischen Stile festhielten.

10. Im Verlaufe des 5. Jahrh. setzte sich der ionische Stil unter den Einflüssen, die Athen erneut und zumal in der perikleischen Epoche in steigendem Maße von Ionien her erfuhr, immer mehr neben dem dorischen durch und begann nun auch mit diesem sich zu mischen. Das tritt am Parthenon zum ersten Male hervor. Für die Einfügung des Frieses zwar gab möglicherweise schon der Umbau des alten Hekatompedos aus der Peisistratidenzeit das Beispiel, und die Schlankheit der Formen folgte der allgemein nach leichteren Verhältnissen hinstrebenden Entwicklung, neu aber war das Hineinziehen ionischer Einzelformen in die dorische Gliederung wie die Aufnahme der Astragalbänder an den Antenkapitellen und über den Triglyphen. Nach wahrscheinlicher Vermutung ist hier auch schon in der Anbringung ionischer Säulen im Innern des Westraumes der Cella ein Versuch der Verbindung des ionischen Innenbaues mit dem dorischen Außenbau gemacht worden, ein Motiv, das Iktinos, wie Mnesikles an den Propyläen, in weiterem Umfange am Apollontempel von Phigalia angewendet hat, und das mehrere Jahrzehnte später von Skopas am Athenatempel von Tegea weitergeführt worden ist. Zugleich entstanden in Athen rein ionische Bauten, denen schon jene Halle in Delphoi als erstes athenisches Beispiel dieses Stiles vorangegangen war: auf der Burg der Tempel der Athena Nike und das 409/7 vollendete Erechtheion, in der Unterstadt der etwas ältere, erst im 18. Jahrh. zerstörte kleine Tempel am Ilissos. Hier tritt uns der ionische Stil in höchster Eleganz und Zierlichkeit, auch mit einem neuen Formenmotive entgegen, indem die Säulenbasis mit dem doppelten Torus und Hohlkehle dazwischen statt der früheren Teilung in Untersatz und Fuß (vgl. S. 132) eine einheitliche Form erhalten hat, deren fortschreitende Ausbildung wir von den Säulen der Athena Nike zu den Propyläen- und Erechtheionsäulen hin deutlich verfolgen können. Auch der Figurenfries über dem Epistyl wurde nun in diesem attisch-ionischen Stile als ein fester Bestandteil in die Gesamtgliederung aufgenommen.

Am Erechtheion, wie es in seinem ganzen Bau als unübertroffenes Muster reizvollster dekorativer Architektur dasteht, ist besonders der Schmuckcharakter der Säulen zu feinster Vollendung gebracht. Einige der Ziermotive sind einzeln auch an anderen Werken verwendet, so der Palmettenkranz unter dem Kapitell an den Säulen des Tempels von Lokroi in Unteritalien (vgl. S. 133), die Verstärkung des wie üblich als Eierstab gebildeten Kapitellpolsters durch ein mit Flechtwerk dekoriertes Auflager an den Kapitellen des Nereidenmonumentes vom lykischen Xanthos, aber nirgends tritt der Schmuck in so reicher Zusammensetzung wie hier auf, wo auch das Schneckenglied durch die lebhafte Profilierung eines doppelten Saumes wirkungsvoller gestaltet und das über den Eierstab eingeschobene Flechtmuster noch einmal an der Basis als Verzierung des oberen Torus wiederholt ist.

Die in der attisch-ionischen Art ausgebildete verfeinerte Richtung verbindet sich mit dem gerade damals neben dem ionischen hervortretenden korinthischen Stile. Dagegen bewahrt der ionische Stil in seiner kleinasiatischen Heimat seine Reinheit. Er fand hier im 4. Jahrh. umfangreiche und bedeutende Aufgaben, die ihm von neuem eine Entwicklung ins Große gaben. Das ephesische Artemision wurde nach dem herostratischen Brande von 356 wieder aufgebaut in einer Gestalt, in der, wie es scheint, der alte Tempel, verändert nur in der dem Stile der Zeit entsprechenden neuen Formenausführung, wieder erstand; an den Säulen ist auch die Umkleidung des unteren Schaftstückes mit einem Relieffriese wiederholt. An Größe wurde diese Leistung noch übertroffen durch den zu Anfang des 3. Jahrh. ausgeführten, aber nicht zu völligem Abschlusse gebrachten Neubau des Didymaion bei Milet (ThWiegand, VII. Bericht, AbhAkBerl. 1911, 35), dessen unfertig gebliebene Teile erst in römischer Zeit vollendet worden sind. Für uns ist die wertvollste Überlieferung über die ionischen Stilformen der Zeit in den Überresten des Mausoleums von Halikarnassos und namentlich des Athenatempels von Priene erhalten, die beide von dem im 4. Jahrh. berühmten kleinasiatischen Architekten Pythios gebaut sind. Den Tempel von Priene hat Pythios in einer besonderen Schrift als Muster für den Tempelbau behandelt. Mustergültig konnte der Bau gegenüber allen vorangegangenen und gleichzeitigen Versuchen durch die Reinheit und Einfachheit seiner Formen erscheinen. Die dekorative Ausführung war in allen Teilen auf das Wesentliche und im architektonischen Sinne Notwendige beschränkt. Die Tendenz tritt am deutlichsten darin hervor, daß der Figurenfries über dem Epistyl, wie er ja im kleinasiatischen Ionismus überhaupt nicht zu einem festen Gliede an dieser Stelle ausgebildet war, unterdrückt ist. Er fehlte wahrscheinlich auch am Gebälke des Mausoleums. Dieses bot an den geschlossenen Wänden seines Unterbaues geeigneten Platz, in der im kleinasiatischen Stile von altersher geläufigen Art Friesschmuck anzubringen. Am Tempel von Priene dagegen war auf die Mithilfe der Bildhauer ganz verzichtet; auch die Giebel sind ohne figürlichen Schmuck geblieben. Nicht in Prachtentfaltung, sondern in der strengen Durchführung der architektonischen Formen und Verhältnisse hatte dieser Bau seine Schönheit, der die Auszeichnung erfuhr, Alexanders des Großen Weihinschrift an der Vorhalle zu tragen.

Über die architektonische Gestaltung des Athenatempels von Priene haben erst die Ausgrabungen des Berliner Museums die volle Aufklärung gebracht, s. HSchrader, Priene, Berl. 1904, 81 ff. Zur Rekonstruktion der Säulenhalle des Mausoleums s. GNiemann, ÖsterJahrh. XI (1908) Beibl. 206. Über Pythios vgl. auch ORayet, Études d'archéologie et d'art, Paris 1888, 102 ff. und HThiersch, ÖsterJahrh. XI (1908) 53. |

11. Die korinthische Ordnung ist eine Abart der ionischen und zwar, wie die Verwendung der 'attischen' Säulenbasis erkennen läßt, der 'attisch-ionischen' Ordnung. Nur das Kapitell zeigt eine besondere Bildung, weist aber in den Voluten der

Helikes auf das ionische Kapitell zurück, vor dessen zweiseitiger Bildung es durch seine nach allen Seiten gleichmäßige Form den Vorzug der bequemeren Verwendbarkeit an jeder Stelle des Baues hatte. Es trat in der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. in Erscheinung, als ein künstlerisches Gebilde, das zwar seine Vorstufen in älterer Kunst hatte, aber in der Gesamtkomposition den Charakter der Neuschöpfung trug, der etwas von dem Reize der persönlichen, aus der Phantasie eines bestimmten Künstlers hervorgegangenen Erfindung anhaftet. Die antike Überlieferung hat den Künstler Kallimachos als seinen Schöpfer bezeichnet und die Erfindung in eine anmutige anekdotenhafte Geschichte eingekleidet (Vitruv. IV 1, 10). Diese weist wie der Name nach Korinth, die für uns verfolgbaren Zusammenhänge führen, wie es scheint, in die attische Kunst der Zeit der Erbauung des Erechtheion, das in der goldenen Lampe des Kallimachos ein Prachtstück der Kunst dieses als Techniker bewunderten Meisters enthielt. Die damals in Korinth geübte Kunst stand nach dem wenigen, was wir von ihr wissen, mit der attischen Kunst in der engen Beziehung, in die wir von dieser Zeit an auch die argivisch-sikyonische Bildhauerschule, zu deren Kunstbereich Korinth gehört, zu der attischen eintreten sehen.

Die Nachrichten über Kallimachos sind sehr verschiedenartig aufgefaßt worden und lassen schwer zu einer ganz bestimmten Vorstellung von der Zeit und Art des Künstlers gelangen, vgl. darüber RvKekule, GGA. 1895, 627ff. Die Lampe im Erechtheion hält WDörpfeld, AthMitt. XXII (1897) 175 für älter als den erhaltenen Bau des Tempels.

Das Motiv des korb- und kelchförmigen und mit einem Blattkranze umgebenen Kapitells war schon der ägyptischen Architektur geläufig, und verwandte Formen, mannigfaltig gestaltet, hat die archaische ostgriechische Kunst an Postamenten und Pfeilern gebraucht und mit der Ausbildung des 'Karyatidenmotivs', wie die vom sog. Knidier- und Siphnierschatzhause in Delphoi erhaltenen Säulenfiguren zeigen, nach Art des Säulenkapitells zu verwenden Anlaß gehabt. Wie die Verwendung, so war aber die dekorative Ausstattung damals eine freie und wechselnde. In dem korinthischen Kapitell nun wurde eine bleibende Form geschaffen. Das Schöpferische in seiner 'Erfindung' beruhte in der Anwendung eines neuen Dekorationsmotivs, des Akanthos, mit dem die griechische Ornamentik nach einem langen Beharren in traditionellen Formen zum erstenmal wieder eine bedeutende Bereicherung ihres Typenschatzes durch die Aufnahme eines natürlichen Pflanzengebildes erfuhr. Die ersten um die Mitte des 5. Jahrh. zunächst an ionischen Stelenakroteren hervortretenden Beispiele zeigen eine noch sehr zaghafte Verwendung des neuen Elementes in Zusammenhang mit dem alten Palmettenornamente. Anfangs sind nur die kurzen gerippten Blütenstützblätter des Akanthos übernommen und als ein Kelch gebildet, aus dem die Palmette scheinbar herauswächst. In mannigfachen Variationen ist das Motiv so auch in die Palmettenfriese übertragen und in ähnlicher Beschränkung noch an der Nordtür des Erechtheion verwendet, wo die kurzen Blätter breit aufgeklappt und einzeln in dem Anthemienbande an die Stelle der Palmettenfächer selbst gesetzt sind. In zunehmender Entwicklung läßt sich dann die vollständige Akanthisierung der Palmettenformen durch Bereicherung der Kelche, Riefelung der Voluten und Hinzunahme der großen zackigen Schaft- und Laubblätter des Akanthos verfolgen bis zu den üppigen Neugebilden hin, die im 4. Jahrh. in den Bekrönungen und Anthemienfriesen aufkommen und in die Dekoration der hellenistischen Zeit übergehen.

Die allmähliche Ausbildung der Akanthosmotive und der Zusammenhang mit den einzelnen Formenteilen der Pflanze selbst ist auf Grund einer sehr reichhaltigen Sammlung von Beispielen aus dem 5. und 4. Jahrh. von MMeurer zuerst in dem Aufsatze im Arch Jahrb. XI (1896) 117ff. und danach ausführlicher in dem Buche Vergleichende Formenlehre des Ornaments, Dresd. 1909, dargelegt.

12. Die einzelnen Stufen dieser Entwicklung sind gleichartig in der fortschreitenden Ausbildung des korinthischen Kapitells zu erkennen. An dem nur noch in Zeichnungen | erhaltenen Kapitell von Phigalia wie an den Bruchstücken der sehr verwandten in Delphoi gefundenen Kapitelle besteht die Dekoration noch aus einer Komposition gleichwertig nebeneinanderstehender Palmetten- und Blattmotive. Den unteren Teil des Kelches umrahmt ein doppelter Kranz kurzer Blätter, die den Blättern vom Karnies des Erechtheions ganz ähnlich sind, an einigen der delphischen Stücke schon in die Form der großen starkgezackten Akanthosblätter übergehen; hinter diesem Kranze steigen die seitlichen Helikes an dem oberen Teile des Kelches auf und umschließen zwischen sich eine über mehrfach eingerollten Voluten stehende Palmette. War hier das Ganze noch in flachem Relief, einzelnes sogar nur in Malerei ausgeführt, so ist an den um ein halbes Jahrhundert jüngeren Kapitellen von der Tholos in Epidauros (K. i. B. 17, 8) die Dekoration in starken Höhen und Tiefen frei plastisch herausgearbeitet und der Zusammenhang mit den alten Palmettenmotiven hinter die großentwickelten Akanthosformen zurückgedrängt; in lockerer Fügung und höher gehoben steigt der Doppelkranz großer, in den zackigen Rändern reich gegliederter Akanthosblätter bis zur Mitte des Kelches auf, und die seitlichen Helikes sind mit den mittleren Volutenstengeln, über denen nun nicht mehr eine Palmette, sondern eine in die Abakusfläche hineinreichende Arazeenblüte steht, zu einem gemeinsam von unten aufsteigenden Gliede verbunden. Mit dieser von dem jüngeren Polykleitos gebildeten, also aus der argivischen Kunst hervorgegangenen Form war ein mustergültiger Typus geschaffen, über den hinaus aber die attische Kunst der nächstfolgenden Zeit noch nach einem gesteigerten Ausdrucke gesucht hat. Davon geben uns die prachtvollen Kapitelle der Halbsäulen des Lysikratesdenkmals (aus dem Jahre 334) Kenntnis, die namentlich in einer neuen und viel reicheren Bildung der Helikes die einfachere und etwas steife Schönheit der epidaurischen Kapitelle übertreffen. Steigen an diesen die Helikes mit glatten scharfkantigen und schmalen Stielen an den Seiten fast gerade hervor, so sind sie an den Kapitellen des Lysikratesdenkmals paarweise wie aus gemeinsamer Wurzel aufwachsend in schwungvoller Bewegung von der unteren Mitte nach den Ecken zu hingeführt mit breitem geriefelten und mit Akanthosblattwerk bedeckten Stamm, aus dem sich in der Höhe die Voluten nach beiden Seiten hin ablösen. In dieser den pflanzlichen Charakter voller und lebendiger zur Geltung bringenden Bildung ist das Akanthosornament besonders gern auch in den Bekrönungen der attischen Grabstelen des ausgehenden 4. Jahrh. (vgl. AConze, Attische Grabrel., Taf. CCCXXVI ff.) angewendet.

Was die neuen Fragmente von Delphoi für das Phigaliakapitell lehren, hat JDurm, ÖsterJahrh. IX (1906) 287 ff. gezeigt. Durm zweifelt an der Richtigkeit der Angabe des Pausanias (VIII 39), daß der Tempel von Phigalia von Iktinos herrühre; er will seine Entstehung näher an die Zeit der Tholos von Epidauros heranrücken; die dafür angeführten stilistischen Gründe sind nicht überzeugend. – Die korinthische Form scheint auch schon das Kapitell an der Säule der Athena Parthenos gehabt zu haben. Sie wird vermutlich anfangs zu verschiedenen dekorativen Zwecken gebraucht worden sein, bevor sie in der Architektur ihre bestimmte Verwendung erhielt. Diese ist anfangs beschränkt. Zuerst, und so auch noch an der Tholos von Epidauros, haben die korinthischen Säulen nur im Innenbau ihre Stelle gehabt.

13. Den Formentypen, die die griechische Kunst in der dorischen, ionischen und korinthischen Ordnung ausgebildet hat, hat die hellenistische und römische Zeit keine Neuschöpfung ähnlicher Art hinzugefügt. Im Besitze des ererbten Gutes konnte das Schaffen fortan seine ganze Kraft anderen, durch die veränderten Verhältnisse gestellten Aufgaben zuwenden, die große und neue schöpferische Leistungen

mehr in der Bewältigung technischer und konstruktiver Probleme, als in der künstlerischen Erfindung forderten. Die überkommenen Formen sind in freier Anwendung und Vermischung festgehalten, in mannigfachen Um- und Weiterbildungen variiert und namentlich nach der dekorativen Richtung hin bereichert, aber nicht vermehrt worden.

Die hellenistische Architektur hat von der Säule einen viel ausgedehnteren Gebrauch gemacht als die frühere Zeit. Ein Blick auf die Pläne von Pergamon, Priene, Pompeii zeigt die neue Art ihrer Verwendung in den Hallen, die überall als Schutz gegen Sonne | und Regen und als Schmuck an den Märkten und freien Plätzen angebracht waren und den öffentlichen Anlagen wie dem Privathause mit dem jetzt üblich werdenden Peristylhofe das charakteristische Gepräge gaben. Das herrschende Streben ging auf Weiträumigkeit und freie Gliederung der Bauanlagen in großen Verhältnissen. Dementsprechend sind auch die Säulenhallen möglichst leicht und offen gehalten und gern in zwei Stockwerken schlank in die Höhe geführt nach dem Vorbilde, das zuerst Sostratos von Knidos, der Erbauer des Pharos von Alexandreia, gegeben hatte.

Hier tritt nun die Stilmischung auffälliger als irgendwo hervor. Das untere Stockwerk der Säulenhallen ist meist dorisch, das obere ionisch. Man sieht an den Formen, wie das Dorische von dem Ionischen bestimmt, ihm angeglichen und untergeordnet worden ist. In der Schlankheit der Verhältnisse und der weiten Stellung der Säulen beginnt die dorische Ordnung der ionischen sich zu nähern. Dieser Wechsel hat eine Änderung in den Proportionen der Gebälkteile nach sich gezogen, Architrav und Triglyphenfries sind niedriger und dementsprechend die Triglyphen schmaler geworden, so daß nun nicht mehr nur eine, wie es in der früheren Zeit die Norm war, sondern zwei oder drei über einem Interkolumnium zu stehen kommen. Sie sind zu bloßen Ziergliedern geworden, die sich beliebig verwenden ließen und so als reiner Schmuck gar nicht mehr an das Dorische gebunden blieben, wie denn z. B. am oberen Stockwerke der Athenahalle in Pergamon ein Triglyphenfries mit ionischem Epistyl verbunden ist und über ionischen Säulen liegt. Ebenso kommt es, wenn auch nur selten, vor, daß über dorischen Säulen ein ionisches Gebälk angebracht ist. So ist über die bis dahin geübte Verwendung beider Stilarten an ein und demselben Bauwerke hinaus eine Vermischung der Formenelemente gefolgt, die nach dem Ausweise der bisher bekannten Architekturüberlieferung im Westen früher als im Osten eingetreten ist. Auch die dorische Säule hat, wie durch ihre Schlankheit, die bis zu einer Höhe von 13 unteren Halbmessern ansteigt, durch die schwächliche geradlinige Form des Kapitells ihren alten Charakter verloren. Dabei sind zeitweise, im 2. Jahrh. v. Chr., weitergehende Änderungen hervorgetreten, die wie Versuche einer eigenartigen Neubelebung des verfallenden und von führenden Meistern der Zeit, wie Hermogenes, bekämpften Dorismus aussehen. Beispiele dafür sind der kleine, dem Dionysos zugeschriebene Tempel auf dem oberen Markte in Pergamon und das Rathaus von Milet. An dem pergamenischen Tempel (Altertümer von Pergamon III 1, Berl. 1906, 108 ff. Taf. XXX 2. XXXIII. XXXIV) sind die Säulen ionisch kanneliert und auf weitausladende Basen gestellt, die Kapitelle wie ein umgekehrtes lesbisches Kyma gebildet; darüber liegt ein kokett umstilisiertes Triglyphengebälk, das von einer reich dekorierten Sima bekrönt ist. Am milesischen Rathause (ThWiegand, Milet II, Berl. 1908, 43 ff. 95 ff. Taf. VIII. IX) sind wieder andere Motive in sehr freier Behandlung versucht: da sind an den Halbsäulen über normal dorischem Schafte echinusartige Kapitelle mit plastisch gebildetem Eierstabe und Astragal, in Form und Verzierung dem Torus des ionischen Kapitells ähnlich, und am Gebälke

ist zwischen Triglyphenfries und Geison ein Zahnschnitt mit lesbisch profiliertem Ablaufe eingeschoben. Aus anscheinend gleicher Richtung ist ein in seinen Formen so kapriziöses Gebilde wie der zweigeschossige Rundbau von Ephesos (Forschungen in Ephesos I, Wien 1906, 143 ff.) hervorgegangen.

Unmittelbar vorher (gegen 200 v. Chr.) war in Hermogenes ein Meister hervorgetreten, der dem ionischen Stile gegen den dorischen alleinige Gültigkeit zusprach und am einflußreichsten auf die Ausbildung und Herrschaft kanonischer Formen hingewirkt hat. Sein Hauptwerk, der als Pseudodipteros angelegte große Artemistempel in Magnesia am Maiandros, ist uns durch die Ausgrabungen des Berliner Museums genauer bekannt, auch von einem kleineren Bau, dem Dionysostempel in Teos, sind Reste erhalten. In dem Tempel von Magnesia erstand noch einmal wieder ein Kolossalbau, wie die frühere Zeit solche im Didymaion und im ephesischen Artemision geschaffen hatte. Aber in der Ausführung der einzelnen Formen folgte Hermogenes nicht diesen großen Vorbildern. Er hat für die Basis der Säulen an Stelle der bis dahin in Kleinasien üblich gewesenen Form die attisch-|ionische Bildung mit doppeltem Torus und dazwischenliegender Hohlkehle, erweitert durch eine untergeschobene viereckige Plinthe, eingeführt. In der Gestaltung, die er dem Kapitell gegeben hat, ist die vom 5. Jahrh. her stufenweise zu verfolgende Entwicklung, die allmählich zu einer Abschwächung des Kanales, zu immer tieferer Senkung der Schnecken über das Blätterkyma und zu einem Zurückdrängen und Vereinfachen der kleineren Einzelglieder, vor allem der Umsäumungen des Kanals und der Schnecken, hinführte, zu einem Abschlusse gebracht. Der Kanal hat die frühere elastische Schwingung völlig verloren und nun, hinter dem stark vorgetriebenen Blätter(Eier)stabe des Kyma zurückliegend, die Form einer geradlinigen einfachen Verbindung der Voluten angenommen, wie er sie äußerlich ähnlich schon einmal auf einer der frühen Vorstufen an dem Kapitell der Sphinx der Naxier in Delphoi gehabt hatte. Alles ist auf eine möglichst starke Wirkung hin gearbeitet, mit Verzicht auf das feinere Detail in eiliger, auf ein Herausstellen des Wesentlichen beschränkter Ausführung, mit der Hermogenes alle gute alte Tradition verließ, dafür aber ein Neues, eine malerische Wirkung des dekorativen Schmuckwerks ins Große und in die Ferne, gewann, und durch die er vor allem auch ein Fertigwerden mit der Riesenaufgabe erreichte, was dem sorgfältig und genau arbeitenden Künstler des Didymaion nicht gelungen war. Eine Arbeitersparnis war auch die pseudodipterale Anlage; doch auch sie wurde zugleich künstlerisch verwertet, indem durch die Weglassung des zweiten Säulenkranzes der Eindruck der Weiträumigkeit gewonnen wurde.

Die spätere ionische Bauweise ist durch Hermogenes bestimmt worden. Den Römern der Kaiserzeit hat er als Gesetzgeber in der Architektur gegolten, für Vitruv ist seine Lehre maßgebend gewesen.

Die zu Puchsteins Darlegungen über das ionische Kapitell (im 47. Berl. Winckelmannspr. 1887) ergänzend hinzugetretenen Funde vom Artemistempel des Hermogenes sind von JKothe in der vom Berliner Museum herausgegebenen Publikation über Magnesia a. M., Berl. 1904, behandelt.

14. Den korinthischen Stil hat die ältere hellenistische Architektur im griechischen Gebiete noch wenig gebraucht. Er ist zunächst an Rundbauten, an denen er auch vorher vorwiegend verwendet gewesen war, vertreten, so in den Halbsäulen im Inneren des Philippeion von Olympia und des Arsinoeion von Samothrake. In Kleinasien finden wir an den ionischen Bauten die Akanthosornamentik in den Zierleisten, an den Kopfstücken der Pfeiler, Bekrönungen, Akroterien, wie im Westen, in plastischem Relief reich durchgeführt, dagegen nur ganz vereinzelte Beispiele

(in Milet) einer Anwendung der korinthischen Säule. Die | einzigen bisher aus Pergamon bekannt gewordenen korinthischen Kapitelle der Königszeit (AthMitt. XXXII [1907] 181) sind bezeichnenderweise nicht Säulen-, sondern Pilasterkapitelle, sie gehörten zu einer Nische in dem später, in römischer Zeit, von dem Konsul Attalos bewohnten und umgebauten Hause. Aber in derselben Zeit (um 175 v. Chr.) ist in Athen in dem Olympieion der erste große Bau entstanden, an dem der korinthische Stil nicht mehr wie früher nur für Teile gewissermaßen als dekorative Zutat, sondern für das Ganze, und nun am Außenbau und auf eine ins größte gehende architektonische Wirkung hin zur Anwendung gebracht ist; damit beginnt die Entwicklung, die ihn in der Folge, namentlich in der römischen Zeit, in die herrschende Stellung gebracht hat. Zugleich ist in den Kapitellen des Olympieion die für die spätere Zeit herrschend gebliebene Form enthalten. Es ist eine in attischer Weise, d. h. mit ähnlichen Motiven, wie sie in freilich reicherem und freierem Spiele am Lysikratesdenkmale entwickelt sind, weitergebildete Umschöpfung des polykletischen Musters von der Tholos in Epidauros, über diese hinausgehend in der Akanthisierung und der schwungvollen Schrägstellung der Stämme der Helikes, die unterhalb der zackigen Kranzblätter getrennt zwar, aber einander nahe vom Boden herauswachsen.

15. In den Kunstformen spricht sich immer der Charakter der Zeit aus. Es ist erklärlich, daß der korinthische Stil aus der anfangs bescheidenen Stellung, die er lange gewissermaßen als Begleiter des ionischen Stils gehabt hat, schließlich zu völliger Herrschaft gelangte. Er konnte seinem dekorativen Charakter nach den allgemeinen Anforderungen am meisten entsprechen, die im Fortgange der hellenistischen und römischen Zeit das gesteigerte Prunkbedürfnis, das nach immer reicheren und stärkeren Reizmitteln verlangende Leben an die Kunst stellte. Mehr und mehr wurden die korinthischen Formen in der Dekoration tonangebend, und an ihnen vornehmlich vollzog sich die Bereicherung, die der Bestand der überlieferten Typen vorübergehend | und wechselnd durch eine Fülle von leicht und frei gestalteten Mischungen, Variationen und Sondermotiven erfuhr, wie wir sie in reichster Abwandlung in den gemalten Wanddekorationen der pompeianischen und römischen Häuser überliefert finden. Wieviel Wirklichkeit in der Wiedergabe dieser Darstellungen enthalten ist, in denen Stilisierung und phantastische Erfindung freilich rasch überhandgenommen hat, lehrt das Wiederkehren gleichartiger Formen in der Architektur selbst kennen. Was deren Überlieferung vereinzelt und zusammenhanglos bietet, stellen die Darstellungen dieser Malereien in vollständigerem und zusammenhängendem Bilde vor Augen.

Zu manchen der nun auftretenden Neubildungen haben fremde Vorbilder die Anregung gegeben. Die ägyptische Kunst, wie sie die späthellenistische Ornamentik stark beeinflußte, hat auch der Architektur vorübergehend mancherlei Formen geliefert. Dazu gehören freilich strenggenommen die palmenförmigen Blätterkapitelle nicht, wie solche in Pergamon an den Säulen in der zweischiffigen Nordwesthalle des Athenatemenos (Michaelis Hdb. 358, Fig. 692) angebracht waren. Die Form ist vielmehr eine, wie es scheint, ägyptisierende Umbildung eines aus den Funden der jüngsten Ausgrabungen in Pergamon bekannt gewordenen äolischen Typus. Dieser ist in reinerer Gestalt, nur durch Verbindung mit dem Akanthosblattkranze halb in den korinthischen Typus hinübergeführt, in Athen am Turme der Winde erhalten. Dadurch, daß man den oberen, über dem Blattkranze befindlichen Teil des korinthischen Kapitells, an dem der Norm gemäß die Helikes sitzen sollen, zu freier ornamentaler Ausstattung benutzte, war der Weg zu mannigfachen Umbildungen des Motivs eröffnet, von denen namentlich für die Pfeilerkapitelle in reichem Maße Anwendung gemacht ist. Jetzt

fand auch neben und in Verbindung mit dem Ornamente der figürliche Schmuck in die Dekoration dieser Teile Eingang. Das vielleicht schönste, aber nicht das älteste Beispiel dieser Art ist das um 50 v. Chr. entstandene dreiseitige Kapitell vom Torbau des Appius Claudius Pulcher in Eleusis (Michaelis Hdb. 358, Fig. 691), an dem die Helikes an zwei Ecken durch geflügelte Löwenvorderteile ersetzt sind und die Fläche dazwischen mit einem überaus reizvollen Rankengeflechte ganz ausgefüllt ist. Früher schon hat die italische Kunst die dort offenbar im Festhalten an alte Tradition ausgebildete Kapitellform mit breit von unten aufsteigenden Voluten, wie sie an dem durch seinen eigenartigen Mischstil merkwürdigen korinthisch-dorischen Tempel von Paestum (RKoldewey-OPuchstein, Gr. Tempel in Unterital. u. Siz., Berl. 1899, 33) vertreten ist, durch Anbringung von Büsten zwischen den Voluten (JDurm, Bauk. d. Etrusker, [2]Stuttg. 1905, 75) figürlich dekoriert. Diese Art von Ausstattung, die auch die Gelegenheit bot, den Schmuck mit der Bedeutung des Gebäudes in sinnvolle Beziehung zu setzen, ist in Pompeii sehr beliebt gewesen (AMau, Pompeii in Leben und Kunst, [2]Lpz. 1908). Sie ist auch in die römische Kunst der Kaiserzeit übergegangen und hier auf die allein in Geltung gebliebene kanonische Kapitellform des Olympieiontypus übertragen worden. Mit der ins Überladene gesteigerten Bereicherung durch figürliche Zutat und mit der aus dem gleichen Gefallen an massiger Prunkwirkung hervorgegangenen schwülstigen Neubildung des Kompositkapitells, in dem das akanthisiert ausgezierte ionische Kapitell mit dem unteren Blätterteile des korinthischen äußerlich zusammengesetzt ist, hat schließlich die römische Kunst der langen und reichen Entwicklung einen fast brutal ausklingenden Abschluß gegeben.

16. Neuerer Forschung (RDelbrück, Hellenist. Bauten in Latium, Straßb. 1907) verdanken wir die Erkenntnis besonderer lokaler Stilverschiedenheiten innerhalb der gesamthellenistischen Kunst. Die Architektur des Westens, von der Pompeii in den aus der Blütezeit der Stadt, aus dem 2. und beginnenden 1. Jahrh. v. Chr., herrührenden Tuffbauten die reichste Überlieferung bewahrt hat, zeigt nicht in der Art wie die Griechenlands und Kleinasiens die klassischen Formentypen weitergeführt. An Stelle des zweiseitigen ionischen Normalkapitells ist hier durchgehend das Diagonalkapitell verwendet, das mit seinen nach allen vier Seiten gleichmäßig entwickelten und geschwungen aneinanderstoßenden Voluten dem korinthischen Kapitell nahekommt. Dieses selbst erscheint in einer Bildung, die von dem gemeingriechischen nicht nur in dem gekräuselten kohlartigen Blattwerke, in dem man den italischen Akanthos wiedergegeben glaubt, sondern auch darin abweicht, daß die Helikes und von ihnen getrennt die Volutenstengel ganz gerade von unten aufwachsen und weder in der Bewegung noch in der Form den pflanzlichen Charakter mit aufgenommen haben. Verschieden von der klassischen Norm, sind ferner die Kannelüren am Säulenschafte oben nicht rundbogig und nahe an den unteren Kapitellrand heranreichend, sondern in scharfer Horizontale unterhalb eines mehr oder weniger breiten glatten Halsstreifens abschneidend gebildet. Ebenso eigenartige Züge weisen andere dekorative Einzelheiten, die Bildung des Zahnschnitts, die Linienführung der Profilierungen auf. Zu der Ausbildung einer fließenden, in gewissem Sinne malerischen Behandlungsweise hat das Material mitgewirkt: die Arbeit ist nicht in Marmor, sondern in stukkiertem Steine ausgeführt. Dieser in seiner Eigenart höchst reizvolle westhellenistische Stil hat von Sizilien und Unteritalien aus über Campanien und weiter nordwärts sich verbreitet, nach dem Zeugnisse vereinzelter Reste, unter denen die in Latium erhaltenen Bauwerke sullanischer Zeit an Stattlichkeit und Bedeutung hervorragen, in der ersten Hälfte des 1. Jahrh. v. Chr. über ganz Italien und bis in das südliche Gallien hinein sich ausgedehnt, ist aber danach völlig verschwunden;

von Bauten der Kaiserzeit sind nur in solchen der gallischen und germanischen Provinzen geringe Spuren von ihm zurückgeblieben. Er ist durch den in der Zeit des Augustus herrschend werdenden klassizistischen Stil verdrängt worden. Für diesen sind die klassischen Formen in der abschließenden Ausgestaltung, wie sie sie in der griechisch-hellenistischen, insbesondere kleinasiatischen Architektur gefunden haben, das bestimmende Vorbild geworden.

III. DIE SKULPTUR

Die kretisch-mykenische Kunst hat das Relief in derselben Weise wie die Malerei zur Dekoration im großen und kleinen verwendet, statuarische Werke dagegen sind unter den aus ihr bisher bekannt gewordenen Denkmälern nicht vertreten. Kleine, in geringer Zahl vorhandene Figürchen aus Steatit, Ton, Fayence, Elfenbein, Metall (diese in Vollguß ausgeführt) können kaum als Zeugnisse für die Ausbildung einer eigentlichen Rundplastik angesehen werden. Es scheint, daß sie und damit auch die monumentale Darstellung der menschlichen Gestalt,| die doch in Ägypten lange vorher schon zu großer Vollendung gebracht war, dieser Kunst fremd geblieben ist. Ihre Ausbildung gehört der nachmykenischen Zeit an und wurde hervorgerufen durch das religiöse Verlangen, die Gottheit im Bilde nahe zu haben, nachdem die Vorstellung der menschlich gestalteten und persönlichen Götter herrschend und allgemein geworden war. Man hat sich für die ersten Versuche der unmittelbar zugänglichen Stoffe bedient. Holz und Kalkstein boten ein Material, das man überall leicht zur Hand hatte, und an dessen Behandlung man durch die Verwendung in der Architektur gewöhnt war. Mit dem Ende des 7. Jahrh. ging man zum Gebrauche des Marmors über (vgl. S. 133). Er hat schneller auf den Inseln, wo er zuerst gewonnen wurde, und in Kleinasien als auf der Halbinsel den Kalkstein verdrängt. Die Schwierigkeit, über den Stoff Herr zu werden, ließ die Arbeit anfangs sich nicht über ein einfachstes Gestalten von Hauptformen durch möglichst wenig Wegnehmen von Masse hinauswagen. Für die Art der Formengebung war zunächst, auf den noch unentwickelten Stufen der Kunstübung, das Material wesentlich entscheidend. Die Arbeit im Holze und in dem weichen, porösen Kalksteine, hauptsächlich mit Messer und Säge ausgeführt, ist ein Schneiden und Schnitzen, und die Gewohnheit des Schneidens hat, hier mehr, dort weniger, lange und die Behandlung bestimmend nachgewirkt, nachdem man den harten, mit dem Meißel bearbeiteten Marmor in Benutzung genommen hatte. Daneben haben andere äußere Bedingungen die Entwicklung beeinflußt. Aus Ägypten und dem Orient wurden im 7. und 6. Jahrh. der griechischen Kunst neue Formen und Darstellungsmotive zugeführt. Ganz ähnlich wie z. B. in der Dekoration das Lotospalmettenband ist in der Skulptur der Typus der stehenden männlichen Figur, der sog. Apollontypus, in der Ausgestaltung fertig aus Ägypten überkommen; in beiden Fällen hat das Zugekommene allgemeine Verbreitung gefunden und ist zum Ausgange selbständigen, durch Jahrhunderte nicht erschöpften Weiterschaffens geworden. Hier hat die ägyptische Kunst das Thema gegeben, das überall Aufnahme fand. Dagegen konnte ein von ihr und dem Orient ausgehender Einfluß auf die künstlerische Behandlungsweise nur da in stärkerem Maße wirksam werden, wo eine direkte Berührung mit den alten Kulturen stattfand. Das trifft für das südöstliche Inselgebiet mit Kreta und das kleinasiatische Ionien zu, während die Kykladen und die griechische Halbinsel dieser Einflußsphäre ferner lagen.

1. Milet hatte durch seinen Handel und durch seine Kolonie Naukratis unmittelbare Beziehung zu Ägypten, und von samischen Künstlern, unter denen Roikos

und Theodoros in der ersten Hälfte des 6. Jahrh. hervorragen, berichtet die Überlieferung, daß sie sich in Ägypten selbst aufgehalten haben. Mit voller Empfänglichkeit nahmen die künstlerisch hoch veranlagten Ionier, wie sie die ägyptische Kunst in ihrer imposanten Fülle und Großartigkeit kennenlernten, die sich darbietenden Eindrücke und Anregungen auf. Daher der monumentale Charakter, der in großem Zusammenhange gesehene Aufbau und die schwellende Bildung der Formen und ihre ohne zu genaues Eingehen in kleine Einzelheiten aufs Ganze gerichtete Behandlung in den erhaltenen Werken, mit denen die Kunst von Samos und Milet, die eine Einheit bilden, in ihrem über erste Versuche freilich schon hinausgelangten Schaffen in der ersten Hälfte des 6. Jahrh. hervortritt. In den thronenden Branchidenstatuen vom heiligen Wege beim milesischen Didymaion (K. i. B. 202, 1. 2. Perrot VIII [1903] 272 ff.) und in den stehenden bekleideten Figuren, in deren Reihe die von Cheramyes geweihte, säulenförmig runde Frauenstatue von Samos an der Spitze steht (K. i. B. 201, 2), gewahren wir das allmähliche Fortschreiten im Herausbilden der körperlichen Gliederung, und von ihnen aus verfolgen wir die Entwicklung zu dem freien beweglichen Stile hin, wie er am vollendetsten in dem Bildschmucke vom ephesischen Artemision (K. i. B. 203, 3–5, vgl. o. S. 132 f.) ausgebildet erscheint. Ein bezeichnender Zug dieser Kunst ist die Vielseitigkeit des technischen Könnens. Die erhaltenen Werke sind aus Marmor, und die entwickeltsten, wie das Säulenrelief vom Artemision, zeigen eine eigenartige hohe Meisterschaft in der Behandlung dieses Materials. In den literarischen Zeugnissen werden die Leistungen in der Steinschneidekunst und Metallarbeit gerühmt. Die samischen Meister Roikos und Theodoros hatten aus den in Ägypten gesammelten Erfahrungen die Kenntnis des Bronzehohlgusses gewonnen, dessen Einführung | und in der Folge von Ionien nach der griechischen Halbinsel hinübergetragene Verbreitung für die griechische Plastik von gleich weittragender Bedeutung wurde wie die Anwendung des Marmors. Gerade auf den ersten Stufen ihrer Ausbildung wird die Hohlgußtechnik nicht ohne Einfluß auf die Formengestaltung geblieben sein.

Die Einwirkung der ägyptischen Kunst hat LCurtius, AthMitt. XXXI (1906) 151 ff. treffend dargelegt in der Besprechung eines bedeutenden neuen Fundes von Samos, einer mit der Weihinschrift des Aiakes, wahrscheinlich des Vaters des Polykrates, bezeichneten Sitzstatue (K. i. B. 202, 3. 4), durch die der Zusammenhang der samischen mit den milesischen Werken besonders deutlich zutage getreten ist. Die beiden anderen Haupttypen der samisch-milesischen Kunst, die stehende bekleidete weibliche und männliche Figur, sind in der Cheramyesstatue (K. i. B. 201, 2) und in der von ThWiegand, AthMitt. XXXI (1906) 87 ff. veröffentlichten Statue aus Samos in hervorragenden Beispielen vertreten. Es sind dieselben Typen, die als geschlossene Gruppe unter den archaischen Tonfigürchen wiederkehren (K. i. B. 201, 4. 5; Typenkat. I, Taf. XLI–XLIII) und hier als erste mit Anwendung von Hohlformen gearbeitete Stücke die eigentliche Entwicklung der Terrakottenplastik, in der diese als dauernde Begleiterin mit der großen Skulptur verbunden ist, beginnen. Dieser Zusammenhang namentlich ist für den Versuch einer Herleitung der in der Cheramyesstatue vertretenen Rundform aus dem Bronzehohlgußverfahren (FWinter, ArchJahrb. XIV [1899] 73 ff.) der leitende Ausgangspunkt gewesen. Neben den genannten drei Typen tritt der der nackten stehenden männlichen Figur im samisch-milesischen Kreise zurück, obwohl er auch hier, wie überall, nicht fehlt.

2. Unter anderen Bedingungen als in den reichen und inmitten des großen Verkehrs stehenden kleinasiatischen Städten ist auf den griechischen Inseln eine Kunst erwachsen. Den Anstoß zu ihrer Entwicklung hat hier die Gewinnung der im Boden liegenden Marmorschätze gegeben. Gegen 600 etwa begann die Ausbeutung der Marmorlager, zuerst, wie es scheint, auf Naxos. Der naxische Marmor, sehr hart, grobkörnig und undurchsichtig, ist nicht leicht zu bearbeiten. Die Nachricht über seine früheste Verwendung, in der von Paus. V 10,3 mitgeteilten Inschrift (vgl. S. 134),

spricht nicht von Skulpturwerken, sondern von Dachziegeln. Also von handwerklicher Arbeit ging das Schaffen aus, und das gibt auch der hier geübten Skulptur den Charakter. Wir verfolgen sie in den erhaltenen Werken von wirklich ersten Versuchen an. Als ein solcher stellt sich die wie aus einem Balken geschnittene unkörperlich platte Figur der Nikandre (K. i. B. 200, 2) dar, deren Formengebung mehr durch die mühsame Arbeit des Zurechthauens des Marmorstückes als durch eine lebendige Vorstellung des wiederzugebenden Gegenstandes bestimmt erscheint. Auch in der Folge, als eigene Übung und Kennenlernen dessen, was höher entwickeltem Schaffen anderswo schon gelungen war, mit den Formen vertrauter gemacht hatte, hat hier immer die Hand mehr als Auge und künstlerisches Empfinden geleistet. Bezeichnend ist die Vorliebe für Kolossalwerke, an denen die Bewältigung der Materialmasse eine Hauptsache war. Reste von kolossalen Apollonfiguren sind in Naxos und Delos erhalten, und mit einem Werke der Art sind die Naxier auch in Delphoi vertreten; an diesem Stücke, einer auf hoher ionischer Säule (vgl. S. 131) sitzenden Sphinxfigur (ThHomolle, Fouilles de Delphes IV, Paris 1904, Taf. V. VI. K. i. B. 200, 3), in der die altnaxische Kunst gewiß ein Höchstes ihres schon ausgebildeten Könnens zur Schau gestellt hat, tritt ihr handwerklicher Charakter mit vollster Deutlichkeit heraus. Man kann sich keinen größeren Gegensatz denken, als er zwischen der harten, mit den Einzelheiten sich mühenden Arbeit der ungeschickt proportionierten Riesengestalt dieser Sphinx und den ganz aus dem Großen und Vollen wie mühelos hervorgegangenen Schöpfungen der etwa gleichzeitigen samisch-milesischen Plastik besteht. Man könnte meinen, etwas wie ein romanisches Werk aus dem Mittelalter vor sich zu haben. Aus den Aufgaben, die sich die naxischen Werkstätten stellten, spricht ein starkes Selbstbewußtsein, und das haben ihre Meister, in immer gleichbleibender Beschränktheit der Leistungen, auch weiterhin nicht verloren, wie die Fassung der Inschrift der Alxenorstele (K. i. B. 212, 5) zeigt, an der die Ausführung auffallend hinter | dem hübschen Motive zurückbleibt, das der Verfertiger aber nicht selbst erfunden, sondern einem allem Anscheine nach kleinasiatischen Vorbilde etwa von der Art des ephesischen Säulenreliefs abgesehen hat.

Die hier gegebene Charakterisierung beruht auf den durch den Fundort und durch Inschriften als naxisch gesicherten Werken. Ihre Reihe läßt sich durch stilistisch verwandte und aus naxischem Marmor gearbeitete Werke erweitern, aber nicht in dem Umfange, in dem es in der verdienstlichen ersten Darstellung der naxischen Kunst von BSauer, AthMitt. XVII (1892) 87ff. geschehen ist. Ganz unvereinbar mit dem aus der sicheren Überlieferung zu gewinnenden Bilde dieser Kunst ist die auch noch von WDeonna, Les Apollons archaïques, Genf 1909, 288. 309 festgehaltene Zuteilung der samischen Cheramyesfigur an die Kunst von Naxos. Wenn die in gleichem Typus gearbeitete Statue der athenischen Akropolis (K. i. B. 201, 3) wirklich naxisch ist, so beweist sie nur den an sich wahrscheinlichen Einfluß der ostionischen Kunst auf Naxos, der auf etwas jüngerer Stufe auch in der Alxenorstele erkennbar scheint.

3. Der Marmor von Naxos ist hauptsächlich auf der Insel selbst verarbeitet worden. Er hat anfangs freilich auch nach auswärts Verbreitung gefunden, konnte sich aber gegenüber dem so viel besseren Materiale, das auf Paros gewonnen wurde, nicht lange behaupten. Auch auf Paros sind einheimische Künstler tätig gewesen. Doch ist das aus dortigen Funden Erhaltene zu gering, als daß sich eine Vorstellung von der besonderen Art ihres Schaffens gewinnen ließe. In der literarischen Überlieferung erscheint die Insel Chios als die Stätte, an der eine bedeutende Marmorkunst durch die Verwendung des parischen Marmors ins Leben gerufen ist oder wenigstens im Zusammenhange mit ihr sich entfaltet hat. Chios ist seiner Lage nach dem kleinasiatisch-ionischen Kunstkreise nahe, aber die literarischen Zeugnisse zeigen die Tätigkeit der hier durch drei Generationen, in Mikkiades, dessen Sohne Archermos und dessen

Söhnen Bupalos und Athenis, vertretenen Schule namentlich in Beziehung zu den Kykladen, von wo die Künstler ihr Material bezogen, und wo sie an dem sakralen Vereinigungspunkte der ionischen Inselgriechen, auf Delos, wie ebenso die naxischen Meister, für ihre Arbeiten reichen Absatz fanden. Eine Inschrift des Mikkiades ist auf Paros, eine andere des Mikkiades und Archermos auf Delos gefunden. Auch für Athen hat Archermos nach dem Ausweise einer auf der Akropolis zutage gekommenen Inschrift gearbeitet. Die Funde von Delos weisen neben naxischen Werken eine Anzahl von feinen und kunstvoll gearbeiteten Skulpturen aus parischem Marmor auf, darunter eine fliegende Nike (K. i. B. 207, 1. 2) und mehrere Torsen von stehenden weiblichen Figuren in zierlicher Gewandung (K. i. B. 207, 7. Perrot VIII 314 ff.). Von Archermos rühmt die literarische Überlieferung, daß er zuerst die Siegesgöttin geflügelt gebildet habe; der noch sehr altertümliche Stil der auf Delos gefundenen Nike entspricht der Stufe der Kunst des Archermos, dessen Schaffen in die Jahrzehnte vor 550 fällt. In der Darstellung weiblicher Gewandfiguren haben den erhaltenen Nachrichten zufolge Bupalos und Athenis vor allem ihre Aufgabe gesucht, und die delischen Statuen in ihrer entwickelten Formengebung führen auf die Zeit der zweiten Hälfte des 6. Jahrh., in der diese Künstler tätig waren. Man wird diese Werke in Zusammenhang mit der Kunst von Chios bringen dürfen, auch wenn die sichere Bestätigung ihres chiischen Ursprungs versagt bleibt, die die früher angenommene Zugehörigkeit der Nike von Delos zu der ebendort gefundenen Inschriftbasis mit den Namen des Mikkiades und Archermos zu geben schien; die Beobachtung gewisser Details in der Herrichtung der Basis hat die Zusammengehörigkeit zweifelhaft gemacht.

Den schwerfälligen Arbeiten der Naxier gegenüber fällt in der kleinen, keck entworfenen und bei aller Gebundenheit der noch harten und kantigen Arbeit zierlichen Figur der Nike das Künstlerische der Leistung in der Erfindung, in der Beherrschung der Formen und in der Einzeldurchführung sofort ins Auge. Auffallend tritt die Wirkung des so viel feineren Materials des parischen Marmors hervor. Ist hier schon das Wagnis unternommen, eine mit frei abstehenden Gliedmaßen bewegte Gestalt aus dem Marmor herauszumeißeln, so hat auf der folgenden, durch die stehenden weiblichen Figuren von Delos vertretenen Stufe die fortgeschrittene Übung und die Vervollkommnung der Kunstmittel zu der Ausbildung eines eigentlichen Marmorstils geführt. Das Streben ging ganz | darauf hin, die Schönheiten des Materials zu voller Geltung zu bringen. Das ist dieser nicht — wie die samisch-milesische — aus dem Ganzen und Vollen schaffenden, sondern immer auf die Verfeinerung der Form und Technik bedachten Kunst in ihrer Art im höchsten Grade gelungen, indem sie die Arbeit auf die sorgfältigste Ausführung im kleinen und einzelnen wendete. Dabei hat sie freilich der in dem Stoffe liegenden Verführung zur Ausbildung einer in äußerlich dekorativen Finessen sich verlierenden Kunstfertigkeit nicht ganz widerstanden. In raffinierter Stilisierung ist sie bis zur Geziertheit gegangen. Aber alle äußere Eleganz und Fertigkeit der Mache ist ausgeglichen durch die Fülle der Schönheitsmotive, die sie aus dem Marmor zu entwickeln vermocht hat. Nicht zufällig sind es ganz überwiegend Darstellungen weiblicher Gewandfiguren, neben den Torsen von Delos zahlreiche und besser erhaltene Statuen von der athenischen Akropolis (K. i. B. 213 ff. HSchrader, Auswahl archaischer Marmorfiguren im Akropolis-Museum, Wien 1913), aus denen wir diese Kunst kennenlernen. In der Wiedergabe der koketten ionischen Tracht, der umständlich gefältelten langen Gewänder, der komplizierten Haarfrisuren und alles reichen Schmuckes, in der Wiedergabe aber auch der zierlichen Reize der weiblichen Körperformen boten sich ihr die Aufgaben, an denen sie ihre eigensten Vorzüge am vollsten entfalten und am

glänzendsten zeigen konnte. An der Ausbildung dieses verfeinerten Marmorstils, den man insbesondere der Schule von Chios zuzuschreiben geneigt ist, meint Schrader 22 ff. einen Hauptanteil der parischen Kunst zuschreiben zu sollen.

Die Körperformen unter dem Gewande zu zeigen ist nach der Übertragung des Stellungsmotivs der unbekleideten auf die bekleidete Figur und mit den Fortschritten in der Darstellung des Nackten allgemein in der ionischen Kunst versucht worden. Die samisch-milesischen Werke geben die ersten Beispiele dafür mit einer Darstellungsweise, in der das am Oberkörper sichtbare Untergewand wie in eins mit dem Körper gebildet, das in breiterer Lage umgeworfene Obergewand so angespannt ist, daß die Umrisse des Körpers vollständig und im übrigen die Schwellungen seiner Formen hervortreten. Die allmähliche Ausbildung dieses Motivs kann man an den einzelnen Figuren sehr deutlich sehen, auch wie die Ansätze dazu schon in den frühesten Werken, den älteren Branchidenstatuen und der Cheramyesfigur (K. i. B. 201, 2. 202, 1. 2), vorhanden sind, im Gegensatze zu einer das Gewand als ungegliederte, balkige, alles darunter Befindliche verbergende Masse wiedergebenden Darstellung, wie sie aus früher Stufe z. B. in der Nikandre von Naxos (K. i. B. 200, 2) vorliegt. An der Nike von Delos (K. i. B. 207, 1. 2) kann man erkennen, wie diese letztere Art der Behandlung zugrunde liegt, aber an den bewegten Teilen des Körpers, über den Beinen, schon der Versuch gemacht ist, das Gewand als Ausdrucksmittel zur Verdeutlichung der Körperformen und ihrer Bewegung zu benutzen; an zwei sehr altertümlichen weiblichen Torsen aus Chios (K. i. B. 200, 1. E. Löwy, Öster Jahrh. XII [1909] 244 f.), den einzigen bisher bekannt gewordenen archaischen Werken von der Insel selbst, ist die Bekleidung des Oberkörpers einfach durch eingeschnittene wellige Faltenlinien kenntlich gemacht. Hier scheint bei manchem, was in der Formenanlage an Kreta erinnert, erkennbar, wie die einerseits mit den Marmorinseln verbundene Kunst von Chios andererseits mit der kleinasiatischen Kunst zusammenhängt, von der aus ein Hinüberwirken auf die nahe gelegene Insel nicht ausbleiben konnte. Nur aus dem Hinzutreten eines solchen ist es aber wohl auch zu erklären, wie auf der der Nike von Delos folgenden Stufe die besondere Stilisierung von Gewand- und Körperdarstellung sich ausbilden konnte, in der die stehenden weiblichen Figuren von Delos und der athenischen Akropolis ihr hervorstechendstes Merkmal haben. An ihnen liegt das Gewand an Schultern, Brust und Armen wie eine zweite Haut über dem Körper und umfaßt wie eine feine elastische Hülle die Beine. Aber wenn an den kleinasiatischen Figuren dieses Motiv nicht Hauptsache war, sondern dem Ganzen, wenn auch wesentlich für den Eindruck, immer untergeordnet blieb, so ist es hier Selbstzweck geworden und als Mittel ausgebildet, um die Kunstfertigkeit der virtuosen Marmorarbeit, auf die es diesen Künstlern vor allem ankam, in allen erdenklichen Finessen zu zeigen. Fein eingeschnitten und im Relief wie Ornamente aufgelegt, sind die Falten in geschwungenen, geschlängelten, gekräuselten und zickzackförmig gezogenen Linien über die glänzenden Marmorflächen hingeführt, aus denen die Beine in den zierlichsten Formen voll heraustreten, und breite, schräg umgelegte Gewandstücke, in gerader, scharf eingefurchter Fältelung gegliedert und | tief unterschnitten mit langen geraden Enden niederfallend, heben sich, die Mitte des Körpers deckend, in reicher Wirkung vor diesen wie durchsichtig erscheinenden, eng anliegenden Gewandteilen ab.

Die Darstellung der stehenden bekleideten Figur in dieser so ganz aufs Einzelne und dekorativ Wirkungsvolle gerichteten Durchführung kam der herrschend gewordenen Geschmacksrichtung entgegen und konnte, mit allen Reizen feinster Formvollendung auftretend, allgemeine Geltung gewinnen. Die Athener der Peisistratiden-

zeit sahen in ihr die vollendete Schönheit. Auch im östlichen Kunstkreise übte der neue Stil seine Wirkung. Die Karyatiden von den Schatzhäusern der Siphnier und Knidier in Delphoi (K. i. B. 209, 2. 3. ThHomolle, Fouilles de Delphes IV, Paris 1904, Taf. VII ff. II Taf. XI), mit denen sich die ionische Kunst ähnlich wie vermutlich mit dem amykläischen Throne des Bathykles von Magnesia in ihrer feinsten Pracht auf der griechischen Halbinsel zeigte, stehen wie Schwestern der Figuren des sog. chiischen Typus da, und in den wundervollen Friesreliefs (K. i. B. 209 f.), die im Ganzen der Auffassung und Formengebung die durch die Werke von Samos und Milet und vom ephesischen Artemision bezeichnete Richtung fortgeführt zeigen, hat manches von den ornamentalen Pikanterien jener raffinierten Marmorkunst Eingang gefunden. Auf die dekorative Behandlung hat sich, mehr als früher, der Sinn gewendet, und das zeigt sich auch in der nun hervortretenden Vorliebe für symmetrische Komposition, die, an sich sehr alt, auf größere und figürliche Darstellungen angewendet zum erstenmal in einigen der Friese des 'Knidierschatzhauses', in der Malerei gleichzeitig und noch auffälliger in den gerade diesen Reliefs auch stilistisch eng verwandten Bildern der klazomenischen Sarkophage erscheint. Die Kunst am Smyrnäischen Golf wird die Einflüsse von dem nahen Chios her zuerst und am stärksten erfahren haben, und zu diesem und dem weiter nördlichen äolischen Gebiete zeigt auch die literarische Überlieferung das Schaffen des Bupalos und Athenis in Beziehung.

Die erhaltenen Denkmäler lassen die weite Verzweigung der ionischen Kunst in dieser Zeit der zweiten Hälfte des 6. Jahrh. erkennen, reichen aber bisher nicht aus, um ein zusammenhängendes Bild der Entwicklung zu gewinnen. Im äußersten Süden fanden die Bildhauer in Lykien durch den dort gepflegten Gräberkult reichliche Beschäftigung. Sie werden aus der Nähe, also aus dem samisch-milesischen Kreise, dorthin gezogen sein, und darauf weist auch der Stil der dortigen Grabmäler, vor allem des sog. Harpyienmonuments von Xanthos (K. i. B. 208, 4—6), dessen Reliefs, von mehr mittelmäßiger Ausführung, zeigen, wieviel gute alte Tradition in diesen Werkstätten bewahrt geblieben war. Hatte sich hier ein lockerer, breiter, etwas ins Schwülstige geratener Stil erhalten, so finden wir im nördlichen Gebiete eine straffer geschlossene Formengebung ausgebildet. Wir lernen sie an den zierlichen Reliefs des Nymphenaltars von Thasos (K. i. B. 211, 4—6) in einem aus dem letzten Ausgange der archaischen Zeit herrührenden Werke kennen. Diesem gehört auch die unlängst vom Berliner Museum erworbene Marmorstatue einer thronenden Göttin an (Ant. Denkm. des arch. Inst. III [1916] Taf. 37—44), die von ungewöhnlich guter Erhaltung durch Größe und feierliche Pracht unter den erhaltenen archaischen Werken hervorragt. Wahrscheinlich unteritalischer Herkunft, gibt sie von dem Hinüberwirken der ionischen Kunst in das westgriechische Gebiet ein neues, besonders glänzendes Zeugnis.

Über die Herrichtung der Archermosbasis s. ArchJahrb. IV (1891) Anz. 184. Die Bedenken gegen die Zugehörigkeit der Nike hat ausführlicher zuletzt GTreu, Vh42. PhilVers., Wien 1893, 325 ff. erörtert; er vermutet, die Basis habe einst zwei aufrecht stehende Figuren getragen, aber die eine zur Hälfte erhaltene Eintiefung hat nicht die für die Plinthen von solchen durchweg übliche Form.

Über die Zuweisung der delphischen Schatzhäuser an die Knidier und Siphnier s. HPomtow, Berl.ph.W. XXXI (1911) 1611 (= Delphika III, Lpz. 1912, 19). ArchJahrb. XXVI (1911) Anz. 144. EBourguet, BCH. XXXIV (1910) 225 ff. Daß die gefundenen Skulpturen von mehreren Schatzhäusern herrühren, hat RHeberdey, AthMitt. XXXIV (1909) 145 dargelegt. — Eine in Klazomenai gefundene weibliche Figur (K. i. B. 207, 4) zeigt Ähnlichkeit mit der wohl dem gleichen Kunstkreise angehörigen 'Aphrodite' (Artemis?) von Marseille, dem phokäischen Massilia (K. i. B. 207, 5. 6).

4. Die Entwicklung der Skulptur auf der griechischen Halbinsel, in Athen und der Argolis, ist durch das Herüberwirken der Kunst Kleinasiens und der Inseln in Fluß gebracht worden. Formentypen und technische Errungenschaften sind zugeführt, Künstler selbst sind hinübergewandert. Die sikyonisch-argivische Schule ist von kretischen Meistern begründet worden, und in der Folge ist die von Samos her erfolgte Vermittlung des Bronzehohlgusses (vgl. S. 145) für sie so folgenreich gewesen wie die Zuführung des Marmors für die attische Kunst. An beiden Stätten hat die Aufnahme des technisch Vollkommeneren, das von außen kam, die eigene Kraft gesteigert und zu selbständigem Schaffen stark gemacht.

Deutliche und charakteristische Züge ihres eigenartigen Wesens weist die attische Kunst schon in den Dipylonvasen auf. Sie haben, abweichend von den meisten übrigen geometrischen Vasen, umfangreiche figürliche Bilder, und aus ihnen spricht eine Lust am Erzählen, ein Aufmerken auf das Tatsächliche, ein Interesse am Gegenstande, das in diese so manieriert schematisch gezeichneten Darstellungen etwas wie Leben und Ausdruck bringt und ihnen einen eigentümlichen Reiz von Originalität verleiht; sie haben mehr in sich, als den starren geometrischen Formen der Figuren äußerlich anzusehen ist. Zwischen die linearen Gebilde treten nun im 7. Jahrh. unvermittelt die vegetabilischen Ornamente und die breiten, vollen Figuren der östlichen Kunst. Das Neue wird begierig aufgenommen, und in raschem Aufstiege gelangt die attische Vasenmalerei in der ersten Hälfte des 6. Jahrh. zu dem festen Stile, wie ihn die Françoisvase in einer höchsten Leistung veranschaulicht. Als wenn der Bann, in dem die Maler der Dipylonvasen gehalten waren, mit einem Male gelöst wäre, so fließt nun die Erzählung in reichster Fülle dahin, breit, lebendig und treuherzig, nachdem die Mittel des formalen Gestaltens gefunden waren, die alles, was man zu sagen hatte, mit voller Deutlichkeit und Ausführlichkeit auszudrücken ermöglichten. Auf dieser Stufe stehen die ältesten größeren Werke, die uns von attischer Skulptur erhalten sind, die in Kalkstein (Poros) gearbeiteten Skulpturen des alten Hekatompedos und anderer nicht genauer bestimmbarer Bauwerke der Akropolis (K. i. B. 205. ThWiegand, Porosarchitektur d. Akrop., Cassel u. Lpz. 1904. RHeberdey, Altattische Porosskulptur, Wien 1919). In ihnen sehen wir ein Bild dessen im Großen, was im Kleinen in jenem Meisterwerke der Keramik enthalten ist: eine inhaltlich überreiche Darstellung, in der von Herakles und von den auf der Burg altheimischen Kulten und dämonischen Wesen erzählt war. Die Künstler leben ganz in der Wirklichkeit und teilen aus ihr mit. Sie schildern eine Prozession und stellen ein Gotteshaus dar, in seiner merkwürdigen Anlage mit dem Zubehör eines ummauerten Temenos und dem Ölbaume darin und in allen seinen architektonischen Einzelheiten so genau, wie auf der Françoisvase das Brunnenhaus und das Heroon der Thetis dargestellt sind. Und wie ist der phantastische dreileibige sog. Typhon geschildert! Als wenn ihn der Künstler so wirklich gesehen hätte, mit Köpfen, aus denen das Leben wie aus Porträten herausschaut. Diese Bildwerke zeigen in den rund und voll gebildeten Formen eine Reife des Stils, die auf eine längere Übung der Kalksteinskulptur zurückschließen läßt, deren allmähliche Ausbildung wir freilich nicht zu verfolgen vermögen. Es ist mit der attischen Skulptur wie mit der attischen Vasenmalerei: die Françoisvase hat ihre Vorläufer, aber ihr Stil steht in seiner reifen Pracht wie mit einem Male da. Man sieht an dem einfachen großen Schnitte der Formen, namentlich der Köpfe, deutlich, daß diese Skulptur an dem in Athen heimischen Materiale des weichen Poros sich gebildet hat, für den dieselben Instrumente, wie für die Arbeit im Holze, angewendet wurden. Die Technik des Schneidens hat die Formengebung mitbestimmt; allein sie tritt nicht als das am

wesentlichsten Entscheidende in der Gesamtbildung der Formen hervor, die in ihrer wuchtigen Kraft strotzend und quellend wie von nach außen drängendem inneren Leben erfüllt sind.

Zu derselben Zeit, in der die Skulpturen des Hekatompedos entstanden, haben die Athener begonnen, weniger umfangreiche Einzelarbeiten in Marmor auszuführen. Die ersten Werke, wie die Statue des Kalbträgers (K. i. B. 206, 5. AthMitt. XIII [1888] 113 ff.), in dem einheimischen Marmor der nächst erreichbaren Brüche vom Hymettos und unteren Pentelikon gearbeitet, zeigen die im Poros geübte Behandlungsweise unverändert festgehalten und auf das neue Material übertragen. Zugleich aber fand der feinere Marmor von den Inseln in Athen Eingang. Mit ihm kam, durch den Glanz der peisistratischen Herrschaft angezogen, die vollentwickelte Kunst von den Inseln und Kleinasien selbst herüber – auf der Burg gefundene Inschriften, darunter auch eine des Archermos (vgl. S. 147), geben davon Zeugnis –, und an den fremden Werken lernten nun die attischen Meister die ausgebildete Marmortechnik und die verfeinerte zierliche Ausdrucksweise der ionischen Formensprache kennen. In welcher Fülle das Neue eingeströmt ist, und wie es auf das einhei|mische Schaffen eingewirkt hat, ersehen wir aus der reichen Überlieferung des Perserschuttes der Akropolis, vor allem in der langen Reihe weiblicher Marmorstatuen, die einst als Votive die Heiligtümer der Burg gefüllt haben. Fast jede der verschiedenen Stilarten der archaischen Kunst ist in ihnen vertreten, am auffälligsten und in zahlreichen Beispielen von besonders hervorragender Ausführung die als chiisch bezeichnete Kunstweise (vgl. S. 147). Neben den deutlich als solche sich kennzeichnenden fremden Werken sind die attischen Arbeiten nicht immer völlig sicher erkennbar; in verschiedenem Grade werden die einheimischen Künstler, die einen abhängiger, die andern selbständiger und wählerischer, den fremden Vorbildern gefolgt sein. Mit voller Deutlichkeit aber tritt der attische Charakter in einer Gruppe von Figuren heraus, die sich durch großzügige Schlichtheit und Einheitlichkeit aus ihrer bunten und reichen Umgebung hervorheben (ein Beispiel gibt K. i. B. 213, 6). Sie stehen als nächstverwandt neben den monumentalen Marmorgruppen des Gigantenkampfes (ThWiegand, Porosarchitektur 126 ff., Taf. XVI. XVII. K. i. B. 214, 1) aus dem einen Giebel vom Neubau des Hekatompedos. Als Ersatz der älteren Porosgiebel für den durch die Säulenperistasis erweiterten Tempel geschaffen, gibt dieses Bildwerk über die Entwicklung der attischen Kunst in den Jahrzehnten, die den Strom der ionischen Marmorkunst nach Athen hinübergeleitet hatten, die beste Auskunft. Wir sehen, wie die Gewohnheit des Porosschneidens verschwunden und eine marmormäßige, runde und weichere Behandlung ausgebildet, aber die Formenauffassung bei aller Vervollkommnung die alte geblieben ist. Mancherlei zierliche Motive sind aufgenommen, aber nirgends drängt sich das einzelne vor. Die in ihrer quellenden Kraft derbe und wuchtige Ausdrucksweise der alten Porosskulptur ist zu einem großen, einheitlichen, auf ruhige Gesamtwirkung gerichteten Stile fortgebildet. Auch die Komposition ist gleichmäßiger geworden, und an die Stelle der in breiter Stofffülle überfließenden Erzählung ist die Schilderung eines geschlossenen Vorganges getreten. Zu Höherem aufsteigend, wendete sich das Streben mehr der Ausbildung des Allgemeinen und Typischen zu, hinter dem Bedeutenden mußte die Darstellung der kleinen Tatsächlichkeiten zurücktreten. Was an naiver Frische dadurch etwa verlorenging, wurde durch den Zug ins Große aufgewogen. Die reichste Fülle von Beispielen für diese Entwicklung finden wir in der attischen Vasenmalerei, die in der Zeit, die zwischen den Porosskulpturen und dem Marmorgiebel des Neubaues des Hekatompedos liegt, den Weg von der Stufe der Françoisvase bis zu dem Her-

vortreten der ersten Meister des rotfigurigen Stils durchmessen hat. Aus der Skulptur bietet namentlich die Darstellung der Köpfe ein lehrreiches Material. Erscheinen die Köpfe der sog. Typhongruppe wie Abbilder des Lebens, so steht in dem wenig späteren Saburoffschen Kopfe des Berliner Museums (K. i. B. 206, 6) ein wirkliches, als solches beabsichtigtes Porträt da, und andere, wenn auch von nicht ebenso hervorragender Ausführung, schließen sich dem an. Die altattische Kunst weist darin Leistungen auf, denen nichts Gleichartiges aus dem Schaffen der übrigen archaischen Kunststätten zur Seite steht, und nirgends tritt die Eigenart ihres Wesens deutlicher hervor. Sie hat das Porträt in der Folge nach dem Typischen hin ausgebildet, aber soviel allgemeiner auch die Darstellung geworden ist, wie wir sie auf der Aristionstele (K. i. B. 213, 2) und in den übrigen Bildern der archaischen Grabmäler sehen, es ist volles Leben darin. Dieses Leben tritt auch aus dem prachtvollen Kopfe der Athena des Gigantengiebels hervor, spricht aus so manchen der Köpfe der weiblichen Statuen der Akropolis und gibt ihnen den Reiz des Persönlichen, das wir bei ihrem Anblicke nicht nur zu empfinden vermeinen, sondern das, wenn auch mehr und mehr durch das Überwiegen des Typischen zurückgedrängt, wirklich darinnen ist.

Die Hauptmasse der Bildwerke des Perserschuttes gehört ohne Zweifel der Tyrannenzeit an. Wahrscheinlich in der folgenden kleisthenischen Zeit, nicht erst nach Marathon, ist das Schatzhaus der Athener in Delphoi gebaut. Dessen Metopenreliefs, Theseus- und Heraklestaten (ThHomolle, Fouilles IV, Taf. XXXVIII—XLVIII. K. i. B. 217, 5—7) zeigen dieselbe leichte, zierlich graziöse und frische Behandlung wie die entwickelteren, zumeist in kleinerem Maßstabe ausgeführten unter den Akropolisfiguren. Sie stehen am Ausgange des Archaismus, über den vereinzelte Bildwerke aus dem Perserschutte, die in der letzten Zeit vor der Zerstörung | entstanden sein werden, schon hinausweisen. Innerhalb der Geschichte der Metopendarstellung, die wir auf früherer Stufe freilich nicht aus der attischen, sondern nur aus der dorischen Kunst kennen, stehen sie an der Spitze einer neuen Entwicklung (vgl. EKatterfeld, Die griech. Metopenbilder, Straßb. 1911). Sie zeigen den wenn auch noch unvollkommenen Versuch, die Figuren in geschlossenen Kompositionen der gegebenen quadratischen Bildfläche entsprechend zusammenzufassen, und in der Art, in der in den Einzelbildern nicht mehr ein Allerlei aus den verschiedensten Sagenstoffen nebeneinandergestellt ist, sondern zusammenhängende Schilderungen aus größeren Sagenzyklen gegeben sind, die Aufgabe der Metopendekoration zum ersten Male so aufgefaßt, wie sie in der Kunst des 5. Jahrh. (Olympia, Theseion, Parthenon) zu vollendeter Lösung gebracht ist.

Die attischen Porosskulpturen sind von ThWiegand (Die Porosarchitektur der Akropolis, Cassel u. Lpz. 1904) und von RHeberdey (Altatt. Porosskulptur, Wien 1919), die Marmorskulpturen von HSchrader in der Schrift Archaische Marmorskulpturen im Akropolismuseum zu Athen, Wien 1909, und in der großen Publikation Auswahl archaischer Marmorfiguren im Akropolismuseum, Wien 1913, bearbeitet. Daß der alte Athenatempel ein Hekatompedos war, beweisen seine Maße, und daß das in der berühmten Inschrift von 485/4 genannte Hekatompedon dieser Tempel ist, bleibt das Wahrscheinlichste. Das Altertum selbst hatte, da die Perser auf der Burg (480) und in der Stadt (479) das meiste zerstört hatten, von der archaischen attischen Kunst nur sehr geringe Kenntnis; daher ist durch Schriftstellernachrichten auch nur ganz Vereinzeltes überliefert. Von einem der wenigen literarisch genannten Künstler, Antenor, ist eine Inschriftbasis und das, wie es scheint, zu ihr gehörige Werk (FStudniczka, ArchJahrb. II [1887] 135 ff. K. i. B. 213, 5) auf der Burg wiedergefunden, eine große weibliche Figur aus der ersten Zeit des Einflusses der Inselkunst, deren geziert dekorative Gewandmotive hier äußerlich übernommen und unselbständig nachgemacht erscheinen und nicht, wie an anderen großen attischen Werken, mit dem Gesamtstile der

Formen ausgeglichen und dem Ganzen untergeordnet sind. Diese Figur, die den Eindruck eines wenig gelungenen Versuches mit dem Neuen, noch Ungewohnten macht, ist durch einen beträchtlichen Zeitraum von dem bezeugten Werke des Antenor, der Bronzegruppe der Tyrannenmörder, entfernt, die der Entwicklungsstufe nach sich etwa zwischen den Gigantengiebel und die Metopen vom Athenerschatzhause in Delphoi stellt. Man denkt sie sich altertümlicher als die erhaltenen Neapeler Marmorfiguren des Harmodios und Aristogeiton (K. i. B. 218, 1) und hält diese für Nachbildungen der Gruppe des Kritios und Nesiotes (vgl. S. 159), die zum Ersatze für die von den Persern geraubte ältere geschaffen wurde. — Einen besonders hohen Wert haben die Funde aus dem Perserschutte auch durch die Erhaltung der einstigen Bemalung, die freilich, dem Tageslichte ausgesetzt, in den vier Jahrzehnten seit der Aufdeckung schon sehr abgeblaßt ist. Die Porosskulpturen waren vollständig bemalt. An den Marmorfiguren diente die Farbe nur als teilweiser Schmuck der glänzendweißen Marmoroberfläche. Haare, Augen, Mund, Teile der Gewandung waren getönt und an den Gewändern und Stirnbändern reiche Ornamentmuster hingemalt, alles vorwiegend in Blau und Rot und in feinster Ausführung, in der diese bunten Zutaten die Wirkung der feinen Marmorarbeit selbst erhöhten und bereicherten. Farbige Abbildungen einiger Figuren sind u. a. in den Ant. Denkm. des arch. Inst. veröffentlicht, eine Zusammenstellung der aufgemalten Muster gibt WLermann, Altgriech. Plastik, Münch. 1907, Taf. I—XX.

5. Die aus dem dorischen Gebiete, dem Peloponnes und Sizilien, erhaltenen archaischen Skulpturen sind großenteils Werke, die als Tempelbildschmuck gedient haben. Anfangs, solange die Gebälke noch aus Holz gebildet und mit Terrakottawerk versehen waren, wird die dekorative Ausstattung hauptsächlich in Malerei ausgeführt gewesen sein, zuerst, wie wir am Heraion von Olympia sehen, in ornamentaler geometrischer, dann in figürlicher Darstellung, mit der zugleich auch plastische Terrakottaarbeit, nachweislich wenigstens für die Verzierung der Stirnziegel und Akrotere, in Anwendung kam. Der Tempel von Thermos, der die korinthische Kunstübung zu Anfang des 6. Jahrh. kennen lehrt (vgl. S. 128), hatte Metopen aus bemalten Tonplatten und plastisch ausgeführte Stirn|ziegel. Zur selben Zeit aber war auch der Übergang zum Steinbau schon erfolgt und hatte die Entwicklung der Steinskulptur nach sich gezogen. Die als Bildschmuck für die Tempel geschaffenen Skulpturen sind, wie diese selbst, aus Kalkstein gearbeitet in stark herausgetriebenen Formen, in denen sie innerhalb der kräftigen Umrahmungen der Metopen und Giebel zur Geltung kommen konnten. Dem überaus schweren Charakter der Architektur der ältesten sizilischen Tempel entsprechen die massigen, kantig geschnittenen Formen der Metopenfiguren des sog. Apollontempels von Selinunt (OBenndorf, Die Metopen von Selinunt, Berl. 1873, Taf. I—III. K. i. B. 199, 4—6), denen andere Metopenreliefs eines unbekannten Selinunter Tempels (Mon.ant. I [1890] 957 ff. K. i. B. 199, 2. 3) bei etwas abweichender, aber kaum weniger schwerfälliger Behandlung an Altertümlichkeit nicht nachstehen. Ins Zentrum der dorischen Kunst führen die trotz ihrer länglichen Form als Metopen zu bezeichnenden Reliefs, die in Delphoi unterhalb des als Schatzhaus der Sikyonier angenommenen Baues (ThHomolle, Fouilles IV, Taf. III. IV. K. i. B. 198, 4—7, vgl. HPomtow, Berl.ph.W. XXVI [1906] 1165. Ztschr. f. Gesch. d. Arch. III [1910] 97 ff. CRobert, Pausanias, Berl. 1909, 300 ff. FCourby, BCH. XXXV [1911] 132) gefunden worden sind, und sie zeigen in ihren den Selinunter Reliefs in Anlage und Stil doch recht ähnlichen Darstellungen, wieviel kunstvoller hier gearbeitet wurde. Auf fortgeschrittener Stufe stehen die Giebelreliefs vom Schatzhause der Megarer in Olympia (Ol. III, Taf. II—IV. K. i. B. 221, 8) und die in ausdrucksvoller Lebendigkeit und feiner Schärfe der Formen diesen verwandten Metopenreliefs des Tempels F von Selinunt (Benndorf Taf. VI. K. i. B. 221, 7), in denen, wie in jenen, Gigantenkämpfe dargestellt sind. Megara, von wo aus die gleichnamige Mutterstadt von Selinunt gegründet war, gehörte dem korinthischen Kunstkreise an.

Die dorische Kunst hat ihren Mittelpunkt in der Schule von Sikyon und Argos gehabt. Die kunstgeschichtliche Überlieferung nennt als Begründer dieser Schule die kretischen Dädaliden Dipoinos und Skyllis. Auch Nachrichten über Werke des Cheirisophos in Tegea und des Aristokles in Olympia bezeugen das Eindringen der altkretischen Skulptur in den Peloponnes und finden ihre anschauliche Erläuterung durch eine sehr altertümliche Sitzfigur aus Tegea (K. i. B. 197, 3), die mit einer von Eleutherna auf Kreta herrührenden (K. i. B. 197, 1. 2) völlig übereinstimmt. Dieselbe Stelle also, von der einst die Keime zum Erblühen der 'mykenischen' Kunst in die Argolis getragen waren, hat nach einem Jahrtausend noch einmal den befruchtenden Anstoß zu einer folgenreichen Entwicklung gegeben. Hier ist der von Kreta ausgehende Einfluß wirklich von grundlegender und in die Folge hinein weiterreichender Bedeutung geworden, während er in der Skulptur des ionischen Kleinasiens und der Inseln, die er nach jüngst deutlicher ermittelten Spuren (E. Löwy, Typenwanderung, ÖsterJahrh. XII [1909] 243. XIV [1911] 1) in ihren frühesten Anfängen anscheinend gleichfalls berührt hat, von keiner dauernden Nachwirkung gewesen ist. Die Schriftstellernachrichten vermitteln aus der Schulfolge, die an Dipoinos und Skyllis anknüpfte, die Namen einzelner Meister; wir erfahren, daß die äginetische Kunst, die in den Jahrzehnten vor und nach 500 eine kurze Blüte hatte, als eine Abzweigung aus der sikyonischen hervorging, und daß in beiden hauptsächlich der Erzguß gepflegt und zu hoher Vollendung gebracht wurde. Die Bronze ist nicht in der Art wie der Marmor, der die Ausbildung einer in den äußerlichen Feinheiten der Behandlung sich ergehenden Kunstfertigkeit begünstigt, ein verführerisches Material. Ihr ist eher eine entgegengesetzte Tendenz zu eigen. Auch die in der sikyonischen Kunst als Hauptaufgabe gepflegte Darstellung der nackten männlichen Gestalt gab von sich aus keinen Anlaß zur Ausbildung äußerlicher Finessen und Zierlichkeiten, wie auf solche die Gewanddarstellung der in der ionischen Marmorkunst bevorzugten bekleideten, namentlich der weiblichen Gestalt leicht hinführte. Ein verwandter Grundzug, wie er in dem dorischen Architekturstile gegenüber dem ionischen erkennbar ist, tritt auch in der Plastik hervor. Die Wiedergabe der nackten männlichen Figur hielt die Künstler zur einfachen Beobachtung der Struktur und der Formen des Körpers an. Mit den Fortschritten in der Einzelbeobachtung gelangte die sikyonische Schule zu einer vervollkommneten Kenntnis vom Bau und von der Gliederung der Gestalt, und die Bereicherung und Festigung des anatomischen Wissens, das, praktisch gewonnen, zur Theorie | sich ausbildete und als solche von Generation zu Generation weitergegeben und gelehrt werden konnte, schuf die eigentliche und sichere Basis, auf der diese Schule, in der Beschränkung groß, für die Gesamtentwicklung der griechischen Kunst von größter Bedeutung wurde. Sie hat durch dreihundert Jahre bestanden in fester Geschlossenheit eines zielbewußten Wirkens, das von den einfachen Anfängen ihrer Begründer zu der Höhe der Kunst des Lysippos hinaufführt.

Der Typus der ruhig dastehenden, in voller Frontalität gebildeten Gestalt mit vorgesetztem linken Beine und herabhängenden Armen, wie er in seinem fest ausgeprägten Schema aus der ägyptischen Kunst überkommen ist (vgl. S. 144), ist allgemein und überall in der altgriechischen Kunst verbreitet gewesen. Die Ausführung ist so verschieden, wie die Aufgabe an den einzelnen Stätten je nach der Ausbildung besonderer Fähigkeiten und nach den vorherrschenden künstlerischen Bestrebungen verschieden aufgefaßt worden ist. Es handelte sich um die Darstellung des Nackten. Die ionisch-kleinasiatische Kunst, mit ihrem Blicke auf das Ganze, hat an dem Körper hauptsächlich die äußere Erscheinung der von der weichen und beweglichen Haut

umschlossenen Formen gesehen; der entwickelten Inselkunst in ihrer raffinierten Wiedergabe des Nackten unter dem Gewande war es um nichts mehr als um eine möglichst feine und reiche Darstellung der Einzelheiten der Körperbildung zu tun. In der altattischen Kunst tritt eine gewisse Monumentalität auch in der Behandlung des Nackten hervor, ein lebendiges, natürliches Erfassen der Zusammenhänge und Formen im großen. Alledem gegenüber kommt in dem Werke, aus dem wir die erste große Entwicklung der statuarischen Skulptur im dorischen Zentrum kennenlernen, in der ihre kretische Abstammung durch stilistische Einzelheiten noch sehr deutlich bekundenden Marmorfigur des Polymedes von Argos (ThHomolle, Fouilles de Delphes IV, Taf. If. K. i. B. 198, 1. 2, zur Inschrift AvPremerstein, ÖsterJahrh. XIII [1910] 41ff.), ein anderes Streben zum Ausdruck. Alles Äußere der körperlichen Gestaltung erscheint ungefüge, derb und breit, aber überaus klar und bestimmt ist die Gliederung des Aufbaues. Von dem tektonischen Gefüge ist der Künstler ausgegangen, und mit sicherer Beherrschung des Wesentlichen hat er Hauptteile, die Knie und die breite Horizontale der Schulterknochen herausgesetzt. Auf etwas jüngerer Stufe zeigt der 'Apollon' von Tenea (K. i. B. 220, 1) eine ähnliche, man möchte sagen, auf dem geometrischen Prinzip beruhende Auffassung bei einer mehr ins kleine und einzelne der Formen eingehenden, zierlicheren und sorgfältigeren Ausführung, die an Einfluß der Inselkunst denken lassen kann. Von der Polymedesfigur aber scheint der Weg in gerader Linie zu dem Apollon Philesios des Kanachos hinzuführen, von dem ein in Milet gefundenes spätes Relief (RKekule, S.Ber.Berl.Ak. 1904, 786ff. K. i. B. 220, 5) eine trotz aller Roheit der geringen Wiedergabe deutliche Vorstellung vermittelt hat, und von hier wieder läßt sich die Weiterentwicklung zu den Skulpturen des Westgiebels des Tempels von Aigina hin verfolgen. Kanachos war in der zweiten Hälfte des 6. Jahrh. das Haupt der sikyonischen Schule, und gleichzeitig begann die äginetische Kunst, von der sikyonischen ausgehend, hervorzutreten.

Die Skulpturen des Tempels von Aigina (AFurtwängler, Aegina, das Heiligtum der Aphaia, Münch. 1906. K.i.B. 222ff.) stehen am Ende der Reihe, die mit der nahe an die Begründung der sikyonischen Schule hinaufführenden Polymedesstatue beginnt. In dem Bildwerke des Ostgiebels kündigt sich bereits eine neue Entwicklung an. Was hier neu hervortritt, beschränkt sich nicht auf eine in der Beobachtung des Anatomischen reichere und fortgeschrittene, dazu weniger harte und knappe Formenbildung, sondern liegt vor allem darin, daß die Darstellung der Formen und ihrer Lagerung in richtigem Zusammenhange mit der Bewegung der Figuren wiedergegeben ist. Die Glieder sind wie zu freier Tätigkeit gelöst, aufrecht stehend würden diese Figuren nicht mehr in dem alten steifen Schema mit gleichmäßig aufstehenden beiden Beinen, sondern in den Gelenken beweglich erscheinen. Schon die entwickeltsten unter den Figuren aus dem Perserschutte der athenischen Akropolis zeigen das neue Standmotiv mit dem im Knie gebogenen und etwas entlasteten rechten Beine und beweisen, daß der in der Ausbildung dieses Motivs liegende Fortschritt, in dem die Überwindung des Archaismus ihren deutlichsten Ausdruck findet, bereits vor dem Jahre 480 | gemacht worden ist. Die in ihm zutage tretenden künstlerischen Bestrebungen liegen in der Richtung, die in der dorischen Kunst, in der sikyonischen Schule, an deren Spitze um 500 der Bildhauer Hageladas stand, am entschiedensten ausgeprägt war. Man kann von dem neuen Standmotive sagen, daß in ihm gegenüber der alten, am ägyptischen Schema festhaltenden Stellung, in der die Figur fest, aber unbeweglich wie mit den Füßen in den Boden eingeschraubt dasteht, die funktionelle Tätigkeit der Glieder, vor allem der Kniegelenke, zur Wiedergabe gebracht ist, so daß die Gestalt, obwohl mit beiden Sohlen fest aufstehend, doch vom Boden

gelöst in freier Kraft dasteht. Zu einem verwandten Ausdrucke lebendiger Aktivität ist, wie in dem vorigen Abschnitte über die Architektur angedeutet wurde, um die gleiche Zeit die dorische Säule gebracht worden.

Eine vollständige, über die Verbreitung des Typus orientierende Sammlung der 'Apollon'-figuren liegt in dem Werke von WDeonna, Les 'Apollons archaïques', Genf 1909, vor.

6. Im 7. und 6. Jahrh. hatte der Schwerpunkt der allgemeinen Entwicklung der Kunst im Osten gelegen. Der Wandel, der gegen Ende dieses Zeitraums mit dem Sturze der Tyrannenherrschaft und dem damit verbundenen Untergange des höfischen Lebens ionischer Sitte eintrat, hat wie die dorische Dichtung so die dorische bildende Kunst in prävalierende Stellung gebracht. Charakteristische Züge sind in der Überlieferung über den damals führenden Meister der sikyonisch-argivischen Schule, Hagèladas, ausgeprägt. In den Nachrichten über seine Werke tritt zum erstenmal der Kreis der Darstellungen mit voller Entschiedenheit hervor, die die Plastik in den Jahrzehnten nach dem Ableben des Archaismus überwiegend beschäftigt haben. Sie waren verknüpft mit der wachsenden Bedeutung, die die Feiern der gymnastischen Spiele an den Feststätten der Halbinsel, vor allem in Olympia und Delphoi, gewonnen hatten. Den Sieger im Bilde zu feiern, den Gewinner im Fünfkampfe, im Laufe, Ringen, Diskoswurfe oder den Lenker auf dem siegreichen Gespanne, das war neben der Götterdarstellung jetzt die Aufgabe, die dem Schaffen der Zeit den Ton und Charakter gab. Sie lag in der Richtung, die die sikyonisch-argivische Schule von Anfang an gepflegt hatte. Diese Richtung wurde jetzt die herrschende. Wir kennen die Namen vieler Künstler, die mit Hageladas und nach ihm in der folgenden Generation bis zur Mitte des Jahrhunderts hin in diesen Aufgaben tätig gewesen sind. Neben den dem Schulverbande von Sikyon und Argos selbst angehörigen Bildhauern stehen Vertreter der äginetischen Kunst, unter denen Kallon, Onatas, Glaukias hervorragen, und andere treten hinzu, wie z. B. der ältere Kalamis und Pythagoras, der, von Samos gebürtig, wie der gleichnamige Philosoph, aus seiner ionischen Heimat nach dem Westen gezogen war und in Unteritalien eine neue Heimstätte gefunden hatte. Sie alle sind gemeinsam im Dienste des westgriechischen dorischen Adels tätig und bringen die im Dorischen wurzelnde Auffassung zum Ausdruck. Das ist das bei allen Verschiedenheiten in dem Besonderen der stilistischen Ausführung Zusammenschließende und Verbindende in einer Gruppe von Bildwerken (K. i. B. 233 ff.), die aus dem durch jene Künstler bezeichneten Kreise hervorgegangen sind, von denen aber kein einziges einem der überlieferten Meister mit Sicherheit zugeschrieben werden kann. Und so bleibt auch das große Monumentalwerk, das den Abschluß und Höhepunkt dieser Entwicklung bezeichnet, der Skulpturenschmuck des Zeustempels von Olympia, für uns namenlos, da Pausanias' Angabe der beiden Künstler bezüglich Paionios nachweislich falsch und damit auch bezüglich Alkamenes ohne hinreichende Gewähr ist. Der Tempel, von dem elischen Baumeister Libon gebaut, war 456 fertig. Die Arbeit an dem Bildwerke der Giebel und Metopen wird in die sechziger Jahre zurückreichen. |

Unter den erhaltenen statuarischen Bildern ragt die in Delphoi gefundene Bronzefigur eines Wagenlenkers (K. i. B. 237, 3. 4) hervor, der Rest eines großen, von Polyzalos, dem Bruder des Hieron und Gelon von Syrakus, in den Jahren vor 470 dem delphischen Apollo gestifteten Gespannes (über die zugehörige Inschrift AFrickenhaus, ArchJahrb. XXVIII [1913] 52). In langem Gewande steht die Figur ruhig und fest auf beiden Füßen, aber nicht in einem typischen Standmotive, sondern in einer Stellung, die sich aus der Handlung des Zügelns der Rosse ergibt, straff in den Gliedern, mit beweglichem Oberkörper und elastisch angespannten Armen. Es ist

der Lenker, der das Gespann zum Siege geführt hat, aber in seinem Benehmen ist nichts, worin das Bewußtsein des Erfolges zur Schau träte. Er ist ganz damit beschäftigt, die Rosse in guter Ordnung zu führen. In diesem völligen Aufgehen in die dargestellte Tätigkeit erkennen wir einen der charakteristischen Züge der Kunst dieser Epoche. Wir finden ihn in vielen Werken wieder, zu besonders reizvollem Ausdrucke gebracht in der Statue des kapitolinischen Dornausziehers (vgl. S. 158, K. i. B. 235, 3) und in dem nackten Mädchen (der sog. esquilinischen Venus, K. i. B. 237, 8. WKlein, ÖsterJahrh. X [1907] 141 ff.), das sich die Binde ums Haar legt; das gleiche Motiv wurde für die Siegerstatue beliebt, als eins der anziehendsten aus der Fülle von Motiven, die sich für die Darstellung des Siegers darboten, den das Bild in der Ausübung des Wettkampfes selbst oder in ruhigem Dastehen nach beendigtem Kampfe zeigte.

Aus allen Werken dieser Kunst weht der frische Hauch gesunden Lebens, das in der tüchtigen Ausbildung zur athletischen Übung in Kampf und Wettspiel sein Höchstes fand. Herakles, aber nicht der märchenhafte Riese, sondern der ritterliche Held mit dem wohlgebildeten starken Körper, wie er in den Olympiametopen geschildert ist, war das gefeierte Ideal der Zeit, Herakles und Apollon, in dessen Bildern das Ideal der jugendlich reifen männlichen Schönheit zu vollendetem Ausdrucke kam. In ihnen ist der Gott, dessen Kult damals unter dem Einflusse des delphischen Heiligtums das Leben am mächtigsten beherrschte, in nackter hochgewachsener Gestalt, voll blühender Kraft, fest und ruhig dastehend, vor Augen gestellt. An der Reihe der erhaltenen Apollonstatuen, deren keine freilich wie der delphische Wagenlenker und der Dornauszieher eine originale Arbeit ist (vgl. K. i. B. 234), verfolgen wir am deutlichsten die Ausbildung des neuen Standmotivs mit dem einen etwas entlastet seitwärts gestellten Beine und der entsprechend abgestuften Bewegung in Armen und Oberkörper von der anfänglich noch gebundenen Strenge bis zu der großen, in ihren Grenzen freien Gestaltung, in der der Gott auch im Westgiebel von Olympia uns entgegentritt.

Auch die weibliche Schönheit ist damals nach anderen Werten geschätzt worden als in der voraufgegangenen Zeit, in der die ionische Sitte tonangebend gewesen war. Sie bedarf nicht mehr der Hervorhebung durch kosmetischen Prunk und Putz, alles Gekünstelte in Kleidung und Haartracht ist wie mit einem Male verschwunden. Die Mädchen und Frauen tragen statt der zierlich umständlichen Tracht, die nicht völlig und überall verschwunden ist, aber nun nicht mehr herrschende Mode war, das schlichte dorische Gewand, und dieses Gewand erscheint in den Darstellungen lediglich als Kleidungsstück ohne Nebenabsicht des Schmückens. In einfache strenge Falten gegliedert, umschließt es schlanke, kräftige Gestalten, wie wir sie in der Bronzegruppe der sog. Tänzerinnen von Herculanum (K. i. B. 235, 5—7) sehen. Sie haben ihre Schönheit in sich selbst, und diese Schönheit kann durch äußere Zieraten nicht gesteigert werden. Natürlich und unauffällig, wie die Tracht, sind die Bewegungen und das ganze Wesen, aus dem eine gesunde Frische und herbe, anspruchslose Anmut spricht. Nach Artemis und Athena hin ist das Ideal der jugendlichen Weiblichkeit entwickelt, es nähert sich der männlichen Schönheit in demselben Maße, wie in der entwickelten ionisch-archaischen Kunst diese der weiblichen angenähert gewesen war.

Zu einem großen Gesamtbilde erscheint alles in dem Skulpturenschmucke der Giebel und Metopen des olympischen Zeustempels vereinigt (K. i. B. 240—244). Mythische Heldentaten, die unter göttlichem Beistande zum Gelingen gebracht waren, sind zum Thema der Darstellung gewählt worden: für den Hauptgiebel die Wettfahrt

des Pelops und Oino|maos, 'die Gründungssage des glänzendsten unter den olympischen Kampfspielen'. Der Ruhe in dem Bilde der zur entscheidungsvollen Fahrt versammelten Helden und ihres Gefolges steht im Westgiebel in stark wirkendem Kontraste die wilde Bewegtheit des Kampfes der Lapithen und Kentauren gegenüber, und diesen mächtigen, durch Ruhe und Leidenschaft gleich erregenden Schilderungen folgt in der Bilderreihe der zwölf Heraklestaten in den Metopen eine auf romantischen Ton gestimmte Erzählung, die in reichem Wechsel erfinderischer Motive, humoristische, gemütvolle, liebenswürdige Züge einflechtend, das Altbekannte wie ganz aus dem Neuen gab. Kraftvoll in der Ausführung, die an dem als Architekturschmuck bestimmten Werke nicht bis in die feineren Einzelheiten geht, die aber in ihrem aufs Ganze gerichteten, freien Entwickeln der Hauptsachen völlig mit der Erfindung harmoniert, steht das Werk da als eine Schöpfung größten Stils. Mögen die unbekannten Künstler dieses Bildwerkes ihrer Abstammung nach woher immer gewesen sein, sie haben das dorische Ideal — und kein anderes konnte an dieser Stelle verherrlicht werden — zu vollstem Ausdrucke gebracht.

Von dem Anteile, den Sizilien und Großgriechenland an der Kunstentwicklung in dieser Epoche gehabt haben, geben Nachrichten über dort wirkende Künstler (Michaelis Hdb. 225ff.) und erhaltene Werke selbst Zeugnis. Aus den Metopen des Heraions von Selinunt wie auch aus einzelnen Resten statuarischer Werke (K. i. B. 245) spricht bei etwas altertümlicher erscheinender, zierlicherer Formengebung eine den Olympiaskulpturen nahestehende Auffassung (RKekule, ArchZeit. XLI [1883] 241ff.; Gr.Sk. 72), und ein verwandter Stil ist in den kleinen, sehr fein und lebendig ausgeführten Münzbildern erkennbar. Für den allgemeinen Charakter der sizilischen und unteritalischen Kunst sind die massenhaft erhaltenen Terrakottastatuetten (FWinter, Typenkat. I, S. XCIIff. u. 103ff.) lehrreich; wo deren Fabrikation in umfangreichem Betriebe geübt ist, läßt sie mit Wahrscheinlichkeit auf das Bestehen einer Großplastik an gleicher Stelle zurückschließen. Eine reich und eigenartig ausgebildete Terrakottenkunst ist in dieser Zeit auch in Böotien vertreten (Typenkat. I 69 u. 179ff. K. i. B. 235, 1. 2), und stilistische Vergleichung hat von einer Gruppe dieser Tonfiguren aus auf die Vermutung böotischen Ursprungs des kapitolinischen Dornausziehers geführt (PWolters, AthMitt. XV [1890] 361), wie auch einige freilich nicht hinlänglich sichere Spuren für den älteren Kalamis auf Böotien weisen, dessen Scheidung von einem jüngeren Künstler des gleichen Namens von EReisch, ÖsterJahrh. IX (1906) 199ff. (vgl. FStudniczka, Abh. der sächs. Ges. LIV [1907] n. 4) begründet worden ist.

Die einfache Sachlichkeit und natürliche Auffassung der 'Olympiakunst' tritt in der Bildung der bekleideten weiblichen Figur am deutlichsten hervor. Nicht zufällig nun steht gerade in dieser Epoche die statuarische Darstellung der nackten weiblichen Figur einfach als Akt, als Bild des körperlichen Lebens, wie es in der sog. esquilinischen Venus (K. i. B. 237, 8) vor Augen gestellt ist, daneben. Sie ist ohne jede Nebenabsicht, ebenso wie die Wiedergabe der vom Gewande verhüllten Gestalt, im Gegensatze zu der im ionischen Archaismus ausgebildeten Koketterie der Darstellung des wie durchscheinend unter dem stilisierten Gewande gezeigten Körpers. Die Art der Verhüllung ist je nach Absicht und Können verschieden ausgedrückt. An den Figuren der Sterope und Hippodameia des olympischen Ostgiebels ist die Wiedergabe des schwereren und des leichteren Gewandes mit einfachen Mitteln zur Kennzeichnung des Matronalen und Jugendlichen verwendet worden. Geradezu zum Hauptmotive der ganzen Darstellung ist das Verhüllen in Figuren wie der Hestia Giustiniani und der von WAmelung, RömMitt. XV (1900) 181ff. zurückgewonnenen, am wahrscheinlichsten Kalamis zugeschriebenen ernsten Frauenstatue gemacht worden (K. i. B. 236, 4. 5. 6). An den Figuren der herkulanischen Tänzerinnen ist die Anordnung der Faltenlagen im Zusammenhange mit den Bewegungen der Gestalten lockerer und abwechslungsreicher. Auch hier aber, wo Bilder jugendlicher weiblicher Schönheit gegeben sind, ist der Körper nicht zur Schau gestellt, und die Aufgabe, einen Chor von Mädchen zu bilden, die Gefäße tragen und mit dem Umlegen, Anfassen, Zurechtziehen der Gewänder beschäftigt sind, hat nicht dazu verführt, über das rein Sachliche auch nur mit der geringsten Andeutung | hinauszugehen. Dem von der männlichen Figur auf die weibliche übertragenen Standmotive paßt sich die Faltengliederung in natürlichem Zuge an: das entlastete Bein biegt sich unter dem Gewande vor, das sich über ihm in schrägen Falten spannt und von dem gebogenen Knie in einer

geraden Lage herabfällt, während die Körperhälfte an der Seite des Standbeins unter dem in Steilfalten niederhängenden Gewande ganz verschwindet. Diesen strengen Typus der Gewandfigur hat die Kunst in der Darstellung der großen weiblichen Gottheiten ins feierlich Würdevolle gesteigert.

7. Die Olympiaskulpturen geben den festen Maßstab für die Beurteilung der der archaischen Epoche nachfolgenden Kunst ab. Das gilt auch für die in Athen geübte Plastik. Ein Jünglingskopf von der Akropolis, der zu den entwickeltsten Werken aus dem Perserschutte gehört, zeigt zwar feinere, aber den Köpfen der Olympiagiebel schon ähnliche Formen, und ebenso weist die Behandlung der Tyrannenmördergruppe (K. i. B. 218) auf den olympischen Stil hin, wiewohl freilich in ihr ein höheres Maß von Altertümlichkeit so stark ausgeprägt ist, daß für die Bestimmung der Figuren als Kopien nach dem Werke des Kritios und Nesiotes, das die nach Vertreibung der Peisistratiden geschaffene und 480 von Xerxes geraubte Erzgruppe des Antenor (vgl. S. 153) ersetzte, die Annäherung an die Olympiaskulpturen allein kaum völlig entscheiden könnte; sie bedarf äußerer Bestätigung, die man in der Wiedergabe der Gruppe auf einer um 400 entstandenen rotfigurigen Vase (FHauser, RömMitt. XIX [1904] 163ff.) enthalten glaubt. Die führenden Meister in der attischen Kunst nach den Perserkriegen waren Pheidias und Myron. Neben ihnen stand namentlich Kresilas in Ansehen. Pheidias war in der Vollkraft des Schaffens, als der Zeustempel von Olympia entstand. Das einzige, uns aus sicheren Nachbildungen bekannte Werk seiner Hand, die 438 vollendete kolossale Goldelfenbeinstatue der Athena Parthenos (K. i. B. 246), weist stilistisch wie in unmittelbarer Fortentwicklung auf die Olympiaskulpturen zurück. Ebenso schließt das Periklesbildnis des Kresilas und die ihm nächstverwandte Anakreonstatue an diese an (RKekule, 61. Berl. Winkelmannspr. 1901. K. i. B. 251). Weniger eng hängen Myrons Werke, in denen eine persönliche Eigenart besonders stark ausgeprägt ist, mit ihnen zusammen.

Die Kunst des Pheidias fand ihre größten und bedeutendsten Aufgaben in der Schaffung von Monumentalwerken. Schon bald nach den Perserkriegern trat er mit der Ausführung großer öffentlicher Aufträge hervor. Die figurenreiche Bronzegruppe, die Athen für den Sieg von Marathon nach Delphoi weihte, war sein Werk, ebenso die große eherne, in später Überlieferung 'Promachos' genannte Athena auf der Akropolis, die aus der hellenischen Gesamtbeute gestiftet war. Mit dem Goldelfenbeinkolosse des thronenden Zeus im Tempel von Olympia schuf er ein Werk, mit dem er sich an ganz Hellas wandte, und in der Athena Parthenos war die Macht und der Glanz des attischen Staates verbildlicht. In diesen beiden monumentalsten Schöpfungen erreichte seine Kunst ihren Höhepunkt und Abschluß. Während er mit eigener Hand das Bild der Parthenos ausführte, stand er dem Heere von Bildhauern und Bauleuten vor, deren Arbeit den perikleischen Plan der Umgestaltung der Burg zur Verwirklichung brachte, und unter seinen Augen und seiner Leitung entstand der Parthenon. Das persönliche Verhältnis zu Perikles stellte ihn auf eine Höhe, von der aus die Stimme seiner Kunst weithin vernehmlich wurde. Er hat zum Volke aus dem Herzen des Volkes gesprochen und dem, was alle bewegte, in seinen Götterdarstellungen feierlichsten und mächtigsten Ausdruck gegeben. Die Aufgaben selbst und die hohe Auffassung wiesen seine Kunst mehr auf das Typische und Allgemeine als auf das Individuelle und Vorübergehende. Daher bewegte sich auch sein Stil und die Formengebung bei aller fortschreitenden Entwicklung, die in den aus einer langen Zeit fruchtbarsten Schaffens hervorgegangenen Werken erkennbar gewesen sein muß, in der festen Bahn einer im wesentlichen sich gleichbleibenden Ausdrucksweise. Das ist aus dem, was die Schöpfungen aus seiner letzten Zeit lehren, erkennbar. Der

Kopf des Zeus hatte nach dem Ausweise der Münzen von Elis (K. i.B. 247, 3. 4) große einfache Formen und steht darin wie in der fast altertümlich strengen Ausführung des langen Bartes und Haupthaares den bärtigen Köpfen der Olympiametopen am nächsten. Die erhaltenen Nachbildungen der Athena Parthenos zeigen die Figur in festem Standmotive ruhig dastehend, breit und kräftig im Körper, mit einem in sehr bestimmt umschriebenen, strengen und vollen Formen | gebildeten Kopfe und einer Gewandung, die in steilen, gradlinigen und regelmäßig gegliederten Falten die Gestalt umhüllt. Es ist der in der Sterope des olympischen Ostgiebels und den herkulanischen Tänzerinnen vertretene Typus, mit einem Eingehen in die feineren Einzelmotive der Faltenbildung ins Reiche und Prächtige weitergeführt. Die Gewandbehandlung kehrt in verwandter Art bei anderen weiblichen Figuren wieder. Es ist schwer, die Grenze zu bestimmen, wie weit bei solchen die Ähnlichkeit im ganzen und die Entsprechung in einzelnen Zügen eine Rückführung auf Pheidias gestatten. Dem feierlich strengen Charakter der Parthenos entspricht eine in mehreren Nachbildungen (K. i. B. 248, 1. 2), am besten in einer Statue aus Cherchell erhaltene Demeterfigur, deren pheidiasschen Ursprung RKekule (57. Berl. Winckelmannspr. 1897) nachgewiesen hat. Sie kehrt in der Gestalt der Demeter auf dem eleusinischen Relief (K. i. B. 248, 4) wieder, und in diesem Relief ist uns ein der pheidiasschen Epoche selbst angehöriges bedeutendes Originalwerk religiösen Charakters erhalten, das als solches geeignet erscheinen muß, uns den Geist und die Art der pheidiasschen Kunst nahezubringen. Auf diesen Zusammenhang gestützt, ist es HSchrader (Öster Jahrh. XIV [1911] 35ff.) gelungen, von dem Schaffen des Pheidias ein volleres Bild zurückzugewinnen, in dem weder die von AFurtwängler auf die Athena Lemnia zurückgeführte Figur (K.i.B. 249, 1) noch die von WAmelung (ÖsterJahrh. XI [1908] 169ff.) auf die Lemnia bezogene Athena Medici (K. i. B. 283, 6) einen Platz haben. An ihrer Stelle zeigt die der Kora des eleusinischen Reliefs im Typus gleichende Statue der Kora Albani (K. i. B. 248, 3), wie Pheidias neben der feierlich ernsten die liebliche Frauenschönheit in hoheitsvoll schlichter Wiedergabe verkörpert hat. Auch für die Bestimmung des Anteils, den Pheidias selbst an der Schaffung der Parthenonskulpturen genommen hat, hat die vom eleusinischen Relief ausgehende Untersuchung Gewinn zu bringen gesucht. Die Typen des Reliefs wiederholen sich in den drei mittleren der nur in Zeichnung erhaltenen sieben Metopen, die bisher auf Grund nicht gesicherter Angaben als zwischen die Kentaurenmetopen der Südseite des Tempels eingeschoben angenommen wurden (K. i. B. 268, 1. 2). Schrader löst sie aus diesem Zusammenhange und will sie als Mittelgruppe in die Reihe der Nordmetopen einfügen, deren allein vollständiger erhaltene an der Westecke (K. i. B. 248, 5) stilistisch dem eleusinischen Relief nahesteht. Die Metopen sind unter den Parthenonbildwerken die zuerst ausgeführten Stücke. Die Giebel und Friese hat Pheidias, der der Schaffung des ganzen Werkes als Leiter vorstand, selbst nicht mehr in ihrer Vollendung gesehen. In diesen Werken tritt ein neuer Stil in Erscheinung, der sich mit dem in der Parthenonstatue wie in den Nordmetopen festgehaltenen unmittelbar nicht vereinigen läßt (vgl. S. 166).

Die Forschung hat sich in letzterer Zeit in Anschluß namentlich an OPuchsteins Aufsatz über die Parthenos und die Parthenonskulpturen in ArchJahrb. V (1890) 79ff. und an AFurtwänglers Untersuchungen in den Meisterwerken, Lpz.Berl. 1893, Intermezzi, Lpz.Berl. 1896 usw. mit Pheidias besonders eifrig beschäftigt. Über das zeitliche Verhältnis des Zeusbildes zur Parthenos s. FWinter, ÖsterJahrh. XVIII (1915) 1ff. Von den Nachbildungen der Parthenos ist die in Pergamon gefundene die freilich nicht im einzelnen treueste, aber älteste und größte und die einzige, die über die Form der Basis und ihre Reliefdarstellung der Pandorageburt genaueren Aufschluß gibt (Altert. v. Pergamon VII, Berl. 1908, 33ff.).

8. An den Werken des Myron rühmte die antike Kunstkritik die Wahrheit und Mannigfaltigkeit der Darstellung. Es sind zwei Werke, der Diskobol und die Marsyasgruppe, in Nachbildungen erhalten (K. i. B. 252 f.). Sie lassen jenes Urteil vollkommen verstehen. In dem Diskobol wählte der Künstler die schwierigste Aufgabe, die die Natur ihm bieten konnte, die Wiedergabe einer in blitzartiger Schnelle vorübergehenden Bewegung. Auch in der Marsyasgruppe gab er in dem in hüpfendem Sprunge herangeeilten und zurückprallenden Silen ein Bild flüchtiger Bewegung und stellte dem in der Athena ein Bild der Ruhe, aber nicht unbewegter Ruhe, gegenüber. Den Kontrast steigerte er durch die Gestaltung der beiden Figuren. Die der Athena ist erst jüngst in Nachbildungen wiedergefunden, eine unbeschreiblich reizvolle Erscheinung, ganz jugendlich, von herber, frischer Anmut, mehr Mädchen als Göttin. Ebenso eigenartig bildete er den Silen, frei von | allem Konventionellen und ohne Übertreibung, mit schlankem, hagerem, geschmeidigem Körper, wie ein Tier edler Rasse. Myron gehörte zu den großen Entdeckern der Natur, die er in allen ihren immer neuen und wechselnden Erscheinungen aufsuchte, er war ein Meister auch der Tierdarstellung, und eins seiner Werke aus diesem Kreise, die berühmte Kuh, ist im Altertume fast mehr als alles andere bewundert und gepriesen worden.

Dem Diskobolen schließen sich einige stilistisch verwandte Werke an, die nicht durch äußere Zeugnisse als myronisch beglaubigt sind, aber, aus der gleichen künstlerischen Auffassung hervorgegangen, zur Vervollständigung des uns erreichbaren Bildes der Kunst Myrons beitragen können. Es sind die in prachtvoller Bewegung aufgebaute Statue des Salbers der Münchener Glyptothek (K. i. B. 255, 1) und die Bronzestatue des sog. Idolino in Florenz (K. i. B. 254, 1—3), diese so einzig als Darstellung einer momentanen Ruhe, eines flüchtigsten Momentes vorübergehender Ruhe, wie der Diskobol als Darstellung eines flüchtigsten Momentes vorübergehender Bewegung einzig ist. Der aus diesen Werken hervortretende Reichtum der Motive und ihre Entwicklung jedesmal aus der dargestellten Handlung, aus der zugrunde liegenden Idee der Darstellung, die Unabhängigkeit von festen, allgemeingültigen Normen muß ein auffälliger und charakteristischer Zug der Kunst Myrons gewesen sein. Das ist in dem bei Plinius erhaltenen Kunsturteile 'numerosior in arte quam Polycletus' bezeichnet, in dem der tiefgreifende Unterschied in der Richtung der beiden Meister in denkbar kürzester Form ausgedrückt ist.

Über Myron vgl. RKekule, Idolino, 49. Berl. Winckelmannsprogr. 1899, und die bei Michaelis Hdb., Literaturnachweis zu S. 232 und 270, angeführte Literatur. Eine neue, 1906 in Rom gefundene unvollständige Kopie des Diskobols ist bei HBrunn-Bruckmann, Denkm. griech. u. röm. Sk. VII (1911) Taf. 631. 632 abgebildet. Über die Athena der Marsyasgruppe s. BSauer, ArchJahrb. XXIII (1908) 125 ff. LPollak, ÖsterJahrh. XII (1909) 154 ff. Ant.Denkm. Inst. III (1912) 9. FWinter, BonnerJahrb. CXXIII (1916) 285.

9. Polykleitos war das Haupt der argivisch-sikyonischen Schule, mit der die Überlieferung auch Pheidias und Myron verknüpft, indem sie diese wie Polyklet als Schüler des Hageladas bezeichnet. Sie wird in dieser Form kaum zutreffend sein, insofern aber Richtiges enthalten, als sie der nach 500 vorherrschenden Kunst von Argos einen Einfluß auf die attische Kunst zuschreibt und Polyklet als den nach Hageladas nächsten großen Meister der Schule bezeichnet. Als unmittelbarer Schüler kann er diesem kaum gefolgt sein, da seine Tätigkeit mit dem Goldelfenbeinbilde der Hera für das nach dem Brande von 423 neu erbaute Heraion von Argos bis in die letzten Jahrzehnte des 5. Jahrh. herabreicht. Der Stufe nach steht zwischen Hageladas und Polyklet die Entwicklung, die in den um die Olympiaskulpturen gruppierten Werken vertreten ist. Unter diesen findet sich nichts, woran sich die Kunst des Polyklet, soweit sie uns aus gesicherten Nachbildungen, wie namentlich dem Doryphoros und

Diadumenos (K. i. B. 257), bekannt ist, bestimmter anknüpfen ließe. In ihr tritt mehr das Neue als der Zusammenhang mit dem Früheren hervor. Die veränderte Ponderation ist das Auffälligste. An Stelle der halben ist die völlige Entlastung des einen Beines getreten, das nun nicht mehr, wie in dem vorher ausgebildeten Standmotive, zur Seite gesetzt mit kräftig gebogenem Knie und ganzer Sohle fest auf dem Boden aufsteht, sondern wie in Schrittbewegung zurückgestellt ist mit gehobenem Fuße, der nur mit den Zehen den Boden berührt. Das Standbein trägt den Körper allein, und das entlastete Bein hält ihn nur mehr im Gleichgewichte. Infolge dieser Funktion ist das Standbein so völlig in Anspruch genommen, daß die Stellung nicht verändert werden kann, ohne daß die Bewegung des Ganzen wieder von neuem anheben müßte. Das Schreiten ist zu dauerndem Stillstande gelangt, eine Ruhe in der Bewegung: der volle Gegensatz zu der Bewegung in der Ruhe, wie sie am lebendigsten in der darin ganz von myronischem Geiste erfüllten Idolino-Statue (vgl. S. 161) ausgedrückt ist. Selbst der feste Stand der Olympiafiguren ist beweglicher, da beide Beine zugleich tätig sind und durch eine Bewegung der Kniegelenke jeden Augenblick eine Lösung und Veränderung herbeigeführt werden könnte. In der polykletischen Stellung ist das Kniegelenk des Standbeins gebunden und der Oberschenkelmuskel aufs äußerste gespannt, er müßte erst ganz aus dieser Spannung gelöst werden, damit das Bein in neue Aktion übergehen könnte. In einer scheinbaren Bewegung des Hinschreitens ist ein völliger Stillstand dargestellt. Durch die ausschließliche Belastung des einen Beines senkt sich der Oberköper nach dieser Seite herab, Rumpf, Brust und Schultern verschieben sich in ihrer Gliederung stärker und treten weiter aus der Mittelachse heraus, als schon die Ponderation des auf der voraufgegangenen Stufe ausgebildeten Standmotivs von der Symmetrie der archaischen 'Frontalität' abgeführt hatte. Es entsteht ein neuer Rhythmus mehr geschwungener Linien und Flächen, und diesem Rhythmus fügen sich die Arme in einer mit dem Ganzen mitgehenden Haltung, in halber Hebung und Senkung ein. An dem so vollendeten Aufbau mit seinem wohlgefügten Zusammenschlusse, durch den alles 'wie mit einem unsichtbaren Kreise umschrieben ist, aus dem kein Glied sich hervorwagen darf', gewahrt man die bis ins einzelne und feinste genau berechnende Arbeit, die wohl des sorgfältigsten Studiums am Ateliermodell nicht entraten haben kann. Polyklet hatte sich hierin ein Motiv geschaffen, das er nach dem Zeugnisse des Altertums immer wieder anwendete, wie etwas von vornherein Gegebenes, Feststehendes, Mustergültiges, und wir sehen, wie es ohne Rücksicht auf die zugrunde liegende Idee und Handlung der Darstellung in gegenständlich so verschiedenen Bildern wie dem Doryphoros, dem Diadumenos, der ermattet oder verwundet dastehenden Amazone (K. i. B. 256, 7) wiederholt ist. Dasselbe Streben leitete ihn in der Einzelausbildung der Formen, die er nach sorgfältig berechneten und als allgemeingültig erfundenen Verhältnissen gestaltete. In allem war er ein Vollender dessen, was die sikyonisch-argivische Schule von Anfang an als Hauptaufgabe verfolgt hatte. Deren Streben nach möglichst korrekter Darstellung der menschlichen Gestalt gelangte in seinem Schaffen zu der Erreichung eines mustergültigen Kanons. Er gab die Natur nicht, wie Myron, aus dem unmittelbaren Eindrucke unbefangener Beobachtung des bewegten Lebens in der Frische und Fülle ihrer wechselnden Erscheinungen, auch nicht wie Pheidias in höherem Sinne gesehen in schöpferisch typischer Idealgestaltung — die antike Kunstkritik hat das in dem Urteile über Polyklets Hera ausgesprochen, in der man bei aller Bewunderung der technischen Vollendung die hoheitsvolle Majestät pheidiasscher Götterbilder vermißte —, sondern er suchte das höchst Erreichbare darin, auf Grund einer durch genauestes Studium erreichten Kenntnis der Natur, wie sie ist, das formal absolut

Richtige und Vollkommene zu gewinnen und gesetzmäßige Normen festzustellen. Sein Doryphoros hat in der späteren Zeit als Musterfigur gedient, aus der man das Gültige wie aus einem Lehrbuche vermeinte abnehmen zu können.

Unter dem Namen des Polyklet ging eine Schrift 'Kanon', die als Erläuterung zum Doryphoros über die Proportionen handelte (HDiels, ArchJahrb. IV [1889] Anz. 10). In dem auf Xenokrates zurückgehenden Urteile bei Plin. XXXIV 56 sind die polykletischen Figuren als 'quadrata' bezeichnet, was seine Verdeutlichung in der Erklärung des Wortes bei Celsus II 1 findet: corpus habilissimum quadratum est neque gracile neque obesum. In der Wahl der namentlich den myronischen Figuren gegenüber auffallend gedrungenen Verhältnisse und breiten Formen ist Polyklet, wie es scheint, der Schultradition gefolgt. Man kann sie in wesentlichen Hauptzügen bis zu den Anfängen der Schule, bis zu der Figur des Polymedes von Argos, zurückverfolgen. Die Literatur über Polyklet s. bei Michaelis Hdb., Literaturnachw. zu S. 274 ff.

10. Von Pheidias wird in den Schriftstellernachrichten besonders bemerkt, daß er auch in Marmor gearbeitet habe. Die meisten seiner Werke waren aus Bronze, die größten und berühmtesten aus Goldelfenbein. Myron und Polyklet waren durchaus Bronzebildner. Für die statuarische Plastik war in dieser Zeit der Blüte der dorischen Kunst die Bronze allgemein das bevorzugte Material geworden. An den dekorativen monumentalen Aufgaben aber hatte einen Hauptanteil die Wandmalerei gewonnen, die durch das Schaffen Polygnots, des großen ionischen Meisters von Thasos, den Kimon nach Athen gezogen hatte, in überwiegende Stellung gelangt war. Darin trat nach der Mitte des Jahrhunderts wieder ein Umschwung ein, der durch die perikleischen Unternehmungen auf der Akropolis bewirkt wurde. Durch sie wurde eine neue und nun ins größte gesteigerte Tätigkeit der Marmorkunst ins Leben gerufen. Was allein durch das Bildwerk am Parthenon, die beiden Giebel, die 92 Metopenreliefs, die 160 Meter Cellafries an Arbeit verlangt wurde, überstieg bei weitem alle bis dahin jemals an die athenischen Marmorwerkstätten gestellten Forderungen. Mit | dem Parthenon und nach ihm entstanden die zahlreichen übrigen zum Teil reich mit Bildwerk geschmückten Marmorbauten, auf der Burg der Tempel der Athena Nike, die Propyläen, das Erechtheion, in der Unterstadt das sog. Theseion, der neue Dionysostempel am Theater, außerhalb Athens die Tempel in Eleusis, Rhamnus, Sunion. Der Betrieb, der sich infolge dieser öffentlichen Aufträge in größtem Maßstabe entwickelte, brachte auch die alte Grabreliefkunst wieder zu neuer Entfaltung. Es ist auffällig, daß die Reihe der erhaltenen attischen Grabreliefs nach dem reichen Anfange mit den archaischen schlanken Marmorstelen für die erste Hälfte des 5. Jahrh. fast ganz unterbrochen, von da an aber eine um so größere und durch gut ein Jahrhundert hin lückenlose Überlieferung vorhanden ist. Den Massenbedarf an Marmor deckten die pentelischen Brüche, die in den jetzt in Ausbeutung genommenen oberen Lagen ein Material lieferten, das den parischen Marmor nicht völlig ersetzen konnte — für kostbarere und feinere Einzelarbeiten blieb er immer in Verwendung —, ihm aber an Güte und Brauchbarkeit nahekam. Und wieder führte, wie hundert Jahre früher, der Gebrauch des Materials mit der technischen Übung, die durch ein jetzt in Aufnahme gekommenes Instrument, den laufenden Bohrer, gefördert und erleichtert wurde, zu der Bildung eines neuen Stiles.

Dieser Stil tritt am großartigsten in den Skulpturen vom Ostgiebel des Parthenon in Erscheinung, und das ihm Eigenartige läßt sich am deutlichsten in der Darstellung der bekleideten weiblichen Figuren, an der Art, wie das Gewand behandelt und in seinem Verhältnisse zum Körper wiedergegeben ist, erkennen. Unter einem feinen, lose und weich angeschmiegten Untergewande treten die schwellenden Formen des Körpers in voller, großer Pracht heraus; an einzelnen Teilen liegt ein Mantel

darüber, der die Glieder mit schwereren Faltenlagen bedeckt, aber ihre Formen und Bewegungen dem Auge doch nicht entzieht. Was die ionische Inselkunst des 6. Jahrh. in dem Bestreben, die Schönheit des weiblichen Körpers unter dem Gewande zu zeigen, im und am Marmor ausgebildet hatte, erscheint in anderer Auffassung von neuem, nun in soviel natürlicherer, großartigerer, mit soviel reicheren und vollendeteren Mitteln gewonnener Gestaltung, und wieder in einer Stilisierung, deren entscheidende und feinste Wirkungen nur in Marmor erreichbar waren.

Die Bildwerke lykischer Gräber, die uns die Fortentwicklung der ionischen Kunst im 5. Jahrh. nicht ausschließlich und keineswegs in hervorragendsten Leistungen — wie unendlich viel höher steht von stilistisch Verwandtem z. B. die Arbeit der sog. Ludovisischen Thronlehne K. i. B. 238, 1—3 (gegen die Echtheit des nachträglich zum Vorscheine gekommenen, nach Boston gelangten zweiten Stückes K. i. B. 238, 4—6 haben wir die größten Bedenken) —, aber allein in einer gewissen Kontinuität überliefern, zeigen, wie hier der in seiner feinen Linienschönheit reizvolle archaische Gewandstil im Zusammenhange mit den Fortschritten einer natürlicheren Formenauffassung und -wiedergabe in der Marmorplastik weitergebildet und lange festgehalten worden ist. Was darin erreicht war, zeigt der Bildschmuck des Nereidenmonumentes von Xanthos (K. i. B. 264—266, vgl. WKlein, ArchJahrb. XXXIII [1918] 27ff.) in den Friesen und namentlich in den statuarischen Figuren der eilenden Mädchen mit ihren zurückwehenden, eng angepreßten Gewändern, die, wie bei jenen archaischen Figuren der reifsten Inselkunst, an vielen Stellen nicht als eine ganze Schicht, sondern nur wie in aufgehöhten Faltenlinien über dem nackten Körper zu liegen scheinen. Von der früher beliebten ornamentalen Behandlung der Falten aber ist nichts zurückgeblieben als nur eine fein gewählte und auf dekorative Wirkung berechnete gleichmäßige Anordnung der Linien. In schwungvollen Zügen über den wie aus der Hülle heraustretenden Körper hingeführt, vereinigen sie sich mit den daneben und dahinter in gespannten und gebauschten Lagen ausgebreiteten Gewandmassen, um den Eindruck der Bewegung der Figuren zu verdeutlichen und zu verstärken. Das ist zu vollkommenerer Lösung gebracht in dem kühnen großen Marmorbilde der wie in raschem Sturze aus der Höhe niederschwebenden Nike des Paionios (Olympia, Berl. 1890ff., III | Taf. XLVIff. K. i. B. 266, 3—5), in der wir die nordgriechisch-ionische Kunst das vollenden sehen, was die in Lykien vertretene in fast noch halb altertümlich anmutenden Versuchen zeigt.

Wie stark um die Zeit der Entstehung der Parthenongiebel der ionische Einfluß in Athen war, ersehen wir aus der Architektur (vgl. S. 136). Die Plastik ist nicht weniger davon berührt worden. Das Eindringen der ionischen Wandmalerei war vorangegangen, und in den Nachrichten über die Kunstart des Polygnotos finden wir als einen auffälligen Zug die Darstellung der Frauen mit durchscheinenden Gewändern hervorgehoben. An Polygnotos hatten sich athenische Meister angeschlossen, unter denen Mikon und Panainos, der Bruder des Pheidias, hervorragen. Von den Bildhauern aber, die Pheidias als Schüler nahestanden, waren die bedeutendsten, Agorakritos von Paros und Alkamenes, wenn er, wie die Überlieferung annehmen läßt, aus Lemnos nach Athen gekommen ist, ionischer Herkunft. Gerade diesen beiden darf mit größter Wahrscheinlichkeit der Hauptanteil an dem unter Pheidias' Leitung geschaffenen Parthenonbildwerke zugeschrieben werden. So erklärt es sich, wenn in der Behandlung dieses Bildwerks ein Zusammenhang mit dem als ionisch erkennbaren Gewandstile zutage tritt. Aber die Künstler standen unter Pheidias, dessen Kunst, der Olympiakunst verwandt, in der Parthenos sich zu dem höchsten Ausdrucke feierlicher Erhabenheit gesteigert hatte. Wir wissen nicht, können es aber nach dem,

was aus der freilich sehr beschränkten Überlieferung ersichtlich ist, nicht für wahrscheinlich halten, daß Pheidias selbst in anderen Werken, wie etwa denen der Aphrodite oder der Athena Lemnia, Schönheitsmotive der Art aufgenommen hätte, wie sie, auf die ionische Weise als eine Voraussetzung hindeutend, im Marmor der Parthenongiebelfiguren enthalten sind. Sie erscheinen in diesen mit der Großartigkeit der Gesamtauffassung der Formen, in der der Geist der pheidiasschen Kunst noch lebendig wirkt, zu voller Einheitlichkeit verschmolzen. Wie an den Nereiden des xanthischen Monumentes spiegeln die Gewänder Form und Bewegung der Gestalten wider, aber die Gestalten selbst in der wunderbaren Natürlichkeit und Hoheit ihrer übermenschlichen Bildung sind andere, und ihre Schöpfer haben es vermocht, in der Schönheit, die in dem unerschöpflich reichen Linienspiele der fließend und wogend bewegten Faltenmassen über diese Körper gebreitet ist, dieselbe Größe und Natürlichkeit zu erreichen. Bei der Vergleichung mit jenen Nereiden werden wir inne, wie sehr doch das, was von pheidiasscher Kunst diese Parthenonwerke in sich haben, das künstlerisch Überwiegende ist. Die ionischen Bildhauer waren ja auch zu Pheidias gegangen, weil sie von ihm Höheres empfingen, als sie in sich selbst und ihrer eigenen Kunst besaßen.

Von den Metopen des Parthenon sind nur die meisten der an den beiden Flügeln der Südseite angebrachten mit den Darstellungen der Kentaurenkämpfe und die eine Eckmetope der Nordseite (AMichaelis, Parthenon, Lpz. 1871, Taf. III u. IV. AHSmith, The sculptures of the Parthenon, Lond. 1910. K. i. B. 268f. 248, 5) so gut erhalten, daß eine Vorstellung von der Art der Ausführung zu gewinnen ist. Sie lassen durch die Verschiedenartigkeit der Auffassung und Formengebung, die sie untereinander und den Skulpturen der Giebel und Friese gegenüber aufweisen (vgl. namentlich RKekule, Gr. Sk. 88), am deutlichsten erkennen, daß, wie es ja auch bei der Masse des zu Bewältigenden nicht anders sein konnte, zahlreiche Hände an der Arbeit des Ganzen tätig gewesen sind. Stilistische Unterschiede sind auch in den Giebelskulpturen, so in der Figur des 'Kephisos' und der 'Iris' gegenüber denen des 'Ilissos' und der 'Tauschwestern' wahrnehmbar, während im Friese nur ein ungleiches Maß der Durchführung, in der die Reliefs der Südseite hinter denen der übrigen Seiten zurückstehen, sich bemerkbar macht. Unter den Kentaurenmetopen zeigen einige (K. i. B. 268) eine herbe und strenge Bildung in der Komposition und in den Formen, die mehr auf die vorangegangene, am charakteristischsten durch die Olympiaskulpturen bestimmte Kunst zurückweist und von dem rhythmischen Wohllaute und der eigentümlichen Schönheit der Marmorbehandlung, wie sie in den Ostgiebelskulpturen entwickelt ist, wie unberührt erscheint. In vollem Maße dagegen ist diese in den entwickeltsten Metopen (K. i. B. 269, 4–6) und namentlich in den Friesen der Cella enthalten und führt hier wieder auf einen Zusammenhang mit der aus den lykischen Denkmälern uns bekannten ionischen Kunst hin. Hier bietet sich neben den künstlerisch geringeren Frieskompositionen der Gräber in einem lykischen Sarkophage von Sidon (Hamdy Bey et ThReinach, Nécr. royale à Sidon, Paris 1892, Taf. XVff. K. i. B. 261) ein Werk zur Vergleichung dar, das, mit aller Feinheit und Sorgfalt gearbeitet, mit dem Parthenonfriese auf gleicher Stufe steht. Man meint auf den ersten Blick, in den prachtvollen Reiter- und Wagengruppen die Figuren vom Parthenonfriese wiederzusehen. Aber ein wesentlich unterscheidender Zug ist in der dekorativen Behandlung nicht zu verkennen gegenüber der soviel lebendigeren Darstellung am Parthenon, in der etwas wie von myronischer Naturwiedergabe durch alle gleichmachende und das Individuelle ins Typische führende Formen- und Linienschönheit nachwirkend durchzublicken und lebendig geblieben scheint.

Mit der Aufnahme der Friesdekoration hatte sich die attische Skulptur eine Aufgabe zu eigen gemacht, die die ionische Kunst schon von alters her gepflegt, vielleicht unter den von Ägypten überkommenen Anregungen in Plastik und Malerei ausgebildet hatte (vgl. HThiersch, ÖsterJahrh. XI [1908] 47). In Malerei ausgeführt, diente der Fries für die Innendekoration. Der Parthenonfries mit seinem flachen Relief, das auf blau getöntem Grunde und teilweise bemalt dem Charakter einer farbigen Zeichnung fast näher kam als dem einer plastischen Arbeit, konnte an der Stelle, die er am Bau einnahm, innerhalb des Säulenumgangs in der Höhe außen um die Seiten der Cella herumgeführt, nicht zur Geltung kommen. Iktinos, der Baumeister des Parthenon, hat späterhin am Tempel von Phigalia den skulpierten Fries im Innern der hier freilich offenen Cella angebracht. Am sog. Theseion ist dem Friese wieder wie am Parthenon, nur mit Beschränkung auf die Schmalseiten (im Osten mit einer Verlängerung bis zur Ringhalle), der Platz hinter der Ringhalle außen an der Cella gegeben, aber der Versuch gemacht, ihn durch stärkeres Relief mehr zur Wirkung zu bringen; ebenso ist es am Tempel von Sunion geschehen. Es gelang nicht, den Fries mit der dorischen Architektur in organischen Zusammenhang zu bringen. Durch die ionische Tradition mit der hochgehenden Wand verbunden, war er nur da eigentlich am Platze, wo diese nicht durch davorstehende Säulen einer Peristasis verdeckt wurde. Dafür hatte Athen in dem kleinen ionischen Tempel am Ilissos (Ant. Denkm. III [1916] Taf. 36; FStudniczka, ArchJahrb. XXXI [1916] 169) und in dem von Kallikrates in rein ionischem Stile ausgeführten Tempel der Athena Nike, dessen Bau doch wohl wahrscheinlicher mit den ersten als mit den letzten Jahren des Parthenonbaues zusammenfällt und den Propyläen vorangegangen ist, Beispiele, und ihnen folgte bald danach ein weiteres in dem Erechtheion. In den Skulpturen dieser verschiedenen Bauten ist der im Parthenonbildwerke am großartigsten zur Entwicklung gebrachte Marmorstil ausgeprägt. Nur am Friese von Phigalia (K. i. B. 280. 281) erscheint er nicht rein, sondern wie von weniger empfindlichen, kräftiger und derber zugreifenden Händen gehandhabt, und das stimmt mit der soviel heftigeren, bis zur Wildheit leidenschaftlichen Art der Schilderung zusammen, der die Deutlichkeit mehr gilt als der Wohlklang kompositioneller und formaler Schönheitsmotive. Es sind Züge, die auf die Olympiakunst zurückzuführen scheinen und die Fertigung dieser Reliefs durch einheimische peloponnesische Künstler wahrscheinlich machen (vgl. RKekule, Gr. Sk. 110ff.). In den attischen Werken tritt die Einheit wie im Stile so auch in der Verwendung gleichartiger Bildtypen hervor. Die schöne Gruppe der der Prozession entgegensehenden Götter im Parthenonostfriese, die wir ähnlich schon in früherer ionischer Kunst vorgebildet aus dem Friese des einen ionischen Schatzhauses von Delphoi kennen gelernt haben, kehrt in bewegterer Ausführung am Theseionfriese wieder (K. i. B. 278). Auch am Nikefriese bildet eine die ganze Ostseite einnehmende Götterversammlung (K. i. B. 277, 5. 6) den Mittelpunkt und Zusammenschluß der Darstellung. Hier ist die Komposition strenger und einfacher, sie erinnert in ihrer schlichten Feierlichkeit an die Art, in der Pheidias an der Basis der Parthenos (ArchJahrb. V [1890] 114. XXII [1907] 68. K. i. B. 247, 1) den Zug der Götter gebildet hatte. Aber zwischen die stehenden Gestalten sind thronende | eingeschoben, und in der Reihe der stehenden sind einzelne zu Gruppen vereinigt; durch den Wechsel der Motive ist die Gliederung über die von Pheidias eingehaltene Regelmäßigkeit hinaus nach der im Parthenonfriese ausgebildeten Richtung hin leichter und gefälliger gestaltet.

Der Bau des Parthenon hat 447 begonnen, 438 war das Bild der Parthenos fertiggestellt, 434 waren alle Räume der Cella fertig, wie aus der mit diesem Jahre beginnenden Inven-

tarisation der Schätze nach den Einzelräumen hervorgeht. An die Vollendung der Parthenos knüpfte sich der Prozeß des Pheidias und sein Tod oder, nach Philochoros, seine Flucht nach Elis. Die Arbeiten am Parthenon sind bis 432/31 weitergeführt worden, und die letzte Bauzeit ist es gewesen, in der der größere Teil des Bilderschmucks, vor allem die Mehrzahl der Giebelfiguren und die Friesskulpturen hergestellt wurden. Die Metopen, die fertig ausgeführt am Bau versetzt wurden, müssen vollendet gewesen sein, als die Arbeiten an der Ringhalle bis zum Legen der Architrave gediehen waren; die Reliefs der Friese sind, wie es scheint (vgl. AMichaelis, Parthenon, Lpz. 1871, 205), erst am Bau selbst, an den schon versetzten Platten ausgeführt worden, hier war also nicht die Beendigung, sondern der Beginn der Skulpturarbeit durch das Fortschreiten des Baues bestimmt; unabhängig davon war sie bei den Giebelskulpturen, die in die fertigen Giebel eingestellt wurden. Als Baumeister gibt die Überliefernng teils Iktinos, teils diesen und Kallikrates an, ohne über den Anteil, den jeder von beiden an dem Werke gehabt hat, Bestimmteres zu berichten. Da der Bau dorisch ist, Kallikrates aber durch den Niketempel sich als Vertreter des Ionismus zeigt, wird der Entwurf von Iktinos herrühren. Der Cellafries ist nicht von vornherein beabsichtigt gewesen, sondern erst durch nachträgliche Änderung des Planes an seine Stelle gelangt. Der ursprüngliche Plan sah als äußeren Cellaschmuck, wie die Ausführung des Architravs mit Fascia und Regulae zeigt, ein dorisches Triglyphon vor. Es ist kaum anzunehmen, daß nach dem ersten Plane nun sämtliche Metopen der äußeren Ringhalle und der Cella Skulpturenschmuck hätten haben sollen. An den älteren dorischen Tempeln ist die Beschränkung des figürlichen Metopenschmucks auf die Vor- und Hinterhalle die Regel, und hieran hat sich Iktinos auch späterhin noch beim Bau des Tempels von Phigalia (vgl. AthMitt. XXI [1896] 333) gehalten. Ob auch am Parthenon dieselbe Beschränkung im ursprünglichen Plane gelegen und erst dessen Änderung und Erweiterung durch Aufnahme des ionischen Frieses dazu geführt hat, das Triglyphon der äußeren Ringhalle mit ganz ringsumlaufenden, alle Metopen der vier Seiten füllenden Bilderreihen auszustatten? Ganz ungewöhnlich war ja diese Ausstattung, wenn auch Ähnliches, aber nicht Gleiches, im kleinen die Athener schon einmal früher an ihrem Schatzhause in Delphoi unternommen hatten, wozu dort vielleicht die Absicht Anlaß gewesen war, den benachbarten ionischen Schatzhäusern, wie namentlich dem der Knidier, gegenüber den dorischen Stil in entsprechend reicher Prunkentfaltung zu zeigen. Es wäre denkbar, daß die eingetretene Ionisierung des Parthenon durch den Einfluß, den Kallikrates auf die Arbeiten gewonnen hatte, herbeigeführt worden wäre, und man kann zweifeln, ob diese Änderung mit Zustimmung des Iktinos geschehen ist, der jedenfalls am Tempel von Phigalia, wo der Fries im Innern der Cella angebracht ist, sich anders ausgesprochen hat. Auffällig ist, daß wir Iktinos an den dem Parthenonbau folgenden Arbeiten in Athen nicht mehr beteiligt, sondern im Peloponnes tätig finden.

11. Die Arbeit, die bei den Giebeln des Parthenon ihre große Aufgabe wie in stürmischem Drange angriff und bewältigte, verweilte am Friese, wo es in der Schilderung des Panathenäenfestzugs so viel zu erzählen gab, mehr beim einzelnen. Aber die Masse des zu Leistenden drängte zum Fertigwerden. Wo solches Drängen nicht stattfand, konnte die eingehende sorgfältige Ausführung zu aller Vollendung gebracht werden. Derart | müssen als Einzelbilder gearbeitete Reliefs gewesen sein wie die noch in späterer Zeit bewunderten und in Nachbildungen vervielfältigten Stücke, von denen das Orpheus-, Peliaden- und Peirithoosrelief (K. i. B. 284, 1–3) in mehreren Exemplaren auf uns gekommen sind. Auch aus den Grabreliefs der Parthenonzeit, am schönsten aus dem der Hegeso (K. i. B. 284, 4), tritt uns der Stil des Frieses in seiner ganzen Anmut entgegen. Welcher Steigerung er darüber hinaus fähig war, zeigen die Reliefs der Marmorschranken, die an dem Bezirke der Athena Nike nicht lange nach Fertigstellung des Tempels aufgerichtet wurden und mit ihrer Darstellung von Scharen geflügelter Niken einen Schmuck bildeten, der mit sinnvoller Beziehung auf die Herrin des Heiligtums zugleich allen Siegesruhm des attischen Staates feierte (RKekule, Die Reliefs an der Balustrade der Athena Nike I, Stuttg. 1881, Taf. 1 ff. K. i. B. 286, 1–3). Wie ein Zauber liegt es über diesem Bilde mit seinen aus dem Marmor herausblühenden Formen und dem wundervollen Flusse der Linien, die in den feinen Umrissen der bewegten Gestalten und in den schwin-

genden Falten der wie zarte Schleier die Körper umschmeichelnden Gewänder zu einem unbeschreiblich reichen und feinen Spiele zusammenwirken. Es ist das Höchste, was die griechische Kunst in rhythmischer Linienzeichnung erreicht hat.

Der große Stil der Rundskulptur der Parthenongiebel ist durch mehrere Jahrzehnte fast unverändert festgehalten. An den Koren vom Erechtheion (K. i. B. 283, 2) offenbart er seine monumentale Bedeutung. Davon gewinnt man erst den rechten Eindruck, wenn man sich der früheren Verwendung desselben Architekturmotivs am Siphnier- und Knidierschatzhause von Delphoi erinnert (Fouilles de Delphes IV, Taf. XI. K. i. B. 209, 1). Hier steht die Figur als reines Schmuckglied da, ohne die Säule in ihrer funktionellen Tätigkeit zu ersetzen. Die Koren vom Erechtheion dagegen haben nicht bloß den Platz der Säulen eingenommen, in ihnen erscheint die Architektur selbst lebendig geworden. Kraftvoll gerade aufgerichtet stehen sie da, und in der feierlich ruhigen Haltung ist viel von der Strenge bewahrt, in der die Kunst eines Pheidias den Typus der stehenden weiblichen Figur ausgebildet hatte. Wo nicht, wie hier, die Rücksicht auf den architektonischen Zusammenhang mitbestimmend war, suchte man nach einem leichteren Rhythmus der Bewegung, und wir verfolgen an erhaltenen Einzelfiguren, wie gleichzeitig mit Polykleitos' Neuerungen in der Ponderation (vgl. S. 162) auf verwandte Ziele gerichtete Bestrebungen die Künstler der Pheidiasschule beschäftigt haben. In einer in Pergamon gefundenen weiblichen Gewandfigur (Altert. v. Perg. VII, Taf. VI. VII. K. i. B. 282, 6), in der ein vorzügliches Original sehr treu nachgebildet ist, besitzen wir ein Werk aus dem Beginne dieser Entwicklung. Sie schließt sich stilistisch mit einer Reihe von Figuren (K. i. B. 282) zusammen, die mit Wahrscheinlichkeit auf Alkamenes zurückzuführen sind, von dem uns ein neuerer Fund in Pergamon, die inschriftlich gesicherte Nachbildung eines Hermes in Hermenform (Altert. v. Perg. VII, 48 ff. K. i. B. 282, 3. 4), gelehrt hat, wie eng seine Kunst noch mit der des Pheidias verbunden war. Neben Alkamenes stand Agorakritos dem Pheidias am nächsten. Von einem seiner Werke, der großen Statue der Nemesis in Rhamnus, sind uns freilich nur ganz wenige, aber doch immerhin Originalreste erhalten, der obere Teil des Kopfes (ORoßbach, Ath Mitt. XV [1890] 64) und einige Stücke vom Skulpturenschmucke der Basis (LPallat, ArchJahrb. IX [1894] 1 ff. K. i. B. 283, 4. 5). Die letzteren zeigen den feinen Marmorstil und die klare geschwungene Linienführung ganz ähnlich wie der Parthenonfries, und das Bruchstück des Kopfes der Göttin hat in den Haarwellen und in der Form des Auges die größte Verwandtschaft mit dem sog. Weberschen Kopfe des Parthenonwestgiebels (BSauer, Der Weber-Labordsche Kopf, Gießener Univ. Progr. 1903, Taf. I. II). Nach dem Bilde der vollentwickelten Parthenonkunst also dürfen wir uns die Statue des Agorakritos denken, in ähnlich großer und reicher Gestaltung, wie sie die aus Venedig in das Berliner Museum gelangte Statue einer Göttin (RKekule, Weibl. Gewandstatue, Berl. 1894. | K. i. B. 283, 1) zeigt, in der wir eine Originalschöpfung aus der Werkstatt der Parthenongiebelskulpturen besitzen.

Über erhaltene, nicht genauer bestimmbare Stücke aus der Zeit der Pheidiasschule s. die Zusammenstellung bei Michaelis Hdb. 271 ff.; unter den statuarischen Werken ragt durch den eigentümlich feinen Reiz der Darstellung die in sehr zahlreichen Nachbildungen vorhandene sog. Venus Genetrix (K. i. B. 267, 4) hervor, deren nach Furtwängler vielfach angenommene Rückführung auf Alkamenes alles andere als sicher ist.

12. Um die Zeit, in der das Auftreten des Sokrates umgestaltend auf das geistige Leben der Nation einwirkte, vollzog sich in der bildenden Kunst eine den Gang der folgenden Entwicklung bestimmende Wandlung. Das bis dahin geübte Kunstschaffen war zu einem Abschlusse gelangt. In dem von Pheidias und seinen Schülern ausgebildeten feierlichen Tempelstile hatte die Götterdarstellung in ihrer Art eine Voll-

endung erreicht, wie die in langer Reihe aneinanderschließenden Bemühungen um die Darstellung der ruhig stehenden Einzelgestalt in der Kunst des Polykleitos zu einer ausdrücklich als Kanon bezeichneten Formengestaltung geführt hatten. Auch die Baukunst hatte die lange Arbeit an der Ausbildung des dorischen und ionischen Stiles mit der Herausgestaltung kanonischer Gliederungen und Formen zu Ende gebracht. Wie mit einem Vorzeichen kündigt sich gegen Ende der Epoche in dem Einbeziehen ionischer Bestandteile in die dorische Ordnung die nachfolgende Entwicklung an, und gleichzeitig bereitete sich ein neuer Stil durch das Aufnehmen des Akanthos in die Ornamentik und durch die damit zusammenhängende Ausbildung des korinthischen Kapitells vor (S. 137 f.).

Am deutlichsten ist das Fortschreiten zu neuen Aufgaben und Zielen auf dem Gebiete der Malerei erkennbar (vgl. S. 202). An Stelle der kolorierten Zeichnung trat die Licht- und Schattenmalerei, die Linie wurde durch den Farbenton abgelöst. Mit dieser epochemachenden Errungenschaft, an der die Überlieferung den Malern Apollodoros und Zeuxis das Hauptverdienst zuschreibt, war der Malerei für alle Zeit der Weg gewiesen. Sie wurde der Ausgangspunkt für die reiche Blüte, in der sich die Tafelmalerei im 4. Jahrh. entfaltete, und wirkte unmittelbar auf die Plastik ein, deren Richtung von da an wesentlich durch das Aufnehmen der malerischen Behandlungsweise bestimmt wurde. Und noch mit einem anderen ins große und allgemeine wirkenden Fortschritte, der der künstlerischen Darstellung der Folgezeit den Charakter gab, ging, wie es scheint, die Malerei voran; die Überlieferung knüpft ihn an den Namen des Malers Parrasios. Sie ist in dem von Xenoph. Mem. III 10, 1 aufbewahrten Gespräche des Sokrates mit Parrasios enthalten, in dem der Satz entwickelt wird, daß wie der Körper, wie das Äußere der Erscheinung so auch das innere Leben, die Gemütsregungen und die Sinnesart darstellbar seien: die Seele werde im Gesichtsausdruck, im Auge sichtbar. Damit ist eine Bereicherung der künstlerischen Aufgaben bezeichnet, die einerseits zu einer Steigerung der idealisierenden Behandlung und zur Darstellung des Pathos führte, andererseits dadurch, daß sie das menschliche Wesen in seiner Totalität erfassen lehrte, zur Charakterdarstellung hinleitete. Beides ist in der Kunst des 4. Jahrh. und des Hellenismus in der Neugestaltung der Götterideale und in der Ausbildung der Porträtbildnerei am bedeutendsten und charakteristischsten zum Ausdruck gekommen. Indem das Bild seine Seele öffnet, tritt es nun auch zu dem Beschauer in ein anderes Verhältnis. Es tritt aus der stillen Abgeschlossenheit, in der es in der älteren Kunst nur wie für sich existierte, heraus, es gibt sein Inneres kund, und leicht geht das Erwecken der Teilnahme in Absichtlichkeit über, mit der es sich an den Betrachter wendet und seinen Blick auf sich zu ziehen sucht. |

13. Das größte Monumentalwerk des 4. Jahrh. war das Grabmal des Mausolos von Halikarnassos, dem um 353 gestorbenen Könige von seiner Gemahlin Artemisia errichtet. Vitruv und Plinius geben Nachrichten über die an dem Werke beteiligten Künstler und über die Gliederung des Baues, der, in seinem oberen Teile als ionische Säulenhalle mit hoher Stufenpyramide darüber gebildet, zu den sieben Weltwundern gerechnet wurde. Newtons Ausgrabungen (vgl. S. 119 f.) haben, obwohl sie unvollständig geblieben sind, eine beträchtliche Menge von Resten der Architektur und des Bildschmuckes zurückgewonnen. Doch hat bisher allem Bemühen eine sichere Ermittlung weder der Konstruktion des Baues noch der Anordnung der Bildwerke gelingen wollen. Zu dem, wie die Architektur, ganz in Marmor ausgeführten plastischen Schmucke (K. i. B. 302—305) gehörten mehrere Friese, von deren größtem, mit Darstellungen des Amazonenkampfes, zahlreiche Platten erhalten sind, dazu außer der

Quadriga, die die Pyramide krönte, eine Menge von kolossalen Rundskulpturen, männliche und weibliche Gestalten, in feierlicher Ruhe stehend und thronend, sowie auch eine Reiterfigur in bewegter Haltung und viele Tierfiguren, zumeist Löwen. Man denkt sie sich mit der Architektur selbst verbunden, die menschlichen Figuren, ähnlich wie an dem Nereidenmonumente von Xanthos und in Reliefdarstellung an dem Sarkophage der Klagefrauen von Sidon (K. i. B. 313, 5. 6), in den Interkolumnien der Säulenhalle aufgestellt. Möglich wäre auch, daß sie um das Gebäude herum zu großen Freigruppen angeordnet gewesen wären, in der Art, wie solche Gruppen ähnlich zusammengesetzter Bildwerke von Göttern, Ahnen und Tierfiguren, um den Grabhügel herum aufgestellt, den Schmuck des Denkmals bildeten, das in späthellenistischer Zeit dem Könige Antiochos I. Epiphanes auf der Höhe des Nemrud-Dagh bei Samosata errichtet war (KHumann u. OPuchstein, Reisen in Kleinasien und Nordsyrien, Berl. 1890, 281 ff.). Das war ein orientalisches Königsgrab, und ein orientalischer Fürst war auch der König Mausolos. Wenn dessen Grabmal auch ganz von Griechenhänden und in griechischem Stile ausgeführt wurde, so wird die Anlage doch von orientalischer Sitte bestimmt worden sein.

In dem Bildwerke des Mausoleums zeigt sich die Kunst des 4. Jahrh. in ihrer vollen Reife. Ihr Eigenstes, der kühne, hochstrebende Idealismus, offenbart sich am stärksten in den Amazonenfriesen mit ihrer Fülle neuer Motive, mit ihrer ausdrucksvollen Schilderung leidenschaftlicher Kämpfe, in deren Bild 'der alte Mythus zu pathetischer Romantik geworden ist'. Vier Bildhauer, von Griechenland herbeigerufen, während die bauliche Ausführung des Werkes in der Hand des Ioniers Pythios lag, teilten sich in die Arbeit in der Weise, daß jeder die Fertigung des Bildschmucks an einer der vier Seiten des Gebäudes übernahm: an der Südseite Timotheos, an der Westseite Leochares, an der Ostseite Skopas, an der Nordseite Bryaxis. Ihr Anteil ist an einzelnen der erhaltenen Stücke, namentlich des Amazonenfrieses, teils sicher, teils mit mehr oder weniger großer Wahrscheinlichkeit festzustellen, aber mehr als das Unterscheidende tritt das Zusammenhängende und Gemeinsame des Schaffens heraus. (ChNewton, History of Discov. at Halicarn., Lond. 1862. K. i. B. 302–305. Der letzte Versuch einer Aufteilung der Friese auf die vier Künstler ist der von PWolters u. JSieveking, ArchJahrb. XXIV [1909] 171 ff.).

Timotheos und Skopas waren damals schon bejahrte Meister, deren Schaffen bereits in den ersten Dezennien nach 400 zu hohem Ansehen gelangt war, die beiden anderen standen noch in jüngeren Jahren, ihr Schaffen reicht noch in die Alexanderzeit hinein. In den Mausoleumsskulpturen sind daher die beiden Künstlergenerationen vertreten, deren Tätigkeit fast über das ganze 4. Jahrhundert sich hinüberzieht. Leochares scheint zu Timotheos, Bryaxis zu Skopas in engerem Verhältnisse, vielleicht eines Schulzusammenhanges, gestanden zu haben. Von den vier Meistern war S k o p a s ohne Zweifel der bedeutendste. Originalwerke aus der früheren Zeit seines Schaffens sind uns in den Resten der kurz nach 395 entstandenen Giebelgruppen des Athenatempels von Tegea erhalten (K. i. B. 300, 2–6). Sie haben in der Kunstgeschichte eine wichtige Stelle, | weil sie die ersten sind, die uns die Skulptur auf der in dem Gespräche des Sokrates mit Parrasios bezeichneten neuen Bahn zeigen. Das innere Leben ist wiedergegeben, wie es dort angezeigt war, im Gesichtsausdrucke, in der Darstellung des Auges. An den Köpfen dieser Skulpturen ist die Gesamtgliederung der bewegten Formen auf die Augen wie auf ihren verbindenden Mittelpunkt hingeführt. Die Augen liegen unter stark vortretenden und nach der Mitte zu in die Höhe gezogenen Brauenrändern in tief beschatteter Höhlung, aus der der Blick etwas aufwärts gerichtet hervorstrahlt. Es ist der Anfang der heroisch-pathetischen Ausdrucksweise.

Etwas davon zu geben hat auch Timotheos in den Bildwerken gewagt, die er für den Schmuck der Giebel des Asklepiostempels von Epidauros zum Teil eigenhändig, zum Teil nur in Modellen ausführte. (PKabbadias, Fouilles d'Épid., Athen 1891, Taf. VIII. K. i. B. 298, 1—7). Aber ihn führte der Versuch nicht zu einer völligen Neugestaltung der Formen, seine Kunst hielt sich mehr auf der Linie der in der Pheidiasschule ausgebildeten Tradition und führte um- und weiterbildend das früher Erreichte fort. Zu den epidaurischen Figuren der schön drapierten und fein bewegten Nereiden, Niken und Amazonen läßt sich der Weg von den Reliefs der Nikebalustrade aus unmittelbar hinfinden, während die skopasischen Giebelskulpturen von Tegea eine neue Entwicklung einleiten. Auch die literarische Überlieferung läßt das Wirken des Skopas als ein überragendes, in großem Zuge durchgreifendes erkennen, das die Kunst weit und langehin richtunggebend beeinflußt hat. Die Zahl seiner Werke, von denen die Schriftstellernachrichten Kunde geben, ist sehr groß. Es sind fast ausschließlich Götterbilder und Darstellungen aus dem Heroenkreise, neben Einzelbildern, deren einige man in späteren Nachbildungen zu besitzen glaubt (K. i. B. 301, 1. 2), umfangreiche Werke, wie die gerühmte große Gruppe, die Achilleus und Thetis mit Poseidon, Tritonen, Nereiden und anderen Meerwesen vereinigte, eine Schöpfung, in der die schwungvolle Kraft und Phantasie des Meisters zu höchstem Ausdrucke gekommen sein muß.

Die Kunst des Timotheos scheint sich auf ruhigeren Bahnen bewegt und ihre Vorzüge mehr in der Feinheit der Einzelausführung gehabt zu haben. Davon geben freilich die Skulpturen von Epidauros als dekorative Arbeiten keine hinlängliche Vorstellung, aber ein anderes, ihm sehr wahrscheinlich zugehöriges Werk läßt es vermuten, die in zahlreichen Nachbildungen erhaltene Gruppe der Leda mit dem Schwane (K.i.B. 298,8. FWinter, AthMitt. XIX [1894] 157). Die Gruppe hat ihren Reiz in der Verbindung des zarten menschlichen Körpers mit dem Körper des Vogels und mit dem in überaus effektvollem Faltenzuge angeordneten Gewande und erscheint hierin wie ein Gegenstück zu der im Motive ähnlichen Gruppe des Ganymedes mit dem Adler des Zeus (K. i. B. 299, 1), in der wir ein bezeugtes Werk des Leochares besitzen. In der Kühnheit der Komposition geht der Ganymed über die Leda hinaus. Es kündigt sich in dieser in freier, schwingender Bewegung aufwärts schwebenden Gestalt an, was im großen in der Statue des Apollon vom Belvedere (K. i. B. 299, 2) zum Ausdrucke gelangt ist. Die stilistische Verwandtschaft mit der Gruppe des Ganymedes, vor allem die Ähnlichkeit des phantastischen Bewegungsmotivs, in dem die strahlende Gestalt des Gottes in ihrer über alles Irdische hinausgehobenen Schönheit wie durch den Raum hinschwebend vor dem Blicke vorüberzieht, berechtigen in diesem gefeierten Werke eine Schöpfung des Leochares zu erkennen (FWinter, ArchJahrb. VII [1892] 167). Das Visionäre der Göttererscheinung ist nie großartiger geschaut und gebildet worden. Aus dieser Zeit sind Aussprüche von Künstlern überliefert, die Gottheit sei ihnen im Traume erschienen, und so hätten sie sie dargestellt. Auch die Schaffung des neuen Zeusideals, wie es in dem Kopfe von Otrikoli (K. i. B. 309, 1) seine mächtigste Gestaltung gefunden hat, gehört dieser Zeit an, der die strenge feierliche und einfache Ruhe der pheidiasschen Götterdarstellung nicht mehr genügte. Auch die Gewaltigen des Olymp sollten jetzt ihre Seele zeigen. Sie wurden dadurch dem Menschlichen nähergerückt und zugleich durch eine Hinaufsteigerung ins Pathetische in höhere Regionen emporgehoben. Alle die großen Meister des 4. Jahrh. sind an der Aufgabe, die neuen Götterideale zu schaffen, tätig gewesen; an schöpferisch poetischer Erfindung, die schon in der Gruppe des Ganymedes ihre erste volle Kraft äußert, wird kaum einer den Leochares überboten haben. Neben der Götterdarstellung

hat Leochares das Porträt gepflegt, und vermutlich ist auch hier der idealisierende Zug seiner Kunst in einer über die einfache Bildnisähnlichkeit hinausgehenden Darstellung zur Geltung gekommen, zumal in dem Bildnisse Alexanders des Großen. Er hat ihn noch als Prinzen dargestellt in einer für Philippos gearbeiteten Gruppe der königlichen Familie: das Ganze war in dem sonst nur für Götterstatuen verwendeten Materiale von Gold und Elfenbein ausgeführt in unerhört anspruchsvoller Pracht, der eine nach dem Göttlichen hin gesteigerte Auffassung entsprochen haben mag. Später hat den Künstler ein großes Bronzewerk, eine Darstellung Alexanders auf der Löwenjagd, zu gemeinsamer Arbeit mit Lysippos zusammengeführt.

Wie Leochares, so hat auch der vierte der Künstler vom Mausoleum, Bryaxis, die Zeit Alexanders erlebt und sein Wirken noch in den Dienst der glänzenden Aufgaben stellen können, die die Gründung der hellenistischen Reiche der Kunst brachte. Ein sicheres Werk seiner Hand besitzen wir in einer in Athen gefundenen signierten Reliefbasis eines Siegervotivs (K. i. B. 300,10); es ist eine bescheidene Arbeit vielleicht aus den Anfängen seiner Tätigkeit. Wir können nur vermuten, daß seine Kunst wesentlich wohl im Anschlusse an Skopas den großen Zug gewonnen hat, der in seinen berühmten Götterstatuen, wie dem Apollon in Daphne bei Antiocheia und dem Serapis in Alexandreia, zum Ausdrucke gekommen sein muß. Auf Grund erhaltener Nachbildungen des Serapis ist der Zeus Otrikoli als Schöpfung des Bryaxis vermutet worden (WAmelung, Rev.arch. 1903, 177ff.).

Nach den Arbeiten am Mausoleum hielten weitere Aufträge die Künstler in Kleinasien fest. An verschiedenen Orten, so in Kos und Knidos, sah man später statuarische Werke ihrer Hand. Der Umbau des Artemistempels von Ephesos nach dem Brande von 356 setzte viele Kräfte in Bewegung. Eine der Säulen, die wieder, wie die alten, am unteren Schafte den Schmuck eines Reliefbandes erhielten (K.i.B. 308,5), war (nach der überlieferten Lesart bei Plinius) ein Werk des Skopas, an dem Altare haftete der Name des Praxiteles. Die beiden Meister wurden später mit der Niobegruppe (K. i. B. 307) in Verbindung gebracht, die aller Wahrscheinlichkeit nach, ehe sie nach Rom kam, in Kleinasien gestanden hat und ihren Ursprung aus dem Kreise der Mausoleumskünstler auch in den erhaltenen Kopien noch erkennen läßt. Sie ist wiederholt (zuletzt von JSieveking und EBuschor, Münch. Jahrbuch der bildenden Kunst 1912, 111ff.) der hellenistischen Zeit zugeschrieben, und es ist überhaupt bezeichnend, wie häufig das Urteil bei lediglich aus dem Stile zu gewinnenden Datierungen zwischen hellenistischer Zeit und dem 4. Jahrh. schwankt. Tatsächlich ist in der großen Monumentalkunst des 4. Jahrh. die hellenistische Kunst vorbereitet, und das Mausoleum führt zu dieser hinüber.

Das Urteil über die Niobegruppe wird durch die stilische Verschiedenheit der erhaltenen Nachbildungen erschwert, die Niobide Chiaramonti ist den Figuren der Florentiner Gruppe in der Güte der Ausführung überlegen, steht aber als eine, wie es scheint, hellenistische Umbildung an Treue der Wiedergabe hinter ihnen zurück. Die unlängst in Rom gefundene Figur (ArchJahrb. XXII [1907] Anz. 116ff. K. i. B. 250, 3) einer im Nacken getroffenen Niobide, reizvoll in der herben und frischen, einfachen Natürlichkeit und ganz ohne Pose, wird mit Recht für ein Stück einer älteren Niobedarstellung aus dem 5. Jahrh. gehalten. Ähnlich wie bezüglich der Niobegruppe gehen die Meinungen bezüglich der Gruppe des Pasquino (K. i. B. 306, 2. 3) auseinander. Ihre Verwandtschaft mit den Reliefs vom Mausoleum hat RKekule in Spemanns Museum IV (1899) 61ff. dargelegt.

14. Athen war im 4. Jahrh. in noch höherem Maße als schon früher Mittelpunkt des künstlerischen Lebens, und nur die sikyonische Schule konnte in ihrer abgeschlossenen Selbständigkeit ihre volle Bedeutung daneben behaupten. Wie Skopas, der aus Paros stammte, finden wir viele andere nichtattische Künstler mit dem athe-

nischen Kunstleben verknüpft. Von der ionischen Malerei ist es überliefert, daß sie in die attische Schule überging. Die Mausoleumsskulpturen dürften vor allem geeignet sein, eine Vorstellung von der unter den vielseitigen Einflüssen und Anregungen erfolgten Entwicklung zu geben. | Dagegen ist das rein attische Wesen bewahrt und hat einen letzten, feinsten Ausdruck gefunden in der Kunst des Praxiteles.

Praxiteles, wahrscheinlich als Sohn des Kephisodotos einem durch mehrere Generationen in Athen tätigen Künstlergeschlechte angehörig, stand durch Geburt und Familienzusammenhang fest in den Traditionen der attischen Kunst. Der Kopf des Hermes von Olympia hat sich in geschlossener Entwicklungsreihe bis auf den altattischen Typus, wie er in dem Kopfe des myronischen Diskobols überliefert ist, zurückverfolgen lassen (RKekule, Über den Kopf des prax. Hermes, Stuttg. 1881). Die Komposition der Hermesgruppe weist auf die Eirene des Kephisodotos (K. i. B. 293, 3) zurück, in deren still freundlichem, feierlichem Bilde der Geist der Pheidiasschule noch lebendig ist. Aber weit gelangte der künstlerisch so viel höher veranlagte Sohn über das vom Vater Überkommene und Erlernte hinaus durch neue schöpferische Gedanken, vor allem durch die außerordentliche Bereicherung der Kunstmittel. Die in Athen gepflegte Marmorarbeit ist durch ihn zur höchsten Vollendung gebracht. In der Hermesstatue (K. i. B. 294, 1. 2), die als Originalwerk davon eine Vorstellung gibt, geht die Feinheit, Eleganz und Glätte der Behandlung der Marmoroberfläche so weit, daß man fast, wie bei den archaischen weiblichen Figuren der entwickelten Inselkunst, etwas wie ein Zeigen der Kunstfertigkeit empfindet und beim ersten Anblicke durch dieses Sichvordrängen der Finessen der Ausführung etwas verwirrt wird. Aber bei längerem Betrachten wird das überwunden, und man folgt nur noch in höchstem Genießen dem Rhythmus der über die weichen, schwellenden Flächen hinspielenden Linien und der auf- und abschwingenden Umrisse des Körpers, die sich im Lichte zu verlieren scheinen. In dem Aufbau des Ganzen auf einen harmonischen Linienzusammenfluß, in der Betonung der Linie setzte Praxiteles die vordem in der attischen Kunst verfolgten Bestrebungen fort und erreichte darin ein Höchstes. Über alles Frühere hinaus aber führte er die Behandlung, indem er die malerischen Kunstmittel hinzubrachte. Gegen den wie geschliffen glänzenden Körper des Hermes setzt sich das Haar körnig, das Gewand mit stumpfer Fläche ab, und der als Stütze dienende Baumstamm ist durch skizziert rauhe Ausführung ganz zurückgedrängt. Alle diese plastisch so abgetönten Flächen waren bemalt, und dadurch war die tonige Behandlung des Marmors selbst in der Wirkung gehoben. Die Verbindung der Farben- und Marmorwirkung, so daß keine die andere aufhob, sondern steigerte, war eins der feinen Reizmittel, auf deren sorgfältigste Anwendung Praxiteles den größten Wert legte. Er hat an den Werken, die er am höchsten schätzte, die Bemalung gar nicht selbst auszuführen unternommen, sondern die Hilfe des Malers Nikias angerufen, der als Meister der Enkaustik mit allen Geheimnissen der Marmorpolychromie vertraut war. Den malerischen Reizen der praxitelischen Skulptur konnte nur eine Bemalung gerecht werden, die selbst gleiche malerische Feinheiten entfaltete. Ihre Art werden wir uns nach der erhaltenen Polychromie des etwas späteren, der praxitelischen Kunst nahestehenden Alexandersarkophages (vgl. S. 179. 203) vorstellen dürfen. Durch die Behandlung der Oberfläche und durch die Formengestaltung selbst gelang es Praxiteles, die Natur des Stofflichen wiederzugeben und an die Darstellung der Erscheinung nahe heranzukommen. Ihm offenbarte sich das im Stoff und seiner Struktur enthaltene Leben. Das lose über den Baumstamm geworfene Gewand des Hermes ist das erste Beispiel dafür, daß das Gewand als solches, ohne seine Beziehung zum menschlichen Körper, zum Gegenstande der künstlerischen Aufgabe ge-

macht ist; es ist eine Naturstudie, die in der Gliederung der Falten, in der Wiedergabe der zufälligen Einknickungen und Aufbiegungen des Stoffes eine Fülle neuer, früher nicht beobachteter Züge enthüllt.

Die Statue des Hermes gehört nicht zu den in der antiken Literatur am meisten gerühmten Werken des Meisters. Einige von diesen besitzen wir in Nachbildungen, den Apollon Sauroktonos, die knidische Aphrodite, den ausruhenden Satyr (K. i. B. 294. 295). Sie überliefern uns die Erfindung und das Motiv der Darstellung, sie zeigen, daß sich der Künstler nicht genug tun konnte, das graziöse Motiv der in rhythmisch geschwungener Haltung ruhig dastehenden Gestalt zu aller Vollkommenheit auszubilden, in immer neuem Aufnehmen, ohne sich doch eigentlich zu wiederholen, denn die Bewegung ist jedesmal auf das feinste mit der dargestellten Handlung oder Situation in Einklang gebracht. Dagegen können die Kopien von der Formvollendung der Originale keine Ahnung geben. Schon an der Statue des Hermes ist die Arbeit so weit gebracht, daß sie eine Steigerung kaum denkbar erscheinen läßt. Und doch muß sie überboten gewesen sein durch das, was Praxiteles in den von ihm am höchsten geschätzten und im Altertume gefeiertsten Schöpfungen, in dem Eros, dem Satyr, vor allem in der Aphrodite, an Schönheit und Anmut aus dem Marmor ins Leben gerufen hatte.

Eine originale Arbeit, wie der Hermes, sind auch die in Mantineia wiedergefundenen Reliefs von der Basis, die die praxitelische Gruppe der Leto, Artemis und des Apollon trug (BCH. VII [1883] Taf. 1 ff. K. i. B. 296, 1—3). Die leicht hingeworfenen Figuren dieses Reliefs, das den Wettkampf des Marsyas mit Apollon schildert, zeigen in den wirkungsvoll drapierten Gewändern eine Fülle anmutiger Motive, wie sie in den großen Gewandstatuen des 4. Jahrh. neu hervortreten, und führen darauf, daß Praxiteles an deren Ausbildung keinen geringen Anteil gehabt haben wird. Wie verwandte Bilder aus bescheidenerem Kreise stellen sich jenen Musen des Reliefs die zierlichen Terrakottafigürchen von Tanagra zur Seite, 'die in ihren schönsten Beispielen wie ein Abglanz der milden, fein und träumerisch gestimmten plastischen Poesie praxitelischer Frauengestalten anmuten'. Aus den Werken des Praxiteles spricht eine reichbegabte und für alle feinsten Reize des Lebens überaus empfindliche Natur, aber keine starke, vordringende Persönlichkeit. Er steht inmitten des Suchens und Drängens, das die Künstler um ihn in Bewegung setzte, wie auf verklärter Höhe; auf einer Höhe, die mehr auf den Weg, der zu ihr hingeführt hat, zurückblicken läßt, als den Blick auf neue große Ziele eröffnet. Seine kunstgeschichtliche Stellung ist von der der Mausoleumskünstler verschieden. Deren leidenschaftliches Schaffen kündet eine kommende Entwicklung an, mit Praxiteles' Kunst erscheint eine lange aufsteigende Entwicklung in sich vollendet.

Michaelis Hdb. Lit.-Nachw. 314. RKekule, Gr. Sk. 222 ff.

Von zahlreichen anderen Künstlern, die in der gleichen Zeit in Athen tätig waren, hören wir aus den Nachrichten der Schriftsteller, aber nur wenigen vermögen wir mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit näherzukommen. Seine eigenen Wege ging Silanion, der die Bronzeplastik bevorzugte. Er war hauptsächlich als Porträtbildner tätig und ist als solcher vielleicht gerade deswegen zu Ansehen gelangt, weil er, nach dem wahrscheinlich auf ihn zurückgehenden Platonporträt (K. i. B. 317, 2) zu urteilen, mit schlichter Sachlichkeit sich lediglich an die Natur hielt und mit der einfachen Wiedergabe, ohne zu verschönern oder zu steigern, eine der damals vorherrschenden Tendenz gegenüber selbständige Auffassung zur Geltung brachte, die der Aufgabe des Bildnisses gemäß war, sie allerdings keineswegs erschöpfte. An dem Aufschwunge, den die Porträtdarstellung in der attischen Kunst

dieser Zeit erfuhr (vgl. K.i.B. 317—320), haben auch die übrigen Meister, jeder nach seiner Art, teilgenommen. Die Statue des Sophokles (K.i.B. 318, 1), in großer Pose ein vollendetes Muster abgeklärter Schönheitsdarstellung, ist das Gegenbild zu dem Platonporträt.

Zu der von JBernoulli, Gr. Ikonogr. II, Münch. 1901, 18ff. verzeichneten Literatur über das Platonporträt ist neuerdings hinzugekommen (außer u. [2]S. 305) ein Aufsatz von CRitter im Phil. LXVIII (1909) 332ff. Sehr lehrreich für die Auffassung des Bildnisses im 4. Jahrh. ist die Vergleichung mit den Grabreliefs; einiges darüber ist ausgeführt in Spemanns Museum III 65ff.

15. Während wir den Verlauf der attischen Kunst in ununterbrochenem Zusammenhange übersehen, ist uns die sikyonisch-argivische Kunst nur aus den Höhepunkten ihrer Entwicklung bekannt. Lysippos, obwohl zeitlich durch mindestens eine Generation von Polykleitos getrennt, schließt für unser Wissen wie unmittelbar an diesen an, da wir die Zwischenglieder nicht kennen, so viele Namen von Künstlern auch überliefert sind, die aus Sikyon gebürtig waren oder in Zusammenhang mit der dortigen Schule standen. Schon in manchen polykletischen Figuren, wie in der des Diadumenos, scheint eine Annäherung an die attische Weise wahrnehmbar, diese mag in der nächsten Folge eher stärker als schwächer geworden sein, wie andererseits die technischen und formalen Errungenschaften der sikyonischen Kunst nicht ohne Einfluß auf die attische geblieben sein können. Man glaubt diesen wechselseitigen Beziehungen und Einwirkungen in erhaltenen Werken mehr oder weniger deutlich nachkommen zu können. Versuche aber, Werke der in der Literatur erwähnten Künstler in späteren Wiederholungen nachzuweisen (FHauser, ÖsterJahrh. V [1902] 214), haben bisher nicht zu sicheren Ergebnissen geführt. Die Überlieferung teilt über die besondere Kunstart der einzelnen Meister so gut wie gar nichts mit. Eingehender und ausführlicher handelt sie von der gleichzeitig in Sikyon zu hoher Bedeutung und weithin reichendem Ansehen gelangten Malerschule. Man gewinnt den Eindruck, daß diese in ihren ersten großen Meistern die in den zahlreichen Polykletschülern vertretene Plastik überragt hat. War es doch auch — nach einer auf Duris von Samos zurückgehenden Nachricht — der Führer der Malerschule gewesen, von dem Lysippos den ersten und entscheidenden Rat empfangen hat (vgl. S. 203).

Mit der zuerst in Athen um 430 erfolgten Ausbildung der Licht- und Schattenmalerei war der Weg zu dem freilich noch fernen Ziele beschritten, die Dinge so wiederzugeben, wie sie unter der Einwirkung des Lichtes und der Luft, von denen umgeben sie dem Auge sich darbieten, gesehen werden. In der Skulptur bildete sich eine neue Art der Formenbehandlung aus, die wir malerisch zu nennen pflegen. Die Beobachtung, wie die Formen bei wechselndem Lichte verschieden hervortreten, sich ineinanderziehen, in den Umrissen verschwinden, führten bei den Versuchen, sie so in dem festen Materiale von Marmor oder Bronze wiederzugeben, auch hinsichtlich der Proportionen zu neuen Erkenntnissen. Die Berücksichtigung der optischen Bedingungen nötigte, von der durch exakte Mittel feststellbaren und festgestellten Naturwahrheit abzuweichen, um den Schein, den Eindruck der Naturwahrheit und damit, da unser Verhältnis zu den Dingen auf dem Sehen beruht, die volle Naturwahrheit zu erreichen. Hierauf und was im weiteren für die Darstellung auf der Fläche hinsichtlich der Komposition, der perspektivischen Abstufung und räumlichen Gliederung damit zusammenhängt, waren in Fortentwicklung der schon gegen Ende des 5. Jahrh. hervortretenden Bestrebungen die Studien der Symmetrie gerichtet, die die Künstler des 4. Jahrh. auf das lebhafteste beschäftigten. Wir hören von verschiedenartigen Versuchen auf diesem Wege; von den Versuchen des Euphranor, der als Maler

und Bildhauer gleich Bedeutendes leistete, heißt es, daß an seinen Figuren die Körper schlank und schmächtig und im Verhältnisse dazu die Köpfe, Hände und Füße groß erschienen seien, und wir finden unter erhaltenen Werken des 4. Jahrh., wie JSix, Arch Jahrb. XXIV (1909) 7 ff. gezeigt hat, Beispiele für derartige noch nicht zu völliger Lösung gelangte Versuche. Wir sehen, wie in den Figuren des Skopas, in anderer Weise in denen des Praxiteles, wieder anders in Werken wie dem belvederischen Apollon oder den neugefundenen Bronzestatuen von Antikythera (JNSvoronos, Athen. Nationalmus. I 18. K. i. B. 310, 4) und von Ephesos (OBenndorf, Forsch. in Ephesos I, Wien 1906, Taf. VIff. K. i. B. 311, 5) eine malerische Formengebung und leichtere Proportionen Geltung gewinnen, dabei aber die älteren, in den verschiedenen Kunstrichtungen ausgebildeten, durch den Schulzusammenhang festgewordenen Traditionen weiterwirken. Völlig überwunden dagegen sind diese von Lysippos; seine Kunst zeigte das Ziel, nach dem das ganze Schaffen der Zeit hinstrebte, in vollem Maße erreicht.

Von den Künstlern der Alexanderzeit, den Malern und Bildhauern, werden mancherlei auf die Kunst bezügliche Aussprüche mitgeteilt. Soweit sie auf ernsthafte Autoren zurückgehen, die der Zeit dieser Meister selbst noch nahestanden, haben diese Aussprüche wohl Anspruch auf Glaubwürdigkeit. Von Lysippos ist bei Plinius XXXIV 65 gesagt: 'non habet Latinum nomen symmetria quam diligentissime custodivit nova intactaque ratione quadratas veterum staturas permutando, vulgoque dicebat ab illis factos quales essent homines, a se quales viderentur esse'. Das Charakteristischste in der Kunst des 4. Jahrh. ist das Streben nach der Wiedergabe der Erscheinung, daher ist es das Wahrscheinlichste, daß das 'quales viderentur esse' den Sinn hat 'wie man sie sieht, wie sie erscheinen'. Durch den Satz ist mit Lysippos' eigenen Worten das Wesen seiner Kunst im Gegensatze | zu der polykletischen, auf die die Bezeichnung der quadratae staturae hinweist, ausgedrückt. Der Kanon des Polykleitos gab die Formen und Verhältnisse in mustergültiger Richtigkeit, wie sie sind. Dem stellte Lysippos einen neuen Kanon gegenüber und gab in ihm ein vollendetes Bild der Natur, wie sie gesehen wird, vollendet und einheitlich, weil ganz aus dem Neuen geschaffen. Dadurch unterschied sich das Werk des Lysippos von dem der anderen Meister, die Gleichem zustrebten, aber mehr oder weniger von der Schultradition abhängig blieben.

Wenn an den lysippischen Figuren die Behandlung des Haares hervorgehoben wird und es weiter, immer im Hinblick auf Polykleitos, heißt, daß er die Köpfe kleiner, die Körper trockener und schlanker bildete, so daß die Figuren höher gewachsen schienen, und dann gesagt wird, daß er dadurch der statuaria ars den größten Fortschritt gebracht habe, so wird dieses Urteil verständlich aus der Erkenntnis, daß die angeführten äußerlichen Einzelheiten nur besonders auffällige Züge einer das Ganze auf Grund einer neuen Offenbarung erschöpfenden Naturwiedergabe waren. Diese Erkenntnis gewinnen wir aus der in einer vorzüglichen Marmornachbildung erhaltenen Statue des Apoxyomenos des Vatikans (Michaelis Hdb.[11] 342, 655). Wir sehen in ihr die erste insofern vollständige Wiedergabe der lebendigen Wirklichkeit, als alles, was zu dem Eindrucke der Erscheinung des Lebens mitwirkt, in der Darstellung enthalten ist. Die Proportion der Gestalt ist bis ins kleinste mit feinster Berechnung der optischen Wirkung ausgeglichen. Die Formenbehandlung, frei von jeder Stilbeschränkung, frei auch von jeder Nebenabsicht, wie solche z. B. bei Praxiteles in der Geltendmachung der besonderen, im Marmor ausgebildeten Kunstmittel erkennbar ist, ist so durchgeführt, daß kein einzelner Teil des Körpers für sich abgesondert dasteht, wie es an den polykletischen Figuren mit ihren scharf und bestimmt

umgrenzten Formenflächen so sehr der Fall ist, sondern alles im Ganzen aufgeht, daher das Ganze auch nicht aus Einzelbestandteilen zusammengesetzt erscheint. Zuerst zieht das Ganze in seiner Gesamtheit den Blick auf sich und hält ihn lange fest, während beim Doryphoros das Auge von vornherein auf die Einzelheiten hingelenkt wird. Es ist der Eindruck wiedergegeben, den wir auch in der Natur von den Dingen empfangen, wenn wir sie mit schauendem Auge aufnehmen: wir sehen Gesamtbilder, in denen das Einzelne im Ganzen aufgeht; aber mit fixierendem Auge, das nicht den Eindruck der Erscheinungen, sondern die Gewißheit sucht von dem, was ist und wie es ist, nehmen wir die Einzelheiten wahr, aus denen die Dinge zusammengesetzt sind. Wir sehen die Dinge im Raume, im Lichte und in Bewegung, und die Bilder der Formen verändern sich im wechselnden Lichte. Weit ausgreifend mit vorgestrecktem Arme, in einer großen Bewegung, von der alle Teile des Körpers mitergriffen sind, steht die Gestalt des Apoxyomenos da, frei in den Raum hineingestellt in einer ganz aus der Fläche heraustretenden, mit voller Berücksichtigung der Tiefendimension durchgeführten Komposition. Erst der Betrachtung von allen Seiten enthüllt die Darstellung den gesamten Reichtum ihres Inhalts, während in den Werken der früheren Meister alle Schönheiten und der ganze Inhalt der Darstellung in einer Fläche, in einer Hauptansicht ausgebreitet sind. Und fühlt sich der Betrachter von diesen zu nahem Herantreten angezogen, ja vielfach aufgefordert, um die Ausführung in ihren Feinheiten zu würdigen, so zwingt ihn die Statue des Apoxyomenos, seinen Standpunkt in einem gewissen Abstande zu nehmen.

Schon die entwickelte archaische Kunst hatte in der Bronzeplastik mit der Ausbildung der mehransichtigen Tiefendarstellung der freistehenden Figur begonnen, und diese namentlich in der äginetischen Schule hervortretenden Versuche hatten auf der Stufe des überwundenen Archaismus schon zu so bedeutenden Lösungen geführt, wie wir sie in den Bronzestatuen des Dornausziehers und des Wagenlenkers von Delphoi (vgl. S. 156) erreicht sehen. Aber der so beschrittene Weg ist nicht weiter verfolgt worden. Gerade auf ebenderselben Stufe hatte die Durchführung des Standmotivs mit zur Seite gesetztem Spielbeine zur einansichtigen Flächendarstellung zurückgeführt, und diese ist durch das 5. und 4. Jahrh. hin, in der klassischen Kunst, als durchgehende Regel festgehalten. Lysipps großes Hinausschreiten aus dieser Beschränkung leitete die Entwicklung ein, auf der die hellenistische Kunst fortgeschritten ist, bis sie sich mit dem aufkommenden Klassizismus der reliefartigen Komposition wieder zuwandte, für die der Laokoon ein hervorragendes Beispiel aus dem Ende des Hellenismus bietet.

Die reine und ganze Naturwahrheit ist auch in der Durchführung des Motivs gegeben. Die Tätigkeit der Reinigung vom Öle und Staube ist von vielen Künstlern dargestellt worden, häufig ist das Motiv benutzt, um einen Körper in schöner Stellung zu zeigen, am auffälligsten in der dem lysippischen Apoxyomenos ungefähr gleichzeitigen Bronze von Ephesos (K.i.B. 311, 5), wo, sehr bezeichnend, das letzte Fertigwerden des Reinigens wiedergegeben, die sichtlich als unfein empfundene Handlung nur eben noch leise angedeutet ist. Solche dem Charakter der feinfühligen attischen Kunst gemäße Auffassung lag dem Lysippos ganz fern. Er hat sich an keine der früheren Darstellungen angeschlossen, sondern neu aus dem Leben geschöpft und, was er da sah, ohne alle Verschönerung ins Bild gebracht. Sein Apoxyomenos steht da und streicht mit der Striegel in breitem Zuge am Arm herunter. Die Tätigkeit selbst ist in voller großer Aktion vor Augen gestellt, aber noch mehr: in den sich dehnenden Gliedern des gestreckt bewegten Körpers scheint die vorhergegangene | Arbeit und Anstrengung der palästrischen Übung noch nachzuwirken. So vollständig erfaßte der Künstler die Natur, daß er in dem gegenwärtig Sichtbaren die bedingenden Wirkungen des vorausliegenden Zustandes zu erkennen und wiederzugeben vermochte. Wir sehen, z. B. in der Behandlung des Gewandes, wie die Kunst in der Folge auf diesem Wege neuer Erkenntnis fortgeschritten ist.

Das aus der Apoxyomenosstatue gewonnene Bild läßt sich durch andere, z. T. mit großer Wahrscheinlichkeit auf Lysippos zurückgeführte Werke erweitern (vgl. Michaelis Hdb.[11] 340 ff.), das Wesentliche, die bedeutende Stellung des Meisters in dem kunstgeschichtlichen Zusammenhange am meisten Bezeichnende ist aber in ihm schon vollständig enthalten. Es läßt uns auch verstehen, wie Lysippos über alle früheren Leistungen hinaus der Aufgabe der Kolossalfigur gerecht werden konnte, bei der das Erreichen des Scheines der Natürlichkeit vor allem von der richtigen Anwendung eurhythmischer, von dem Gesetzmäßigen abweichender Proportionen abhängt, die hier die schwierigsten Probleme bietet. Ebenso vermag uns der Apoxyomenos eine Ahnung davon zu geben, zu welcher Höhe sich diese Kunst, die in alle Weiten und Tiefen des Lebens eindrang, im Porträt erhoben haben mag. Wir hören von seinen berühmten Bildnissen Alexanders und erfahren, daß in ihnen das Wesen des Königs erschöpfend zum Ausdrucke gekommen ist, wovon freilich die Porträtherme des Louvre, eine späte, geringe und noch dazu stark beschädigt erhaltene Nachbildung, die durch die Stilähnlichkeit mit dem Kopfe des Apoxyomenos als lysippisch sich hat erkennen lassen (FKoepp, 52. Berl. Winckelmannspr. 1892), nur einen schwachen Nachklang bewahrt hat. Aber in den grandiosen Charakterköpfen der hellenistischen Zeit besitzen wir eine Überlieferung, die zugleich von der lysippischen Porträtkunst Zeugnis ablegen kann. Denn von ihr hat die Entwicklung, die diese hervorgebracht hat, den Ausgang genommen.

Über Symmetrie und Eurhythmie s. OPuchstein s. v. architectura RE. II 546, über den Ausspruch des Lysippos RKekule, Gruppe des Menelaos, Lpz. 1870, 34 ff.; Gr.Sk. 236 ff. RSchöne und RKekule, ArchJahrb. XIII (1898) Anz. 181 ff. Im übrigen ist die Literatur über Lysippos aus Michaelis Hdb. Lit.-Nachw. 334 ff. zu ersehen. Zum Alexanderbildnisse vgl. Altert. v. Pergamon VII 1, Berl. 1908, 147 ff. und die dort angeführte neuere Literatur. Von anderen lysippischen Porträten ist das des Seleukos von PWolters, RömMitt. IV (1889) 32 ff., aus dem Ende des 4. Jahrh., also aus der letzten Schaffenszeit des Künstlers, mit großer Wahrscheinlichkeit nachgewiesen.

16. Die sikyonische Schule ist durch zwei Generationen weiter verfolgbar. Drei Söhne des Lysippos, Euthykrates, Daippos, Boedas, waren als Schüler des Vaters tätig; ein Werk des Boedas vermutet man in der schönen Bronzestatue des betenden Knaben in Berlin (Michaelis Hdb.[11] 347, Fig. 667), sie steht der Zeit und Richtung nach jedenfalls der lysippischen Kunst nahe. Das enge Verhältnis, in dem Lysippos zu Alexander und dessen Kreise gestanden hatte, sicherte seiner Schule vor allem die Anwartschaft auf hervorragende Beteiligung an den großen Aufgaben, die die neue Zeit stellte. Chares fertigte den Rhodiern | den berühmten Koloß des Sonnengottes, und für die neue syrische Hauptstadt Antiocheia schuf Eutychides von Sikyon das Erzbild der Stadtgöttin. Die erhaltene kleine Nachbildung (Michaelis Hdb. 347, Fig. 669) zeigt die Figur, wie sie auf einem Felsen dasitzt, den Fuß auf den aus den Wellen auftauchenden Oberkörper des Flußgottes Orontes leicht aufstützend, mit der landschaftlichen Natur verbunden dargestellt. Auf diesem Wege war schon Praxiteles, wenn er die Stützen der angelehnt stehenden Figuren als Baumstämme bildete, und verwandter Absicht folgte er, wenn er das Gewand nicht mehr in seiner unmittelbaren Beziehung zum Körper der Figur, sondern, wie am Hermes und der knidischen Aphrodite, als etwas selbständig für sich Existierendes, wie ein Stück Natur, und in seinem stofflichen Charakter darstellte. Zu großartiger Entwicklung sehen wir diese Bestrebungen gebracht in der Marmorstatue der Nike von Samothrake (AConze-OBenndorf, Unters. auf Samothrake II 55. Michaelis Hdb. 348, Fig. 670), die wahrscheinlich als Denkmal für den 306 erfochtenen Seesieg des Demetrios geschaffen ist. In den früheren Nikebildern ist die Göttin durch die Luft schwebend gebildet,

hier steht sie auf dem Schiffe, dessen hohes Vorderteil die Basis der Statue bildet. Durch den Wurf des Gewandes aber ist die Bewegung der Figur selbst, des Schiffes und des entgegenblasenden Windes verdeutlicht. Es preßt sich an den Körper an und wird wieder von ihm abgetrieben und bewegt sich über und um den Körper in eigenem, durch die in ihm selbst, im Stofflichen, liegenden und die von außen herantretenden Bedingungen bestimmten Leben. Es ist nicht mehr ganz Bestandteil der Figur, sondern ist mit zu einem Stücke Umgebung geworden, zu der auch das Schiffsvorderteil gehört, wie an der Statue der Antiocheia der Fels und der Flußgott und das Wasser. Der Eindruck der Nike war gesteigert dadurch, daß das Werk an landschaftlich wirkungsvoller Stelle aufgestellt war, so daß die umgebende wirkliche Natur mit dem im Bilde zum Ausdrucke Gebrachten sich verband. Die Nike und die Tyche von Antiocheia leiten ein, was in der weiteren Folge der hellenistischen Kunst in großen plastischen Werken wie der Statue des Barberinischen Faun in München, der Gruppe des Farnesischen Stiers, der Statue des Nil ausgeführt ist, und sie weisen auch auf die Entwicklung hin, in der sich unter dem zunehmenden Einflusse der Malerei die rein landschaftliche Darstellung und das in der naturalistischen Frucht- und Blumenornamentik und im Stilleben zu vollstem Ausdrucke kommende Interesse an allen Erscheinungsformen der Natur ausgebildet hat.

Die Rückführung der Nike auf das Weihgeschenk für den Sieg des Demetrios gründet sich auf die Übereinstimmung mit dem Münzbilde, wobei freilich die entsprechende Wendung des fehlenden Kopfes, die sich aus der erhaltenen Figur nicht feststellen läßt, Voraussetzung ist. Die Datierung wird aber gegenüber der von WKlein, Gesch. d. gr. Kunst III, Lpz. 1907, 288ff. versuchten Herabrückung in die späthellenistische Zeit gestützt auch durch die stilistische Ausführung. Die Nike läßt, wie die ihr zeitlich nicht fernstehende prachtvolle Figur von Antium (ÖsterJahrh. VI [1903] Taf. VII. Michaelis Hdb. 349, Fig. 673), in der Gewandbehandlung, bei allem, was neu und kühn darin ist, den Zusammenhang mit dem im 4. Jahrh. ausgebildeten, etwas konventionell auch in den jüngsten attischen Grabreliefs vertretenen Stile erkennen. Sie ist ein Glanzstück großzügiger Marmorarbeit und führt als solches möglicherweise auf die attische Kunst zurück, aus der uns ein in völlig verschiedener Richtung hervorragendstes Marmorwerk derselben Epoche in dem sog. Alexandersarkophage (Hamdy Bey et ThReinach, Nécr. à Sidon, Paris 1892, Taf. XXIIIff. FWinter, Der Alexandersark., Straßb. 1912) erhalten ist, dessen Künstler ganz auf der praxitelischen Bahn geblieben ist und eine vollendete Schönheitswirkung in der höchsten Feinheit der Behandlung gesucht hat.

17. Wie Lysippos so hat Praxiteles in seinen Söhnen, Kephisodotos und Timarchos, zugleich Nachfolger gehabt. Von ihren Werken ist nichts erhalten. Aber bezeichnend für die von ihnen eingeschlagene Richtung ist es, daß sie sich hauptsächlich der P o r t r ä t d a r s t e l l u n g zugewendet haben, die Praxiteles selbst, wie es scheint, gar nicht gepflegt hat. Die künstlerische Auffassung spricht sich im Porträt immer am bestimmtesten aus. Die attische Kunst des 4. Jahrh. hatte die schlichte, natürliche Wiedergabe und die stimmungsvolle und idealisierte Darstellung für das Bildnis angewendet (vgl. S. 174). Die Aufgabe des Alexanderbildnisses, an der Lysippos und der Maler Apelles und der Steinschneider Pyrgoteles ihr höchstes Können erprobten, hatte zur Schaffung des Charakterporträts geführt. Damit war für die Folgezeit die Richtung vorgezeichnet, die auch die in Athen geübte Porträtkunst eingeschlagen hat. Die Statuen des Demosthenes und Aischines (K. i. B. 319, 8–10), von denen die des Demosthenes auf das 280 von Polyeuktes gefertigte Bildnis zurückgeht, sind hervorragende Beispiele dafür. Der wenn auch noch so dekadente Attizismus ist in der Aischinesstatue, deren sehr auf die Wirklichkeit ausgehender Darstellung man mit der beliebten Gegenüberstellung des lateranischen Sophokles (K. i. B. 318, 1) nicht ganz gerecht wird, so voll zum Ausdrucke gebracht, wie in der Demosthenesfigur das lebendigste Bild des verbissenen und verbitterten Redners und Patrioten

hingestellt ist. Von Lysippos' Bruder Lysistratos heißt es, er habe über dem lebenden Modell Gipsformen hergestellt und danach Bildnisse gefertigt. An der realistischen Ausführung des durchfurchten Demostheneskopfes glaubt man die Wirkung dieses Verfahrens auf die Porträtwiedergabe erkennen zu können.

An das Aischines- und Demosthenesbildnis lassen sich ganze Reihen hellenistischer Porträte anschließen. Die mit der Zunahme der wissenschaftlichen Studien wachsende Pflege des literarischen Porträts lenkte die Aufgaben mehr als früher auch auf die Darstellung der berühmten Größen der Vergangenheit, und nicht immer konnte hier die Arbeit an schon von früher überlieferte Fassungen anknüpfen oder wollte sich von solchen abhängig machen. Für die meisten Bildnisse der griechischen Denker und Dichter hat die hellenistische Kunst, Altes benutzend und Neues erfindend, die bleibenden Typen festgestellt, die den unzähligen Wiederholungen der späteren Zeit als maßgebende Vorbilder gedient haben, und die Gestaltung dieser Typen ist von der an den Porträten der Lebenden herausgebildeten Ausdrucksweise und Formengebung entscheidend mitbestimmt worden. Aus der geistvollen, reichen Charakteristik des Euripideskopfes (K. i. B. 318, 2) spricht so deutlich die Kunst der Alexanderzeit, wie in der großartigen Schöpfung des Homerporträts (Michaelis Hdb. 396, Fig. 777) der bis auf die Spitze getriebene Realismus der Kunst des 3. Jahrh. erkennbar ist. Aus dieser scheint auch, wie die Vergleichung mit dem Kopfe des Skythen der Marsyasgruppe wahrscheinlich macht, das häufiger als jedes andere wiederholte Dichterporträt (Michaelis Hdb. 395, Fig. 776) hervorgegangen zu sein, das, früher fälschlich Seneca genannt, eine sichere Deutung noch immer nicht gefunden hat, ein unvergleichlicher Kopf 'von ausdrucksvoller Häßlichkeit und sprühendem Leben', in dem man wohl eher einen Mann der damaligen Zeit selbst als eine Berühmtheit der Vergangenheit wird suchen dürfen. Eine neue große Aufgabe stellte der hellenistischen Bildniskunst das Fürstenporträt, und an ihr fand auch die Kleinarbeit der Münzstempelschneider Gelegenheit zu reichlicher und bedeutender Betätigung. Alexanders Porträt war Ausgangspunkt und Vorbild, aber nicht die waren die stärksten Leistungen, die ihm in Anschluß und Nachahmung am nächsten blieben, wie die unter den Fürsten selbst, die sich in der Alexanderrolle gefielen, ihrem großen Vorgänger meist am wenigsten ähnlich waren. Die äußerliche Nachahmung führte in diesem Falle zu Übertreibung, Affektiertheit und deklamatorischer Pose, und wieweit sich die Kunst, wenn die dargestellte Persönlichkeit danach war, hierin verstieg, zeigt noch aus der letzten Zeit des Hellenismus der Mithridateskopf des Louvre (ArchJahrb. IX [1894] Taf. VIII). Was ihr aber andererseits gelang, wenn sie sich ganz an das Leben hielt und dem Vorbilde des Alexanderporträts nur in dem, worin dieses wirklich vorbildlich war, in der Größe der Charakteristik, nacheiferte, davon gibt ein wohl auf Attalos I. zu deutendes pergamenisches Königsbildnis (A. v. P. VII, Taf. XXXI) eine Vorstellung, aus dem wie aus keinem anderen die ganze Kraft dieser an Gewaltmenschen reichen Zeit in mächtigstem Bilde herausspricht. Sehr bezeichnend wieder für das Verschiedenartige, das die Zeit liebte, und den raschen Wechsel der Auffassung ist es, daß dieser Kopf in der jüngeren Königszeit von Pergamon durch Anarbeiten eines Lockenaufsatzes in ein apollinisch idealisiertes Bildnis (A. v. P. VII, Taf. XXXII) umgewandelt wurde. In der Apotheosierung der Darstellung wahr zu bleiben, haben nach dem Zeugnisse des Altertums die großen Meister des Alexanderporträts vermocht. Sie hat in der hellenistischen Zeit neben dem individuellen Bildnisse ihre Stelle, ist aber, je mehr sie bevorzugt und | von den Machthabern selbst gefordert wurde, immer mehr zur äußerlichen Dekoration herabgesunken.

Die griechischen Bildnisse sind früher mehr nach der ikonographischen, neuerdings auch nach der kunstgeschichtlichen Seite hin behandelt worden, vgl. FWinter, Über die gr. Porträtkunst, Berl. 1894; RDelbrück, Antike Porträts, Bonn 1912; AHekler, Die Bildniskunst der Griechen u. Römer, Stuttg. 1912. Im Zusammenhange mit der Gesamtentwicklung der griechischen Kunst ist RKekule, Gr. Sk. 11 f. 165 ff. 274 ff. auf das Porträt eingegangen. Bernoulli hat in seiner Ikonographie die Bildnisse der Diadochen nicht mitbehandelt. Die schwierigsten Probleme, die das Alexanderporträt stellt, sind in zahlreichen Einzelschriften, am ausführlichsten von ThSchreiber, Studien üb. d. Bildn. Alexanders d. Gr., Lpz. 1903, zuletzt wenig glücklich von JBernoulli, Die erhalt. Darstellungen Alexanders d. Gr., Münch. 1905, erörtert worden. Einen ersten Eindruck der hellenistischen Fürstenbildnisse kann man am besten aus den reichen Funden der herkulanischen Villa (Comparetti e de Petra, La villa Ercolanese, Turin 1883) und aus der Zusammenstellung bei FImhoof-Blumer, Porträtköpfe auf antiken Münzen hellenischer Völker, Lpz. 1885, gewinnen. – Der Philologe (und erst recht der Archäologe) sollte nicht versäumen, zu den Porträtbildern der Philosophen, Historiker, Redner des 5. und 4. Jahrh. die Entwicklung der literarischen Porträtdarstellung zu vergleichen, wie sie JBruns, Das lit. Porträt, Berl. 1896, geschildert hat. Es ergeben sich die lehrreichsten Parallelen, von denen nur auf die Darstellungen des Aischines und Demosthenes hingewiesen werden mag.

18. Mit der Bildniskunst hat die Götterdarstellung bei aller Verschiedenheit der besonderen Bedingungen viel Gemeinsames. Bei beiden war die Gestaltung der Gesichtszüge der vornehmste Teil der Aufgabe, nachdem einmal im 4. Jahrh. die Kunst den großen Schritt zur Wesens- und Charakterschilderung getan hatte. Damals sind an Stelle der typischen Göttergestalten, wie sie das 5. Jahrh. ausgebildet hatte, die individuellen Götterbildungen geschaffen. Aber die großen Künstler haben die erschöpfende Darstellung des ganzen Wesens nicht in der Formengebung der Köpfe allein gesucht, so sehr ihnen diese auch Hauptsache war. Im Porträt finden wir dasselbe. An der lateranischen Statue des Sophokles ist die feierlich stolze Haltung, der feingeordnete große Faltenzug des Gewandes für die Charakteristik, die der Künstler mit und in der Person zugleich von dem Schaffen des Dichters zu geben gesucht hat, so wesentlich wie die harmonische Bildung der schönen Gesichtsformen, und noch mehr, wo volles Leben gegeben werden sollte, wie in den Statuen des Aischines und Demosthenes, ist durch die Art der Stellung und Bewegung und wie das Gewand getragen ist, das Persönliche und Individuelle ausgesprochen. Auch die Götterdarstellung hat sich dieser Mittel bedient. Der Apollon von Belvedere mit seiner großartigen Pose der schwebenden Bewegung ist ein glänzendes Beispiel dafür, und Zeus, Poseidon und Asklepios, die im 5. Jahrh. fast gleich aussehen, hat die folgende Kunst nicht nur durch die feine Charakterisierung der Gesichtsformen, sondern auch der körperlichen Erscheinung und z. T. durch neue Ausgestaltung, z. T. durch neue Erfindung der Bewegungsmotive unterschieden.

Für die Ausbildung derjenigen Götterideale, die für alle Folge Gültigkeit gehabt haben, hat die Kunst der großen Meister des 4. Jahrh. das meiste und wesentlichste geleistet. Die hellenistische Kunst konnte die Darstellung äußerlich effektvoller gestalten, aber kaum vertiefen. Durch starkes Pathos, durch Größe und pompöse dekorative Ausstattung entsprach sie dem Geschmacke der Zeit und konnte sie auf die bei der zunehmenden Oberflächlichkeit und Verschwommenheit des religiösen Empfindens herrschende Stimmung wirken. Die Prachtgestalt der Aphrodite von Melos, der sich die reich gekleideten, mit allem Schönheitsglanze umgebenen Göttinnen des großen pergamenischen Altarfrieses als verwandte Erscheinungen zur Seite stellen, theatralisch gesteigerte Darstellungen, wie der Poseidon von Melos (BCH. XIII [1889] Taf. III) oder der leierspielende Apollon mit dem Greifen, Kolossalbilder in prunkhafter architektonischer Umgebung oder wirkungsvoll in die Landschaft gestellt, wie der rhodische Koloß des Chares eines ge|wesen sein mag, bringen am bezeichnend-

sten zum Ausdrucke, worauf der Sinn der hellenistischen Zeit vor allem gerichtet war. Die künstlerische Mache, die bei der Beherrschung aller Mittel freilich auf höchster Stufe stand, überwiegt durchweg die Erfindung. Daß es der Kunst an dieser nicht fehlte, ersehen wir aus den rein aus der Phantasie geschaffenen Porträten. Aber etwas von schöpferischer Gestaltung, das an das Homerbildnis heranreichte, hat die hellenistische Götterdarstellung nicht aufzuweisen. Ihr haben sich auch nicht in dem Maße, wie dem Porträt, dem durch das Leben selbst mit seiner stets wechselnden Fülle der Erscheinungen immer neue Aufgaben und frischer Stoff zuströmten, neue Quellen fruchtbarer Anregungen mehr erschlossen. Die Aufnahme der fremden Kulte und ihre Vermischung mit den griechischen brachte wohl eine äußerliche Bereicherung durch neue Typen, aber gerade diese waren von vornherein nicht entwicklungsfähig. Einzelnes ließ sich seinem Wesenszusammenhange nach an schon Vorhandenes, Feststehendes anschließen, so ist die Gestaltung des Hades und Sarapis aus dem Zeustypus abgeleitet. Die überkommenen Formen beherrschten die Vorstellung und waren in die religiösen Anschauungen übergegangen, so daß sie weitergebildet wurden. Und die im 2. Jahrh. aufkommenden klassizistischen Tendenzen wirkten dahin, daß man geradezu auf alte berühmte Darstellungen zurückgriff. Eumenes II. ließ für das Bild der Athena, das die von ihm erbaute Bibliothek in Pergamon schmücken sollte, die Parthenos des Pheidias kopieren; die erhaltene Figur (A. v. P. VII, Taf. VIII, S. 13 ff.) in leicht modernisierter, dem pergamenischen Stile und Geschmacke angepaßter Ausführung ist die größte Nachbildung des pheidiasschen Werkes. Es war die Zeit, in der auf der griechischen Halbinsel eine religiöse Kunst größeren Stils wieder ins Leben trat, die das Beste, was sie geben konnte, den bewunderten Vorbildern der Vergangenheit entlehnte. In Athen sind die Schulen des Polykles und Eubulides in dieser Richtung tätig gewesen, aber auch im Peloponnes ist gleichzeitig noch einmal ein in seiner Art bedeutender Künstler, Damophon von Messene, hervorgetreten, der in seinen Kolossalbildern und Gruppen von Gottheiten den Versuch gemacht hat, pheidiassche Kunst in hellenistischem Geiste neu zu beleben. Von einer seiner großen Göttergruppen, der des Despoinatempels in Lykosura, sind Reste wiedergefunden (Michaelis Hdb. 380. Dickins, Annual XII [1905/06] 112. XIII [1906/07] 356; JhellSt. XXXI [1911] 308).

Eigenartiges und Neues von Bedeutung gibt die hellenistische Kunst aber in der Darstellung der zum Götterkreise gehörigen niederen Wesen. Da war mehr Möglichkeit zu schöpferischem Bilden, weil die frühere Kunst weniger durch feste Typen vorgearbeitet hatte. Man sieht es am deutlichsten an dem großen Bildwerke des pergamenischen Altarfrieses, wo die ganze Götterwelt zum Kampfe gegen die himmelstürmenden Giganten aufgeboten ist. Zeus, Athena, Artemis, Apollon, alle Olympier, mit so gewaltiger Kraft sie gestaltet sind, sind in Erscheinung und Bewegung doch nur Variationen früherer Darstellungen, wie denn z. B. in Apollon besonders deutlich das Motiv der belvederischen Statue, in Athena das der Athena des Parthenonwestgiebels durchklingt. Für viele der anderen Gottheiten ließ der genealogische oder im Wesen begründete Zusammenhang mit den Olympiern auch die Darstellung an deren feststehende Typen sich anschließen, aber nicht für alle reichte die Fülle überlieferten Bildstoffes, an den man mehr oder weniger frei anknüpfen konnte, aus; da griffen die Künstler ins Leben hinein und erweiterten den Kreis der Darstellung durch stolze Frauengestalten in kostbarem Schmucke und reicher modischer Kleidung, in denen sie, wie in den Figuren der Nyx, der Medusa, auch der Selene, Bilder der weiblichen Schönheit der Zeit hinstellten. Ein in vollstem Umfange selbständiges Schaffen aber konnten sie in der Darstellung der Giganten betätigen. Es sind Fi-

guren, wie die Gallier, in verallgemeinerten, nach dem idealisiert Pathetischen hin gesteigerten Formen und durch die Verbindung der Körper mit Flügeln, Vogelkrallen, Schlangenleibern ins mythisch Phantastische hinübergeführt.

Nicht in der hier auffällig hervortretenden Vermischung mit dem Tierischen überhaupt, die der griechischen Kunst aus den frühesten mythologischen Vorstellungen schon geläufig gewesen war und nun wieder hervorgezogen wurde, sondern in der Art ihrer Anwendung | und Durchbildung gab die hellenistische Kunst etwas Neues, indem sie die Darstellung in gewissermaßen landschaftlicher Auffassung zur lebendigen Naturcharakteristik ausbildete. Wenn es ihr im pergamenischen Friese gelang, die Giganten, wie sie kriechend, sich aufrichtend, emporwindend und aufwärtsstrebend, ohne trotz der Flügel in die Höhe gelangen zu können, am Boden haften, als die erdgeborenen Wesen deutlich zu machen, so erreichte sie das Vollendetste von Naturpersonifikation in der Schilderung der Wassergottheiten. Die elementare Natur, ja selbst die Stimmung des Meeres ist in den Tritonen mit den triefenden Haaren, den runden Fischaugen, der tang- und schuppenbesetzten Haut, wie sie leidenschaftlich bewegt oder schwermütig blickend auftauchen und hingleiten, zum Ausdrucke gebracht. Die mächtige Strömung des Orontes hat Eutychides am Bilde der Antiocheia in dem mit starken Armen die Fluten zerteilenden Flußgotte so lebendig charakterisiert, wie die Natur des Nil in der breithin gelagerten üppigen Gestalt der vatikanischen Statue (Michaelis Hdb. 395, Fig. 775) wiedergegeben ist. Ähnlicher Art war die Aufgabe der Darstellung des bakchischen Kreises. Die hellenistische Kunst hat sich nicht genug tun können, die Fülle der Motive, die hier der erfinderisch gestaltenden Phantasie sich darbot, vom Grotesk-Tierischen des Pan durch alle verschiedenen Stufen hindurch zu der feineren Charakterisierung der Satyrknaben und -mädchen hin, im ganzen Umfange auszuschöpfen; soviel hier wie überall in früherer Darstellung vorausgenommen war, das volle Leben der Natur in dieser Gestaltenwelt zu schildern und Naturempfindung in ihr zu geben, vermochte doch erst diese Kunst mit ihrer schöpferischen Kraft. Daher auch ihre dauernde Wirkung auf alle Folgezeit über die römische Kunst und die Renaissance, der die Antike in keinen anderen Schöpfungen mehr als in den Tritonen und Nereiden, in den Bakchanten und Bakchantinnen wieder lebendig geworden ist, bis in unsere Tage hinein.

Vgl. HBrunn, Griech. Götterideale und ihre Formen erläutert, Münch. 1893. WKlein, Gesch. d. gr. Kunst III, Lpz. 1907, 228ff.

19. Die mythologischen Bilder, namentlich die des bakchischen Kreises, leiten zur Landschaftsdarstellung über. Die statuarische Plastik vermag in der Einzelfigur und Gruppe kaum mehr davon zu geben, als es in Werken wie dem Barberinischen Faun in München, dem Farnesischen Stier, dem Nil geschehen ist. Der am Felshange eingeschlafene trunkene Faun ist sozusagen ganz in die Landschaft hineinkomponiert, und es läßt sich Gleiches als Gemälde gar nicht anders als in einem Bilde mit ausgeführtem landschaftlichen Hintergrunde denken. Die Darstellung in dieser Art zu erweitern, bot das Relief Gelegenheit, das auch in der hellenistischen Kunst seinen engen Zusammenhang mit der Malerei bewahrt hat. Aber es gilt das nicht für alle Aufgaben der Reliefbildnerei. Dieser Zusammenhang bestand vor allem nicht für das große, zur Dekoration der Außenarchitektur bestimmte Monumentalrelief, und von diesem ist daher auch, wie das hervorragendste Beispiel, der Fries der Gigantomachie am Unterbau des pergamenischen Altars zeigt, ein Hineinziehen landschaftlicher Motive in die Darstellung ausgeschlossen. Dagegen ist am Telephosfriese im Innern der Säulenhalle des Altars (ArchJahrb. XV [1900] 97ff. HWinnefeld, A. v. P. III 2, Taf. XXXI—XXXVI, S. 155ff.), die man, wenn es gewollt gewesen

wäre, ebensogut mit einer Wandmalerei hätte dekorieren können, der Hintergrund mit Bäumen, Felsen, Altären und Baulichkeiten besetzt und dadurch die räumliche Szenerie, in der die einzelnen geschilderten Vorgänge sich abspielend gedacht sind, gekennzeichnet. Diente hier wie in anderen Fällen, z. B. auf dem Relief der Homerapotheose (Michaelis Hdb. 409, Fig. 801), die Landschaft der mythologischen Schilderung als Begleitung, so wurde sie zugleich auch selbständiger Gegenstand der Darstellung und immer mehr zum herrschenden Motive, je mehr sich das feine Kabinettrelief ausbildete, das im Zusammenhange mit der steigenden Entwicklung der Dekorationskunst neben dem Tafelgemälde und später dem Wandbilde als Schmuck von Nischen und Innenräumen beliebt wurde. In Szenen aus dem Bauern- und Hirtenleben, in Tierstücken und wieder in Bildern mit mythologischer Staffage ist die Natur fein und anmutig geschildert in einer Art der Behandlung, die freilich nicht auf das Ganze und Große des landschaftlichen Eindrucks gerichtet ist, sondern sich, wenigstens im Relief, mehr in der Wiedergabe von Einzelheiten | ergeht und dadurch bei einer gewissen Beschränkung in der Wahl der Motive der Gefahr, konventionell zu werden, auf die Dauer nicht entgangen ist. Das tritt namentlich in den Bildern der römischen Zeit (deutlich z. B. in den Opferszenen an der Ara Pacis) hervor, die diese Darstellung von der hellenistischen Kunst empfangen und übernommen hat, und der die meisten Stücke der unter dem Namen 'hellenistische Reliefs' zusammengefaßten Gruppe angehören.

Die Bedeutung, die die landschaftliche Wiedergabe in der hellenistischen Kunst gewonnen hat, zeigt sich im kleinen auch darin, daß sie seit dem 2. Jahrh. v. Chr. selbst in die immer sehr konservativen Darstellungen der Grabreliefs (EPfuhl, Arch Jahrb. XX [1905] 47. 123ff.), wenn auch nur andeutungsweise, übergegangen ist.

Die landschaftlich durchgeführten Einzelreliefs hellenistischer und römischer Zeit sind in dem großen Werke von ThSchreiber, Hell. Reliefbilder, Lpz. 1889ff., zusammengestellt. Dazu sind die der Malerei noch näherstehenden Stuckreliefs hinzuzunehmen, wie deren u. a. aus dem Ende des 1. Jahrh. v. Chr. aus dem römischen Hause bei der Farnesina (JLessing-AMau, Wand- u. Deckenschmuck e. röm. Hauses, Berl. 1891) erhalten sind.

20. Im Mittelpunkte der hellenistischen Plastik steht für uns die Kunst, die unter der attalischen Königsherrschaft von der ersten Hälfte des 3. bis zum Ausgange des 2. Jahrh. in Pergamon geblüht hat. Von ihr allein haben wir eine große und zusammenhängende Denkmälerüberlieferung. Sie beginnt mit den Gallierstatuen, an die stilistisch verwandte Werke, wie die Marsyasgruppe, anschließen, ihren Hauptbestand aber bilden die durch die Ausgrabungen der Burg zurückgewonnenen, unvergleichlich reichen Skulpturenschätze, die gewaltigen Monumentalbildwerke des Altars und die Hunderte von großen Einzelstatuen, Statuetten und Reliefs, die in dem Berl. 1908 erschienenen VII. Bande der Altertümer von Pergamon allgemeiner Kenntnis zugänglich gemacht sind. Die wenigen literarischen Nachrichten führen darauf hin, daß Pergamon unter den in den hellenistischen Reichen erstandenen Kunststätten eine Rolle gespielt hat, konnten aber von der Größe und dem Umfange des Schaffens an diesem Platze keine Ahnung geben. Zu den Namen einiger Künstler, die sie vermitteln, haben die Inschriften von Pergamon andere hinzugeliefert, aber nur in ganz vereinzelten Fällen ist der Zusammenhang mit erhaltenen Werken vermutungsweise zu erschließen. In die besondere Eigenart der einzelnen Meister vermögen wir hier sowenig wie in der übrigen hellenistischen Kunst einzudringen, und das Persönliche der Leistung tritt für unser Wissen hinter dem allgemeinen Gesamtschaffen und -können zurück. Von keiner der in Pergamon gefundenen, inschriftlich bezeichneten Statuenbasen ist das zugehörige Bildwerk vorhanden. Viele von

ihnen lassen an der Herrichtung der Plinthen und an den Einlaßspuren erkennen, daß sie Erzfiguren trugen, und haben darin das Zeugnis bewahrt, eine wie bedeutende Stellung in der pergamenischen Kunst, die uns in den erhaltenen Werken durchaus als Marmorkunst entgegentritt, die Bronzeplastik eingenommen hat. Nur in ganz verschwindender Zahl sind Fragmente von Bronzewerken selbst wiedergefunden, darunter allerdings Stücke, die die künstlerische und technische Ausbildung der Metallarbeit sehr vollkommen zeigen.

In der Kunst von Pergamon spiegelt sich die Entwicklung des Reiches, und was deren in den einzelnen Epochen wechselnden Charakter bestimmt hat, kommt in ihr zum Ausdrucke. Aus den Siegesmonumenten, in denen die Künstler die wilde Kraft und ritterliche Tapferkeit der Gallier in immer neuen Bildern einer großaufgefaßten, furchtbaren Wirklichkeit vor Augen stellten, spricht so mächtig die Zeit, in der die Königsherrschaft von dem Aufrichter des Reiches, Attalos I., erkämpft und befestigt wurde, wie die rauschende Pracht des Altars mit der Vergötterung der Kriegstaten in der Gigantomachie und mit der ostentativen Legitimierung des neuen Königtums durch die Anknüpfung an sagenhafte Vorfahren in der feinen Schilderung des Telephosmythus in vollen Tönen des Reiches gesicherte Macht kündet. Die große Masse der wiedergefundenen Skulpturen rührt aus dieser zweiten Epoche unter Eumenes II. her, der als nicht mehr erobernder, sondern als besitzender Herrscher seine Aufgabe darin sah, die überkommene Großmachtstellung nach | außen zur Geltung zu bringen und durch höchste Prachtentfaltung in Bauten und Bildwerken in ihrem Glanze zu zeigen. Wenigstens für ein bedeutendes Stück aber aus den Funden ist die Entstehung in der vorausgehenden Zeit so gut wie gesichert, in dem wahrscheinlich den ersten König, Attalos, selbst darstellenden Porträtkopfe A. v. P. VII, Taf. XXXIf. (vgl. S. 180). Dieselbe Wucht der Charakterschilderung ist darin und dieselbe imposante Größe einer die Wirklichkeit in ihrer vollen Totalität erschöpfenden Naturwiedergabe wie in den großen Gallierstatuen, in der Figur des verblutend zusammensinkenden Galliers des kapitolinischen Museums und in der grandios aufgebauten Gruppe des gallischen Heerführers, der mit seinem Weibe freiwillig in den Tod geht (Michaelis Hdb. 401. 402). Ein charakteristischer Zug an diesen Werken ist das Fehlen aller Pose, der die nachfolgende pergamenische Kunst nur zu geneigt war; selbst die aufs äußerste gesteigerte Bewegung des Galliers neben seinem Weibe hat der Künstler darzustellen vermocht, ohne ins äußerlich Pathetische zu verfallen. Auch von den vielen Figuren des attalischen Weihgeschenkes in Athen (Michaelis Hdb. 402. 403), die Brunn als pergamenisch erkannt hat, gibt sich keine als Schaustück. Sie sind verkleinerte Wiederholungen dessen, was im großen Maßstabe erfunden und geschaffen war und nur in diesem zu seiner vollen Wirkung kommen konnte. So lassen sie auf die Fülle der einst vorhandenen großen Werke dieser Art zurückschließen, von denen in Pergamon selbst nur die Reste von mächtigen Postamenten bewahrt geblieben sind. Eine dieser Figuren, wie die der toten Amazone, der ursprünglich, wie es scheint, ein Kind an der Brust lag, kann uns wahrscheinlich dazu helfen, uns von dem bei Plinius (XXXIV 68) gerühmten Werke des Epigonos eine annähernde Vorstellung zu machen. In Epigonos aber, dessen Name in den Künstlerinschriften der pergamenischen Schlachtenmonumente mehrfach vertreten ist, dürfen wir einen Hauptmeister der Epoche sehen, und vielleicht ist uns in dem kapitolinischen Gallier, der durch das große neben ihm liegende Schlachthorn bezeichnet ist, ein Werk von ihm erhalten, die Statue des Tubabläsers, die Plinius außer der Darstellung der Getöteten mit dem Kinde anführt (vgl. AMichaelis, ArchJahrb. VIII [1893] 119ff. EPetersen, RömMitt. VIII [1893] 253. X [1895] 137).

Das Material über die Gallierdarstellungen ist von PRvBienkowski, Die Darst. d. Gallier in d. hellenist. Kunst, Wien 1908, gesammelt. Über dazugekommene neue Funde aus Delos s. BCH. XXXIV (1910) 487 ff.

Der Kunstbetrieb in Pergamon wuchs unter Eumenes II. (197—159), dem der Beiname 'Magnifico' anstehen würde, ins Unermeßliche. Sein Werk war der Ausbau der Burgstadt zu dem unvergleichlich imposanten und prächtigen Bilde, in dem die einheitliche, mit wirkungsvoller Benutzung der landschaftlichen eigenartigen Schönheit des Platzes durchgeführte Schöpfung wie aus der umgebenden Natur herausgewachsen erscheinen konnte (vgl. AConze, ArchJahrb. XII [1897] Anz. 170 ff. A. v. P. I). Die Kunst erreichte ihr Höchstes in dekorativer Wirkung. Das ist der charakteristische Zug auch in der Plastik, der mit dem Monumentalwerke des Gigantenaltars eine Aufgabe gestellt wurde, die gleich Großes forderte, wie es frühere Zeiten am Parthenon und am Mausoleum geleistet hatten. Die Skulptur der attalischen Epoche hat in den Reliefs des Altars ihre unmittelbare Fortsetzung. Aber die Auffassung hat sich gewandelt, und gemäß der Aufgabe sind die künstlerischen Absichten andere. Nicht das einzelne Kämpfen und Überwinden wurde wie in den Schlachtenmonumenten des Attalos in Wirklichkeitsbildern des schwer bezwungenen Feindes vor Augen gestellt, sondern die ganze Siegesherrlichkeit im Bilde der Götter gefeiert. Das gesteigerte Thema verlangte einen gesteigerten Ausdruck. Die Wiedergabe des Lebens allein, auch in dem großen, von starkem Ethos getragenen Stile, in dem es die attalische Kunst darstellte, hätte der gehobenen Stimmung der Zeit nicht genügt. Damals wird auch der individuelle Porträtkopf des ersten Königs durch den Lockenaufsatz (vgl. S. 180) in die Apotheose hinaufgesteigert worden sein. Man schwelgte im Pathos. Soviel die attalischen Werke von der sikyonischen σκληρότης und αὐθάδεια haben, so sehr bricht in denen der Eumeneszeit der heroenhafte Ton der Mausoleumskunst wieder hervor, in stärkerem, rauschenderem Klange. Die Künstler des Altars — von einigen (Theorretos, Dionysiades, Menekrates, | Orestes) sind Reste der Namen an dem Architekturgliede unterhalb der Reliefs erhalten — geboten als Nachfolger der Meister, die die Galliergruppen geschaffen hatten, über den reichsten Besitz der Mittel. Sie verfügten über eine unglaublich sichere Beherrschung der Formen und bewältigten alle technischen Schwierigkeiten der Marmorarbeit mit virtuoser Bravour. Ihrem souveränen Können gelang alles wie spielend. Aber das Können als solches macht sich nun auch mehr und mit einer gewissen Absichtlichkeit bemerklich. Man hat zum erstenmal den Eindruck, daß die Kunst auf einer Stufe angelangt ist, auf der sie nichts mehr hinzuzuerwerben brauchte. Erworben hatten die Vorgänger, wie auch des damaligen Königs Vorgänger das Reich erworben hatte. Eumenes II. und seinen Künstlern fiel die Rolle zu, das Gewonnene auszuschöpfen.

Einige für die hellenistische Kunst überhaupt bezeichnende Züge der stilistischen Ausführung treten, in den pergamenischen Skulpturen zu hoher Meisterschaft ausgebildet, besonders deutlich hervor. Dazu gehört vor allem die malerische Behandlung der Formen. Der bekannte weibliche Kopf (A. v. P. VII, Taf. XXV, S. 117 ff. Michaelis Hdb. 401, Fig. 785; vgl. RKekule, Gr.Sk. 333) mit seinen wie ganz in Licht und Luft aufgelösten Formen übertrifft in dieser Beziehung alles und läßt z. B. den prächtigen, im Bau ähnlichen Kopf der Aphrodite von Melos, der in seiner plastisch soviel bestimmteren Gliederung fast hart dagegen erscheint, weit hinter sich zurück. Er zeigt die Darstellung des Eindrucks der Erscheinung am äußersten Ziele. Mit ihr hängt die Wiedergabe des Stofflichen zusammen. Statt wie meist in Einzelstrichen gebildet sehen wir das Haar an dem pergamenischen Kopfe in seiner weichen, lok-

keren Gesamtmasse. Am Gewande beschäftigte die Kunst jetzt ganz vorwiegend das Stoffliche. Man behandelte den Faltenwurf nicht mehr hauptsächlich als Mittel, um die Schönheit der Formen und Bewegungen des Körpers zu deutlicherem oder gesteigertem Ausdrucke zu bringen, sondern gab in dem Gewande — darin war Praxiteles schon vorangegangen (vgl. S. 173) — ein Stück Leben für sich, das seinen eigenen Gesetzen folgt, und suchte es in dem Reichtume seiner je nach dem Stoffe und Gebrauche wechselnden Erscheinungen darzustellen. Aus dem gleichen Interesse sind Bilder wie die Waffenreliefs der Athenahalle in Pergamon (A. v. P. II, Taf. XLIII ff.) und die Frucht- und Blumenstücke hervorgegangen, mit denen wir die traditionelle Akanthosornamentik bereichert finden (A. v. P. VII, Taf. XL f.).

'In dem geistigen Antlitze des Hellenismus' sagt Wilamowitz (Kultur d. Gegenw. I 8, 93) 'sind zwei Hauptzüge ... das eine ist die Freude an der Repräsentation, dem Pomp und Schmuck, der erhabenen Pose ..., daneben aber steht die intimste Freude an der weltverlorenen Stille ... Dem entspricht im literarischen Leben der rauschende Stil, der am liebsten über die ganze Welt hintönen will ... und das Raffinement des ganz intimen Kunstwerks.' Diese zwei Hauptzüge durchziehen auch das bildende Kunstschaffen der hellenistischen Zeit, und sie sind in der Kunst von Pergamon sehr deutlich erkennbar. In der Blüte des pergamenischen Reiches wiegt der rauschende Stil vor, da herrscht er überall in den Werken, mit denen die Kunst vor die Öffentlichkeit trat. Aber auch der andere Ton wird vernehmlich. Auf ihn ist die Kunst gestimmt, die sich an den Kenner wandte. Kunstliebhaberei und Kennerschaft traten in dieser Zeit zum erstenmal in den Formen hervor, die uns aus dem römischen Leben, zumal der augusteischen Epoche, bekannter sind als aus dem griechischen. Die kunstwissenschaftlichen Studien hatten am pergamenischen Hofe eine Pflegestätte, und die Könige haben berühmte Werke alter Meister in Originalen und Kopien erworben (MFränkel, ArchJahrb. VI [1891] 49 ff.), nicht nur um damit zu prunken. Die Kolossalnachbildung der Athena Parthenos freilich, die Eumenes II. für den Hauptsaal der Bibliothek hat machen lassen (A. v. P. VII, Taf. VIII), war ein dekoratives Schaustück. Aber in derselben Bibliothek standen die beiden wundervollen Kopien von zwei attischen Statuen des 5. Jahrh. (A. v. P. VII, Taf. II—VII), deren Auswahl den feinsten und literarisch gebildeten Kunstgeschmack verrät, und die Reize der zierlichen archaischen Kunst hat man auch am Hofe von Pergamon schon empfunden, wie später der Kaiser Augustus. Die Chariten des Bupalos, so hören wir, standen im königlichen Palaste, und gerade der durch den Stil dieses Meisters vertretene zierlichste Archaismus war es, | aus dem pergamenische Bildhauer Vorbild und Anregung zu Werken geschöpft haben, in denen, wie in den Statuetten der Tänzerinnen (A. v. P. VII 53 ff.), zum erstenmal der archaisierende Stil nicht als hieratischer Nachzügler, als der er immer bestanden hat, sondern als künstlerische Neubildung und zwar im höchsten Reize seiner pikanten, mehr an das Wissen als an das Empfinden sich wendenden Schönheit hervortritt; in Pergamon war derartiges noch Eliteware für den kunstverständigen Kenner, nachher in Rom ist es populär und damit auch in der Ausführung gewöhnlicher geworden. Die Kunst ist in der hellenistischen Zeit ins Privathaus eingezogen, damit trat sie in ein engeres Verhältnis zu dem persönlichen Geschmacke des einzelnen. Die Stoffe aus dem Alltagsleben, Genre- und Landschaftsbilder wurden beliebt, und die literarische Bildung übte auf die Auswahl und Behandlung der mythologischen Darstellungen bestimmenden Einfluß. Das intime Kunstwerk sucht mehr nach dem Beziehungsvollen des Stoffes, es will nicht auffallen, aber um so mehr gefallen, durch den Gegenstand und die Form, in der die beabsichtigte Wirkung durch eine feinste und reiche Einzelausführung erreicht

wird. Diese Art, die allgemein verbreitet war und uns am besten von den zumeist aus Italien erhaltenen Kabinettreliefs bekannt ist, ist in einem umfangreichen Werke, in dem aus lauter Einzelbildern zusammengesetzten Thelephosfriese, aber auch sonst in mannigfachen Resten vertreten, wie vor allem in der mit höchster Eleganz ins Minuziöse ausgearbeiteten Prometheusgruppe (A. v. P. VII 175), die, vermutlich als Nischenbild einer Architektur eingefügt, für die Übertragung der hellenistischen Dekorationsmotive in die römische und pompeianische Wandmalerei (vgl. Malerei S. 213f.) ein lehrreiches Beispiel bietet. Die Prometheusgruppe und mit ihr wahrscheinlich die meisten der Art nach verwandten Stücke gehören wohl schon dem Ausgange der Königsherrschaft an. Auch in ihnen spiegelt sich das Bild der Zeit, in der Pergamon, zumal unter der Regierung des letzten Königs, mehr als Stätte geistigen Lebens wie als politische Macht in Ansehen stand. Im volltönenden Pathos konnte sich die Kunst damals nicht mehr äußern, sie hat sich, wie es scheint, mehr und mehr den kleineren, feineren Einzelarbeiten zugewendet, nachdem sie sich in den großen Aufgaben erschöpft hatte. So ist auch das Rokoko dem Barock gefolgt.

21. Die pergamenischen Funde allein zeigen uns die hellenistische Kunst in einem zusammenhängenden Bilde. Aber wir lernen sie aus ihnen doch nur an einem ihrer verschiedenen Zentren kennen, freilich an dem, an dem die äußeren Bedingungen für ihre Entwicklung in besonders hohem Maße günstig waren. Nirgendwo sonst in den hellenistischen Staaten ist sie zu ähnlichen, von einer großen nationalen Idee getragenen monumentalen Aufgaben berufen gewesen. Sie haben der Kunst in Pergamon ihr eigenes Gepräge gegeben, durch das sie sich von der der übrigen Kunststätten bei aller durch den Zeitcharakter bestimmten Verwandtschaft deutlich unterscheidet. Über diese sind wir viel weniger gut unterrichtet als über Pergamon. In Athen sind im 2. Jahrh. klassizistische Tendenzen schon entschieden zur Geltung gelangt (vgl. S. 182), die auch in Pergamon, wo unter den von überallher zusammengeströmten Künstlern gerade attische Bildhauer verhältnismäßig zahlreich vertreten waren, nicht fehlen, hier aber mehr als begleitende Note erscheinen. Eine reiche Kunst hat sich im südlichen Kleinasien entfaltet, mit Tralles als einem wichtigen Kunstplatze im Mäandertalgebiete und mit Rhodos als einem Hauptzentralpunkte. Die Hauptstadt des syrischen Reiches, Antiocheia, scheint mehr durch Beschäftigung auswärtiger Meister (Eutychides, Bryaxis) als durch eine am Orte selbst entwickelte Kunst Bedeutung gehabt zu haben, während aus der bithynischen Residenz Nikomedeia immerhin ein einheimischer Meister, Doidalsas (3. Jahrh.), bekannt ist, aus Schriftstellernachrichten und aus einem in mehreren Nachbildungen erhaltenen vorzüglichen Werke, der Statue einer kauernden Aphrodite (Michaelis Hdb. 381, Fig. 739), die ihren Schöpfer durchaus auf der Bahn des in der lysippischen Schule ausgebildeten Realismus zeigt. Von dem, was die Weltstadt Alexandreia für die Kunst bedeutet hat, kann das wenige aus der Literatur und vereinzelten Denkmälern Bekannte kaum eine annähernde Vorstellung geben. Die Prachtentfaltung des ptolemäischen Hofes wird besonders der Entwicklung der dekorativen Künste zugute gekommen sein. Kleine Bronzen- und Terrakotten lassen in der Plastik auf eine vielleicht mehr als sonst in den hellenistischen Städten ausgebildete Vorliebe für Genredarstellung und Karikatur schließen, auch das bedeutendste Stück unter den wenigen großen Bildwerken nachweislich alexandrinischen Ursprungs, die vatikanische Nilstatue (Michaelis Hdb. 395, Fig. 775), hat in den Putten, die die sechzehn Ellen der alljährlichen Steigung des Flusses versinnbildlichen, einen Zug ins Genrehafte erhalten. An witzigen und mehr oder weniger geistreichen Einfällen hat es den Künstlern hier, wo gelehrte Luft wehte, nicht gefehlt, und die pointiert feine Aus-

führung wird namentlich bei Arbeiten in kostbaren Stoffen geschätzt gewesen sein. Die großen Kameen mit den Ptolemäerbildnissen (Michaelis Hdb. 392) und aus jüngerer Zeit kunstvolle Silberarbeiten können davon eine Vorstellung geben. Auch der Pflege der in dem Kabinettrelief allgemein beliebt werdenden Landschaftsdarstellung mag die alexandrinische Kunst, ihrem ganzen Charakter nach, besonders geneigt gewesen sein. Die Wirkung nach Italien hinüber ist mehr zu vermuten als nachzuweisen und, wie es scheint, in stärkerem Maße von der Malerei (s. das.) als von der Plastik ausgegangen.

Literatur bei AMichaelis, ArchJahrb. XII (1897) 49 und Hdb. Lit.-Verz. zu S. 385ff. PPerdrizet, Bronzes grecs d'Égypte de la coll. Fouquet, Paris 1911, S. XIIIff. Über die alexandrin. Silberarbeiten s. EPernice, 58. Berl. Winckelmannspr. 1898.

Die Kunst in Alexandreia weist nach Rhodos als ihrem Hauptausgangspunkte hinüber, und mit Rhodos ist auch die im südlichen Kleinasien geübte Kunst verbunden, der es andererseits an Beziehungen zur pergamenischen Kunst nicht gefehlt haben kann. Deutlicher erkennbar treten diese in Tralles hervor, in manchen der durch neuere größere Funde von hier bekannt gewordenen Skulpturen (Mon. Piot X [1903] Taf. I ff. ArchJahrb. XVII [1902] Anz. 103ff. BCH. XXVIII [1904] Taf. Iff.), wie ebenso in der gewaltigen Freigruppe des Farnesischen Stiers (Michaelis Hdb. 412. FStudniczka, Ztschr. f. bild. Kunst XIV [1903] 171), die in ihrem rauschenden Pathos sich als ein zeitlich der Gigantomachie unmittelbar folgendes Werk am besten verstehen läßt, und deren aus Tralles stammende Künstler Apollonios und Tauriskos als Adoptivsöhne des Menekrates, wenn dieser mit dem Menekrates der Künstlerinschriften vom pergamenischen Altare identisch ist, in einem direkten Schülerverhältnisse zu einem der in Pergamon tätig gewesenen Meister gestanden haben. Die Stiergruppe ist aber für Rhodos gearbeitet, und dort hat sich, nachdem Pergamons Glanzzeit vorüber war, seit der Mitte des 2. Jahrh., das hellenistische Kunstleben überhaupt, soviel wir sehen, wesentlich konzentriert. Ein sehr bestimmt ausgeprägter, durch raffiniert elegante Wiedergabe der durchscheinenden Stoffe gekennzeichneter Gewandstil, den wir von dieser Zeit an in Kleinasien und auf den griechischen Inseln verbreitet finden (vgl. z. B. KHumann, Magnesia a. M., Berl. 1904, Taf. IX. FHiller v. Gärtringen, Thera I, Taf. 23), scheint in der rhodischen Kunst seine feinste Ausbildung und von hier aus seine allgemeine Geltung gefunden zu haben. Man glaubt, dem Philiskos von Rhodos einen Hauptanteil daran zuschreiben zu dürfen auf Grund der Ermittlung von einzelnen Figuren aus dessen berühmter Musengruppe in zahlreichen Nachbildungen, aus deren Reihe das von Archelaos von Priene gefertigte Relief der Homerapotheose das früheste Stück ist und als wahrscheinlichste Datierung für Philiskos die Zeit der 1. Hälfte des 2. Jahrh. gewinnen läßt (Michaelis Hdb. 409. WAmelung, Basis d. Praxiteles, Münch. 1895. CWatzinger, 63. Berl. Winckelmannspr. 1903. ÖsterJahrh. VIII [1905] 85. ArchJahrb. XXI [1906] Anz. 28. BCH. XXXI [1907] 389. Über eine kürzlich auf Thasos gefundene Künstlerinschrift des Philiskos mit anscheinend zugehörigem Statuenfragmente von nicht gerade hervorragender Arbeit s. Arch Jahrb. XXVII [1912] 3. 8. 17, Taf. IV). Ein verfeinerter Naturalismus hat diesen Gewandstil geschaffen. Er tritt als charakteristischer Zug auch in der Gruppe des Knaben mit der Gans, einem Werke des aus Chalkedon gebürtigen, in Rhodos tätigen Künstlers Boethos (Michaelis Hdb. 383, Fig. 746), und in zahlreichen Genredarstellungen wie der reizenden Eros-Psychegruppe des kapitolinischen Museums (Michaelis Hdb. 381, Fig. 740) heraus und herrscht in der Masse der kleinasiatischen Terrakotten des 2.—1. Jahrh. vor (EPottier et SReinach, La nécropole de Myrina, Paris 1888. FWinter, Die Typen d. figürl. Terrakotten II, Berl. 1903), die ein

in seiner Art vollständiges Bild der Kunst dieses Kreises | im kleinen geben und die Erkennung der Zugehörigkeit mancher größeren Stücke, wie z. B. der kapitolinischen Aphrodite, ermöglichen. Daß auch diese Kunst, wie schon die pergamenische, zurückschauend den Meisterwerken früherer Zeit sich gern zugewandt, ältere Schöpfungen zu feinen, mit neuem Geiste erfüllten und in neue Form gegossenen Um- und Weiterbildungen verwertet oder auch nachgebildet hat (vgl. Typ. d. fig. Terr. II, 214, 5. 383), liegt im Charakter der Zeit (vgl. S. 187 f.). Je mehr sich die Kunst an den gebildeten Kenner wendete, um so mehr hat sie, im Besitze der feinsten Mittel und des routiniertesten, auf reichstem Wissen und Studium beruhenden Könnens, von der Beimischung klassizistischer Reize Gebrauch gemacht. Sie wird berechnend und akademisch. Mit der Ausbildung in dieser Richtung hat die griechische Kunst, im 1. Jahrh. in das neue Zentrum Rom übergehend, ihren Kreislauf beschlossen. Ihr letztes großes Werk, die Laokoongruppe, von den rhodischen Künstlern Hagesandros, Polydoros und Athanodoros geschaffen, für welch letzteren ein 1903 gemachter Inschriftfund auf Rhodos mit der Bestimmung auf das Jahr 43 v. Chr. eine genauere Datierung hat gewinnen lassen, führt in der 'reliefmäßig gezeichneten, überdachten Komposition schon in die akademische Weise, wie sie z. B. die Gruppe des der Pasitelesschule (in Rom) angehörigen Künstlers Menelaos zeigt, hinüber' (RKekule, Zur Deutung u. Zeitbestimmung d. Laokoon, Stuttg. 1883, 39 ff. Gr.Sk. 343). Dem Gegenstande und der Aufgabe nach setzt der Laokoon die großen leidenschaftlichen Werke der früheren hellenistischen Kunst fort, auf die auch die Wahl des Motivs der Hauptfigur, das dem des Athenagegners der pergamenischen Gigantomachie auffallend ähnlich ist, zurückweist. Aber die Ausführung hat nicht mehr die Stärke und den gewaltigen Schwung jener älteren Schöpfungen. Bis ins kleinste der Einzelformen, in denen ein erstaunliches anatomisches Wissen vorgetragen ist, ausführlich, dabei bis zu glatter Eleganz sorgfältig und genau, erscheint sie weniger temperamentvoll als raffiniert. Auch darin zeigt sich ein der in Rom zur Aufnahme gelangten Kunst verwandter Zug, für die die Gruppe des Menelaos (Michaelis Hdb. 455) ein hervorragendes Beispiel ist.

IV. MALEREI

Von dem, was die griechische Malerei gewesen ist, und von der Bedeutung, die sie innerhalb der griechischen Kunst gehabt hat, können wir uns nur schwer eine Vorstellung machen. Daß sie hinter der Plastik nicht zurückstand, ist aus der literarischen Überlieferung zu entnehmen. Ihre Geschichte ist bei Plinius ausführlicher behandelt als die der Skulptur. Das kann nicht darin allein seinen Grund haben, daß in der späteren Zeit das allgemeine Interesse, wie wir auch z. B. in Pompeii sehen, mehr der Malerei als der Plastik gehörte. Schon in den hellenistischen Quellen, aus denen Plinius den zusammengebrachten Stoff teils selbst, teils durch Vermittlung der Exzerptensammlungen seiner Vorgänger, wie namentlich Varros, geschöpft hat, war, wie es scheint, die Malerei bevorzugt. Die zwei dem 3. Jahrh. angehörigen Schriftsteller, deren Werke als die ältesten an der Spitze der kunstgeschichtlichen Literatur des Altertums stehen, Duris von Samos und Xenokrates, hatten beide die Malerei in besonderen Schriften behandelt, Duris, der Historiker, in einer rhetorisch-novellistisch gefärbten biographischen Darstellung der Maler, Xenokrates, der Bildhauer, in einer Art Entwicklungsgeschichte, wie er sie gleichartig von der Bronzeplastik gegeben hatte, in der vom künstlerischen Standpunkte aus auf Grund sachlicher Beobachtung das Fortschreiten der formalen Stilbehandlung an den einzelnen Meistern verfolgt und dargelegt war. Über die kunstwissen-

schaftlichen Studien hinaus führen die Nachrichten über Fach- und Lehrschriften in die Zeit der großen Meister selbst zurück. Auch da ist die Malerei hervorragend vertreten, und ebenso handelt es sich ganz vorwiegend um sie in den gelegentlichen Beispielen und Hinweisen, mit denen wir bei Schriftstellern, namentlich bei den Philosophen, des 5. und 4. Jahrh. auf die gleichzeitige Kunst Bezug genommen finden. Mehr nach diesen Zeugnissen als nach dem Wenigen, was uns von ihren Werken erhalten ist, müssen wir ihre Stellung im Ganzen des Kunstschaffens beurteilen. Sie wird kaum weniger bedeutend gewesen sein als die, die die Malerei in der italienischen Kunst der Renaissance eingenommen hat. Unser aus den Denkmälern erreichbares Wissen bleibt aber im wesentlichen auf die allgemeineren Züge der Entwicklung und auf das mehr handwerkliche Können beschränkt, von dem wir für die ganze der höchsten Ausbildung der Tafelmalerei vorausliegende Zeit aus den bemalten Tongefäßen eine zusammenhängende und umfangreiche Kenntnis haben.

Die literarischen Zeugnisse hat HBrunn, Gesch. d. gr. Künstler II, Braunschw. 1853–56, zu einer Darstellung der Malergeschichte verarbeitet und damit ein Werk von bleibendem Werte geschaffen, in so manchem einzelnen auch die fortschreitende Forschung darüber hinausgekommen ist. Das erhaltene Denkmälermaterial fordert eine Erweiterung der Geschichte der Maler zu einer Geschichte der Malerei. Einen kurzen Abriß hat HvRohden in BaumDenkm., eine gedrängte populäre Behandlung PGirard, La peinture antique, Paris 1892, gegeben. FWickhoffs ausgezeichnete Darstellung in der Einleitung zur Wiener Genesis, Wien 1895, beschäftigt sich hauptsächlich mit der hellenistischen und römischen Malerei; in ihr ist zum ersten Male eine vom künstlerischen Standpunkte durchgeführte Behandlung gegeben, in der aber die Verkennung der in der griechischen Malerei schon vom 4. Jahrh. ab erreichten Errungenschaften zu einer einseitigen Überschätzung des Originalen in der römischen Kunst geführt hat. Viel Anregendes enthält auch das Buch von EBertrand, Études sur la peinture et la critique d'art dans l'antiquité, Paris 1893; es ist nicht als eine geschichtliche Darstellung beabsichtigt. Die neuere Forschung, aus der wir namentlich auf die Aufsätze von RSchöne im ArchJahrb. VIII (1893) 187, XXVII (1912) 19 hinweisen, hat den Stoff mehr in Einzeluntersuchungen als im Zusammenhange behandelt. Eine ausführliche, auf das Ganze gehende Darstellung der Malerei würde das Bild, das wir von der griechischen Kunst überhaupt gewinnen, außerordentlich bereichern. Immer mehr stellt sich heraus, daß die Malerei an den Fortschritten, die für die Gesamtentwicklung entscheidend gewesen sind, einen Hauptanteil gehabt hat, wenn auch wohl nicht durch alle Epochen hindurch gleichmäßig und in dem Maße, daß sie allgemein als führende Kunst (AMichaelis, Deutsche Revue XXVIII [1903] 210 ff.) anzusehen wäre.

1. Mit der ersten Ausbildung von Kunstformen tritt in Griechenland auch die Wandmalerei in Erscheinung (vgl. S. 126): wir finden sie mit den ältesten, in die erste Hälfte des 2. Jahrtausends zurückreichenden Palastanlagen auf Kreta verbunden, hervorgerufen vermutlich auch sie durch die von Ägypten gekommenen Anregungen, die zu der Entfaltung der eigenartigen altkretischen Kunst, wie es scheint, den Anstoß gegeben haben. Zugleich hat die Verwendung der Farbe als Darstellungsmittel Eingang in die Keramik gefunden, und auf diesem Gebiete einer schon von den frühesten Zeiten an gepflegten und daher am meisten an feste Traditionen gebundenen handwerklichen Übung können wir beobachten, wie das Neue mit dem Alten verknüpft ist. Die primitive Technik der mit der Hand gemachten, schwarz gebrannten und polierten Gefäße mit eingeritzten und weiß ausgefüllten Verzierungen hatte sich in der jüngsten neolithischen Periode zu einer gewissen Vollkommenheit ausgebildet. An sie schließt das neue Dekorationsverfahren an, das wir zugleich mit der Anwendung der Drehscheibe auf Kreta zuerst in der Gattung der sog. Kamaresvasen kennen lernen, die aus der Epoche der ältesten Palastanlagen herrühren. Man hielt zunächst am Schwarz des Grundes und am Weiß des Ornamentes fest, beides wurde nun mit Farbe aufgetragen, und zu dem Weiß nahm man gelbe und rote Töne hinzu, durch die eine bunte, farbige Wirkung der Dekoration gewonnen

wurde. Neben der aus der neolithischen Keramik herübergenommenen schwarzen Färbung des Grundes kam aber sehr bald eine Bemalung mit roter Farbe auf, und in diesem Wechsel dürfen wir vielleicht eine erste Einwirkung der Wandmalerei auf die Vasenmalerei erkennen. Denn die ältesten Wandbilder von Knossos zeigen ebenfalls eine vorwiegend in Weiß und wenigen anderen Tönen ausgeführte Malerei auf rotem Grunde, und wie hierin, so stimmen sie mit den Vasen auch in den Darstellungen überein, insofern diese mit Vorliebe aus der Pflanzenwelt genommen sind. Mit der weiteren Entwicklung ist die kretische Wandmalerei zur Ausführung von Bildern auf hell gehaltenem, verschiedenfarbigem Grunde übergegangen, und in entsprechender Wandlung ist in der Vasenmalerei das einfachere und für lange Zeit | herrschend gebliebene Verfahren üblich geworden, in dem die Dekoration nun nicht mehr bunt, sondern mit glänzender dunkler sog. Firnisfarbe, die früher auch schon für die schwarze Färbung des Grundes in Anwendung gekommen war, auf dem in seinem natürlichen hellgelblichen Tone belassenen Gefäßgrunde aufgesetzt ist. Zugleich sind auch die gegenständlichen Motive andere und reichere geworden. Die Pflanzen und Blumen erscheinen auf den hellgrundigen Wandmalereien nicht mehr als selbständige Bilder, sondern als landschaftliches Beiwerk in Verbindung mit figürlichen Schilderungen, mit Szenen aus dem Tier- und Menschenleben. Die gleichzeitige Vasenmalerei hat sich (abgesehen von vereinzelten geringen Versuchen zumeist aus der letzten Verfallszeit der 'mykenischen' Kunst) zu der eigentlich figürlichen Schilderung nicht erhoben, aber auch sie hat die Grenzen der Darstellung in ähnlicher Richtung erweitert durch Aufnehmen von Elementen aus der Natur, die ihrer im kleinen sich bewegenden dekorativen Aufgabe gemäß waren; sie fand sie namentlich in den Ziergebilden, wie sie das Meer in seinen den Pflanzen ähnlichen Wesen von Korallen, Muscheln, Schnecken, Quallen, Polypen bot, und hat aus diesen lebendigen Formen stilisierend eine überaus reizvolle Ornamentik herausgestaltet, die zu keiner Zeit in der griechischen Kunst wieder ihresgleichen gefunden hat. Mit der Verbreitung der kretischen Kultur ist auch die Malerei über die Inseln nach dem griechischen Festlande gelangt. Reste entsprechender Wanddekorationen sind in Melos, Thera, Tiryns, Mykene, Orchomenos gefunden; sie stehen in der künstlerischen Ausführung weiter hinter den kretischen Vorbildern zurück als die handwerklichen Leistungen der Keramik, die wir in der zweiten Hälfte des 2. Jahrtausends in dem ganzen weiten Gebiete der sog. mykenischen Kultur im wesentlichen gleichartig vertreten finden.

Von den kretischen Wandmalereien sind bisher nur die in Hag. Triada gefundenen in ausreichenden Abbildungen in den Mon. ant. XIII (1903) bekanntgemacht; von dem Reichtume der knossischen Funde geben die im Annual veröffentlichten Berichte, die durch einen Aufsatz von Fife im Journal of royal institute of Brit. architects 1902, 120 ergänzt werden, keine Vorstellung. Das Wichtigste ist jetzt in K. i. B., neue Bearb. III. Heft 1912, in kleinen Abbildungen zusammengestellt. Eins der schönsten Stücke der älteren Gruppe zeigt eine in großem Stile ausgeführte Dekoration von weißen Lilien auf rotem Grunde, das gleiche Muster in denselben Farben kehrt auf einem großen Gefäße der sog. Kamaresgattung und (in Silber auf rotem Kupfergrunde) auf einer der mykenischen Dolchklingen (K. i. B. 1912, 84, 9. 10. 11) wieder, wodurch der kretische Import in den Schlachtgräbern auf das schlagendste bewiesen wird. Die kretisch-mykenische Wandmalerei ist im Zusammenhange behandelt von GRodenwaldt in Tiryns, die Ergebnisse der Ausgrabungen des Instituts in Athen II, Athen 1912. Über die Vasen s. Perrot VI 883ff. und die die neuesten Funde berücksichtigende kurze Darstellung bei EBuschor, Griechische Vasenmalerei, ²Münch. 1914.

2. Die der 'mykenischen' Zeit folgende sog. geometrische Epoche hat keine Spuren von Wanddekorationen hinterlassen. Wir verfolgen das Fortleben der Malerei

nur in der Keramik. Sie hat sich der Technik, die ihr als Erbe aus der kretisch-mykenischen Kultur überkommen war, vor allem der glänzenden dunkeln sog. Firnisfarbe weiter bedient, die, einmal erfunden, für immer als das geeignetste Malmittel in der griechischen Vasenmalerei festgehalten ist. In ihr sind, wieder auf hellem Tongrunde, die Dekorationen ausgeführt, in denen nun der primitive Ornamentstil der neolithischen Kultur von neuem und verstärkt durch die mit den Wanderungen aus seiner nordischen Heimat neu zugebrachten Elemente, | sowie bereichert durch die zeitweise Berührung mit der mykenischen Kunst, wieder hervortritt und zu voller Herrschaft gelangt ist. Er hat seinen Charakter in der linearen Bildung der Formen. In den Linien- und Kreisgebilden der ornamentalen Muster, die zum Teil aus der Technik, namentlich der des Flechtens, abgeleitet, zum Teil frei erfunden oder auch aus stilisierter Umbildung zurückgebliebener mykenischer Dekorationsmotive hervorgegangen sind, scheint gar kein Zusammenhang mit der Natur zu bestehen im Gegensatze zu der kretisch-mykenischen Kunst, der die Wiedergabe der Natur, der lebendigen Wirklichkeit alles gewesen war. Doch ist die Darstellung nicht überall auf das abstrakte geometrische Ornament beschränkt. In der Argolis, in Böotien und namentlich in Attika (s. o. S. 150 und Pernice, o. S. 6) sind daneben figürliche Darstellungen beliebt gewesen, und diese halten sich gegenständlich durchaus an die Wirklichkeit, nicht nur in den figurenreicheren Szenen von Totenfeier, Krieg und Kult, sondern auch in den mehr ornamentalen kleinen Tierbildern, in denen nicht, wie im kretisch-mykenischen, die wilden Tiere und der Jagdsport der vornehmen Herren, sondern die aus dem engeren Gesichtskreise des bäuerlichen Lebens bekannten Tiere, Pferde, Rehe, Vögel, Fische, dargestellt sind. Aber das so aus der Natur Wiedergegebene ist nicht nach dem lebendigen Eindrucke des Gesehenen aufgefaßt, sondern aus dem Kopfe nach einem sehr beschränkten Wissen von den Dingen gebildet, — wie ein Kind zeichnet, jedoch in sehr unkindlicher, bizarrer Stilisierung. Die kretisch-mykenischen Darstellungen sagen: dies ist ein Mensch oder ein Löwe usw., die geometrischen: dies soll ein Mensch sein; sie haben eigentlich keine Form, sondern nur Sinn, und sind, man möchte sagen, mehr Schrift als Bild.

Die schon in der ersten und grundlegenden kunstgeschichtlichen Behandlung des geometrischen Stils von AConze, Zur Geschichte d. Anfänge griech. Kunst, Wien 1870, 1872, (dazu S.Ber.Berl.Ak. 1897, 98 ff.) vertretene Ableitung aus nordeuropäischem Ursprunge ist durch das seitdem massenhaft vermehrte Material in allem Wesentlichen bestätigt worden. Über die neuen Funde und die Literatur orientiert am besten BSchweitzer, Untersuchungen zur Chronologie der geometrischen Stile in Griechenland I, Karlsruhe 1918. Das Material aus der nachmykenischen Zeit ist nach der von SWide, ArchJahrb. XIV (1899) 26. 78. 188 gegebenen Zusammenstellung besonders stark durch Funde von Kreta (Annual VIII [1901/2] 250. XII [1905/6] 24. AmJArch. 1901, 125), Thera (FHiller von Gärtringen, Thera II [1903] 127 ff. AthMitt. XXVIII [1903] 1 ff.), Delos (BCH. XXXV [1911]), Argos (ChWaldstein, The Argive Heraeum II, Boston 1902, 101 ff.), Tiryns (Tiryns I [1912] 135 ff.) vermehrt worden. Beispiele der Hauptgattungen sind K. i. B. Heft IV, S. 110 ff. zusammengestellt. Die geometrische Ornamentik hat ARiegl, Stilfragen, Berl. 1893, gegenüber früheren, an GSemper, Der Stil, Frankf. a. M. 1860, anschließenden Versuchen der Herleitung aus der Technik, die freilich vielfach zu weit gingen, zu einseitig als im wesentlichen aus reinem Kunstwollen hervorgegangen aufgefaßt. Über die Einflüsse der Technik des Flechtens vgl. RKekule, ArchAnz. V (1890) 106.

3. In den ersten Jahrhunderten nach 1000 ist die geometrische Kunst über die griechische Halbinsel hinaus auf die Inseln, auch nach Kreta, und, wie wir durch neuere Funde in Milet wissen, nach der kleinasiatischen Küste übergegangen. In diesen Gebieten aber ist im 8.—7. Jahrh. unter der wiederum wirksam werdenden Berührung mit Ägypten und dem Orient ein neuer Stil zur Ausbildung gekommen.

Mit ihm findet die in fest ausgeprägter Stilisierung überkommene Pflanzenornamentik der Lotos-, Palmetten- und Rosettenmotive (s. o. S. 144) in die griechische Kunst Eingang; vieles auch in der neu sich bildenden Dekoration erscheint wie aus einem Wiederaufleben der wohl unterbrochenen, aber im Osten anscheinend niemals ganz erloschenen mykenischen Tradition hervorgegangen. Auf sie weisen neben mancherlei ornamentalen Mustern die nun wieder bevorzugten Darstellungen der wilden Tiere, auch die im Gegensatze zu dem geometrisch Linearen wieder volle und breite Ausführung der Formen zurück. Es ist ein Aufschwung zu neuer Entwicklung oder vielmehr das Vorspiel dazu, vorerst mehr eine Bereicherung der Formen und Mittel, der ein Neusichentfalten selbständigen künstlerischen Schaffens nachfolgen sollte. Noch ist in den immer wiederholten Darstellungen nebeneinander gezeichneter Tiere nicht von neuem selbständig beobachtetes Leben wiedergegeben, sondern diese Figuren sind noch formelhaft äußerliche Wiederholungen von Typen, die ein in langer Übung | festgewordener Bestand bildlicher Tradition geworden waren. Die neuen Dekorationsformen sind vom Osten nach der griechischen Halbinsel übertragen. Sie haben sich hier mit dem geometrischen Stile vermischt, und aus dieser Vermischung ist die klassische griechische Ornamentik hervorgegangen.

Etwa um die Mitte oder gegen Ende des 7. Jahrh. fing die Vasenmalerei an, aus der Beschränkung auf im wesentlichen ornamentale Dekoration herauszutreten; sie bemächtigte sich, darin der großen Kunst folgend, des reichen Stoffes, den das Epos, damals in seiner Ausgestaltung zum Abschlusse gelangt, darbot, und ging mit der Schilderung der Götter- und Heroensage zur Bilddarstellung über. Es ist die Zeit, in der die Schöpfung des griechischen Tempels vollendet, die Plastik ins Leben getreten ist, in der das bildende Schaffen anfing, aus der Enge der handwerklichen Tätigkeit der vorausgehenden Jahrhunderte zur großen Kunst sich zu erheben.

Die Vasenmalerei zeigt in dieser Epoche ein sehr reiches Bild, und in diesem Bilde tritt der Lokalcharakter der weitverzweigten Fabrikationsstätten sehr bestimmt heraus. In der stilistischen Ausführung, in der Wahl und Komposition der Ornamente, vielfach auch in der Verwendung bestimmter Gefäßformen und in der Beschaffenheit des Tonmaterials haben die verschiedenen lokalen Gattungen ihre meist deutlich erkennbaren Besonderheiten. Im ionisch-kleinasiatischen Gebiete vermögen wir mehrere Gruppen zu unterscheiden, darunter sind die bedeutendsten die Gattung von Samos, die sog. rhodischen Vasen, deren Fabrikationszentrum man nach ihrer mit dem milesischen Koloniengebiete sich deckenden Verbreitung in Milet sucht, ferner die Vasen und großen Tonsarkophage von Klazomenai. Sehr entschieden ausgeprägten Lokalcharakter zeigt die Gruppe der Vasen von Melos, Rheneia und Delos. Auf der griechischen Halbinsel finden wir an den Hauptstätten der Architektur und der Plastik zugleich die Vasenmalerei in Übung: in Sikyon und Argos haben aller Wahrscheinlichkeit nach die sog. protokorinthischen Gefäße ihren Ursprung, die durch den Handel weithin vertrieben worden sind, ein umfangreicher Betrieb hat sich in dem dem gleichen Kunstkreise angehörigen Korinth und in Athen entwickelt. In den auf Chalkis zurückgeführten Vasen ist der ionische Stil in sehr eigenartiger Fassung ausgeprägt; aus Sparta ist durch neuere Funde (Annual XIII [1906/7] 118. XIV [1907/8] 30. JhellSt. XXX [1910]) die bisher für kyrenäisch gehaltene Gattung in größerem Zusammenhange bekannt geworden. Im Verlaufe der Entwicklung hat sich wie auch auf den übrigen Gebieten der künstlerischen Tätigkeit nach und nach eine Ausgleichung des Verschiedenartigen vollzogen. Wir sehen viele von den nebeneinander entstandenen Fabrikstätten nach kurzer Blüte

wieder verschwinden und den Betrieb immer mehr an einzelne große Zentren übergehen, von denen seit der Mitte des 6. Jahrh. Athen den Vorrang gewinnt, der ihm in der Folge den alleinigen auswärtigen Absatz vor allem auf dem etruskischen Markte sicherte.

Michaelis Hdb.[7], Lit.-Nachw. zu S. 159ff. JBöhlau, Aus ion. u. ital. Nekropolen, Lpz. 1898. SBirch-HBWalters, History of anc. pottery I, [2]Lond. 1905, 328ff. Perrot IX. EBuschor, Gr. Vasenmalerei, [2]Münch. 1914.

4. Die Ausführung war anfangs der schon in der kretisch-mykenischen Keramik geübten ähnlich. Es war ein Malen mit dunkler Farbe auf dem meist durch einen leichten, gelbweißen Überzug aufgehellten Tongrunde, in breitem Pinselstriche mit teilweisem Abdecken der Flächen; dabei sind für Einzelheiten besondere, braune und rötliche, auch weiße Töne verwendet, und namentlich ist ein Aufsetzen von dunkelroter Farbe beliebt gewesen. Bald nach 600 ist dann die schwarzfigurige Silhouettenmalerei mit eingeritzter Innenzeichung der ganz mit dem Pinsel teils in Umriß, teils abgedeckt ausgeführten Malerei gefolgt. Die Figuren sind mit glänzend schwarzer Farbe in ganzer Fläche aufgetragen und heben sich so wie Schattenbilder von dem jetzt meist nicht mehr mit hellem Überzuge versehenen, sondern rot gebrannten Grunde der Vase ab. Zur Unterscheidung der männlichen und weiblichen Figuren wurde es bald üblich, weiße Farbe anzuwenden, mit der die Gesichter, Hände und Füße der Frauen abgedeckt sind. Auch Dunkelrot ist wie früher für kleinere dekorative Details beibehalten. Den früheren Malereien sind diese schwarzfigurigen vor allem in der scharfen Bestimmtheit, Sauberkeit und Klarheit der Formen überlegen. Es sind Vorzüge, wie sie auch in der | Marmorarbeit gegenüber der in den Einzelheiten meist weniger präzisen Kalksteinskulptur entwickelt worden sind. Es hat sich, wie bei dieser, so in der schwarzfigurigen Malerei eine gewisse Eleganz namentlich in der Linienführung herausgebildet. Die Linien sind in den schwarzen Firnis mit einem feinen, spitzen Instrumente eingeritzt, in einem Verfahren, das an einen Zusammenhang mit der Metallgravierung hat denken lassen. Sie heben sich scharf ab, ihre Feinheit und der Glanz der tiefschwarzen Färbung ist es, auf denen in der voll ausgebildeten Malerei dieser Art die Schönheitswirkung der Ausführung hauptsächlich beruht. Nach der Mitte des 6. Jahrh. gelangte die Marmorkunst zu der höchsten Feinheit zierlicher Behandlung, in der die Figur, von Linien umflossen, wie aus der Masse des Materials gelöst erscheint. Auch in der letzten schwarzfigurigen Malerei treten ähnliche Bestrebungen auf, aber in der Silhouette, die als Masse immer kompakt bleibt, war derartiges völlig zu erreichen nicht möglich. Da fand die Kunst in dem Hindrängen nach freierer und reicherer Betätigung ein Mittel, zu dem erstrebten Ziele zu gelangen, in der hellfigurigen Technik, der das in der Marmormalerei geübte Verfahren, den Grund dunkel, mit roter oder blauer Farbe zu tönen, vielleicht Anstoß gebend vorangegangen ist (GLöschcke, AthMitt. IV [1879] 36ff.): die Figuren wurden auf die Fläche des Tones aufgezeichnet und der Grund ringsherum mit schwarzem Firnis abgedeckt. Wir sehen dieses neue Verfahren in der zweiten Hälfte des 6. Jahrh. in Ionien auf den Klazomener Tonsarkophagen, bei denen an dem gelblichweißen, in der älteren Keramik üblich gewesenen Überzuge festgehalten ist, und als rotfigurige Malerei in der attischen Keramik hervortreten. Mit diesem epochemachenden Fortschritte war der Entwicklung der Zeichnung die Bahn freigemacht. Gleich mit der Aufnahme des neuen Stiles fanden die betriebsamen und erfinderischen athenischen Meister die geeigneten Instrumente heraus, mit denen die größte Schärfe und Feinheit der schwarzen Linien auf der glatten roten Tonfläche erreichbar war (PHartwig, Arch

Jahrb. X [1895] 147. AFurtwängler-KReichhold, Gr. Vas. I, Münch. 1900, 19 ff.), und so im Besitze vervollkommneter Mittel vermochten sie den Leistungen der verfeinerten großen Kunst im kleinen Nahekommendes an die Seite zu stellen.

Für die Datierung der Vasen geben den wichtigsten äußeren Anhaltspunkt die Perserschuttfunde der athenischen Akropolis (BGräf, Die ant. Vasen v. d. Akrop. zu Athen I. II, Berl. 1909, 1911). Wenn auch nicht für jede einzelne Scherbe die Entstehung vor 480 gesichert ist, da der Schutt bei den Herstellungsarbeiten auf der Burg bis zu seiner endgültigen Einlagerung nicht ganz unberührt und ohne weiteren Zuwachs geblieben ist, so wird doch durch die Masse und Verschiedenartigkeit rotfiguriger Scherben hinlänglich bewiesen, daß der neue Stil schon geraume Zeit vor den Perserkriegen in Übung gewesen sein muß. Ein wertvolles Hilfsmittel für die Datierung bietet die Vergleichung mit den Werken der Plastik. Der ältere schwarzfigurige attische Stil von der Art der Netosamphora und der Françoisvase hat so deutlich seine Entsprechung mit den Porosskulpturen der Akropolis, wie der jüngere von der Art der Exekiasvasen den beginnenden Einfluß der Inselplastik erkennen läßt und die frührotfigurige Malerei in den großen Leistungen der älteren Euphroniosvasen mit der Kunst des Gigantengiebels vom peisistratischen Neubau des Athenatempels und der Aristionstele zusammenstimmt, die entwickelteren strengrotfigurigen Vasen aus der letzten Zeit des Euphronios und der des Duris, Brygos, Hieron den Stil der jüngeren vorpersischen Marmorfiguren der Akropolis zeigen. Ähnlich ist die Verwandtschaft mit der Plastik in anderen älteren Vasengattungen zu verfolgen. So stimmen z. B. die Caeretaner Hydrien stilistisch mit dem ephesischen Säulenrelief, die Klazomener Sarkophage mit einigen von den Friesen der delphischen Schatzhäuser zusammen (vgl. FWinter, ArchJahrb. XV [1900] 82 ff. ÖsterJahrh. III [1900] 121. ELanglotz, Zur Zeitbestimmung d. strengrotfig. Vasenmalerei u. d. gleichzeit. Plastik, Lpz. 1920, und namentlich GvLücken, AthMitt. XLIV [1919] 47 ff.). — Die Literatur über die Vasen ist am vollständigsten von HBWalters in SBirchs History of anc. pottery,[2] Lond. 1905, S. XIX ff. verzeichnet, genaue Abbildungen künstlerisch hervorragender Stücke gibt AFurtwängler-KReichhold, Gr. Vas., Münch. 1900 ff. Die u. a. für die Bestimmung der Gattungen wichtigen Inschriften sind von PKretschmer, Die griech. Vaseninschriften, Gütersloh 1894, behandelt. Sehr auffallend ist die geringe Verwendung von erklärenden Beischriften auf den ionisch-kleinasiatischen Vasen gegenüber ihrem häufigen Gebrauche in | den Gattungen der Halbinsel, namentlich auf den attischen Vasen. Es ist das bezeichnend für die künstlerische Absicht und Auffassung. Den Vasenmalern im Osten galt die Form mehr als der Inhalt, und das Schmücken war ihnen wichtiger als das Mitteilen: hier ist (wenn auch nicht überall, die in den Caeretaner Hydrien vertretene samische Kunst z. B. macht eine Ausnahme) vor allem auf die Gliederung des Bildes in der Fläche gesehen und vielfach, wie am auffälligsten auf den Klazomener Sarkophagen, der kunstvollen symmetrischen Komposition zuliebe die Deutlichkeit des dargestellten Vorgangs geopfert. Den altattischen Vasenmalern dagegen war die Erzählung die Hauptsache, auf der Françoisvase hat jede Figur ihre erklärende Beischrift, und auch in der weiteren vom Osten beeinflußten Entwicklung ist das Gegenständliche hier immer wesentlich geblieben. In der Plastik sind ähnliche Unterschiede bemerkbar, sie machen sich am deutlichsten in der Ausbildung der Giebelkomposition geltend; vgl. FWinter, ArchAnz. XIII (1898) 175 ff. und in Spemanns Museum IV 49, AFurtwängler, Temp. d. Aphaia in Ägina, Münch. 1906, 316 ff.

5. In der Geschichte der Vasenmalerei von ihrem ersten neuen Aufschwunge bis zur Ausbildung des rotfigurigen Stiles ist ein wesentlicher Teil der Geschichte der Malerei dieser Epoche überhaupt enthalten. Insbesondere gilt das für die Kunst auf der griechischen Halbinsel mit ihrer von dem korinthischen Zentrum aus stark entwickelten Tonindustrie. Die Reste von architektonisch verwendetem Terrakottaschmucke (vgl. S. 128) und die Votivpinakes (OBenndorf, Gr. u. siz. Vas., Berl. 1868, 9 ff. Eph. arch. 1887, Taf. VIII. 1888, Taf. XI. EPernice, ArchJahrb. XII [1897] 9 ff.) lehren uns hier eine Tafelmalerei kennen, die, in gleichem Materiale und derselben Technik geübt wie die Vasenmalerei, über diese nur etwa, wo es sich um besondere Aufgaben handelte, durch eine eingehendere Ausführlichkeit und Sorgfalt der Darstellung hinausgehen mochte. Davon geben die Metopen des Tempels von Thermos (vgl. S. 129) die beste Vorstellung; aus Etrurien, wohin korinthische Maler hinüber-

gewandert sind, besitzen wir ähnliche zur Innendekoration der Gräber verwendete Stücke (JMartha, L'art étr., Paris 1889, Taf. IV. JhellSt. XIX [1889] Taf. VII. Michaelis Hdb. 428), und auch aus Athen ist derartiger Grabschmuck aus bemalten Tonplatten bekannt (Ant.Denkm. II, Berl. 1893, Taf. IX ff.). Es sind Tafelbilder, nur durch die architektonische Verwendung von den Votivpinakes verschieden, und nach ihrer Art dürfen wir uns die etwas größeren und der Ausführung nach hervorragenderen Weihtafeln vorstellen, die vielfach, wie die Vasen, die Namensbeischrift des Malers getragen haben werden. Was von derartigen Stücken bis in die spätere Zeit in den Heiligtümern sich erhielt, konnte der Kunstforschung als Material für die Geschichte der Malerei dienen, und tatsächlich scheint die bei Plinius (XXXV 15 ff. u. 56) erhaltene Überlieferung, die, wahrscheinlich nach Polemon, die älteste korinthisch-sikyonische Malerei behandelt und dazu aus der attischen Malerei einiges anschließt, hauptsächlich aus solchem Materiale geschöpft zu sein. Was da über die Malweise der ersten Meister, Kleanthes und Aridikes von Korinth, Telephanes von Sikyon, Ekphantos von Korinth, gesagt wird, liest sich wie eine Darstellung frühzeitiger Vasenmalerei (vgl. FStudniczka, ArchJahrb. II [1887] 148 ff.), nur daß die konstruierte Stufenfolge der aus den Vasen erkennbaren schrittweisen Entwicklung nicht in jedem einzelnen genau entspricht. Technik und Material sind nicht angegeben, und es läßt sich immerhin auch an Malerei auf Holztafeln denken, schwerlich aber wird damals und in diesem Kreise Holz wohl in viel weiterem Umfange als in der Architektur gegenüber dem mit der Zeit bevorzugten Tone verwendet gewesen sein. Die Reihe bei Plinius geht mit Eumares in die attische Malerei und auf einen Künstler über, der als Vater des Bildhauers Antenor, wie wir ihn wahrscheinlich aus dessen Inschrift von der Akropolis (IG. I 438) kennenlernen, der Zeit der entwickelteren schwarzfigurigen Vasenmalerei angehörte, und schließt mit Kimon von Kleonai in einer Schilderung ab, die alle die charakteristischen im ersten rotfigurigen Stile enthaltenen Fortschritte der Zeichnung enthält. In dieser Zeit hatte aber die Malerei in Athen, wie ebenso die Architektur, schon die wichtige Bereicherung durch die Ingebrauchnahme des Marmors erfahren. Die ältesten gemalten Marmorbilder, die wir besitzen, sind Grabstelen (AConze, Att. Grabreliefs, Berl. 1893, Taf. I 6); an entsprechenden gemalten Votivpinakes aus Marmor, wie einige solche aus der Zeit um und nach 500 erhalten sind (HDragendorff, ArchJahrb. XII [1897] Taf. I. II), kann es daneben nicht gefehlt haben.

Von der älteren Malerei im ionischen Gebiete besitzen wir nicht eine ähnlich zusammenhängende Kenntnis. Die entsprechende Stellung, die auf der Halbinsel die Kunst von Argos-Sikyon-Korinth einnahm, hatte in Kleinasien die samisch-milesische Kunst (vgl. S. 144 f.). Das gilt wie von der Skulptur so von der Malerei und drückt sich auch in der Überlieferung aus: von den literarisch bekannten ionischen Malern des 6. Jahrh., Saurias, Kalliphon, Mandrokles und Bularchos, werden die drei ersten als Samier bezeichnet. Eine ähnlich ins Große und Volle gehende, schwungvoll runde Behandlung, wie sie die dortige Skulptur, wahrscheinlich unter ägyptischen Anregungen, ausgebildet hat (vgl. S. 145), wird auch der samischen Malerei zu eigen gewesen sein. Die von ägyptischen Einflüssen sichtlich berührten Bilder der sog. Caeretaner Hydrien, die unter allen schwarzfigurigen ionischen Vasen die künstlerisch hervorragendsten sind, können das verdeutlichen. Vermutlich wird auch hier im östlichen Gebiete eine Tafelmalerei auf gebranntem Tone in Übung gewesen sein. Darauf können die Klazomener Sarkophage schließen lassen, die die Terrakottamalerei in größeren, über die gewöhnlichen Aufgaben der Vasendekoration hinausgehenden Leistungen zeigen. Aber die Keramik hat hier nicht allgemein

eine so dominierende Stellung gehabt wie im Westen. In der Architektur ist ihre Verwendung, von der nur geringe Reste Zeugnis geben, früher und vollständiger durch den Marmor zurückgedrängt worden. Der Vorgang wird in der Tafelmalerei vermutlich derselbe gewesen sein. Mit dem seit der Mitte des 6. Jahrh. steigenden Eindringen der ionischen Kunst aber wurde in Athen die gleiche Entwicklung hervorgerufen.

Die Marmormalerei hat mit der Terrakottamalerei viel Gemeinsames. Verwandte Bedingungen waren für die Wahl und Behandlung der Farben bestimmend. Bei beiden kam es darauf an, die aufgetragenen Farben so fest an den Stoff oder mit dem Stoffe zu binden, daß sie gegen äußere Einflüsse, namentlich gegen Nässe, standhielten. Für das Tongeschirr ist die Haltbarkeit der Malerei eine Hauptsache, nicht minder für die in der Architektur am Außenbau verwendeten Dekorationsstücke. Auch die bemalten Votivpinakes mußten zur Aufstellung im Freien geeignet sein, und das gleiche galt für die bemalte Skulptur. Wie die Haltbarkeit der Farben in der Keramik durch Brennen, im Marmor und Stein ähnlich durch ein heißes Verfahren, die Enkaustik, erreicht wurde und hierdurch die Farbenwahl beschränkt war, ist schon im Abschn. Architektur S. 134 ausgeführt worden. Die Haupttöne, die der Dekoration den Charakter gaben, waren in der Keramik weiß, rot und schwarz, im Marmor weiß, rot und blau. Damit konnte man nicht die farbige Wirklichkeit wiedergeben. Die Malerei blieb dekorativ, sie ging auch nicht über ein Abdecken in ganzen Tönen hinaus. Die Keramik hat erst im schwarzfigurigen Stile die Farbentöne zu voller Reinheit und Tiefe entwickelt und eine in ihrer Art glänzende Buntwirkung erreicht, die aber freilich durch den herrschenden Ton des Schwarz gegen das leuchtende Kolorit der Marmorpolychromie schwer und ernst erscheint. Unmittelbar danach ging sie mit der Aufnahme des rotfigurigen Stiles zur Zeichnung über und verzichtete auf alle buntfarbige Behandlung, indem sie für gewöhnlich nur noch die schwarze Firnisfarbe anwendete, mit der die Figuren auf dem natürlichen roten Tongrunde in Linien ausgeführt und die Flächen ringsherum voll ausgefüllt wurden. Dazu hatte, wie wir S. 195 gesehen haben, wahrscheinlich die Marmormalerei die Anregung gegeben, die Keramik entfernte sich indessen hiermit von der eigentlichen Malerei und schuf sich eine eigene Ausdrucksweise, in der sie, solange sie streng an ihr festgehalten hat, ihre größten Leistungen erreichte. Zugleich aber machte sie, wie um sich für das Aufgegebene zu entschädigen, den Versuch einer Imitation der Marmormalerei. Auf großen attischen Tonschalen, deren eine die ἐποίεϲεν-Signatur des Euphronios trägt (PHartwig, Gr. Meisterschalen, Stuttg. Berl. 1893, Taf. 51. 52), sind auf rein weiß grundierter Innenfläche Bilder in der Art der Marmorpolychromie ausgeführt. Die Schalenmaler haben das bald wieder aufgegeben, für den praktischen Gebrauch der Trinkgefäße wird solche Dekoration wenig zweckmäßig gewesen sein, aber in einer bestimmten Gattung von Vasen, in den als Grabbeigaben verwendeten und daher eines besonders haltbaren Schmuckes nicht bedürfenden | Lekythen, hat sie sich gehalten. Daß sie gerade hier bestehen blieb, ist bezeichnend für den Zusammenhang mit der Marmorkunst: in dieser Weise ausgeführt, erscheinen die zierlichen Tonkrüge wie verkleinerte Abbilder der großen Marmorlekythen, die man den Toten aufs Grab stellte (photographische Wiedergaben bei ASMurray, White Athenian vases, Lond. 1896, WRiezler, Weißgrundige attische Lekythen, Münch. 1914).

6. Die Darstellung bei Plin. XXXV 57 geht von Kimon von Kleonai mit der Nennung des Panainos und Polygnotos sogleich zu der Malerei in der Epoche des Pheidias über. Polygnotos war von Theophrast als der 'Erfinder', d. h. als der erste

große Meister, an die Spitze der Malerei gestellt (Plin. VII 205), mit ihm beginnt daher auch der kurze Abriß der Geschichte der Malerei bei Quintilian XII 10, 3. Es setzt eine neue Entwicklung mit ihm ein. Aus gelegentlichen Äußerungen (bei Plin. XXXV 123. XXXVI 172) geht hervor, daß Polygnotos und die Maler seines Kreises wie Mikon und Panainos in der Wandmalerei tätig gewesen sind. Über deren frühere Übung in Griechenland hören wir in der antiken Literatur nichts. Aber dieses Schweigen besagt nicht, daß Polygnotos diese Gattung der Malerei, die wir in der kretisch-mykenischen Kunst schon einmal zu hoher Entwicklung gebracht fanden, etwa von neuem ins Leben gerufen habe. Sehr wahrscheinlich ist nur, daß er sie aus seiner ionischen Heimat der griechischen Halbinsel neu zugeführt hat. Dagegen muß sie im ionischen Gebiete vor Polygnotos und auch vor dessen Vater und Lehrer Aglaophon in Übung gewesen sein. Davon geben zwar keine erhaltenen Denkmäler aus dem griechischen Gebiete selbst, wohl aber die zahlreichen etruskischen Gräber des 6. und 5. Jahrh. Zeugnis (FWeege, Etrusk. Malerei, Halle 1921). Denn die älteren dieser Grabmalereien sind von ionischen Künstlern, die wie die hinübergewanderten korinthischen Maler (vgl. S. 196) in Etrurien selbst tätig gewesen sein müssen, oder nach ionischen Vorbildern von einheimischen Malern ausgeführt. Die früheste ionische Kunst zeigt vielfache Spuren einer Verknüpfung mit der 'mykenischen' (vgl. S. 194 f.). Ob sich die Wandmalerei hier im Osten durch die Jahrhunderte der nachmykenischen Epoche hindurch etwa in wenn auch noch so geringer Übung erhalten hatte, ist nicht zu sagen. Jedenfalls muß sie im Zusammenhange mit dem auf allen Kunstgebieten erfolgten Aufschwunge im 7. bis 6. Jahrh. von neuem aufgelebt sein, und dazu wird die Berührung mit Ägypten, wo die Ionier die Bildfriesverzierung der Wände kennenlernten, das Wesentlichste beigetragen haben (vgl. S. 133 f. und 145). In den etruskischen Grabkammern ist in der Regel der untere, orthostatenartig behandelte Teil der Wand leer und nur ein mehr oder weniger hoher Fries darüber in figürlicher Malerei ausgeführt. So hat die ionische Kunst an den Außenwänden auch die Relieffriese verwendet (z. B. am Harpyienmonumente von Xanthos), und diesen werden in der Innendekoration gemalte Wandfriese völlig entsprochen haben. Die lykischen Grabbauten mit ihren zum Teil in mehreren Streifen übereinandergesetzten Relieffriesen zeigen diese Anordnung im 5. Jahrh. bewahrt und lassen das gleiche für die in Polygnotos vertretene, zeitlich entsprechende Stufe der Wandmalerei mit Wahrscheinlichkeit annehmen.

Also friesartig die oberen Teile der Wände bedeckend werden wir uns die großen polygnotischen Gemälde denken dürfen, freilich nicht in der strengen Reihenkomposition, an die das Relief infolge der Zusammensetzung aus einzelnen Platten gebunden blieb und sich auch da gehalten hat, wo schon unter dem Einflusse der polygnotischen Kompositionsweise, wie am Heroon von Giölbaschi, eine zusammenhängende Darstellung über zwei Streifen hinüberzuführen gewagt wurde. Die ausführliche Beschreibung, die Pausanias X 25 ff. von den polygnotischen Gemälden der Nekyia und der Iliupersis in der Lesche der Knidier in Delphoi gegeben hat, läßt erkennen, daß die Figuren und Gruppen über eine angedeutete auf- und absteigende Bodenfläche hin, die auch durch landschaftliche Einzelheiten wie Felsen, Bäume, Röhricht erläutert und belebt war, in verschiedenen Höhen staffelförmig übereinandergestellt waren: ein erster Versuch, den Bildgrund nicht mehr ganz indifferent zu behandeln, sondern als Raum mit zum Gegenstande der Darstellung selbst zu machen, aber noch sehr einfach durchgeführt, indem das in eine gewisse Tiefe der Raumfläche Hintereinandergedachte übereinandergestellt war und, so müssen wir annehmen, die verschiedenen Figurenreihen und -gruppen gleich groß

übereinander aufstiegen bis an den oberen Bildrand hin. Es war ein sehr bedeutender Fortschritt, der sich nach allem, was noch aus der Pausaniasbeschreibung über die Einzelkomposition erschließbar ist, auch darin auffällig bemerkbar gemacht haben muß, wie durch diese äußere Gliederung, in der die Figuren mehr im Raume zusammengefaßt waren, die einzelnen Teile eine in ihrer Bedeutung und gegenseitigen Beziehung abgestufte Ordnung erhielten und dadurch die Darstellung als Ganzes den Eindruck einer geschlossenen Einheit gewann. Durch diese Kompositionsweise wurde es dem Meister möglich, große Szenen in figurenreicher Darstellung so zur Gestaltung zu bringen, daß man die Handlung, statt in einer Folge aneinandergereihter wechselnder Szenen, in bedeutenden Momenten zu einer Gesamtheit zusammengeschlossen, in ihrer ganzen Vollständigkeit übersah. Darauf, wenn auch nicht ausschließlich, geht es, wenn in dem bei Ailian. var. hist. IV 3 erhaltenen Kunsturteile von Polygnotos gerühmt wird ἔγραφε τὰ μεγάλα καὶ ἐν τοῖς τελείοις εἰργάζετο τὰ ἆθλα, wobei τέλειον im Sinne der aristotelischen Definition von dem, was Anfang, Mitte und Ende hat, von dem Vollständigen, verstanden ist (vgl. RSchöne, ArchJahrb. VIII [1893] 188). Der starke Einfluß der polygnotischen Kunst, die durch den großen Stil und die Fülle neuer Schönheiten wie durch den tiefen ethischen Gehalt, den Aristoteles (Poet. 6. Polit. VIII 5. 7) hervorhebt, gleich stark auf Auge und Gemüt wirkte, ist bis in die Kreise der Vasenmaler hinein erkennbar. Es sind freilich nicht viele Vasen, in deren Bilder so wie in das des Orpheuskraters des Berliner Museums (AFurtwängler, 50. Berl. Winckelmannspr. 1890) ein Hauch des wahrhaft Künstlerischen des polygnotischen Schaffens übergegangen ist. Bei den meisten zeigt sich die Einwirkung in mehr äußerlichen Dingen, in der Wahl der behandelten Stoffe und Motive und namentlich in der freieren, staffelförmig gegliederten Anordnung der Figuren. Aber man kann aus dem, was uns derart erhalten ist, nicht, wie es CRobert versucht hat (Nekyia, Iliupersis, Marathonschlacht, 16., 17. und 18. Hall. Winckelmannspr. 1892—94), unmittelbar die Kompositionsweise Polygnots wiedergewinnen, ebensowenig wie andererseits aus den ja ebenso stark von polygnotischer Kunst berührten Reliefs des Heroon von Giölbaschi (vgl. den Versuch von OBenndorf in den Wien. Vorlegeblättern 1888, Taf. XII). Hier wie dort war die Ausführung durch die besonderen einschränkenden Bedingungen der Kunstart mitbestimmt. Zumal in der Vasenmalerei, wo damals wenigstens noch ein gewisser Gleichklang in dem Wechsel von Rot und Schwarz als dekorative Forderung empfunden wurde (vgl. RSchöne, ArchJahrb. VIII [1893] 195), führte das schwarze Abdecken des Grundes zu einer Isolierung der Figuren, die z. B. auf einem der bedeutendsten Stücke der 'polygnotischen' Vasengruppe, auf dem Krater von Orvieto (MonIst. XI, Taf. XXXVIII ff.), besonders auffällig ist. Auf den polygnotischen Gemälden dagegen, wo keine derartige Rücksichten das volle Sichausgeben der Schilderung einschränkten, sind vermutlich, wenn es auch nicht an einzeln vor der Grundfläche stehenden Figuren gefehlt haben wird, im ganzen die Figuren mehr zu größeren Komplexen zusammengezogen gewesen.

Die jüngste ausführliche Besprechung der sog. polygnotischen Vasen ist die von FHauser bei AFurtwängler-KReichhold, Gr. Vas. II, Münch. 1900 ff., 250 ff. 297 ff., wo die zuerst von FWinter, Die jüngeren attischen Vasen, Berl. 1885, 46 ff. aufgestellte Vergleichung mit den Olympiaskulpturen weitergeführt ist. Neuere Versuche, der Malerei des Mikon näherzukommen, geben WKlein, ArchJahrb. XXXIII (1918) 1 ff., JSix, JhellSt. XXXIX (1919) 130 ff.

Für die Farbengebung der polygnotischen Wandbilder ist vielleicht aus erhaltenen der Art und Zeit nach nahestehenden Werken, d. h. also aus den etruskischen Wandmalereien, Aufschluß zu erwarten. Der Bildgrund ist in diesen bis auf wenige

jüngere Ausnahmen hell und hat den Ton der (ähnlich wie in der kretisch-mykenischen Wandmalerei) in dünner Schicht aufgetragenen Kalklage oder steht, wo die Malerei direkt auf den weichen Kalktuff der Gräber aufgesetzt ist (GDennis, Cities and cemeteries, übers. von NMeißner, Lpz. 1853. I 171, 4. 324 f. Corneto, Grab 19), in dessen Ton. Die Figuren sind häufig mit dunkelen Linien hingezeichnet und ihre Flächen, auch die der nackten Körperteile, farbig ausgefüllt. Die Behandlung unterscheidet sich kaum von der schon in der kretisch-mykenischen Kunst geübten und ist, wie diese, der der ägyptischen Wandmalereien ganz ähnlich, auch die Wahl der Farben, unter denen auf den Stücken des 6.—5. Jahrh. Blau, | Rot und Rotbraun, Schwarz, Weiß vorwiegend, Grün nur selten vorkommt. Farbig abgedeckt und in der Regel auf hellem Grunde werden auch die Figuren der polygnotischen Bilder zu denken sein (vgl. RSchöne 189 ff.), und vermutlich waren auch die Terrainerhebungen irgendwie getönt, wie denn solche besondere Tönung wenigstens für die Darstellung einer Wasserfläche auch auf einem etruskischen Wandbilde reifarchaischen Stils (MonIst. XII, Taf. XIV) vorkommt. Über die beschränkte Farbigkeit aber, wie sie, je nach dem Materiale, auf dem gemalt wurde, und nach der davon abhängigen Wahl der Farben verschieden, im 6. Jahrh. allgemein geherrscht hat, ist Polygnotos hinausgegangen. Es wird überliefert (Plut. def. orac. 47 p. 436 B. Cic. Brut. 70. Plin. XXXIII 160. XXXV 42. Vitr. VII 10, 4), daß er vier Farben, Rebenschwarz, sinopischen Rötel, melisches Weiß und Ockergelb, gebraucht habe. Er hat aber diese Farben, wie es scheint, nicht durchweg rein verwendet, wie es in der archaischen Kunst — wenn auch nicht überall und ausschließlich, so doch soweit, daß es den Charakter bestimmte — die Regel war, sondern schon Mischtöne, wahrscheinlich z. B. aus dem ins Blaue spielenden Rebenschwarz bläuliche und vielleicht grünliche Töne hergestellt. Einen großen Fortschritt bedeutete die Aufnahme des Ockergelb, dessen sich die archaische Kunst nicht bedient hat; wir sehen es zuerst im Anfange des 5. Jahrh. und da auch in der Marmorpolychromie in Anwendung kommen. Mit ihm trat zu den bis dahin herrschend gewesenen drei Haupttönen Weiß, Rot und Dunkel (Blau oder Schwarz) ein vierter Hauptton hinzu in derselben Zeit, in der in den Philosophenkreisen offenbar im Anschlusse an die Praxis der Malerei, die am bedeutendsten in Polygnotos vertreten war, die Lehre von denselben vier Farben als Grundfarben aufgestellt wurde (RSchöne a. a. O. FWinter, Alexandermosaik aus Pompeii, Straßb. 1909, 3). Mit dieser Bereicherung durch das Gelb, das, mit den anderen drei Hauptfarben gemischt, alle Arten von Tönen hervorzubringen ermöglicht, nimmt die in den antiken Schriftstellernachrichten gerühmte Vierfarbenmalerei ihren Anfang, mit der die folgende große Entwicklung der Malerei verknüpft ist. Ihr erster bedeutender Vertreter ist Polygnotos, und damit mag es sich erklären, daß Theophrast diesen Meister an die Spitze der Malerei überhaupt stellen konnte.

Wahrscheinlich die bedeutendsten, aber nicht alle Werke Polygnots sind Wandgemälde gewesen. Plin. XXXV 122 führt ihn als Beispiel für die ältere Entwicklung der Enkaustik an. Seine in dieser Technik ausgeführten Gemälde, wohl Tafelbilder, werden, den besonderen Bedingungen der Technik und des Materials entsprechend, von den Wandmalereien verschieden gewesen sein. So sind vielleicht auch die Gemälde, die Panainos an den Schranken des Zeusbildes von Olympia ausgeführt hatte, als enkaustisch ausgeführte Tafelbilder zu denken. Ihrer Art mag das in Pompeii gefundene Marmorgemälde des Alexandros (CRobert, 21. Hall. Winckelmannspr. 1897), in dem wenn auch wohl nicht ein Original des 5. Jahrh., so jedenfalls eine sehr treue Kopie eines solchen erhalten ist, nahekommen. Eine gleichartige, auf ent-

sprechende Vorbilder zurückweisende Behandlung zeigen auch auf weißem Grunde ausgeführte Wandbilder aus dem römischen Hause der Farnesina (MonIst. XII, Taf. XVIII. XXI. XXII. XXVI), an denen die in leichter Tönung abgedeckten Teile besser erhalten sind. Die Ausführung ist in dem Charakter gehalten, der uns von den polychromen weißgrundigen Grablekythen (vgl. z. B. Bonner Studien, RKekule gewidm., Berl. 1890, Taf. X–XII, und JhellSt. XVI [1896] Taf. IV) bekannt ist. Wir finden auch hier das Kolorit durch Mischtöne und namentlich durch die Aufnahme der gelben Farbe bereichert.

7. Die Ausführung der polygnotischen Bilder erschien, wie Quintilian bemerkt, noch altertümlich und hielt sich bei allen Fortschritten in der Farbe vermutlich darin noch in den Grenzen der älteren Kunst, daß sie über ein kolorierendes Abdecken der Zeichnung im wesentlichen nicht hinausging. Wenn eine gewisse Licht- und Schattengebung bei Polygnot und seinen Schülern schon anzunehmen ist, wie aus vereinzelt auf Vasen der Zeit vorkommender Schattierung geschlossen wird (FHauser bei AFurtwängler-KReichhold II 317), so kann es sich doch nur um erste Ansätze in dieser Richtung handeln. Aber in der nächsten Zeit schon, derselben, in welcher in der Skulptur die Schüler der Pheidias|schule ihr großes und reiches Schaffen entfalteten, vollzog sich der Übergang zu der eigentlich malerischen Behandlungsweise. Den entscheidenden Schritt tat nach den antiken Zeugnissen (Plin. XXXV 60. Plut. de glor. Ath. 2) Apollodoros von Athen, indem er zuerst eine Malerei mit durchgeführter Schattierung aufbrachte, in Zusammenhang wohl mit den gleichzeitig in der Bühnendekoration des Agatharchos (Vitruv VII praef. 11) hervortretenden Fortschritten perspektivischer Zeichnung und einer auf große Dimensionen und weite Abstände berechneten Darstellungsweise in abgesetzten Tönen, wie wir nach RSchöne (ArchJahrb. XXVII [1912] 19) die ihm zugeschriebene Skiagraphie verstehen müssen. Apollodoros, so drückte sich die antike Kunstschriftstellerei aus, hatte 'die Tore der Kunst geöffnet, und in sie trat Zeuxis ein und führte den Pinsel, der schon etwas wagte, zu großem Ruhme'. Auf die kürzeste Formel gebracht, ist das Wesentliche der Kunst des Zeuxis von Quint. XII 10, 4 mit den Worten 'luminum umbrarumque invenisse rationem traditur' bezeichnet und zugleich der in der Feinheit der Linienzeichnung die höchste Vollendung erreichenden Kunst des Parrasios gegenübergestellt. An Parrasios ist das bei Xen. Memorab. III 10, 1 aufgezeichnete Gespräch des Sokrates über die Darstellungsfähigkeit der Seelenzustände gerichtet (vgl. S. 169); davon gab der gleichzeitige Maler Timanthes eine Probe in dem berühmten Bilde der Opferung der Iphigeneia, an dem man die ausdrucksvolle Wiedergabe verschieden abgestuften Schmerzes bewunderte. Mit dieser Gruppe von Künstlern aus dem Ende des 5. Jahrh. trat die Tafelmalerei in die große Zeit ihrer Entwicklung ein, von der uns eine reichlichere, die Hauptrichtungen in den bedeutendsten Meistern von Apollodoros bis Apelles und den übrigen Malern der Alexanderepoche zusammenhängend behandelnde Überlieferung in den Schriftstellernachrichten vorliegt. Wir hören aus Plinius, daß die in Zeuxis, Parrasios, Timanthes vertretene ionische Malerei im 4. Jahrh. mehr und mehr zurücktrat gegenüber der zu überwiegender Bedeutung gelangenden attischen und sikyonischen Schule. Es ist derselbe Verlauf wie in der Plastik.

8. Aus dem wenigen, was wir über die Kunstart der Maler dieser Zeit erfahren, läßt sich entnehmen, daß die charakteristischen und unterscheidenden Züge innerhalb der beiden Schulen ganz ähnliche waren, wie wir sie in der attischen und sikyonischen Plastik derselben Zeit ausgeprägt finden. Die Werke der attischen Schule hatten ihre stärksten Wirkungen in dem Gehaltvollen des Ausdrucks und in

der Erfindung, der Vorzug der sikyonischen Schule lag hauptsächlich in der Ausbildung des Technischen und Formalen. An wechselseitigen Beziehungen wird es hier sowenig wie in der Skulptur gefehlt haben. So läßt die korinthische Heimat für Euphranor (vgl. S. 175) daran denken, daß er von der sikyonischen Schule ausgegangen ist, auf deren Tendenz auch seine praktischen und zugleich in einem Lehrbuche theoretisch entwickelten Studien über Symmetrie und Farben hinzuweisen scheinen. Aber durch die Verbindung mit Aristeides hat er seinen Platz unter den Attikern, und in seinen am meisten gerühmten Schöpfungen, den Heroen- und Götterbildern, ist er, wie es scheint, der in der attischen Kunst gepflegten idealen Richtung, die wir in Werken wie dem belvederischen Apollon, dem Zeus von Otrikoli ausgeprägt sehen, gefolgt (vgl. S. 171 f.). An den von Aristeides, ohne Unterscheidung des älteren und jüngeren Künstlers dieses Namens, genannten Gemälden wird die Stärke des seelischen Ausdrucks gepriesen; wir werden dadurch an die aus dem Kreise der Mausoleumskünstler hervorgegangenen Werke erinnert. Die Malerei des Nikias mögen wir uns nach dem Bilde der Kunst des Praxiteles vorstellen, mit dem dieser Meister in Arbeitsgemeinschaft verbunden war (vgl. S. 173); in der feinsten Abtönung der Umrisse erreichte er außerordentliche Wirkungen, die besonders reizvoll in seinen bewunderten Frauengestalten hervorgetreten sein werden, und ausdrücklich wird seine Kunst der Licht- und Schattenbehandlung hervorgehoben. Über wie ausgebildete malerische Mittel die Kunst damals schon verfügte, können wir aus den Rückschlüssen, die die Polychromie des Alexandersarkophages auf die Malerei der Zeit des Praxiteles und Nikias verstattet (S. 179), entnehmen. An den Augen der Figuren des Sarkophages sind Glanzlichter angebracht; aus der Anwendung dieser Finesse ist die Art der an der praxitelischen Aphrodite ge-|rühmten Wiedergabe des ὑγρόν, des feuchten Glanzes der Augen, zu verstehen (vgl. FWinter, Der Alexandersarkophag aus Sidon, Straßb. 1912, 17). Ein deutlicheres Bild gewinnen wir von der Kunst des Philoxenos; denn ein berühmtes Gemälde dieses Meisters, die Schlacht des Alexander und Dareios, ist aller Wahrscheinlichkeit nach in dem Alexandermosaik von Pompeii in sehr getreuer Nachbildung erhalten (vgl. FWinter, Das Alexandermosaik, Straßb. 1909, 8 f.).

9. In der sikyonischen Malerschule stand die ars dem ingenium voran. Hier wurde das 'Können' gelehrt. Chrestographie, sagt Plut. Aratos 12, sei die sikyonische Malerei genannt, die wahre Malerei, die allein eine reine Schönheit hat. Zu einer weithin berühmten Akademie bildete sich die Schule aus. Ihr Ansehen zog auch den Ionier Apelles nach Sikyon; er hat den Platz in der Malerei, den Lysippos in der Plastik hat. An das Haupt dieser Malerschule, an Eupompos, wendete sich Lysippos, als er jung und unerfahren nach dem richtigen Wege suchte (s. o. S. 175), und der wies ihn auf die Volksmenge hin und tat den merkwürdigen, für die Auffassung, die er als Lehrer vertrat, überaus bezeichnenden Ausspruch, der Natur solle er folgen und nicht einem bestimmten Künstler. Was diesen Malern die Erziehung zur Selbständigkeit bedeutete, ist auch in dem Worte des Melanthios ausgesprochen, Eigenart und Schroffheit (αὐθάδεια καὶ σκληρότης) kennzeichne das große Kunstwerk wie den großen Charakter. Das Studium der Proportionen, der Symmetrie und was damit zusammenhängt, war den sikyonischen Malern von gleicher Bedeutung wie den Bildhauern. Was an der Kunst des Melanthios von der dispositio, an der des Asklepiodoros von den mensurae gerühmt wird, läßt erkennen, welcher Wert hier der Anordnung der Figuren, der richtigen oder überzeugenden Darstellung ihrer Verhältnisse zueinander auf der Fläche beigemessen wurde. Ratione praestantissimus und omnibus litteris eruditus praecipue arithmetica

et geometrica heißt es von Pamphilos, der als der eigentliche Lehrmeister innerhalb der Schule hervortritt. Seinem Einflusse wurde es auch zugeschrieben, daß das Zeichnen (graphice in buxo) zuerst in Sikyon, dann in Griechenland überhaupt in den Jugendunterricht aufgenommen wurde. Aus den Werken einiger dieser Meister sind einzelne Züge, die als besonders auffällig hervortraten, überliefert. Pausias hatte in dem Gemälde eines Stieropfers einen Stier in Rückenansicht in die Bildfläche hineingerichtet dargestellt und den Körper ganz in schwarzer Farbe angelegt und mit hellen Tönen aufgelichtet. Er gab darin ebensosehr eine Probe der Beherrschung der Perspektive wie der durchgebildeten malerischen Behandlung und zeigte sich mit einem ähnlichen Bravourstücke in dem Bilde der Methe, die, aus einer gläsernen Schale trinkend, so dargestellt war, daß man das Antlitz durch das Glas durchscheinen sah. Auf diesem Wege ging Apelles weiter. In seinem Bilde der Aphrodite Anadyomene verschwand der Unterkörper der Göttin im Wasser, an dem Alexander mit dem Blitze schienen die Hand und der Blitz aus der Bildfläche herauszuragen. Und an dem weißen Körper der Pankapse leuchtete das rote Blut durch (vgl. JSix, ArchJahrb. XXV [1910] 147 ff.).

10. Die Werke aller dieser Maler waren, soweit die Nachrichten darüber etwas angeben, Tafelbilder. Die Tontafel, für geringe Votive noch beibehalten (Eph.arch. 1901, Taf. I. II. ArchJahrb. XIX [1904] Taf. I 4), wird damals in der großen Kunst schwerlich mehr eine Rolle gespielt haben. Das für die Herstellung der Tafeln verwendete Material war Holz, daneben auch Marmor. Über die Behandlung der Holztafel sind wir nur sehr unvollkommen unterrichtet. Erhaltene Holzsarkophage aus Südrußland (Ant. du Bosph., Taf. LXXIX. LXXX. NWKondakoff, Gesch. der Denkmäler usw. II, Frankf. a. M. 1892, 235 f.) zeigen in sehr feiner Zeichnung eingeritzte und andererseits aufgelegte, geschnitzte, vergoldete Figuren, an anderen aus ägyptischen Gräbern des 4. bis 3. Jahrh. (CWatzinger, Bemalte Holzsark., Veröff. der deutsch. Orientges. 1895, H. 6) ist Malerei, wie es scheint, direkt auf das Holz aufgetragen und Verzierung aus Stuck aufgesetzt. Eigentliche Bilder auf Holz aber besitzen wir nur aus später, nachchristlicher Zeit in den ägyptischen Mumienporträten (UWilcken, ArchAnz. IV [1889] 148. CEdgar, JhellSt. XXV [1905] 225) und in einigen als Wandschmuck verwendeten kleinen Gemälden aus Ägypten (ORubensohn, Arch Jahrb. XX [1905] 16 ff.). Auf diesen ist für die Malerei ein weißer Kreide- oder Gipsgrund hergerichtet, und dieses Verfahren, das Plin. XXXV 49 bezeugt, und das in ununterbrochener Tradition durch das Mittelalter hindurch in Gebrauch geblieben ist (GSchäfer, Handb. d. Malerei vom Berge Athos, Trier 1855, 4 ff. Cennino Cennini, Libro dell'arte, Wien 1888, 104 ff.), wird auch für die frühere Zeit als das übliche anzunehmen sein; von Parrasios und Nikomachos wird überliefert, daß sie sich der eretrischen Kreide bedient haben, ob freilich für die Grundierung oder zum Malen selbst, ist nicht gesagt. Die Ausführung der Malerei auf dem trockenen Kreidegrunde wird in Temperatechnik, die auch in jenen ägyptischen Bildern angewendet ist, mit Ei- oder Leimfarben, oder auch mit Wasserfarben geschehen sein. Daneben ist die Enkaustik, bei der Wachs in Anwendung kam, im 4. Jahrh. zu höchster Blüte gebracht worden. Wie früher blieb sie für die Bemalung der Architektur und Skulptur, wohl auch in weiterem Umfange für kunstgewerbliche Arbeiten mancherlei Art in Übung, für die eigentliche Bildermalerei gewann sie jetzt, wie es scheint, erhöhte Bedeutung. Der Holztafel wird man sich auch hier bedient haben; für später ist ihre Verwendung in den ägyptischen Mumienporträten bezeugt, die nach den Untersuchungen von Donner v. Richter großenteils enkaustisch gemalt sind, aber Genaueres darüber, auch wie das Holz zu diesem Zwecke präpariert worden ist, wissen

wir nicht. Dagegen haben wir sichere Kenntnis davon, daß nach wie vor der Marmor, mit dessen Gebrauche dieses Malverfahren von Anfang an verbunden war (vgl. S. 134), und mit dem zusammen es sich als eine spezifisch griechische Kunstübung darstellt, der Enkaustik als Material gedient hat, wenigstens in der attischen Kunst, die die Marmorarbeit vor allem gepflegt hat; ob ebenso in der sikyonischen Malerei, in der die Enkaustik durch Pamphilos, Pausias, Aristolaos, Nikophanes vertreten ist, steht dahin. In der attischen Schule wird Aristeides als erster bedeutender Enkaustiker genannt, und es heißt, daß Praxiteles die Enkaustik zur Vollendung geführt habe (Plin. XXXV 122). Praxiteles aber, der Marmorkünstler, hat für die Bemalung seiner wertvollsten Werke den Nikias als Mitarbeiter gehabt, der sich auf einem später vom Kaiser Augustus erworbenen Bilde (Plin. XXXV 27) ausdrücklich als Enkaustiker genannt und von dem Pausanias (VII 22, 6) ein Gemälde auf einem Marmorgrabmale in Achaia gesehen hat. Ein kürzlich in Pagasai in Thessalien gemachter Fund hat uns eine Menge mit Malereien geschmückter marmorner Grabstelen aus hellenistischer Zeit zurückgegeben (Eph.arch. 1908, Taf. I ff.). Sie zeigen, daß die enkaustische Marmormalerei, von der wir aus älterer Zeit ebenso in Grab- und Votivbildern (vgl. S. 197) Zeugnisse besitzen, bis in die jüngere Entwicklung der griechischen Kunst fortbestanden hat, dazwischen liegt ihre Blüte im 4. Jahrh. Wir werden uns die Enkaustik als das für den Marmor eigentlich gemäße Verfahren denken und daher auch die aus Herkulaneum und Pompeii erhaltenen Marmorgemälde (CRobert, Hall. Winckelmannspr. 1895 ff.) am wahrscheinlichsten als enkaustische Werke annehmen dürfen.

Die antiken Zeugnisse über die Holztafel und ihre Verwendung siehe bei HBlümner, Technol. u. Terminol. IV, Lpz. 1875–86, 437 ff. Das von Plinius in der Geschichte der Enkaustik (XXXV 122—149) über die Technik Mitgeteilte (vgl. HBlümner 442 ff. ODonner v. Richter, Einl. zu WHelbigs Katal. d. pomp. Wandgem., Lpz. 1868. RömMitt. XIII [1898] 131 ff. Münch. Allg. Ztg. 1905, n. 275. HCros et ChHenry, L'encaustique, Paris 1884) gibt keine in jedem einzelnen völlig klare Vorstellung und jedenfalls keine für alle Entwicklungsepochen zutreffende Erklärung. Die Verwendung der Enkaustik für den Marmor ist durch Inschriften bezeugt. Diese wichtige urkundliche Überlieferung ist der ArchAnz. XII (1897) 132 ff. gegebenen Darstellung der Enkaustik zugrunde gelegt, deren entscheidende Punkte von den Gegenäußerungen von CRobert, 21. Hall. Winckelmannspr. 1897 nicht getroffen werden.

11. Etwas besser als über die Malarten sind wir über die Farben und die koloristische Behandlung unterrichtet. Nachdem seit Anfang des 5. Jahrh. Ockergelb zu den drei Haupttönen Weiß-Rot-Schwarz und Weiß-Rot-Blau hinzugekommen war, war man in der Lage, durch Mischung der vier Hauptfarben alle möglichen Töne zu erzielen (vgl. S. 201). Andererseits sind im 4. Jahrh. zahlreiche neue Farbstoffe bekannt geworden, ihre 'Erfindung' oder Verwertung ist zumeist mit dem Namen einzelner berühmter Maler | verknüpft. Zwei Hauptrichtungen lassen sich erkennen. Die eine ist die in der Überlieferung so genannte Vierfarbenmalerei, die ihr Charakteristisches in der Beschränkung auf das Schwarz neben dem Weiß, Gelb und Rot und dementsprechend in der Ablehnung der Buntheit hat. Sie beginnt mit Polygnotos, vielleicht haben, wie möglicherweise aus Cic. Brut. 70 zu schließen, Zeuxis und Timanthes ihr zugehört; ihre uns bekannten letzten großen Vertreter, unter denen sich Meister sowohl der sikyonischen wie der attischen Schule finden, Apelles, Melanthios, Nikomachos, Aetion, wahrscheinlich auch Protogenes, reichen bis in die Alexanderzeit herab. Aus dieser ist uns im Alexandermosaik von Pompeii die genaue Kopie eines bedeutenden Vierfarbengemäldes selbst erhalten. Mit seinem in den Mischtönen überaus reichen, durch das Schwarz zu großer Einheitlichkeit gebundenen und ernst gestimmten Kolorit gibt das Mosaik einen vollen Eindruck

davon, zu wie hoher künstlerischer Vollendung es diese in fester Tradition an einfachen Mitteln festhaltende Malerei gebracht hat. Auf eine ähnliche farbige Wirkung, wie sie hier in der griechischen Kunst als das Ergebnis einer langen geschlossenen Entwicklung erreicht ist, sind große Meister der neueren Kunst, Velasquez, Rembrandt, Franz Hals, aus spontan künstlerischen Absichten ausgegangen. Die Stelle, die in der Vierfarbenmalerei das Schwarz einnimmt, hat in der anderen, danebenhergehenden und vermutlich überwiegenden Richtung das Blau, das, mit anderen Farben gemischt, reinere, mehr leuchtende und buntwirkende Töne gibt. Setzt jene mit dem Schwarz gewissermaßen das Kolorit der alten Terrakottamalerei fort, so leitet diese mit dem Blau auf die früheste Marmormalerei zurück und ist mit dieser auch weiterhin verbunden, aber natürlich keineswegs auf sie beschränkt. Jedoch kennen wir sie aus dieser und der ihr nahestehenden Malerei der weißgrundigen Lekythen und der Tonstatuetten am besten, deren Bemalung nun auch der Marmorpolychromie gefolgt ist. Auf gleicher Entwicklungsstufe wie das im Alexandermosaik kopierte Gemälde steht der sog. Alexandersarkophag aus Sidon (vgl. S. 179 u. 203) mit seinen vorzüglich erhaltenen bemalten Marmorreliefs. Das in ihm ausgebreitete Farbenbild in den reichsten, glänzendsten Tönen, die fast die ganze Skala des Spektrums erschöpfen und in der Nebeneinanderstellung mit feinster Berechnung der Buntwirkung ausgewählt sind, bietet in seiner dekorativen koloristischen Pracht den vollkommenen Gegensatz zu dem Farbenbilde des Mosaiks. Der Gegensatz wird freilich nicht überall und, wie die obwohl einer schon wieder weiteren Entwicklung angehörigen Marmorbilder der Grabstelen von Pagasai zeigen können, in der eigentlichen Malerei überhaupt nicht ganz so stark zur Geltung gekommen sein, wie er in der bemalten Skulptur des Sarkophags hervortritt, in der die Farbe die Form nur begleitete, nicht selbst hervorbrachte.

Die Malerei war, sobald sie zur Schatten- und Lichtmalerei übergegangen war, über das bloße Abdecken der Flächen und Formen hinausgekommen. Wir können die Entwicklung in Hauptzügen verfolgen. Sie begann mit einem Abschattieren auf der einen Seite der noch einigermaßen gleichmäßig abgedeckten Fläche, wie wir es auf polychromen Lekythen (FWinter, 55. Berl. Winckelmannspr. 1895. MCollignon, Mon. Piot XII [1905]), die, gegen Ende des 5. Jahrh. entstanden, im kleinen und geringen wohl die durch Apollodoros aufgebrachte Malweise veranschaulichen können, im wesentlichen ähnlich auch auf den herkulanensischen Marmorbildern des Kentauren und des Apobaten (CRobert, 19. Hall. Winckelmannspr. 1895) sehen. Die Fortschritte darüber hinaus beruhten auf der Beobachtung der Wirkung des Lichtes. Zunächst wurde — und darin werden wir die von Zeuxis vertretene Stufe (vgl. S. 202) erkennen dürfen — dem Schattentone auf der einen Seite ein heller Lichtton auf der anderen gegenübergestellt, wovon die Malerei auf dem Amazonensarkophage aus Etrurien (JhellSt. IV [1884] Taf. XXXVI ff.) eine Vorstellung geben kann. Im weiteren aber lernte man die Formen ganz im Lichte auffassen und aus dem Lichte herausarbeiten. Davon gibt die Überlieferung über den schwarz angelegten und aufgelichteten Stier des Pausias (vgl. S. 204) Kenntnis, und diese nun rein malerische, die Formen aus den Tönen entwickelnde Behandlung mit allem, was im besonderen und einzelnen von den großen Koloristen des 4. Jahrh., von Pausias und Apelles, gerühmt wird, wie die Darstellung von Reflexen und Spiegelungen, finden wir im Alexandermosaik zu voller Ausbildung gebracht | wieder. Davon konnte die Bemalung der Skulptur natürlich weniger geben, aber in einigem, wie der Wiedergabe des Glanzlichtes der Augen, ist sie doch der Malerei nachgekommen (vgl. S. 203). Wir müssen uns das plastische Bild des Alexandersarko-

phags mit seiner leuchtenden Farbenpracht in die Ausführungsart des dem Mosaik zugrunde liegenden Gemäldes umgesetzt denken, um von dem Charakter der Buntmalerei auf der gleichen Stufe eine richtige Vorstellung zu gewinnen.

Das Alexandermosaik ist die wichtigste Quelle für unsere Kenntnis der Malerei der Alexanderzeit. Das ist FWickhoff, Einl. z. Wiener Genesis, Wien 1895, 49 entgangen, der zu seiner irrigen Auffassung von einer für die vorhellenistische Malerei allgemein charakteristischen 'konventionellen buntfarbigen Schönfarbigkeit' wesentlich dadurch geführt worden ist, daß er das bemalte Relief des Alexandersarkophags zu sehr als für die Malerei allgemein und unmittelbar gültiges Zeugnis, ohne Berücksichtigung der durch dessen Kunstart und dekorative Bestimmung gebotenen Einschränkung, benutzt hat.

12. Die Vasenmalerei ist in dieser Zeit immer mehr in den Hintergrund getreten. Ihre große Zeit, die sie in den Jahrzehnten vor und nach 500 gehabt hatte, war längst vorüber. Hatte sie damals, zumal durch ihre Entwicklung zur reinen Zeichnung zu selbständiger Bedeutung gelangt, nahezu gleichwertig neben der großen Malerei gestanden, so rückte das gewaltige Schaffen Polygnots sie mit einem Male in weitem Abstande ab. Ein sehr deutlich sprechendes äußeres Kennzeichen ist das danach nur noch vereinzelte Vorkommen der vorher häufigen Künstlerbeischriften. Die koloristische Ausbildung der Tafelmalerei erweiterte die Kluft immer mehr. Die Maler der weißgrundigen Lekythen haben die Fortschritte noch mitzumachen versucht (vgl. S. 206), als jedoch im 4. Jahrh. die Aufgaben schwieriger wurden, nicht mehr folgen können. Im rotfigurigen Stile versuchte man durch Zusetzen farbiger Töne, namentlich von Weiß, aber auch von Gold, Gelb, Blau, Grün, Rosa, eine Art malerischer Behandlung, womit die der Buntmalerei eigentümliche Wirkung nur sehr unvollkommen erreicht, dagegen der Stil der ihm im eigentlichsten Sinne gemäßen Aufgabe entfremdet wurde. Solange diese neue Art noch nicht völlig durchgedrungen war, auf den Vasen gegen und um 400, ist in der reinen Zeichnung noch sehr Hervorragendes, namentlich in feinster, zierlichster Linienführung geleistet worden, wovon die Meidiasvase und die ihr verwandten Gefäße (GNicole, Meidias, Genf 1908) Zeugnis geben: es war die Zeit, in der auch die attische Skulptur in Werken wie in den Reliefs der Nikebalustrade zu höchster Feinheit der Linienwirkung gelangt war und in der Malerei neben dem Koloristen Zeuxis Parrasios an erster Stelle stand, an dessen Werken die Linienbehandlung gerühmt wird. In der Gruppe der jüngsten attischen Vasen dagegen verbindet sich mit den farbigen Zutaten nicht immer, aber meist eine lockere, nicht mehr scharf und lang durchgezogene, sondern abgesetzte, ungleichmäßig flüssige Strichführung und gegen den schwarzen Grund vielfach unscharfe Konturierung, worin wir den Einfluß der mit breitem Pinsel in Tönen arbeitenden Malerei wirksam werden sehen. Man verfolgt dieses Sichverlieren einer in ihrer Art einzigen Kunstübung nicht ohne bewegende Teilnahme. Die Fortschritte der großen Kunst sind ihr zum Verhängnisse geworden. Diese haben nicht allein, aber neben den allgemeinen wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen, die schon seit dem Peloponnesischen Kriege dem attischen Handelsexport Abbruch taten, wesentlich mit dazu beigetragen, daß sie nach einer langen und glänzenden Vergangenheit im 4. Jahrh. gänzlich versickert ist. In der letzten Zeit ihres Bestehens sind attische Töpfer noch auswärts tätig gewesen, in der Krim, in Unteritalien, möglicherweise auch an noch anderen Plätzen. In Unteritalien ist eine heimische Vasenmalerei (GPatroni, La ceramica nell' Italia meridionale, Neapel 1897) zu einer kurzen Blüte gelangt, deren Zentrum nach ChLenormants Vorgange viele in Tarent suchen. Dort seien nach dieser vermutlich richtigen Annahme die großen, zumeist in Ruvo gefundenen Prachtamphoren entstanden, deren üppige, in ihrer Art bedeutende Dekorationen und in mehreren

Reihen übereinander groß aufgebaute Bildkompositionen einen eigenartigen Stil, hinter dem sichtlich eine große Malerei steht, durchgebildet und in einigermaßen anspruchsvoller Entfaltung zeigen. Die künstlerischen Zusammenhänge sind hier noch nicht hinreichend aufgeklärt.

Für die genauere Vorstellung von den verlorenen Werken der großen Malerei können die späteren Vasenbilder nicht viel bieten. Der Abstand im Können hat sich zu sehr erweitert. Doch lassen sich immerhin einige allgemeinere Züge, die nicht unwichtig sind, auch aus ihnen entnehmen. An den Figuren der Ruveser Prachtamphoren z. B. wird man in dem pathetischen Ausdrucke, in der Bildung der kleinen runden Köpfe mit dem kurzen krausen Lockenhaare und den weitauseinanderstehenden, tiefliegenden Augen, im Bau der Körper und in den Bewegungen, in den schwellend gezeichneten Formen der Muskulatur, in den Motiven der flatternden Gewandmassen leicht eine den Mausoleumsreliefs und den ihnen nahestehenden Skulpturen entsprechende Behandlung wiederfinden und sich danach die Vorstellung von der der Zeit und Art verwandten großen Malerei erleichtern können. Wie auf den attischen Grabreliefs des 4. Jahrh. erscheinen auf den jüngeren Vasen die Figuren häufig in Vorderansicht, die Köpfe vielfach ins Dreiviertelprofil gedreht. Schrägstellungen und Verkürzungen sind mit einer gewissen Sicherheit durchgeführt, ein Zusammenfassen der Figuren auf die Mitte hin, worauf die geschlossene und beschränkte Fläche des Tafelbildes führen mußte, ist auffällig, und die Berücksichtigung eines gemeinsamen Augenpunktes und die sich daraus ergebende perspektivische Gliederung der Komposition ist erkennbar, wenn auch kaum in irgendeinem Falle konsequent und richtig durchgeführt. Alles das dürfen wir uns im Zusammenhange mit den Nachrichten über die Studien der Symmetrie, über die Bemühungen um die 'dispositio' und die 'mensurae' in den Werken der Meister der Tafelmalerei von den durch die Errungenschaften des Apollodoros und Agatharchos bezeichneten Anfängen an schrittweise zur Vervollkommnung gebracht denken: die erreichte volle Herrschaft über diese Dinge ist die Voraussetzung für die groß und reich entwickelte Komposition, wie sie in dem Bilde des Alexandermosaiks uns vor Augen liegt. In diesem tritt aber noch ein Neues hinzu, wovon die Vasenbilder nichts und auch die Reliefs des 4. Jahrh. nur geringe Ansätze erkennen lassen. Die Figuren sind zu kompakten Massen zusammengeschlossen und in verschiedenen Plänen hintereinander so dargestellt, daß nur die der vorderen Reihen vollständig, die dahinterbefindlichen nur teilweise, zumeist nur mit den Köpfen, sichtbar werden. Die Darstellung ist in die Tiefe komponiert. Polygnotos hatte mit der wie aus der Vogelschau gesehenen Anordnung der Figuren übereinander bis an den oberen Rand der Bildfläche hin schon einen ersten Schritt in dieser Richtung getan (vgl. S. 199); von da war freilich noch ein sehr weiter Weg bis zu der im Mosaik vollendet erreichten Hintereinandergruppierung. Die Darstellung ist nun von dem natürlichen Augenpunkte des Beschauers vor dem Bilde aus entwickelt und in die Bildfläche hineinkomponiert, so daß von dieser oben ein als Luftraum erscheinender Streifen frei bleibt. Die Wiedergabe der Tiefendimension ist erreicht, in der Malerei zur gleichen Zeit, in der die Plastik denselben großen Fortschritt gemacht hatte, der mit voller Entschiedenheit in dem lysippischen Apoxyomenos mit dem geradeaus vorgestreckten Arme hervortritt (vgl. A Hildebrand, Das Problem der Form, Straßb. 1901). Das gleiche in der Einzelfigur hatte in der Malerei Apelles in seinem Bilde des Alexander mit dem Blitze (vgl. S. 204) gegeben.

Das Alexandermosaik gibt das erste große Beispiel von wirklicher Raumdarstellung, deren Eindruck hier aber wesentlich durch die Figurenkomposition hervor-

gebracht ist, während das Räumliche selbst nicht ausgeführt, sondern nur angedeutet erscheint, durch die steinige Bodenfläche und den einzelnen Baum im Hintergrunde auf dem Luftstreifen über den Figuren, der weiß gehalten ist, dem Charakter der Vierfarbenmalerei entsprechend. Zu derselben Zeit ist auch der Innenraum dargestellt worden, wie wir aus der Beschreibung des Gemäldes der Alexanderhochzeit von Aetion wissen, an dem die Wiedergabe des Thalamos hervorgehoben wird. Das wird, wenn auch im einzelnen vielleicht etwas ausführlicher, mit ähnlich einfachen Mitteln geschehen sein, und auch im Kolorit dürfen wir uns das berühmte Bild, da Aetion ebenfalls der Gruppe der Vierfarbenmaler angehörte, dem Mosaik entsprechend denken. Von hier aus sehen wir dann in der Folge die Raumdarstellung sich weiter entwickeln. Schon auf dem einen, dem bedeutendsten, unter den Bildern der thessalischen Marmorstelen (Eph.arch. 1908, Taf. I, s. o. S. 205) ist die Wiedergabe des hohen Gemaches mit Durchblick in einen Vorraum zu einem wesentlichen Bestandteile des Bildes geworden, der | auch in der Farbe ähnlich ausführlich behandelt ist wie die figürliche Gruppe des Vordergrundes. Eine entsprechende landschaftliche Darstellung des Raumes kann man sich leicht denken, sie würde etwa einen Blick auf einen Felsenhang mit Bäumen und dem Himmel darüber bieten. Von hier führte ein weiterer Schritt zu dem reinen Landschaftsbilde hin, in dem die Figuren nur noch Staffage sind. Unter dem Einflusse der Malerei hat auch das Relief an dieser Entwicklung teilgenommen. Wir verfolgen, wie im 4. Jahrh. an Stelle der strengen Komposition mit den die ganze Höhe der Bildfläche füllenden Figuren zuerst teilweise (in den Votivreliefs mit den Adorantenscharen), dann vollständig ein Streifen über den Figuren frei gelassen, wie dieser nach und nach, anfangs mit Einzelstücken, einem Baume oder dgl., in der Art wie auf dem Alexandermosaik, dann mit vollständigeren Landschafts- oder Architekturmotiven gefüllt wird, die wir unter den erhaltenen Darstellungen zuerst im Telephosfriese des pergamenischen Altars antreffen.

13. Für die Malerei der hellenistischen Epoche bietet die literarische Überlieferung nur ein paar zusammenhanglose und an sich wenig ausgiebige Notizen über einzelne Maler. Dagegen liegt in den Wanddekorationen ein reiches Denkmälermaterial vor, das uns die hellenistische Bildmalerei unmittelbar zwar erst auf der letzten zur Zeit des Überganges auf den römischen Boden erreichten Stufe kennen lehrt, aus dem aber durch Rückschlüsse indirekt auch für die vorausgegangene Entwicklung Gewinn zu schöpfen ist. Aus dieser sind Gemälde selbst in den thessalischen Grabstelen von Pagasai (vgl. S. 205) erhalten, aus denen wir erfahren, daß die Marmormalerei ihre gleichwertige Stellung neben dem Marmorrelief bewahrt hat. Einen Ersatz für das Gemälde hat die hellenistische Kunst geschaffen, indem sie in den früher ornamental gehaltenen Mosaikschmuck des Fußbodens das Bild einführte. Ein Hauptvorzug dieser Art von aus Steinen zusammengesetzter Malerei war die Haltbarkeit. An originalen Schöpfungen kann es, zumal in der ersten Blütezeit des Mosaikbildes, als bedeutende Künstler, wie Sosos von Pergamon, in der neuen Technik tätig waren, kaum gefehlt haben, zumeist aber sind die erhaltenen Stücke, wie das Alexandermosaik, wohl Kopien von Gemälden oder in mehr oder weniger enger Anlehnung an solche entstandene Kompositionen. Die Feinheit und der Farbenreichtum der Steine machte es möglich, die Farbenstimmung auch koloristisch komplizierter Gemälde genau wiederzugeben. Davon sind außer dem Alexandermosaik und den übrigen in der Casa del Fauno gefundenen Mosaiken namentlich die beiden ebenfalls aus Pompeii stammenden Mosaikbilder des Dioskurides von Samos (MBieber-GRodenwaldt, ArchJahrb. XXVI [1911] 1 ff.) hervorragende Beispiele (vgl. RSchöne, NJahrb. XXIX [1912] 181 ff.).

Die hellenistische Wandausstattung hält sich, soweit wir sie aus dem griechischen Gebiete kennen, in den Grenzen architektonisch-dekorativer Formen und ist mehr Sache des Stukkateurs als des Malers gewesen. Ob die alte figürliche Wandmalerei nach der in der polygnotischen Kunst erreichten Höhe in Griechenland abgekommen ist, wissen wir nicht. Sie ist in weiterer Entwicklung (wie sie ThSchreiber, Festschr. f. OBenndorf, Wien 1898, 95 ff. annimmt) nicht nachweisbar und jedenfalls wohl im 4. Jahrh. hinter der Tafelmalerei zurückgetreten. Wo diese nicht zu überwiegender Geltung gelangt war, in Etrurien und Süditalien, hat sich jene indessen in Übung erhalten; hier setzt sie sich in fester Tradition durch das 4. und bis ins 3. Jahrh. verfolgbar fort, wie die erhaltenen Reste von Bilderfriesen aus etruskischen, römischen und kampanischen Gräbern der Zeit (Beispiele bei Michaelis Hdb. 428 f. 442. 420. FWeege, ArchJahrb. XXIV [1909] 99 ff.) zeigen. Aus derselben Zeit herrührende griechische bemalte Kammergräber, wie solche aus Aigina (LRoß, Arch. Aufs., Lpz. 1855, 61 Taf. II. III), Korinth (Praktika 1892, 112), Eretria (AthMitt. XXVI [1901] 333 ff.), Tanagra (ebd. X [1885] 159), Thessalien (Eph. arch. 1908, 16), Makedonien (LHeuzey, Mission en Macéd. 226. 231. 247), aus der Krim (Compte-rendu p. 1869, 174. 1872, 240 ff.) und Ägypten (HThiersch, Zwei Grabanl. bei Alexandreia, Berl. 1904) bekannt sind, haben dagegen eine Wanddekoration, die zumeist aus einfachen architektonischen Teilungen, mehr oder weniger mit kleinem Zierwerke (ποικιλίαι) ausgeschmückt, besteht. Sie lassen auf die Ausstattung der Innenräume des griechischen Hauses zurückschließen (s. EPernice o. S. 19 f.), von der selbst wir aus ein paar Schriftstellernachrichten | (Ailian. v. h. 14, 17. Plut. Alkib. 16. Andok. c. Alcib. 17. Plat. Rep. 529 B. Hipp. mai. 298 A. Xen. Oikon. 9, 2. Memor. III 8) geringe Kenntnis haben. Diese Art der Dekoration findet in den aus Pergamon (III. vorl. Bericht 1888, 31. AthMitt. XXVII [1902] 18. XXXII [1907] 14), Priene (Pr. 308 ff.), Delos (Mon. Piot XIV [1908]) und namentlich Pompeii (AMau Gesch. d. dek. Wandm., Berl. 1882, 11 ff.) zahlreich erhaltenen Wänden des 2. bis 1. Jahrh., den Wänden des sog. ersten Stils, ihre Fortentwicklung, in denen häufig eine aus Stein- oder Marmorplatten gedachte Vertäfelung der Wände in farbigem Stuck reliefartig wiedergegeben ist. Auch die hier nicht fehlenden ποικιλίαι sind zumeist in plastischem Stuck, seltener, wie kleine figürliche Friesdarstellungen am oberen Sockelgliede, in Malerei ausgeführt. Was darüber hinaus die vornehmeren Häuser an eigentlich künstlerischer Ausstattung der Räume erhielten, bestand einerseits in den Mosaikbildern des Fußbodens — die Casa del Fauno in Pompeii mit dem Alexandermosaik und der Menge der kleineren Mosaikbilder bietet das prächtigste Beispiel dafür — und in der vermutlich ähnlich reich gehaltenen Deckenverzierung, auf die schon die frühere Zeit besonderen Wert gelegt hat (Aristoph. Wesp. 1215. Plin. XXXV 124; vgl. auch die Decken des Parthenon, des Erechtheion, des Nereidenmonuments und der Tholos von Epidauros), andererseits in dem beweglichen Schmucke von Gerät und kleineren Kunstwerken aller Art, die auf dem durchgehends an den Wänden in zwei Drittel der Höhe angebrachten vortretenden schmalen Gesimse geeigneten Platz finden konnten. Hier hatte auch das Tafelbild (Ter. Eun. 584, vgl. auch Plaut. Stich. 270) seine Stelle, das in der Zeit dieses Dekorationsstils, der das Gemälde als integrierenden Bestandteil der Wand selbst nicht kennt, in der Malerei noch durchaus die Herrschaft gehabt hat. Die Stuckdekoration ahmte die in größeren Prachtbauten in echtem Materiale ausgeführten Architekturgliederungen nach, sie war aber an die durch die technischen Bedingungen des tectorium gezogenen Grenzen gebunden, mußte flächenhaft bilden, was in der wirklichen Architektur voll körperlich ausgeführt werden konnte, wie die Pfeiler und Säulen, und überhaupt

auf die Verwendung aller frei heraustretenden Gliederungen verzichten, so auch auf die Nische als Gehäuse für größere Kunstwerke, wie wir sie in der pergamenischen Königszeit für plastisch in Marmor ausgeführte Bildkompositionen gebraucht finden (Altert. v. Perg. VII 2, 179). Über diese Beschränkung führte die Erfindung eines neuen Verfahrens hinaus, mit dem die eigentliche Freskomalerei aufkam und die Ausführung der Dekoration ganz Sache des Malers wurde. War im ersten Stile der Charakter der Wand als solcher, ihres struktiven Aufbaues festgehalten und nur ihre Verkleidung nachgeahmt, so wurde nun das Bild einer dekorierten Wand mit allen vorspringenden und freistehenden Architekturen und dem Ganzen von Schmuck an Geräten, plastischen Figuren, Bildern, der daran und davor war, wiedergegeben. Die Wand war wieder Bildfläche geworden und gestattete als solche jede Freiheit der Behandlung, die sich auch sofort in der Erweiterung des ursprünglichen Motivs zur Darstellung von Durchblicken auf zurückliegende größere Architekturen und ähnliches geltend machte. Dieser sog. zweite Stil leitet eine neue Entwicklung ein, mit der die Wandmalerei in veränderter Technik und Form wieder auflebt, um am Ende der Antike, wie zu ihrem Anfange, noch einmal die Vorherrschaft zu erlangen. Die Neuentwicklung beginnt für uns nachweisbar im 1. Jahrh. v. Chr., sie hat, wenn Petron 2 richtig hierauf bezogen wird, in Alexandreia ihren Ausgang gehabt (FWickhoff, Wiener Genesis, Wien 1895, 66 ff.) und ihren Weg nach Rom und in die kampanischen Städte genommen. Die pompeianischen Wände zeigen die bis 79 n. Chr. eingetretenen stilistischen Wandlungen: die Dekorationen des sog. dritten Stils, der in Pompeii in der ersten Hälfte des 1. Jahrh. n. Chr. in Übung gewesen ist, unterscheiden sich von denen des zweiten Stils dadurch, daß die in diesen wie körperlich gemalten Architekturen zu flächenhaft ornamentalen Gebilden umgestaltet sind und an Stelle der malerischen, impressionistischen Ausführung in brillanten Farben eine mehr zeichnerische, sehr ruhige, auch in den Farbentönen meist zurückhaltendere, flächenhafte Behandlung getreten ist, die in ihrer gewählten Einfachheit einen leicht altertümelnden Charakter — etwa in der Art, wie der von Wickhoff passend verglichene Empirestil — an sich hat, wie auch in der Wahl der Zieraten und Bilder gern auf altertümliche Muster zurückgegriffen ist. Der Geschmack der | augusteischen Zeit, die in Literatur und Kunst ein Spielen mit archaisierenden Formen geliebt hat, kommt auch in diesen Malereien zum Ausdrucke. Die Entstehung des Stiles ist bei allem, was er von ägyptischen, also nach Alexandreia führenden Motiven aufgenommen hat, eigentlich nur in Rom denkbar, er ist aber in so ausgebildeter Durchführung wie in Pompeii in den bisher aus Rom bekannten Dekorationen nicht vertreten. Dagegen bietet die Hauptstadt in den zu Raffaels Zeit aufgedeckten Malereien der Unterräume der Traiansthermen, die zu den Anlagen von Neros Goldenem Hause gehörten, ein erstes glänzendes Beispiel des sog. vierten Stils, der gleichartig nach Pompeii eindrang, als nach den Zerstörungen durch das Erdbeben von 63 eine Neudekorierung der halben Stadt nötig wurde, und hier in guten und ordinären, einfacheren und reich entwickelten Dekorationen massenhaft vertreten ist. Er ist so prahlerisch, wie der dritte Stil kühl und still. Glänzende Farben, ein pastoser, prickelnder Vortrag, eine wieder höchst malerische, impressionistische Behandlung charakterisieren ihn. Die Art des zweiten Stils kommt wieder auf, aber über alles Maß, auch im Ornamental-architektonischen ins Effektvolle, ins Phantastische gesteigert. In großen Räumen und in guter Ausführung, wie in der domus aurea und in einigen reichen Häusern von Pompeii, wirkt er pompös, aber viele pompeianische Dekorationen dieser Art stehen zu der Größe der Räume in gar keinem Verhältnisse und sind von geringen, an solche Leistungen nicht gewöhnten

Malern ausgeführt, die im Bescheidenen Tüchtiges schaffen konnten, den Aufgaben der Palastdekoration jedoch nicht entfernt gewachsen waren. In der allgemeinen Schätzung der pompeianischen Wände wird das, wie man jüngst noch an der unterschiedslosen Bewunderung der Malereien des Vettierhauses hat sehen können, vielfach zuwenig berücksichtigt. Der Verfall der Kunst und des Geschmacks tritt nirgends so kraß wie in den Dekorationen der letzten Zeit von Pompeii zutage.

Über die technische Ausführung der pompeianischen Wände haben die Untersuchungen von ODonner von Richter, Einl. zu WHelbigs Katal. d. Wandgem., Lpz. 1868, Aufklärung gegeben; danach ist das meiste al fresco ausgeführt, Tempera nur wenig, in der Regel mehr aushilfsweise für nachträgliche Zusätze angewendet. Die abweichenden Behauptungen von EBerger, Beitr. z. Entwicklungsgesch. der Maltechnik, Münch. 1904, sind von Gerlich und Eitner, Beil. z. Münch. Allg. Ztg. 1905 n. 230 u. 275 zurückgewiesen worden. — Die zeitliche Abfolge der vier Stile hat AMau in seinem Werke Gesch. d. dekor. Wandmalerei, Berl. 1882, dargelegt auf Grund einer genauen Beschreibung der erhaltenen Wände. Seitdem ist das Material außer durch die neueren Ausgrabungen von Pompeii namentlich durch die oben angeführten griechischen Dekorationen ersten Stils und durch die Malereien zweiten Stils aus Boscoreale (FBarnabei, La villa pompeiana, Rom 1901) und aus der Villa Item bei Pompeii (Not. scavi 1910, Taf. I ff.) bereichert worden. Über den sog. dritten Stil hat AIppel, Diss. Bonn 1910, über Beziehungen zur Bühnendekoration OPuchstein, ArchAnz. XI (1896) 30 ff. XXII (1907) 408, und, an Puchstein anschließend, GvCube, Die röm. 'scenae frons' in d. pomp. Wandb., Berl. 1906, sowie EFiechter, Die baugesch. Entwicklg. d. ant. Theaters, Münch. 1914, gehandelt.

Die figürlichen Bilder täuschen in der gemalten Architektur angebrachte, auf den Gesimsen aufgestellte, in Nischen eingefügt gedachte Tafelbilder vor. In den Wirklichkeitsdarstellungen des zweiten Stils sind sie als solche vielfach noch deutlich gekennzeichnet, späterhin ist mit der ornamentalen Behandlung des Ganzen die Erinnerung daran mehr und mehr verwischt. Die Wandmalerei ist ein Ersatz für die Tafelmalerei geworden. Natürlich ist sie im Gemälde nun auch nicht mehr in der Art original produktiv, wie es die alte Wandmalerei gewesen war. Schon die übrigens mit der Zeit zunehmende Massenhaftigkeit der Bilder innerhalb der Dekorationen schließt ein selbständiges Schaffen als Regel aus; was hier Eigenes gegeben wurde, lag mehr in der frei und mit erstaunlichem Geschicke gehandhabten Verwendung als in der Erfindung der Motive. Wir können der Malerei dieser Zeit und zumal dieser Art von Malerei keine größere schöpferische Tätigkeit zutrauen, als sie die gleichzeitige Plastik geleistet hat. Diese aber stand im Zeichen des Reproduzierens, so Reizvolles, ja Bedeutendes sie, aber immer in Anlehnung an die 'Antike', in Monumentalwerken wie der Ara Pacis geschaffen hat. Die Masse des alten Kunstbestandes war vorhanden und wirkte als ein Bildungsmittel in die Gegenwart hinein. Die Malerei wird sich seiner eher in größerem als in geringerem Maße als die Plastik bedient haben. Wir dürfen daher annehmen, daß in den Wandgemälden ein gut Teil Überlieferung der älteren Malerei enthalten ist in Kopien sowohl wie namentlich in freierer Übertragung, in Um- und Weiterbildungen, eine Überlieferung der hellenistischen sowohl wie auch der früheren Malerei, vor allem der des 4. Jahrh. Der Nachweis der Abhängigkeit ist nur soviel schwieriger als in der Plastik, weil wir von der älteren Malerei zuwenig wissen: unsere Kenntnis davon ist ähnlich gering, wie sie die der originalgriechischen Skulpturen zu Winckelmanns Zeiten war. Wenn man nun damals in den Kopien das Römische zuwenig erkannte, so sieht man heute vielfach in den Malereien zu sehr das Römische und zuwenig das Griechische: ein Hauptfehler in Wickhoffs Darstellung, der freilich hier aus dem an sich sehr richtigen Prinzip hervorgegangen ist, das Urteil aus der stilistischen Ausführung zu gewinnen, im Gegensatze zu den immer ins ungewisse

schweifenden Versuchen, die hier wie in der Plastik nur zu oft und zu leichthin gemacht worden sind, auf Grund gegenständlicher Übereinstimmung Reproduktionen literarisch bekannter älterer Werke nachzuweisen. Zu sicheren Ergebnissen kann nur die von der formalen Behandlung ausgehende Untersuchung führen, die neben dem wenigen, was wir — den obigen Ausführungen nach — über Farben, Stil und Komposition aus der älteren Malerei selbst wissen, ein wichtiges Hilfsmittel in der Skulptur, namentlich in dem immer mit der Malerei eng verbunden gewesenen Relief hat. Ein paar Beispiele können das erläutern: auf großfigurigen Bildern des zweiten Stils, von denen das bedeutendste, die Darstellung des Telephos, auch durch den Stoff auf Pergamon hinführt, finden wir, am deutlichsten erkennbar in der Gewandbehandlung, die besonders charakteristische Formenweise der pergamenischen Kunst des 2. Jahrh. ausgeprägt (vgl. Alt. v. Perg. VII 74 f.); diese Bilder lassen uns also auf die pergamenische Malerei zurückschließen. Ebenfalls aus Skulpturfunden von Pergamon gewinnen wir den Nachweis hellenistischer Vorbilder für eine Gruppe von Gemälden mit mythologischen, auf wenige Figuren beschränkten Darstellungen wie Hesione, Andromeda, Odysseus und Penelope u. a. (vgl. Alt. v. Perg. VII 175 ff. 284). Einen völlig sicheren Fall von Kopie eines hellenistischen Bildes bietet das Wiederkehren der gleichen Komposition einer Musikaufführung in dem Mosaik des Dioskurides aus Pompeii, in einem Gemälde aus Herkulanum und in Terrakotten aus Myrina (vgl. ArchAnz. X [1895] 121 ff.). Für manche der kleinen Kabinettbilder des zweiten Stils finden sich in den hellenistischen Grabreliefs (EPfuhl, ArchJahrb. XX [1905], vgl. Alt. v. Perg. VII 248 ff.) Analogien; bedeutender aber ist, was sich aus der Vergleichung mit den griechischen Grabreliefs des 4. Jahrh. für die Abhängigkeit von Werken aus dieser Zeit gewinnen läßt. Dafür bietet das Ares-Aphroditebild ÖsterJahrh. V (1902) 91 ff. ein Beispiel. Hier und ebenso in dem bekannten Bilde der Opferung der Iphigenie bleibt es zweifelhaft, ob außer der figürlichen Hauptgruppe auch der Bildstreifen darüber dem Originale entlehnt und nicht vielmehr willkürlich hinzugesetzt ist. Aus der Gewohnheit ihrer Zeit heraus mußte ja ein Anbringen namentlich von landschaftlicher Raumfüllung naheliegen, wobei, wie anscheinend in jenen beiden Fällen, immerhin der wesentliche Teil der Darstellung mehr oder weniger genaue Kopie bleiben konnte. Aber häufiger werden die Zusätze und Veränderungen weiter gegangen sein, so daß bei Benutzung älterer Elemente doch ein im ganzen neues Bild entstand. So sind mythologische Szenen aus älteren Vorlagen als Staffage für reine Landschaftsbilder verwendet, wie sich an einem Bilde der Enthauptung der Medusa (GLöschcke, Bonner Festschr. f. HBrunn 1893) hat nachweisen lassen.

Die Art der Verwertung der Vorbilder ist in den durch die drei Stile bezeichneten Epochen nicht die gleiche gewesen. Im zweiten Stile finden wir, wovon die Kollektion von Gemälden aller Arten in den Dekorationen des Farnesinahauses (MonIst. XII, Taf. XVIII ff.) die deutlichste Vorstellung gibt, das Hellenistische noch rein ausgeprägt und daneben in Kopien den Charakter älterer Malerei recht genau bewahrt. Im dritten Stile tritt mehr allgemein eine auf die Behandlung des Ganzen wirkende Beeinflussung durch die ältere Kunst zutage, während im vierten Stile das Verhältnis zu den schon durch längeren Gebrauch hindurchgegangenen Vorbildern stark gelockert erscheint. Der Zeitgeschmack tritt überall sehr bestimmt heraus. Über dem Gewinne, den die Wandmalereien für die Bereicherung unserer Kenntnis der früheren Kunstepochen haben, dürfen wir nicht vergessen, daß ihr Hauptwert doch schließlich in dem liegt, was sie uns über die Kunst und das Leben ihrer Zeit selbst überliefern. Auf ihre Bedeutung als kulturgeschichtliche Zeugnisse mag nur

in einem auch die künstlerische Auffassung sehr mit berührenden Zuge hingewiesen werden: in den Bildern dritten Stils sind nackte Figuren bis zur Prüderie vermieden, auf denen vierten Stils macht sich die Nudität mit aller Aufdringlichkeit breit. Nicht nur die Kunstgeschichte hätte ein Interesse daran, daß ein nach den Stilen geordnetes Verzeichnis, wie wir es durch AMaus Arbeit von den Wänden besitzen, auch von den Gemälden hergestellt würde.

Die erhaltenen Bilder sind verzeichnet und beschrieben von WHelbig, Katal. d. Wandgem., Lpz. 1868, und in der Fortsetzung dazu von ASogliano, Le pitture murali Campane, Neapel 1880. Über die seitdem gefundenen ist in den Not. scavi, RömMitt. usw. berichtet. Ein neues großes Abbildungswerk mit photographischen Wiedergaben, bearbeitet von CHerrmann, Denkm. d. Malerei d. Altertums, erscheint seit 1906 im Verlage von Bruckmann in München. — Untersuchungen über das Verhältnis der Gemälde zu griechischen Vorbildern gibt GRodenwaldt, Die Komposition d. pomp. Wandgem., Berl. 1909.

GRIECHISCHE UND RÖMISCHE RELIGION

VON SAM WIDE, DURCHGESEHEN UND BEARBEITET VON MARTIN P. NILSSON

GRIECHISCHE RELIGION

I. DIE GÖTTER

Die Entwicklung der griechischen Religion läßt sich nicht leicht verfolgen. Schon in dem ältesten griechischen Literaturwerke, den homerischen Gedichten, ist das bekannte Göttersystem der klassischen und nachklassischen Zeit, der olympische Götterstaat mit seinem mythischen Beiwerke, so ziemlich fertiggebildet, und auch der Kultus der olympischen Götter ist bei Homer in der Hauptsache derselbe wie in der historischen Zeit. Die religiöse Entwicklung des griechischen Volkes hat also schon bei der ersten Dämmerung der griechischen Geschichte einen weiten Weg von den primitiven Anfängen aus zurückgelegt — ein großes Stück Arbeit, die der vorgeschichtlichen Zeit angehört. Wie jene Entwicklung stattgefunden hat, sind wir nicht imstande zu erkennen: aber der homerische Bruch mit der Vergangenheit muß auf dem religiösen Gebiete ganz gewaltig gewesen sein.

Indessen lassen sich Äußerungen eines primitiven religiösen Zustandes noch in klassischer Zeit in Griechenland nachweisen. Trotzdem sich die Griechen von Homer an eifrig bemüht haben, das Primitive und Barbarische zu unterdrücken oder wegzuräsonieren, haben sich doch sowohl im Mythus wie im Kultus nicht unbeträchtliche Überbleibsel primitiver Vorstellungen erhalten, besonders an entlegenen Orten und in der großen Masse der Bevölkerung. Der Bruch, den Homer oder vielmehr die rationalistisch angehauchte homerische Kultur mit den religiösen Sitten und Vorstellungen der älteren Zeit vollzogen hat, muß, wie eben gesagt wurde, sehr radikal gewesen sein. In den homerischen Gedichten finden wir von dem in der mykenischen Zeit wenigstens auf dem griechischen Festlande hoch entwickelten Seelenkulte nur schwache Spuren, und ebenso treten bei Homer die chthonischen Mächte, die sicher uralt sind, weil an die Scholle | gebunden, und die Dämonen nur spärlich hervor. Die tiergestalteten Gottheiten sind verschwunden, ja selbst die Psyche, die früher und auch später als Vogel vorgestellt wurde, ist bei Homer anthropomorphisiert; nur in schwachen Spuren (z. B. ω 6ff. Ψ 101) hat sich ein Rest der alten Anschauung erhalten. Die unzähligen lokalen Kulte scheinen bei Homer kaum zu existieren; er hat von ihnen gänzlich abgesehen, als er seine olympischen Götter 'schuf'. Diese Götter sind rein menschlich: sie haben menschliche Gestalten, menschliche Gefühle und Leidenschaften und teilen mit den Menschen ihre ethischen Schwächen; doch sind sie unsterblich, besitzen übermenschliche Macht und sind an Stärke, Schönheit und Verstand den Menschen überlegen.

Für die Beurteilung der homerischen Kultur ist es wesentlich, erstens daß sie einem Kolonialgebiete — denn bei der Auswanderung wird der Totenkult entwurzelt —, zweitens daß sie einer oberen Schicht der damaligen Gesellschaft, der Ritterschaft, angehört. Indische, persische und germanische Parallelen zeigen, welche Umgestaltungen eine Religion erfährt, wenn eine ritterliche Gesellschaft ihr Träger wird. Dann wird unter den vorhandenen Göttern und Göttinnen eine Auswahl mehr oder weniger willkürlich getroffen, um den offiziellen Götterstaat zu bilden, dessen Mitglieder zu plastischen, ritterlichen Gestalten ausgebildet werden, um den Ansprüchen der Verehrer zu genügen. Die übrigen Götter werden den geringen Leuten zur Verehrung überlassen, und so kommt es, daß alte ehrwürdige Götter degradiert werden, während andrerseits verhältnismäßig unbedeutende Gottheiten in das ritterliche Pantheon aufgenommen werden können. Eine derartige Bewegung ist immer rationalistisch, und man ist dabei bestrebt, die Götter so menschenähnlich wie möglich zu gestalten. Dies Bestreben wird besonders gefördert durch das Epos, das in solchen Kulturepochen blüht: hierin werden unzählige Göttergeschichten mehr oder weniger balladenhaft erzählt und weiterentwickelt und die Götter als Ahnen der ritterlichen Geschlechter gefeiert. Der Götterhimmel wird zu einem Spiegelgebilde des Daseins: in den Erzählungen von dem Tun und Treiben der Götter spiegeln sich die kühne Tatkraft, der ritterliche Leichtsinn, das frohe Kampfgetümmel und die heiteren Gelage der Verehrer. Mahabharata und Ramayana bei den Indern, die epischen Stücke des jüngeren Avesta und die nordischen Eddagesänge haben denselben religions- und kulturgeschichtlichen Hintergrund wie die Ilias und die Odyssee.

Unter solchen Verhältnissen versteht man leicht, inwiefern die homerischen Gedichte als religions- und kulturgeschichtliche Quelle zu würdigen sind. Man ist längst gewöhnt, das, was in jenen Gedichten steht oder nicht steht, als Exponenten für das 'homerische' Zeitalter zu betrachten; aber daraus können leicht historische Irrtümer entstehen. Tatsache ist, daß die 'homerische' Kultur erstens lokal und zweitens sozial begrenzt ist.

Außerhalb der homerischen Kultur findet man deshalb noch später vieles wieder, was in den homerischen Gedichten verlorengegangen scheint. So gedeiht auf dem griechischen Festlande noch wie früher ein urwüchsiger Seelenkultus, dessen Ausschreitungen durch staatliche Gesetzgebung geregelt wurden; hier finden wir auch die unzähligen Lokalkulte wieder, die in der Ilias und der Odyssee fast verschollen sind. Vor allem sind die chthonischen Mächte noch im Besitze ihrer uralten Verehrung, und es blühen, unberührt vom homerischen Geistesleben, der Fetischismus, der Theriomorphismus und der leidenschaftliche Orgiasmus.

Aber trotzdem ist die Bedeutung der homerischen Kultur für die religiösen Verhältnisse der folgenden Zeiten außerordentlich groß. Nicht ganz mit Unrecht behauptet Herodot (II 53), daß Homer und Hesiod die Theologie der Griechen ge-| schaffen, den Göttern ihre Beinamen gegeben, unter ihnen Ehren und Künste verteilt und ihre Gestalten angegeben haben. Freilich darf man Herodots Aussage nicht ganz wörtlich nehmen, denn geschaffen hat Homer die Götter nicht, und auch die Beinamen sind bei Homer nicht immer poetische Fiktionen, sondern z. T. altes Gut. So z. B. ist der Beiname des Poseidon, γαιήϝοχος, ein Kultname, den wir in der lakonischen Damononinschrift (IGA. 79) wiederfinden, und ebenso weisen Bezeichnungen wie Ἥρη Ἀργείη und Ἀλαλκομενηὶς Ἀθήνη ganz bestimmt auf vorhandene Kulte hin, wie auch Beinamen, wie βοῶπις und γλαυκῶπις, wahrscheinlich auf gewisse lokale, vorhistorische Stufen der Verehrung zurückzuführen sind. Auch hat

man in den homerischen Gesängen hier und da Reste vorhomerischer ritueller Hymnen erkannt. Aber wahr ist es, daß die homerische Kultur das griechische Pantheon geschaffen und den Göttern Griechenlands die plastischen, über die Natur erhabenen, allerdings nicht absoluten Idealgestalten und ihre charakteristischen Funktionen gegeben hat, die für die folgenden Zeiten typisch geworden sind. Durch die gewaltige Macht der epischen Poesie ist es den olympischen Göttern gelungen, die alten lokalen Gottheiten zu besiegen oder zu assimilieren, wenn dies auch nicht ohne Kompromisse geschehen ist; dieser Sieg der homerischen Götter wurde durch die staatliche Anerkennung der homerischen Götterwelt befestigt. So ist es verständlich, daß die rationalistische Betrachtung der Götterwelt, die für Homer charakteristisch ist, in der ionischen Philosophie und Naturwissenschaft und ebenso in der klassischen Literatur und Kunst sich fortgesetzt hat. Die weitgehende Vermenschlichung der Götter, die uns in den homerischen Gedichten begegnet, hat den alten Griechen ohne Zweifel zu vielen geistigen Errungenschaften verholfen, die nicht nur ihnen, sondern der ganzen Menschheit ein κτῆμα ἐς ἀεί geworden sind; aber andrerseits sind auch die ethischen Schwächen, die den homerischen Göttern anhaften, für die Nachwelt so typisch geworden, daß eine ethische Vertiefung der nationalen griechischen Religion dadurch ungemein schwierig, wenn auch nicht unmöglich geworden ist.

Von Homer ab können wir also, abgesehen von der individuellen Frömmigkeit, die ihre eigenen Wege geht, in der griechischen Religion zwei Hauptströmungen verfolgen: eine obere, sozusagen die offizielle, die, vom Staate, von der Literatur und Kunst getragen — und deshalb leicht zu erkennen —, die homerischen Traditionen fortsetzt, und eine untere, tiefer verborgene Strömung, die, von der homerischen Kultur weniger beeinflußt, die vorhomerischen Anschauungen und Gebräuche weiterpflegt. Diese volkstümliche Hauptrichtung soll zuerst besprochen werden, weil sie älter und weniger bekannt ist; und zu allererst muß festgestellt werden, was wir von den vorhomerischen religiösen Verhältnissen erschließen können.

Dabei soll zunächst daran erinnert werden, daß wir heutzutage durch die archäologischen Funde der letzten Jahrzehnte eine vorhomerische Zeit kennen, das Bronzealter Griechenlands, gewöhnlich nach den beiden Hauptfundorten die kretisch-mykenische Zeit genannt, die kretische Phase wird die minoische, die festländische die mykenische Kultur genannt (vgl. Bd. III [2]3 ff.). Diese Kultur läßt sich auch auf mehreren Inseln und in Troia-Hissarlik nachweisen, ihr Hauptzentrum war Kreta. Dort erreichte sie in der ersten Hälfte des 2. Jahrh. ihre Blüte, auf dem Festlande etwa um die Mitte desselben Jahrtausends. Die Träger der minoischen Kultur sind sicher nicht griechischen Stammes gewesen, die Burgherren des Festlandes waren dagegen wahrscheinlich schon eingewanderte Griechen, obgleich manche sie für kretische Kolonisten halten. Man hat mit Recht behauptet, daß die mykenischen Kulturzustände sich in den homerischen Gedichten widerspiegeln, und daß die mykenische Zeit für Griechenland die sagenbildende Zeit gewesen ist. Indessen lernen wir durch die mykenischen Funde ganz wie in den homerischen Gedichten eigentlich nur eine aristokratische Gesellschaft kennen und dürfen also in beiden Fällen nur auf die Verhältnisse in der höheren Gesellschaft unsere Schlüsse ziehen.

In einer Hinsicht unterscheidet sich freilich die mykenische Religion scharf von der homerischen, nämlich in bezug auf den Seelenkult; die kostbaren Gräberfunde und prachtvollen Grabbauten von Mykene sind allbekannt. Auch in der prämykenischen Zeit oder der Epoche der sog. Inselkultur finden wir Seelenkulte, wenn auch ärmlicher. In den prämykenischen Gräbern auf den Inseln des Ägäi-

schen Meeres sind neben anderem Grabgeräte auch öfters Marmorbilder primitiver Plastik gefunden — meistens weibliche, seltener männliche. Diese sog. 'Idole' hat man früher für Götterbilder gehalten; aber es ist viel wahrscheinlicher, daß sie als Behausung für die Seele dienen sollten oder Ersatz für Menschen waren, die in älteren Zeiten am Grabe des Verstorbenen geschlachtet und ihm so im Tode mitgegeben wurden.

Neben diesem Seelenkultus, der in Griechenland schon in der prämykenischen Zeit nachweisbar ist und sich dann ununterbrochen fortsetzt, herrschten seit uralter Zeit auch viele andere religiöse Vorstellungen und Gebräuche, die, von der homerischen Kultur und ihren Ausläufern mehr oder weniger unberührt, sich durch das ganze Altertum erhalten haben. So scheint der Fetischismus, der in der griechischen Religion hinreichend bezeugt ist, auf uralte Zeiten und primitive Verhältnisse zurückzugehen. Rohe unbehauene Feldsteine und Holzbalken waren an manchen Orten Gegenstände göttlicher Verehrung, und öfters glaubte man, daß jene Steine im Gewitter vom Himmel herabgefallen seien. Ebenso findet man häufig die Vorstellung, daß die Gottheit in einem Baume wohne, der daher göttlich verehrt wird.

Ferner wissen wir, daß die vorhistorische Bevölkerung in Griechenland sich die Götter in Tiergestalt vorgestellt hat. Freilich sind solche Anschauungen unter dem homerischen Einflusse unterdrückt worden, aber Überreste jener alten Vorstellungen lassen sich leicht nachweisen. Als die vorhistorischen Götter anthropomorphisiert wurden und ihre tierische Hülle abstreiften, blieb doch immer etwas Tierisches, wenigstens in der Umgebung, zurück. So sind die begleitenden Tiere der klassischen Zeit in manchen Fällen ursprünglich Inkarnationen der Gottheit, deren Begleiter oder Attribute sie später geworden sind. Apollon δελφίνιος wurde gewiß einmal als Delphin, Apollon κάρνειος als Bock, Apollon λύκειος als Wolf, Poseidon ἵππιος als Roß vorgestellt. Dionysos erscheint durch das ganze Altertum an verschiedenen Orten als Stier. Besonders hat Arkadien, das der Kultur am längsten Widerstand leistete, deutliche Spuren theriomorphen Kultes bewahrt. Demeter μέλαινα zu Phigaleia in Arkadien war in ihrem dortigen Kultbilde mit einem Pferdekopfe versehen (Paus. VIII 42, 4), und unter den niederen Gottheiten hat z. B. Pan immer etwas Tierisches beibehalten. Auf einen ursprünglichen Theriomorphismus lassen sich auch viele Götterverwandlungen in den griechischen Mythen und Sagen zurückführen. Wenn Zeus in Stiergestalt sich sterblichen Weibern nähert, geht dies auf einen Stier-Zeus zurück, dessen Spuren sich auch im Kultus nachweisen lassen; und wenn in der thelpusischen Legende (Paus. VIII 25, 5) Demeter in eine Stute verwandelt und von Poseidon in Pferdegestalt geschwängert wird, so ist diese Legende auf ursprüngliche Vorstellungen von Demeter und Poseidon in Pferdegestalt zurückzuführen. Ebenso sind einige homerische Götterverwandlungen aufzufassen, z. B. die Verwandlung der Athene in eine αἴθυια (Hom. ε 352 f.) oder die Verwandlung des Hermes in einen λάρος (Hom. ε 51); und wenn die Doppelgängerin (Hypostase) der Artemis, Kallisto, in der arkadischen Sage in eine Bärin verwandelt wird, so wird es damit dieselbe Bewandtnis haben. Endlich bewahren auch einige Priesterbezeichnungen Spuren eines anfänglichen Theriomorphismus, der von der Gottheit abgestreift und an seinen Dienern haften geblieben ist. Die Mädchen, die auf der Burg von Athen den Dienst der Artemis Βραυρωνία versahen, hießen ἄρκτοι, 'Bärinnen', die Tempelsklaven des Poseidon zu Ephesos ταῦροι; in Lakonien hießen die Priesterinnen der Demeter und Kore πῶλοι (CIG. 1449), und die Diener des Dionysos wurden bisweilen τράγοι genannt. Dieses und ähnliches kann nur erklärt werden als Überbleibsel eines alten Theriomorphismus, besonders da Artemis als

Bärin, Poseidon als Stier, Demeter als Stute und Dionysos als Bock anderswo bezeugt sind.

In der griechischen Religion finden wir noch in klassischer Zeit Götter, die nicht wie die größeren ein großes Gebiet des Lebens oder der Natur beherrschen, sondern nur ein kleines, eng begrenztes, die Sondergötter HUseners (Götternamen, Bonn 1896), ein Rest des vor der Ausbildung der großen Götter herrschenden Polydämonismus. Der alten Göttin Κουροτρόφος, die später in viele andere Göttinnen aufgegangen ist (Ge, Artemis, Demeter, Aphrodite u. a.), liegt besonders das Wachstum der Knaben am Herzen; mit ihr vereint erscheint die Βλάστη, auch sie eine Göttin des Wachstums. Für das Gedeihen der Feldfrüchte sorgen Δμία (Δαμία) und Αὐξησία, ebenso Αὐξώ und Ἡγεμόνη. Θαλλώ und Καρπώ sind die Göttinnen der sprossenden und reifenden Frucht. Ὀπάων zeitigt die Weinbeeren, Μαλεάτας ist der Apfelgott, Σωσίπολις, Ὀρθόπολις und Ἀλεξάνδρα schützen die Stadt, Ταράξιππος scheucht die Pferde beim Rennen usw. Einige von diesen alten Gottheiten sind in andere Götter aufgegangen, andere dagegen haben sich als Heroen oder Dämonen selbständig erhalten.

Wenn wir in der vorhomerischen Zeit von einer fast unzähligen Menge Gottheiten reden dürfen, so soll bemerkt werden, daß die ältesten Gottheiten nicht so ausgeprägt und individuell waren wie in der klassischen Zeit. Vielmehr müssen ehemals die Grenzen zwischen Göttern, Dämonen und Heroen fließend gewesen sein. Am leichtesten auszusondern sind die Heroen, die Ahnen der Stämme und der Geschlechter, die in der Tiefe wohnen, von dort ihren Segen spenden und dort von den Nachkommen ihre Verehrung bekommen; es muß aber beachtet werden, daß es neben diesen eigentlichen Kultheroen in späterer Zeit auch andere Heroen gab, die unter dem epischen Einflusse geschaffen und öfters alte verblaßte Gottheiten waren. Diese beiden Klassen von Heroen sind nicht immer leicht zu unterscheiden: es wird immer eine unbeantwortete Frage bleiben, ob Agamemnon ein alter Ahnenheros oder ein verblaßter Gott gewesen ist. Schwierig ist es auch, auf einer älteren Stufe Götter und Dämonen zu trennen. Bei Homer kann das Wort δαίμων auch einen Gott bezeichnen. Der scharfe Unterschied ist erst allmählich, sogar unter philosophischem Einflusse entstanden. Die jetzige Bedeutung hat das Christentum geprägt, das die heidnischen Götter zu bösen Dämonen machte. Im allgemeinen sind die Götter individueller, während bei den Dämonen die Gattung Hauptsache ist; die Wirksamkeit tritt in den Vordergrund, die Persönlichkeit ganz zurück. Die Götter besitzen einen Kult, während die Menschen zu den Dämonen keine regelmäßigen Beziehungen haben. Im allgemeinen werden die Dämonen überwiegend als feindliche oder wenigstens tückische Wesen betrachtet, die von den Menschen gefürchtet und gemieden werden. Auch Götter können zu Dämonen herabsinken, wenn aus der einen oder anderen Veranlassung ihr Kult aufhört. | Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es mehreren älteren vorgriechischen und griechischen Gottheiten bei dem Siege der olympischen Götter ähnlich gegangen wie den heidnischen Göttern beim Siege des Christentums.

Bei den Dämonen tritt vor allem ihre unheimliche Macht hervor, die den Menschen in allen Lebenslagen droht, besonders aber bei Geburt, Menstruation, Hochzeit und Tod sich geltend macht. Gegen solche Mächte muß sich der Mensch durch allerlei Zaubermittel schützen, durch die die Dämonen getäuscht, verjagt, unter Umständen sogar vernichtet werden. Durch Waffenschlagen und Waffentanz glaubt man die Dämonen wegzuscheuchen, und durch allerlei Vermummungen werden sie getäuscht. Wer sich nicht gegen sie schützen kann, wird von ihnen besessen.

Diese Besessenheit äußert sich besonders in körperlichen Krankheiten und Tod, in Wahnsinn und prophetischer Ekstase: in der klassischen Zeit heißen die Besessenen ἔνθεοι (wörtlich und sachlich 'die den Gott in sich haben') und die Besessenheit ἐνθουσιασμός, der besonders in den Kulten des thrakischen Dionysos und der kleinasiatischen 'Großen Mutter' hervortritt, aber auch von anderen Gottheiten, wie Pan und Hekate, hergeleitet wird. Von einer gelinderen geistigen Störung werden die νυμφόληπτοι, σεληνόβλητοι, ἡλιόβλητοι betroffen. Man ersieht aus diesen Beispielen oder vielmehr aus der Bezeichnung Enthusiasmus, daß die dämonischen Funktionen von Göttern übernommen sind. Also auch hier sind die Grenzen zwischen Dämonen und Göttern schwer zu ziehen, und diese Schwierigkeit tritt auch in der Sprache hervor: εὐδαίμων ist einer, der in Harmonie mit der Gottheit lebt, ἔνθεος heißt ein von dämonischer Macht besessener Mensch. Sicher hat es zwischen Dämonen und olympischen Göttern mehrere Zwischenstufen gegeben, wir wissen ja noch von älteren Gottheiten, die nicht so vollkommen waren wie die olympischen Götter. Um hier ein Beispiel anzuführen, so galt es zwar in historischer Zeit als ein Axiom, daß ein Gott nicht sterben könne, aber es finden sich auch Spuren einer älteren Vorstellung, nach der Götter jährlich oder nach Verlauf eines 'großen Jahres' sterben. Damit hängt wohl zusammen, daß auf Kreta das Grab des Zeus und an anderen Orten auch andere Göttergräber gezeigt wurden, und daß die Nymphen, die eine ältere religionsgeschichtliche Stufe vertreten, nicht unsterblich sind, aber recht lange leben. Diese Anschauung hat übrigens Parallelen nicht nur unter den sogenannten Naturvölkern, sondern auch in modernen europäischen Festgebräuchen, in denen die Auffassung, daß ein Vertreter der Vegetationsgottheit alljährlich getötet wird, deutlich hervortritt.

Unter den vorhomerischen Göttern müssen die chthonischen Gottheiten eine besonders hervorragende Stellung eingenommen haben. Diese hausen in der Erdtiefe, wo sie die Toten empfangen, und woher sie die Lebenskraft der Pflanzen, der Tiere, ja selbst der Menschen emporsenden. Die spezifisch chthonische Göttin ist Gaia, die Gottheit der Erdtiefe, die nach uraltem griechischen Volksglauben alles zeugt und alles nährt und von allem wieder den Keim zu neuen Geburten nimmt (Aisch. Choe. 128f.). In der klassischen Zeit wird Gaia, wenn sie wirklich einmal eine individuell ausgestaltete Kultgöttin gewesen ist (ADieterich, Mutter Erde, Lpz. 1905), nicht so sehr verehrt wie früher; man nimmt an, sie habe ihre Macht an andere, individueller ausgebildete und im Namen weniger durchsichtige Göttinnen (Demeter, Hera, Athene usw.) abgeben müssen. Noch bei Aischylos aber erkennen wir die Stärke ihrer geheimnisvollen Macht, die so kräftig in das menschliche Leben eingreift besonders bei dessen wichtigsten Begebenheiten, Geburt, Hochzeit und Tod.

Wie auch bei mehreren anderen Völkern, scheinen in Griechenland die weib-|lichen Gottheiten ehemals eine besonders hohe Verehrung genossen zu haben. Auf mykenischen Denkmälern sind überwiegend Göttinnen dargestellt, und wenn das in dem heiligen Baume oder in der heiligen Säule wohnende göttliche Wesen anthropomorphisiert wird, so nimmt es gern eine weibliche Gestalt an. Die ältesten uns bekannten griechischen Kultbilder, die an verschiedenen Orten auf Kreta zutage gekommen sind, stellen eine Göttin dar, deren Attribute, die Schlangen, auf ein chthonisches Wesen (oder eine hausschützende Göttin) hinweisen; auch im chthonischen Reiche herrscht in der älteren Zeit nicht ein Gott, sondern eine Göttin. Es ist behauptet worden, daß zu dieser starken Hervorhebung der Göttinnen in älterer Zeit das Matriarchat oder Mutterrecht beigetragen hat. Unter Matriarchat, das noch in historischer Zeit bei den Lykiern (Herod. I 173) existierte, versteht man einen

Gesellschaftszustand, in dem die Familienrechte von der Mutter, nicht vom Vater, gehandhabt werden. Es ist übrigens wahrscheinlich, daß die chthonischen, an der Scholle klebenden Gottheiten aus vorgriechischer Zeit von einer autochthonen Urbevölkerung herstammen.

Im Laufe der Entwicklung sind ältere Götter verschwunden und neue hinzugetreten. Kronos selbst, der vorhistorische Erntegott, ist depossediert und zum Herrscher des elysischen Heroentums gemacht worden. Die alten Griechen hatten auch eine Erinnerung an die Titanen, die einst Götter waren, aber von den olympischen Göttern besiegt wurden. Jene Titanen lebten noch in historischer Zeit fort, wenn nicht als Götter, doch als Heroen. Von diesen erscheinen noch in historischer Zeit Themis und Mnemosyne als selbständige Göttinnen und genossen als solche göttliche Verehrung; die übrigen sind zu Heroen resp. Heroinen herabgesunken oder mit olympischen Gottheiten verschmolzen. So ist Karnos in Apollon aufgegangen, wobei Apollon den Namen Κάρνειος angenommen hat.

Solche alten Götter mußten aber allmählich den olympischen Göttern weichen, manchmal, wie z. B. der Schlangengott Python dem Apollon in Delphoi, nach offenbarem Kampfe, in dem die Olympier zuletzt den Sieg davontrugen. Oftmals kam ihnen jedoch der Sieg sehr teuer zu stehen, denn es ist nicht leicht, eine alte Religion zu bezwingen: selbst wenn diese scheinbar besiegt wird, drängen sich aus der alten Religion Vorstellungen und Gebräuche in die neue hinein. Deshalb haben die olympischen Götter in ihrem Vordrängen gegen ältere Gottheiten sich öfters mit einem Kompromisse begnügen müssen, wenn die alten Lokalgötter einen zähen Widerstand leisteten. In solchen Fällen galt es vor allem für den neuen Gott, sich mit dem alten abzufinden, und indem der neue Gott den alten Kultus übernahm, wurde auf ihn, wenigstens zum Teil, auch der Charakter des älteren Gottes übertragen, und nicht selten erhielt sich der Name des älteren Gottes in der adjektivischen ἐπίκλησις des neuen. Dabei verlor der alte Gott durchaus nicht völlig seine Persönlichkeit: öfters blieb er als Heros zur Seite des neuen Gottes und wurde als dessen 'Hypostase' (Erscheinungsform) betrachtet; nicht selten trat er als Sohn oder als Priester des neuen Gottes auf, oder er stiftete ihm nach der Legende seinen Kult oder gründete ihm seinen Tempel, und bisweilen lag er im Heiligtume des neuen Gottes begraben.

So wurde z. B. Amphiaraos zu Zeus Amphiaraos, Aristaios zu Zeus Aristaios oder Apollon Aristaios, Karnos zu Apollon Karneios, Lykos (Lykaon, Lykoorgos) zu Zeus Lykaios oder Apollon Lykeios, Erechtheus zu Poseidon Erechtheus, Iphigeneia zu Artemis Iphigeneia usw. Hyakinthos lag im Heiligtume des Apollon begraben, er war der Liebling des Apollon im Mythus, Apollon erhielt seinen Namen als ἐπίκλησις beigelegt. Lykaon war der Priester des Zeus Lykaios, Iphigeneia die begleitende Heroine und Priesterin der Artemis; die Heroine Leukophryene lag im Heiligtume der Artemis Leukophryene zu Magnesia a. M. begraben. Aleos gründete zu Tegea einen Tempel der Athena Alea, und von Pallas, der in der Gigantomachie von Athena besiegt und getötet wurde, soll nach den alten Zeugnissen die Göttin Athena ihren Beinamen Pallas übernommen haben.

So wurden die älteren Götter von den in jüngerer Zeit vorzugsweise anerkannten homerischen Gottheiten allmählich verdrängt oder mit ihnen verschmolzen. Bisweilen vollzog sich aber dieser Identifizierungsprozeß nur unvollkommen und recht künstlich, ja in einigen Fällen behielten die alten Götter eine verhältnismäßig selbständige Stellung, indem sie als σύνναοι oder σύμβωμοι den neuen Gottheiten ebenbürtig zur Seite traten; ja es kam sogar vor, daß eine alte Gottheit ihre Selbstän-

digkeit den Eindringlingen gegenüber völlig bewahrte. Aristaios verschmolz bald mit Zeus, bald mit Apollon, aber an einigen Orten hat er sich als selbständiger Gott erhalten. Erechtheus ist zu Poseidon Erechtheus geworden, behielt aber insofern seine Selbständigkeit, als ihm auf dem Altare des Poseidon geopfert wurde (Paus. I 26, 5). Dmia (Damia) und Auxesia sind niemals mit den olympischen Gottheiten identifiziert worden; Eileithyia wurde mit der Hera oder der Artemis verschmolzen, trat aber auch ganz selbständig auf. Der bekannte Tempel auf Aigina, den man früher für einen Athenatempel gehalten hat, gehörte nach inschriftlichem Zeugnisse der Göttin Aphaia. Es ist nie gelungen, die arkadische Göttin Eurynome mit einer olympischen Göttin zu identifizieren und zu verschmelzen. Jene Göttin war in ihrem Kultbilde als Mischgestalt dargestellt, oben als Frau, unten als Fisch, und stammte zweifellos aus vorhellenischer Zeit. Die Einwohner von Phigaleia, wo Eurynome zu Hause war, wußten nicht recht, mit welcher hellenischen Göttin sie identifiziert werden könnte, scheinen aber vermutet zu haben, sie sei der Artemis ähnlich, woran freilich Pausanias (VIII 41, 4—6) nicht recht glauben wollte.

Wegen der mannigfachen eben dargestellten Wandlungen und Veränderungen in der griechischen Götterwelt ist es freilich in vielen Fällen ungeheuer schwierig, ja ganz unmöglich, das 'Grundwesen' oder die 'Grundbedeutung' eines olympischen Gottes zu ermitteln; denn im Laufe der Zeit hat ein solcher Gott bei seinem Zusammentreffen und seiner Verschmelzung mit älteren Gottheiten zu dem ursprünglichen Kerne seines Wesens verschiedene Zusätze bekommen. Eine ursprünglich 'chthonische' Göttin, wie es Hera vermutlich war, ist zur Himmelsgöttin geworden, und andrerseits ist ein himmlischer Gott wie Zeus an einigen Orten χθόνιος, καταχθόνιος geworden.

Deshalb sind die ἐπικλήσεις der olympischen Götter oftmals für uns von so großer Bedeutung, wenn sie nämlich die Inhaber der älteren lokalen Kulte bezeichnen, die von den olympischen Göttern absorbiert sind. Bei jedem hellenischen Götternamen muß man die Frage stellen: was steckt dahinter? Wenn sich auch | diese Frage nicht immer beantworten läßt, gestellt muß sie nichtsdestoweniger werden. Die Namen der großen olympischen Götter sind häufig nichts anderes als ziemlich belanglose Etiketten, die für die betreffenden Kulte von geringer Bedeutung sind. Das bezeugen bisweilen die Opferinschriften, z. B. die vor einigen Jahren entdeckte Inschrift (AmJArch. X 209ff. JdePrott-LZiehen, Fasti sacri I 46ff.) aus der marathonischen Tetrapolis, wo das, was wir ἐπικλήσεις nennen, Eigennamen sind: so steht dort an mehreren Stellen die Κουροτρόφος (nicht Ge oder Athena oder Artemis κουροτρόφος), ferner die Ἀχαία (nicht Demeter ἀχαία), die Ἐλευσινία (nicht Demeter ἐλευσινία), die Χλόη (nicht Demeter χλόη).

Wenn ein olympischer Gott einen alten Kult in Besitz nahm, wurden z. T. auch die älteren Kultusriten übernommen. Das läßt sich gut im Kulte des Apollon verfolgen, dessen Feste z. gr. T. alte Zauberriten sind. Die dionysischen Anthesterien zu Athen waren eigentlich ein Toten- und Geisterfest. Der Kult ist im allgemeinen streng konservativ, und daher kommt es, daß manche Kultgebräuche sich erhalten haben, deren ursprünglicher Sinn allmählich verlorengegangen ist. Dann ersinnt man eine rationalistische Erklärung der betreffenden Kultgebräuche, und in der Weise sind die meisten uns überlieferten Kultlegenden entstanden.

Wenn man behaupten kann, daß ein Volk sich seine Götter schafft, so gilt dies besonders von den Griechen. Die olympischen Götter sind eine Schöpfung des Geistes, den wir in Homers Gedichten zuerst kennenlernen. Es muß eine gewaltige Gedankenarbeit vorausgegangen sein, ehe man aus den rohen Naturgöttern und

fratzenhaften Lokalgottheiten jene idealen Göttergestalten schuf, die zwar Produkte einer langen und energischen Abstraktion sind, aber nichtsdestoweniger eine konkrete Lebensfülle besitzen. Das Resultat dieser Spekulation liegt in den homerischen Gedichten fertig vor: um so rätselhafter erscheint uns die vorausgehende Gedankenarbeit, von der wir keine Kunde besitzen.

Fassen wir das in diesem Abschnitte Dargestellte zusammen. Wir bemerken in der griechischen Religion zwei große Hauptströmungen; die eine ist uralt und volkstümlich, die andere ist durch die homerische Kultur geschaffen und erlangt mit der Zeit eine offizielle Geltung. Die eine Strömung birgt in sich Stein-, Baum- und Tierkult, Geister- und Dämonenglauben, Zauberei und Orgiasmus, Menschenopfer und andere Vorstellungen und Gebräuche, die dem primitiven Menschen eigen sind; die andere Strömung vertritt dagegen rationalistische, humane und ästhetische Interessen. Anscheinend ist diese Strömung die stärkere, da sie von nationalem und staatlichem Bewußtsein getragen wird und in der Literatur und Kunst besonders stark hervortritt, — aber auch der Unterstrom fließt stark und mächtig, seine Fluten mitunter bis auf die Oberfläche heraufwirbelnd. Die obere Strömung erhält ihre Kraft durch die hellenische Kultur und verliert ihre Kraft, wenn diese Kultur gebrochen wird. Dann tritt die untere Strömung dreister und ungehinderter zum Vorscheine und wird in den letzten Jahrhunderten der antiken Welt eine geistige Macht, die sich sowohl mit heidnischem Denken wie mit christlichen Vorstellungen und Gebräuchen vermählt.

Es wurde oben gezeigt, daß die griechische Religion in ältester Zeit eine unzählige Menge von Götterwesen hatte, die freilich nicht so ausgeprägt waren wie die Götter der klassischen Zeit. Im allgemeinen geht durch die griechische Religionsgeschichte das Bestreben, die Zahl der Götter zu vermindern und primitive Götter in größere Göttereinheiten aufgehen zu lassen. Die kleinen Götter verschwinden meist oder werden von den größeren Gottheiten absorbiert. In den homerischen Gedichten ist diese Entwicklung ein gutes Stück vorwärts gelangt. Die Zahl der Götter ist ziemlich begrenzt, und die olympischen Götter leben zusammen wie eine Familie mit Zeus als Hausvater und Hera als Hausfrau. Dort finden wir die verschiedenen Götter durch Verwandtschaft miteinander verbunden. Ursprünglich aber steht ein jeder Gott allein für sich: wir dürfen behaupten, daß es eine Zeit gegeben hat, wo Artemis nicht die Schwester des Apollon war und Demeter von der Kore noch getrennt war. Die Genealogisierung der Götter, die uns bei Homer und noch mehr bei Hesiod und anderen begegnet, ist ein erster Versuch, in dem bunten Göttergewimmel Einheit und Ordnung zu schaffen. Diesem Zwecke dienen auch die mythologischen Eheverbindungen der Götter. Die oftmals verpönte Vielweiberei des Zeus ist nicht eigentlich poetische Fiktion, sondern in wirklichen Kultusverhältnissen begründet, weil Zeus an einem Orte mit der einen, an einem anderen Orte mit der anderen Göttin verbunden war; viele von diesen Göttinnen sind freilich unter dem homerischen Einflusse zu Heroinen herabgesunken. Einige von ihnen, z. B. Semele, sind wohl Hypostasen der großen Erdmutter, mit der sich nach einer ebenso alten wie weitverbreiteten Anschauung der Himmelsgott im Regen vermählt, weil das himmlische Naß die Erde befruchtet.

Wenn also die homerische Poesie und ihr Einfluß die Zahl der Götter vermindert hatte, so waren die griechischen Götter dennoch zahlreich genug. Auch wenn die olympischen Götter in vielen Fällen die primitiven Gottheiten, die Sondergötter, Augenblicksgötter und andere, absorbiert hatten, blieben doch immerhin viele von

den älteren Lokalgöttern erhalten. Einige von ihnen, wie Demeter, Dionysos und Asklepios, die in den homerischen Olymp nicht aufgenommen sind, haben sogar in dem religiösen Glauben der klassischen Zeit eine größere Bedeutung erlangt als mancher olympische Gott. Daneben gab es auch, nicht nur in späterer Zeit, sondern schon bei Homer, abstrakte Götterbegriffe, die zu göttlichem Range erhoben waren und auch als Kultusgötter verehrt wurden, wie Φόβος, Φήμη, Ὁρμή, Ἔλεος, Αἰδώς, Εὔκλεια, Εὐνομία, Ἀρετή, Σωφροσύνη u. a. Diesen bunten Polytheismus zu beseitigen war für eine tiefere Religiosität eine dringende Aufgabe. Mancher hat sich damit geholfen, daß der Einzelgott, der angebetet wird, wenigstens in dem Momente der Anbetung über das Sonderamt hinauswächst und in sich alle göttliche Macht und Würde vereinigt. Diese Erscheinung, die religionsphilosophisch Henotheismus genannt wird, begegnet uns nicht selten in der griechischen Literatur: man lese z. B. Hes. Theog. 411 ff., wo Hekate als Allgöttin angerufen wird, oder Pind. Ol. 14, wo die Chariten von Orchomenos in Böotien fast zu omnipotenten Gottheiten erhoben werden. Andere halfen sich damit, daß sie von den einzelnen Gottheiten gänzlich abstrahierten und das Göttliche θεός, τὸ θεῖον oder τὸ δαιμόνιον nannten, womit die Einheitlichkeit eines in vielen Göttern sich offenbarenden göttlichen Wesens bezeichnet wird. Sowohl Solon wie Pindar und Aischylos knüpfen ihre monotheistischen Bestrebungen an Zeus an. Den Anlaß dazu bietet die hervorragende Stellung, die Zeus in der homerischen Götterfamilie einnimmt; aber im Grunde ist Zeus in solchen monotheistischen Ausdrücken gleichbedeutend mit ὁ θεός, τὸ θεῖον und wird als Bezeichnung eines omnipotenten Götterwesens verwendet (in diesem Sinne ist das bekannte äschyleische Ζεύς, ὅστις ποτ' ἐστίν [Agam. 160] zu erklären). |

Klarer wird der Monotheismus (vgl. S. 366 ff. u. 417) von den ionischen Naturphilosophen Xenophanes und Herakleitos ausgesprochen: Xenophanes sagt, daß ein einziger Gott existiere, unter Göttern und Menschen der größte, weder an Gestalt den Sterblichen ähnlich noch an Gedanken. Nie hat das klassische Griechentum eine solche monotheistische Vertiefung wieder erhalten, denn die Philosophen der späteren Zeit, sowohl Platon wie Aristoteles und die Stoiker, lehren keinen klaren Monotheismus.

Auch innerhalb der Kultusreligion findet man ein Streben nach Monotheismus, wenn er auch öfters in bescheidenen Formen auftritt, indem man zwei oder mehrere Gottheiten zu einem Götterwesen zusammenfaßte, z. B. Zeus-Asklepios, Zeus-Helios, Apollon-Helios-Dionysos, Zeus-Helios-Serapis usw.; oder man faßt, besonders aus Scheu, bei Eidanrufungen, Gebeten u. dgl. einen Gott durch Auslassen zu beleidigen, in einer Formel alle Götter zusammen, z. B. als πάντες θεοί, θεοὶ πάντες καὶ πᾶσαι, οἱ θεοὶ ἅπαντες καὶ ἅπασαι — woraus endlich der besonders in der römischen Zeit vorkommende Begriff 'Pantheus' hervorgegangen ist.

Unter den einzelnen Gottheiten, an die sich monotheistische Tendenzen anknüpfen, ist außer Zeus Aphrodite zu nennen, deren kosmische Allmacht von Dichtern und Philosophen öfters verherrlicht wird, ebenso der kosmische Eros des Hesiod und des Parmenides, und ferner Τύχη, die in hellenistisch-römischer Zeit als eine monotheistisch gefärbte allherrschende Göttin erscheint. Unter den fremden Gottheiten erhebt besonders die ägyptische Isis starke monotheistische Ansprüche, vgl. die merkwürdige Isisinschrift von der Insel Ios, IG. XII 5, 1, S. 217 und Apul. Met. XI 5, aber auch die anderen Mysterienreligionen der hellenistisch-römischen Zeit, selbst die Astrologie, arbeiten auf Monotheismus hin. Die Durchführung des Monotheismus innerhalb der griechischen Kultusreligion ist indessen nicht gelungen,

weil die einzelnen lokalen Götter zu kräftig waren und immer ein Gott die Monotheisierung des anderen verhinderte. Der Monotheismus mußte von auswärts kommen.

Einige von den hellenischen Göttern sind, ohne monotheistische Ansprüche zu erheben, durch den Inhalt ihrer Religion den ethischen, religiösen und somatischen Bedürfnissen besser als die anderen Gottheiten entgegengekommen und haben dadurch eine größere religöse Bedeutung erhalten. Diese Götter sind Apollon, Dionysos, Demeter und Asklepios.

Apollon ist in Delphoi ein anderer geworden als an seinen anderen Kultstätten. Die Verbindung des delphischen Apollon mit Dionysos mag wenigstens teilweise dazu beigetragen haben. Er hat die Auswüchse des dionysischen Orgiasmus beschnitten und die so gemilderte dionysische Ekstase in seinen Dienst genommen. Eigenartig ist, daß an seiner Kultstätte in Delphoi eine Art von Kirche entstanden ist, deren Propheten und Priester nicht nur rituelle, ethische und politische Anweisungen gegeben, sondern auch Kirchenpolitik getrieben haben. Der Einfluß des delphischen Apollon war außerordentlich groß, nicht nur auf dem sakralen, sondern auch auf dem politischen Gebiete, und sein Ruf ist früh weit über die Grenzen von Hellas gedrungen: davon zeugen die von phrygischen und lydischen Königen im 8. und 7. Jahrh. v. Chr. in Delphoi gestifteten Weihgeschenke. Wie der Gott über die nationalen Grenzen hinausgreift, so trägt auch seine Religion gewissermaßen einen | universalen Zug. Trotz seiner öfters antinationalen Kirchenpolitik und seiner Vorliebe für aristokratische Staatseinrichtungen haben sich die verschiedenen griechischen Staaten mit einer rührenden Hingabe bei dem delphischen Gotte in allen wichtigeren Angelegenheiten Ratschläge geholt. Er ermunterte mit Vorliebe den dionysischen Kultus, nahm die Seelen- und Heroenkulte in seinen Schutz und empfahl sonst im allgemeinen die Aufrechterhaltung der altherkömmlichen Kultusriten. Besonders hat er sich um die Abschaffung der seit uralter Zeit bestehenden, in der homerischen Gesellschaft bereits verflachten und fast abgeschafften, im Mutterlande aber immer noch geltenden Blutrache verdient gemacht, indem er die alten Sühnriten in eine konventionelle Form und zu allgemeiner Geltung gebracht hat (vgl. S. 237). Ebenso hat er die volkstümlichen Sprüche, die im 7. Jahrh. unter den Namen der Sieben Weisen umliefen, durch schriftliche Fixierung im delphischen Tempel sanktioniert und dies Siebentafelgesetz als Keim der weiteren ethischen Entwicklung in der östlichen Vorhalle aufgestellt. Der Gott hat also die altgriechische Frömmigkeit in seinen Schutz genommen, die unten näher zu besprechen sein wird.

Eine Sonderstellung hat auch die Demeterreligion, die in den eleusinischen Mysterien hervortritt. Obwohl Demeter, wie Dionysos, dem olympischen Götterstaate von Anfang an nicht angehört hat — denn alle beide gelten ja dem Homer als Bauerngötter —, hat sie nichtsdestoweniger oder vielmehr eben deswegen für die Hellenen eine größere religiöse Bedeutung gehabt als die meisten olympischen Götter. Die Mysterien von Eleusis waren ursprünglich ein Ackerbaufest, das von den adligen Geschlechtern in der thriasischen Ebene im Anschlusse an den Demeterkult gefeiert wurde, die auch, nachdem der Kult zum athenischen Staatskulte gemacht worden war, die Leitung behielten. Den großen Mysterien im Monat Boëdromion gingen rituelle Reinigungen, Fasten, Opfer und andere Vorbereitungen voran, die sich in Athen vollzogen und die daran Beteiligten zu Mysten machten, d. h. befähigt, an den eleusinischen Weihen teilzunehmen. Über den Vorgang und den Inhalt dieser Mysterien sind wir nicht genau unterrichtet: wir wissen, daß dort ein sakramentales Trinken des Gerstentrankes (κυκεών) stattfand und gewisse Riten unter Aussprechung ritueller Formeln stattfanden, und daß die Mysterien aus δεικνύμενα, δρώμενα und

λεγόμενα bestanden. Indessen darf man mit Sicherheit behaupten, daß sich darin kein dogmatisch belehrendes Element befand, sondern daß die Mysterien vielmehr auf die Gemütsstimmung wirkten, wie es auch Aristoteles bezeugt. Mehrere antike Schriftsteller bekunden, daß die Teilnahme an den Mysterien den Eingeweihten die Hoffnung einflößte, daß sie im Jenseits ein besseres Los haben würden als die Nichteingeweihten, vgl. Hom. Demeterhymn. 481 f. Pind. fr. 177 B[4]. Soph. fr. 753. Aristoph. Frö. 454 ff. Plat. Phaid. 69 C (vgl. S. 365). Dieser Trost beabsichtigte, die im Volksglauben existierenden beängstigenden Vorstellungen vom Jenseits zu beschwichtigen, und berührte sich insofern mit der Orphik, deren Einfluß auf die eleusinischen Mysterien doch, wenigstens in älterer Zeit, gewiß geringer war, als man ihn gewöhnlich anschlägt. Dagegen scheinen die eleusinischen Mysterien in der Zeit des religiösen Synkretismus gewisse dionysisch-orphische Elemente aufgenommen zu haben. Die große | Anziehungskraft der eleusinischen Mysterien scheint also vor allem in ihrer Wirkung auf Herz und Gemüt gelegen zu haben, und dadurch war die in ihnen hervortretende Religion besser als die offizielle befähigt, den Bedürfnissen der individuellen Frömmigkeit entgegenzukommen.

Dionysos ist nach allgemeiner Annahme ursprünglich ein nichtgriechischer, thrakischer Gott, dessen mystischer Kult den Zweck hatte, die Verehrer gottähnlich zu machen. Dies geschah durch Ekstase, die erreicht wurde durch wilde Tänze, lärmende Musik und orgiastischen Taumel, der seinen Höhepunkt in dem Essen des in dem Tiere inkarnierten Gottes fand. In diesem ekstatischen Zustande fühlten sich die Verehrer des Gottes voll, weil sie den Gott in sich hatten (ἔν-θεοι). Der urwüchsige thrakische Orgiasmus, der einen diametralen Gegensatz zu der griechischen Haupttugend σωφροσύνη, 'Verstand und Maß', bildete, ist unter dem Einflusse apollinischer Religion und hellenischer Kultur gedämpft und gemäßigt worden. In historischer Zeit hat indessen die Dionysosreligion in Griechenland einen neuen Sproß getrieben, nämlich die Orphik, die unten (S. 242 f.) näher zu besprechen ist.

Asklepios ist bei Homer kein Gott, sondern ein thessalischer Heros, d. h. die homerische Welt hat ihn nicht als Gott anerkannt. Außerhalb der homerischen Kultur mag er ein alter Gott gewesen sein, wenn er auch erst im 5. Jahrh. v. Chr. mehr bekannt wird; aber von da an wurde seine Bedeutung größer, und seine Heiligtümer in Kos, Epidauros und Pergamon erfreuten sich in der hellenistisch-römischen Zeit eines Weltrufes. Nach jenen Heiligtümern pilgerten, ganz wie nach den berühmten katholischen Wallfahrtsorten in moderner Zeit, Kranke aus der ganzen Welt, um Genesung zu gewinnen. Ihnen offenbarte sich der Gott in Träumen während des Tempelschlafes und verrichtete an ihnen seine Heilwunder. Bei den Ausgrabungen im Hieron des Asklepios zu Epidauros in den achtziger Jahren des 19. Jahrh. wurden zwei große Inschriftstelen gefunden, auf denen viele Wunderkuren aufgezeichnet waren (Dittenberger Syll.[3] 1168. 1169). Hier lernen wir den hilfreichen Gott kennen, dem nichts Menschliches fremd war. Er heilt die Blinden, Stummen, Lahmen, Neurastheniker und verrichtet noch merkwürdigere Wundertaten, er erbarmt sich aller, die ihn anrufen, vornehmer Leute nicht weniger als entlaufener Sklaven, und beschwichtigt auch kindliche Herzenssorgen. Er hat es verstanden, den Wunder- und Erlösungsglauben der hellenistisch-römischen Zeit zu befriedigen und zugleich den Bedürfnissen einer gesteigerten Humanität entgegenzukommen. Daß die Asklepiosreligion auch eine ethisch vertiefte Religiosität forderte, erhellt aus zwei Tempelinschriften; die eine stand am Asklepiostempel im Hieron von Epidauros und lautete: ἁγνὸν χρὴ ναοῖο θυώδεος ἐντὸς ἰόντα ἔμμεναι· ἁγνεία δ' ἐστὶ φρονεῖν ὅσια, und auf

dem Mosaikboden des Aesculaptempels zu Lambaesa stand: bonus intra, melior exi. Auch Asklepios greift über die nationalen Grenzen hinaus und strebt, ein Weltgott und ein Weltheiland zu werden.

Fremden Göttern gegenüber haben die Griechen eine große Toleranz gehegt. Es liegt im Wesen des Polytheismus, daß die Zahl der Götter unerschöpflich ist, und daß eine fremde, unbekannte Gottheit möglicherweise eine Spezialität haben kann, die unter den heimischen Göttern nicht vertreten ist. Ähnliche Reflexionen haben die Errichtung von Altären, die 'unbekannten Göttern' geweiht wurden, veranlaßt, da man sich scheute, einen zufällig nicht kennbar gewordenen Gott durch Auslassung zu kränken. (Der 'unbekannte Gott' ist unhellenisch; ENorden, Agnostos Theos, Lpz. 1913). Auch glaubten die Griechen, in den Göttern fremder Völker ihre eigenen Götter wiederzuerkennen. In diesem | Sinne schreibt Herodot: 'die Ägypter nennen nämlich den Zeus Ammon' ... 'der Pan heißt auf ägyptisch Mendes' ... 'Isis ist nach der Sprache der Hellenen Demeter' ... usw. Unter solchen Verhältnissen war es den fremden Göttern nicht schwierig, in Griechenland Eingang zu finden. Die meisten wurden freilich von Metöken und anderen Fremden in privaten, wenn auch den Hellenen zugänglichen Kultusvereinen verehrt, aber einige fremde Götter, wie Dionysos, die thrakische Bendis und der ägyptische Ammon, sind verhältnismäßig früh in Griechenland staatlich anerkannt worden. In der Zeit des religiösen Synkretismus haben mehrere ägyptische und orientalische Götter unter den Hellenen Heimatsrecht erworben. Das steht im Zusammenhange mit dem Verfalle der nationalen Religion, der Auflösung der antiken πόλις und dem regen geistigen Austausche zwischen den Völkern, die durch die Eroberungen Alexanders zusammengeführt wurden. Jene Götter kamen einem dringenden religiösen Bedürfnisse entgegen, und ihre Bedeutung soll daher im Zusammenhange mit der Darstellung der Religiosität der hellenistisch-römischen Zeit gewürdigt werden.

Denn bei den alten Griechen (wie auch bei den modernen) bestand die Hauptsache der Religion im Kultus, und die Ausübung des offiziellen Kultus war eine Sache des Staates, dem es oblag darüber zu wachen, daß die Kultusriten κατὰ τὰ πάτρια geübt wurden. Freilich darf man nicht vergessen, daß es in der griechischen Religion keine Dogmen gab: es stand einem jeden frei, über die Götter zu denken, wie er wollte, wenn nur nicht dadurch der Kult der Götter gefährdet wurde — denn in solchen Fällen kannten die Griechen keine Duldung. Wenn ein Anaxagoras, ein Protagoras, ein Sokrates wegen Religionsfrevels verfolgt, ja sogar zum Tode verurteilt wurden, trotzdem man ihnen nur theoretische Äußerungen über die Götter aufbürden konnte, so mag der Grund dazu teils darin liegen, daß der Volksinstinkt fühlte, wie verhängnisvoll jene Ansichten in ihren Konsequenzen für das Bestehen des nationalen Kultus seien, teils mag ihre Verfolgung durch persönliche, soziale und politische Verhältnisse beeinflußt worden sein, deren Tragweite wir freilich nicht mehr ermessen können.

Das Religionswesen ist in Griechenland von dem souveränen Staate übernommen worden. Freilich gab es auch Geschlechter- und Familienkulte, und es stand einem jeden (selbst Ausländern) frei, einem Kulte obzuliegen; aber die wichtigsten Kulte wurden doch von Staats wegen besorgt. Eine 'Staatskirche' gab es freilich nicht im alten Hellas; für die Griechen war die Religionspflege, d. h. der Kult, ein Teil des Staatswesens ohne eigene Selbständigkeit. Kein Wunder also, daß besonders die staatschirmenden Götter den Glückswechsel, den der Staat erlebte, mitgemacht haben. Eine innere oder äußere nationale Expansion hat dem Staatskultus neuen Glanz und Aufschwung verliehen, und von dem nationalen Unglücke werden auch

λεγόμενα bestanden. Indessen darf man mit Sicherheit behaupten, daß sich darin kein dogmatisch belehrendes Element befand, sondern daß die Mysterien vielmehr auf die Gemütsstimmung wirkten, wie es auch Aristoteles bezeugt. Mehrere antike Schriftsteller bekunden, daß die Teilnahme an den Mysterien den Eingeweihten die Hoffnung einflößte, daß sie im Jenseits ein besseres Los haben würden als die Nichteingeweihten, vgl. Hom. Demeterhymn. 481 f. Pind. fr. 177 B[4]. Soph. fr. 753. Aristoph. Frö. 454 ff. Plat. Phaid. 69 C (vgl. S. 365). Dieser Trost beabsichtigte, die im Volksglauben existierenden beängstigenden Vorstellungen vom Jenseits zu beschwichtigen, und berührte sich insofern mit der Orphik, deren Einfluß auf die eleusinischen Mysterien doch, wenigstens in älterer Zeit, gewiß geringer war, als man ihn gewöhnlich anschlägt. Dagegen scheinen die eleusinischen Mysterien in der Zeit des religiösen Synkretismus gewisse dionysisch-orphische Elemente aufgenommen zu haben. Die große | Anziehungskraft der eleusinischen Mysterien scheint also vor allem in ihrer Wirkung auf Herz und Gemüt gelegen zu haben, und dadurch war die in ihnen hervortretende Religion besser als die offizielle befähigt, den Bedürfnissen der individuellen Frömmigkeit entgegenzukommen.

Dionysos ist nach allgemeiner Annahme ursprünglich ein nichtgriechischer, thrakischer Gott, dessen mystischer Kult den Zweck hatte, die Verehrer gottähnlich zu machen. Dies geschah durch Ekstase, die erreicht wurde durch wilde Tänze, lärmende Musik und orgiastischen Taumel, der seinen Höhepunkt in dem Essen des in dem Tiere inkarnierten Gottes fand. In diesem ekstatischen Zustande fühlten sich die Verehrer des Gottes voll, weil sie den Gott in sich hatten (ἔν-θεοι). Der urwüchsige thrakische Orgiasmus, der einen diametralen Gegensatz zu der griechischen Haupttugend σωφροσύνη, 'Verstand und Maß', bildete, ist unter dem Einflusse apollinischer Religion und hellenischer Kultur gedämpft und gemäßigt worden. In historischer Zeit hat indessen die Dionysosreligion in Griechenland einen neuen Sproß getrieben, nämlich die Orphik, die unten (S. 242 f.) näher zu besprechen ist.

Asklepios ist bei Homer kein Gott, sondern ein thessalischer Heros, d. h. die homerische Welt hat ihn nicht als Gott anerkannt. Außerhalb der homerischen Kultur mag er ein alter Gott gewesen sein, wenn er auch erst im 5. Jahrh. v. Chr. mehr bekannt wird; aber von da an wurde seine Bedeutung größer, und seine Heiligtümer in Kos, Epidauros und Pergamon erfreuten sich in der hellenistisch-römischen Zeit eines Weltrufes. Nach jenen Heiligtümern pilgerten, ganz wie nach den berühmten katholischen Wallfahrtsorten in moderner Zeit, Kranke aus der ganzen Welt, um Genesung zu gewinnen. Ihnen offenbarte sich der Gott in Träumen während des Tempelschlafes und verrichtete an ihnen seine Heilwunder. Bei den Ausgrabungen im Hieron des Asklepios zu Epidauros in den achtziger Jahren des 19. Jahrh. wurden zwei große Inschriftstelen gefunden, auf denen viele Wunderkuren aufgezeichnet waren (Dittenberger Syll.[3] 1168. 1169). Hier lernen wir den hilfreichen Gott kennen, dem nichts Menschliches fremd war. Er heilt die Blinden, Stummen, Lahmen, Neurastheniker und verrichtet noch merkwürdigere Wundertaten, er erbarmt sich aller, die ihn anrufen, vornehmer Leute nicht weniger als entlaufener Sklaven, und beschwichtigt auch kindliche Herzenssorgen. Er hat es verstanden, den Wunder- und Erlösungsglauben der hellenistisch-römischen Zeit zu befriedigen und zugleich den Bedürfnissen einer gesteigerten Humanität entgegenzukommen. Daß die Asklepiosreligion auch eine ethisch vertiefte Religiosität forderte, erhellt aus zwei Tempelinschriften; die eine stand am Asklepiostempel im Hieron von Epidauros und lautete: ἁγνὸν χρὴ ναοῖο θυώδεος ἐντὸς ἰόντα ἔμμεναι· ἁγνεία δ' ἐστὶ φρονεῖν ὅσια, und auf

dem Mosaikboden des Aesculaptempels zu Lambaesa stand: bonus intra, melior exi. Auch Asklepios greift über die nationalen Grenzen hinaus und strebt, ein Weltgott und ein Weltheiland zu werden.

Fremden Göttern gegenüber haben die Griechen eine große Toleranz gehegt. Es liegt im Wesen des Polytheismus, daß die Zahl der Götter unerschöpflich ist, und daß eine fremde, unbekannte Gottheit möglicherweise eine Spezialität haben kann, die unter den heimischen Göttern nicht vertreten ist. Ähnliche Reflexionen haben die Errichtung von Altären, die 'unbekannten Göttern' geweiht wurden, veranlaßt, da man sich scheute, einen zufällig nicht kennbar gewordenen Gott durch Auslassung zu kränken. (Der 'unbekannte Gott' ist unhellenisch; ENorden, Agnostos Theos, Lpz. 1913). Auch glaubten die Griechen, in den Göttern fremder Völker ihre eigenen Götter wiederzuerkennen. In diesem | Sinne schreibt Herodot: 'die Ägypter nennen nämlich den Zeus Ammon' ... 'der Pan heißt auf ägyptisch Mendes' ... 'Isis ist nach der Sprache der Hellenen Demeter' ... usw. Unter solchen Verhältnissen war es den fremden Göttern nicht schwierig, in Griechenland Eingang zu finden. Die meisten wurden freilich von Metöken und anderen Fremden in privaten, wenn auch den Hellenen zugänglichen Kultusvereinen verehrt, aber einige fremde Götter, wie Dionysos, die thrakische Bendis und der ägyptische Ammon, sind verhältnismäßig früh in Griechenland staatlich anerkannt worden. In der Zeit des religiösen Synkretismus haben mehrere ägyptische und orientalische Götter unter den Hellenen Heimatsrecht erworben. Das steht im Zusammenhange mit dem Verfalle der nationalen Religion, der Auflösung der antiken πόλις und dem regen geistigen Austausche zwischen den Völkern, die durch die Eroberungen Alexanders zusammengeführt wurden. Jene Götter kamen einem dringenden religiösen Bedürfnisse entgegen, und ihre Bedeutung soll daher im Zusammenhange mit der Darstellung der Religiosität der hellenistisch-römischen Zeit gewürdigt werden.

Denn bei den alten Griechen (wie auch bei den modernen) bestand die Hauptsache der Religion im Kultus, und die Ausübung des offiziellen Kultus war eine Sache des Staates, dem es oblag darüber zu wachen, daß die Kultusriten κατὰ τὰ πάτρια geübt wurden. Freilich darf man nicht vergessen, daß es in der griechischen Religion keine Dogmen gab: es stand einem jeden frei, über die Götter zu denken, wie er wollte, wenn nur nicht dadurch der Kult der Götter gefährdet wurde — denn in solchen Fällen kannten die Griechen keine Duldung. Wenn ein Anaxagoras, ein Protagoras, ein Sokrates wegen Religionsfrevels verfolgt, ja sogar zum Tode verurteilt wurden, trotzdem man ihnen nur theoretische Äußerungen über die Götter aufbürden konnte, so mag der Grund dazu teils darin liegen, daß der Volksinstinkt fühlte, wie verhängnisvoll jene Ansichten in ihren Konsequenzen für das Bestehen des nationalen Kultus seien, teils mag ihre Verfolgung durch persönliche, soziale und politische Verhältnisse beeinflußt worden sein, deren Tragweite wir freilich nicht mehr ermessen können.

Das Religionswesen ist in Griechenland von dem souveränen Staate übernommen worden. Freilich gab es auch Geschlechter- und Familienkulte, und es stand einem jeden (selbst Ausländern) frei, einem Kulte obzuliegen; aber die wichtigsten Kulte wurden doch von Staats wegen besorgt. Eine 'Staatskirche' gab es freilich nicht im alten Hellas; für die Griechen war die Religionspflege, d. h. der Kult, ein Teil des Staatswesens ohne eigene Selbständigkeit. Kein Wunder also, daß besonders die staatschirmenden Götter den Glückswechsel, den der Staat erlebte, mitgemacht haben. Eine innere oder äußere nationale Expansion hat dem Staatskultus neuen Glanz und Aufschwung verliehen, und von dem nationalen Unglücke werden auch

die Götter betroffen. Bei der Eroberung der athenischen Burg durch die Perser soll die Burggöttin ihre Kultstätte verlassen haben; und andererseits haben Koloniegründungen, große Siege und die Aufnahme der Nichtbürger unter die Vollbürger dazu beigetragen, daß die nationale Religion gestärkt und der Kultus intensiver und reicher wurde. Bei sozialem Elende und politischen Niederlagen neigten sich die Herzen religiösen Vorstellungen und Gebräuchen zu, die der nationalen Religion fremd und unsympathisch waren. Kurz, die Verbindung zwischen Religionswesen und Staatswesen ist in Griechenland so eng, daß die Religion mit der griechischen πόλις steht und fällt.

Aus der innigen Verbindung zwischen Staatswesen und Religon läßt sich er-|klären, daß es in Griechenland, vielleicht von Delphoi abgesehen, keinen kastenartig abgeschlossenen Priesterstand gab. Schon in der Ilias bestellt die Gemeinde Hüter des Heiligtums und Besorger des öffentlichen Gottesdienstes. Selbst wenn die Priestertümer an gewisse adlige Geschlechter gebunden waren, hat sich ein privilegierter Priesterstand nicht entwickelt, sondern das Priestertum war ein Amt, gewöhnlich sogar eine Nebenbeschäftigung des Staatsbürgers. Es läßt sich leicht erkennen, was für eine ungeheure Bedeutung das Fehlen von Dogmen und einem Berufspriesterstande für die geistige Entwicklung Griechenlands gehabt hat. Dadurch wurde die Bildung einer Kirche verhindert, die die freie Entwicklung der hellenischen Kultur hätte beeinträchtigen können. Die Anfänge waren da, aber die weitere Entwicklung wurde durch die griechischen Siege in den Perserkriegen glücklich abgewendet.

Die Opposition gegen die offizielle Religion richtete sich auch weit mehr gegen die Mythen von den Göttern als gegen die religiösen Gebräuche. In den Mythen gab es ja vieles Barbarische und sittlich Anstößige, das sich mit einer vertieften ethischen Anschauung und mit einer vergeistigten Auffassung der Gottheit nicht vertrug, und diese waren nicht zum wenigsten durch das Epos mit der Religion unzertrennlich verbunden. Gegen solches haben die großen Dichter und Denker im Interesse der Religiosität einen mehr oder weniger schroffen Widerspruch erhoben. Xenophanes richtet sich gegen die anthropomorphistischen Vorstellungen von den Göttern: 'Wenn die Ochsen und Rosse und Löwen Hände hätten und malen könnten mit ihren Händen und Werke bilden wie die Menschen, so würden die Rosse roßähnliche, die Ochsen ochsenähnliche Göttergestalten malen und solche Körper bilden, wie jede Art gerade selbst das Aussehen hätte'. Auch die sittlichen Mängel der homerischen Götter wurden von Xenophanes gerügt: 'Alles haben Homer und Hesiod den Göttern angehängt, was nur bei Menschen Schimpf und Schande ist: Stehlen und Ehebrechen und sich gegenseitig betrügen'. Pindaros, Aischylos und Sophokles übten dagegen eine verhältnismäßig milde Kritik oder drückten die Augen zu; in einzelnen Fällen sind auch Umdichtungen in ethischem oder rationalistischem Interesse unternommen worden. Andere, wie z. B. Euripides, haben den unversöhnlichen Gegensatz zwischen den hellenischen Götterlegenden und dem sittlichen Bewußtsein des Menschen scharf und schroff hervorgehoben. Schon im 5. Jahrh. v. Chr. finden wir Ansätze zu einer allegorischen und euhemeristischen Mythendeutung, die in der hellenistischen Zeit so geläufig wird. Gefährlicher war die im 5. Jahrh. von den Sophisten aufgeworfene Frage nach dem Ursprunge der Religion, ob diese φύσει oder νόμῳ entstanden sei — eine Frage, die verschieden beantwortet wurde; aber im allgemeinen hat die Aufklärung und die Hervorhebung des sittlichen Bewußtseins den Kern der offiziellen Religion nur indirekt getroffen. |

II. KULTUS

Die Götter sind in der ältesten Zeit jeder für sich an Wohnstätten gebunden. Sehr alt ist indessen die Vorstellung von einem gemeinsamen Göttergarten an den Enden der Erde, an den Fluten des Okeanos, wo die Götter und auch die Heroen hausen. In den homerischen Gedichten begegnen uns indessen Vorstellungen von einem gemeinsamen Wohnplatze der höheren Götter. Aber selbst bei Homer ist diese Zentralisierung der Götter nicht völlig durchgeführt. Zeus wohnt zwar gewöhnlich auf dem Olymp, aber auch im Himmel (οὐρανόθεν καταβάς, vgl. αἰθέρι ναίων), zeitweise auch auf dem Idaberge. Auch befinden sich die olympischen Götter gelegentlich auf Wanderungen: in dem ersten Gesange der Odyssee begibt sich Poseidon zu den Äthiopen, um dort an einem Opfermahle teilzunehmen. Die tiefer stehenden Gottheiten, wie die Nymphen, bleiben auch bei Homer an bestimmte irdische Wohnplätze gebunden, und im volkstümlichen Kultus wird immer vorausgesetzt, daß die dort verehrten Götter in Bäumen, Steinen, Höhlen, Erdspalten und anderen Naturmalen wohnen. Verehrt wird die Gottheit dort, wo sie ansässig ist, oder wo sie sich sonst in einer auffälligen Weise offenbart, dies also gewöhnlich in einem sichtbaren Gegenstande.

Der Baumkultus war in Griechenland sehr verbreitet. In den Bäumen werden nicht nur Nymphen und Dryaden verehrt, sondern selbst olympische Götter. Die Zeuseiche in Dodona, Apollons Lorbeer in Delphoi, Athenas heiliger Ölbaum auf der Akropolis von Athen gehen wahrscheinlich auf alte Baumkulte zurück. In der mykenischen Zeit blühte der Baumkult sehr lebhaft. Im Kultus wurden die Bäume mit Kränzen, Winden und Weihgeschenken geschmückt. Wenn ein Baum, in dem das Numen wohnt, gefällt wird, so stirbt auch das göttliche Wesen (Hamadryade).

Die im Baume hausende Gottheit gibt sich in weissagender Kraft kund, die gewissen Bäumen zugeschrieben wird. Beispiele sind die heilige Eiche in Dodona, in deren Rauschen Zeus' Wille sich offenbarte, und der apollinische Lorbeer in Delphoi. Die Kraft des heiligen Baumes läßt sich auch auf seine Verehrer sakramental übertragen. Besonders gilt dies von dem Lygos (Weide), der der Artemis und der Hera vor allen heilig war. Nach einer ansprechenden Vermutung hatte die Geißelung der spartanischen Epheben ursprünglich den Zweck, die dem Baume innewohnende göttliche Kraft auf die Epheben zu übertragen, etwa wie der germanische 'Schlag mit der Lebensrute' oder die Neujahrs-strena im alten Rom, die die Kraft des neubegrünten Baumes (ursprünglich fing das römische Jahr am 1. März an) auf die damit begabte Person übertragen sollte.

Indessen bemerken wir ein Streben, den im Baume wohnenden Geist anthropomorphisch auszugestalten. Im dionysischen Kulte wird ein Baumstamm häufig mit einer bärtigen Maske ausgestattet. Weiter geht die Entwicklung, wenn, wie in Magnesia a.M. die rationalistisch gefärbte Kultlegende erzählt, eine vom Sturme zersplitterte Platane ein Dio|nysosbild in sich birgt, oder wenn im arkadischen Orchomenos Artemis κεδρεᾶτις ihr ξόανον in einer Zeder hatte (Paus. VIII 13, 2, vgl. auch kretische Münztypen, auf denen Götter in Bäumen sitzen, PGardner, Types of greek Coins, Lond. 1883, Pl. IX 18. 19).

Ein eigentlicher Tierkultus läßt sich in Griechenland in historischer Zeit kaum direkt nachweisen, indessen sind die Spuren eines alten Tierdienstes bestimmt und deutlich (vgl. o. S. 218). In historischer Zeit sind die Tiere, in denen man früher eine Gottheit wohnend dachte, begleitende Tiere der einzelnen Götter geworden. Ein Tier, das noch in historischer Zeit als Inkarnation göttlichen Wesens betrachtet

wurde, war die Schlange, das heilige Tier der chthonischen Mächte. Da indessen mehrere olympische Gottheiten verschiedene Funktionen der chthonischen Götter übernommen haben, so darf man sich nicht wundern, wenn z. B. Athena auf der Burg von Athen mit einer Schlange ausgestattet war (die freilich bei Pausanias als Erichthonius gedeutet wird) oder Zeus μειλίχιος als chthonischer Gott sogar in Gestalt einer Schlange dargestellt wurde (Reliefs aus dem Peiraieus, jetzt im Berliner Museum, vgl. JEHarrison, Proleg. S. 18, Abb. 1. 2). Als uralter chthonischer Gott wird Asklepios mit der Schlange verbunden: Schlangen wurden in den Asklepieen gehalten und spielten bei den Heilungen öfters eine aktive Rolle, ja der Gott wurde bisweilen sogar mit einer Schlange identifiziert. Ein merkwürdiges Beispiel von Schlangenverehrung bietet der Kult des elischen Sosipolis, der in Olympia sowohl als Kind wie als Schlange verehrt wurde, Paus. VI 20, 2ff. Auch die Erinyen hatten anfänglich Schlangengestalt: diese Vorstellung ist noch bei Aischylos (Eumen. 126) festgehalten. Die Erinyen sind ja auch wahrscheinlich ursprünglich eine Generalisierung der rächenden Macht der Seelen der Verstorbenen; und im Toten- und Heroenkultus begegnen wir Schlangen auf Schritt und Tritt.

Die große Bedeutung, die verschiedene Tiere im Volksglauben hatten, läßt sich in vielen Fällen auf eine Zeit zurückführen, in der die Tiere göttlich verehrt wurden. Bei Städtegründungen folgte man oft der Leitung eines göttlichen Tieres, das die Stätte der neuen Ansiedlung auf irgendwelche Weise bezeichnete. Im Aberglauben haben die Tiere, besonders als Vertreter der chthonischen Mächte, immer eine bedeutende Rolle gespielt.

Ferner offenbart sich die Gottheit auch in rohen Steinen, ἀργοὶ λίθοι, von denen man öfters glaubte, daß sie vom Himmel herabgefallen seien. So wurde Herakles zu Hyettos in Böotien als ἀργὸς λίθος verehrt, ebenso Eros in Thespiai und die Chariten zu Orchomenos, d. h. ein Steinfetisch wurde später mit dem betreffenden Lokalgotte in Beziehung gesetzt, wie der Meteorstein der Kaaba mit Mohammed. Bei Mantineia in Arkadien wurde vor Jahren ein Stein gefunden mit der Inschrift Διὸς κεραυνοῦ (IGA. 101), was wohl bezeichnen soll, daß der betreffende Stein nach dem Volksglauben mit dem Blitze vom Himmel gefallen war. Ein im Jahre 405 v. Chr. gefallener Meteorstein genoß bei den Chersonesiten noch zur Zeit Plutarchs (Lys. 12) göttliche Verehrung.

Solche Steine besaßen eine magische Kraft, die in primitiven Zeiten gewiß bedeutend größer und unheimlicher war, als wir in unserer Überlieferung erkennen können. Wahnsinnige, die darauf saßen, wurden geheilt, und die von Blutschuld Beladenen gereinigt; auf solchen Steinen wurden auch mitunter Eidschwüre geleistet, und man schrieb ihnen sogar eine prophetische Kraft zu. Derartige Steine wurden öfters wie Menschen gesalbt und in Kleider gewickelt. |

Mehrere Vorstellungen, die an heiligen Steinen hafteten, sind dann auf die ältesten Kultbilder übertragen worden, die vom Himmel gefallen sein sollten und von einer unheimlichen Magie umgeben waren. Wie die heiligen Steine, so wurden auch die alten Schnitzbilder (ξόανα) gesalbt und bekleidet. Andererseits sind auch einige Vorstellungen von den heiligen Steinen auf die Altäre übertragen worden. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß sowohl die ξόανα wie die Altäre sich aus ἀργοὶ λίθοι entwickelt haben.

Das Schwergewicht der griechischen Religion liegt im Kultus, besonders im Opferkultus. Aber neben dem Kultus, teilweise auch mit ihm gemischt, tritt noch eine andere religiöse Erscheinung hervor, nämlich Magie oder Zauberwesen, das gewiß älter ist als der Götterkultus. Der homerische Geist hatte mit dem Zauberwesen gründlich aufgeräumt: die homerischen Gottheiten sind rein menschlich.

Durch die **homöopathische** (sympathische) **Magie** sucht man eine gewünschte Wirkung hervorzubringen, indem man jene Wirkung nachahmt. Wenn es an Regen fehlt, ermuntert man die Naturkraft und hilft ihr, indem man künstlichen Regen mit Blitz und Donner macht, und ebenso glaubt man durch eine künstliche Sonne der abnehmenden Kraft der natürlichen Sonne zu helfen. Am Heiligtume des Zeus Lykaios in Arkadien brach der Zeuspriester bei langwährender Sonnenhitze und großer Dürre einen Eichenzweig und tauchte ihn in eine Quelle hinein. Bald konnte man wahrnehmen, wie das Wasser der Quelle brodelte und aus der Quelle ein Dampf emporstieg, der sich in Wolken verdichtete, um sich dann über die arkadische Landschaft in einem erfrischenden Regen zu ergießen. In Krannon in Thessalien gab es ein großes Gefäß, das auf einem ehernen Wagen mit vier Rädern stand, und auf dem Gefäße saßen zwei plastische Raben. Bei Dürre wurde der Wagen (wahrscheinlich war das Gefäß vorher mit Wasser gefüllt worden) unter Gebet heftig hin- und herbewegt. |Das war ein Regenzauber, der den Zweck hatte, Regen herbeizuführen. Durch verschiedene magische Vorgänge, die freilich in den uns bekannten Fällen mit Opfern verbunden waren, konnte man die Winde beschwichtigen (Paus. II 34, 2. Plut. Symp. VII 2, 2) oder herbeirufen (Keos, Kallim. Kydippe). Die Gentilnamen Ἀνεμοκοῖται in Korinth und Εὐδάνεμοι in Athen weisen auf eine solche zunftartige Beschäftigung hin. Ein in die Heldensage eingedrungener Vertreter der sympathischen Magie ist Salmoneus, der den Blitz des Zeus nachmacht, ebenso der Aiolos der Odyssee, der die Winde fesselt. Selbst in den Votivgeschenken spielt die homöopathische Magie eine größere Rolle, als man gewöhnlich annimmt, nicht nur im Altertume, sondern auch in der Neu|zeit. Einen prägnanten Ausdruck hat diese Anschauung gefunden in Heines 'Wallfahrt nach Kevlaar':

> 'Und wer eine Wachshand opfert, dem heilt an der Hand die Wund',
> Und wer einen Wachsfuß opfert, dem wird der Fuß gesund.'

Im Aberglauben wird die homöopathische Magie häufig benutzt, z. B. wenn bei Liebeszauber ein Wachsbild des Geliebten ins Feuer geworfen wird (Theokr. Id. 2).

Gewisse Personen, Gegenstände, Örtlichkeiten sind immer oder zu gewissen Zeiten besonderen Vorschriften und Vorsichtsmaßregeln unterworfen, z. B. die Frauen während der Menstruation und bei der Geburt eines Kindes, ferner das neugeborene Kind, der kranke Mensch und die Leiche, ferner besonders das Blut, aber auch andere Teile des menschlichen Körpers, z. B. der Kopf und die Haare, auch Kleider und Waffen unter gewissen Umständen, gewisse Tiere, Bäume, Pflanzen und Örtlichkeiten; für das primitive Denken ist auch die Sünde und selbst der Fluch etwas Ansteckendes, ein μίασμα. Das, von dem besondere Reinheits- und Heiligkeitsvorschriften gelten, wird oft mit einem polynesischen Worte **tabu** genannt, d. h. etwas, das gemieden werden soll. In einer entwickelten Religion wie der griechischen hat sich der Begriff in das Heilige und das Unreine gespalten; die Grenzen zwischen beiden Begriffen sind öfters fließend: heilig (ἱερός) ist, wie die Etymologie lehrt, was eine göttliche **Kraft** einschließt. Gemeinsam für das Heilige und das Unreine ist die Scheu vor seiner Berührung, aber gegenüber dem Heiligen wird die Scheu zur Ehrfurcht, gegenüber dem Unreinen zum Abscheu.

Wer sich gegen die Reinheits- und Heiligkeitsgesetze versündigt und sich so ein Miasma zugezogen hat, muß gereinigt, entsühnt werden. **Reinigungsmittel** sind besonders Wasser und Feuer, aber auch Schwefel, Weihrauch u. dgl. Aseptika. Mit Wasser reinigte man sich von sowohl leichteren wie schwereren Verunreinigungen; | als besonders kräftig galt Meerwasser und Quellwasser, im allgemeinen 'lebendiges', d. h. fließendes Wasser, also auch Wasserleitungswasser. Am Eingange zu den

Tempeln stand öfters ein περιρραντήριον, Weihwasserbecken, und in gewissen Bestimmungen über Eintritt in die Heiligtümer wird vorgeschrieben, daß man sich von verschiedenen Arten von Tempeltabu mit solchem Weihwasser reinigen soll. Derselbe Brauch wurde vor dem Gebete und vor der Opferdarbringung beobachtet. Auch bei Todesfällen stand an der Haustür ein Wassergefäß, aus dem sich die Herausgehenden besprengten, um sich von dem Todestabu zu reinigen. Lustration durch Feuer ist in der italischen Religion besser bezeugt als in der griechischen; indessen besitzen wir auch aus Griechenland für diese Sitte einige Belege, z. B. im sog. homerischen Demeterhymnos (v. 239), wo von Metaneira als Erzieherin des eleusinischen Demophon gesagt wird: νύκτας δὲ κρύπτεσκε (sc. αὐτόν) πυρὸς μένει ἠΰτε δαλόν. Eine Kombination von Wasser- und Feuerlustration ist die Sitte, einen Feuerbrand in das Lustrationswasser einzutauchen. Daß das Miasma auf das Feuer übertragen werden konnte, erhellt aus der in Griechenland vielfach bezeugten Sitte, bei Todesfällen das Feuer des häuslichen Herdes zu löschen und neues Feuer zu holen. Übertragen wird das Miasma häufig auf ein Tier (besonders auf ein Ferkel) und sogar auf Menschen, wie es z. B. mit den athenischen und ionischen φάρμακοι (καθάρματα) der Fall war. Sündenbock ist der bei uns übliche, aus dem Alten Testamente genommene Ausdruck.

Auf der Stufe des Opferkultus tritt zu diesen und anderen Lustrationsmitteln auch das Sühnopfer hinzu, das freilich öfters in Verbindung mit anderen Sühnmitteln steht.

Magisch wirkt das Sakrament, durch das die Übertragung eines mit Heiligkeit erfüllten Gegenstandes und seiner Kräfte auf die Menschen erzielt wird. Allgemein bekannt ist das dionysische Sakrament, bei dem die Inkarnation des Dionysos von den Verehrern des Gottes zerrissen und roh verzehrt und die Essenden ἔνθεοι wurden, vgl. o. S. 226. Als ein anderes Sakrament darf man wohl mit Recht die διαμαστίγωσις der Epheben in Sparta ansehen. Auch bei den Dieipolieia (Buphonien) in Athen vollzog sich ein Sakrament, denn das Tier, das dort gegessen wurde, war nicht ein gewöhnliches Opfertier, weil sein Tod als ein Mord aufgefaßt wurde. |

Der Kultus der Hellenen ist, wie oben gesagt wurde, hauptsächlich Opferkultus. Auf einer primitiven Religionsstufe, die sich freilich durch das ganze Altertum verfolgen läßt, begießt man die Fetischsteine mit Öl (z. B. Paus. X 24, 6. Theophr. Charact. 16). Bei gewissen Völkern wirft man ganz einfach das Opfer an einer Stätte hin, wo die Götter (oder vielmehr die Dämonen) hausen. Von einer derartigen Sitte hat sich ein Überbleibsel auch in den griechischen Meeresopfern erhalten, bei denen Pferde, Stiere und sogar Menschen ins Meer geworfen wurden. Indessen ist der griechische Opferkultus vorzugsweise an Altäre gebunden. Die Tempel sind nur Götterwohnungen, und darin konnten schon aus praktischen Rücksichten nur feuerlose Opfer dargebracht werden, während die eigentliche Opferstätte vor dem Tempel stand. Oftmals hat man sich auch mit einem Altare ohne hinzugehörenden Tempel begnügt; denn Altar ist das Primitive und Notwendige, Tempel das Sekundäre und Akzessorische. Der Hain ist die älteste Stätte der Verehrung.

Die Vorstellung, daß die Götter sich zum Opfermahle begeben, tritt nicht selten in der Literatur zum Vorschein, z. B. Hom. Ψ 205 ff. α 22 ff. Man versucht auch die Götter zum Opfer heranzulocken (vgl. Sen. N. Q. II 49, 3). Schon die Errichtung eines Altars oder Opfertisches ist ein Anlockungsmittel, ebenso die Aufstellung eines Götterbildes, eines Sessels oder eines Lagers, wobei auch der Gedanke nahelag, die Gottheit dauernd dort zu fesseln. Der Gott wird durch einen ὕμνος κλητικός zu

kommen geladen und nach vollbrachtem Opfer durch einen ὕμνος ἀποπεμπτικός auf den Rückweg geleitet. Jede ἐπίκλησις ist ein solches Anrufungsmittel; die Häufung der ἐπικλήσεις garantiert, daß man den Gott irgendwo sicher antrifft. Diese primitive Auffassung hielt sich lange, auch seitdem ihre Voraussetzungen nicht mehr da waren. Feueropfer konnten nämlich die Götter empfangen, ohne ihre himmlische oder olympische Stätte zu verlassen: denn im Dampfe, der gen Himmel emporsteigt, wird ja die Quintessenz den Göttern dargeboten.

Ein Altar ist gewöhnlich eine sich über den Boden erhebende Opferstätte. Primitive Altäre sind rohe Feldsteine (die von Fetischsteinen wohl kaum zu unterscheiden sind) oder Erhöhungen, die aus Asche oder Opferresten entstanden sind. In ländlichen Kulten waren auch Erd- oder Rasenaltäre üblich. Bisweilen wurde ein natürlicher Felsen zu einem Altare zurechtgemacht, und nicht selten bestand der Altar aus angehäuften Steinen. Viel häufiger waren aber die regelmäßig aufgebauten Steinaltäre, sei es aus Bruchsteinen, Ziegeln oder Quadersteinen. Gewöhnlich war der Grundriß viereckig, selten kreisrund oder elliptisch. — Neben den Altären gab es auch Opfertische, die besonders für unblutige Opfer geeignet waren. Solche Opfertische finden wir besonders im dionysischen Kulte.

Der allgemeine Ausdruck für 'Altar' war βωμός (zu βη-, βαίνειν, also eigentlich erhöhte Stufe, wie auch in der Ilias bei den 'Wagenständen'), daneben gab es auch einen mehr speziellen Namen, ἐσχάρα. Die ἐσχάραι waren niedrige Altäre, die im Heroenkultus besonders häufig waren und auch auf Heroenreliefs abgebildet sind. — Im Kultus der chthonischen Götter gab es eine andere Art von Opferstätten, βόθροι, | 'Opfergruben', durch die gewisse Flüssigkeiten, wie Blut, Wasser, Honig, hinabgegossen wurden als Trank für die Unterirdischen. Die Worte βωμός und ἐσχάρα werden in klassischer Zeit nicht streng auseinandergehalten, erst die theologisierende Richtung der Spätantike führte den Unterschied scharf durch: Porphyr. de antro nymph. 6, τοῖς γὰρ Ὀλυμπίοις θεοῖς ναούς τε καὶ ἕδη καὶ βωμοὺς ἱδρύσαντο, χθονίοις τε καὶ ἥρωσιν ἐσχάρας, ὑποχθονίοις δὲ βόθρους καὶ μέγαρα. Zumal waren die Grenzen zwischen den Olympiern, den Heroen und den Unterirdischen fließend. So opferte man dem phokischen Heros ἀρχηγέτης (Paus. X 4, 10) in der Weise, daß man das Blut durch ein Loch in sein Grab herabfließen ließ, und dies scheint, nach den archäologischen Funden zu urteilen, gewöhnlich gewesen zu sein bei den Opfern an den Gräbern gewöhnlicher Sterblicher. Die großen Tonvasen, die am Dipylonfriedhofe bei Athen gefunden sind, waren freilich σήματα ἐπιτύμβια, aber ursprünglich Gefäße für Totenlibationen: und in der Tat haben jene großen Dipylongrabkratere unten ein Loch, durch das die Gießopfer ins Grab hinabfließen sollten. Man vergleiche die 'Opfergruben', durch die den chthonischen Mächten flüssige Opfer dargebracht wurden.

Die Opfer waren sehr verschiedenartig: man unterscheidet unblutige (Brot, Backwerk, Früchte u. dgl.) und blutige; feuerlose und Opfer, bei denen das Geopferte vom Feuer verzehrt wurde; nach einer anderen Einteilung zerfallen die Opfer in sakramentale, bei denen man durch das Essen die Gottheit in sich aufnimmt, Speiseopfer, wo sowohl der Gott wie die Verehrer das Opfer gemeinsam genießen, und Gabenopfer, wo das Geopferte der Gottheit allein überlassen wird. Eine besondere Art von Gabenopfern bilden die σφάγια oder θυσίαι ἄγευστοι, wo das Opferfleisch unter keinen Umständen von den Opfernden gegessen werden durfte, weil es Tabu, den Empfängern ganz und gar geweiht war.

Die Opferbestimmungen waren in verschiedenen Kulten verschieden. In einigen Kulten durften nur unblutige Opfer dargebracht werden, in anderen nur νηφάλια,

weinlose Opfer. In einigen Kulten durften Tiere geopfert werden, die in anderen nicht erlaubt waren; meistens sollten nur vollkommene und gesunde Tiere ausgewählt werden, aber in gewissen Kulten gab es Ausnahmen von dieser Regel. Wichtig war besonders die Farbe, und hier ist, je nachdem weiße oder schwarze Tiere olympischen oder chthonischen Göttern geopfert wurden, der Grund des Ritus klar. Auch in betreff des Geschlechtes der Opfertiere gelten an verschiedenen Orten verschiedene Bestimmungen. Wie mehrere Votivreliefs und literarische Nachrichten bezeugen, stand neben dem Altare öfters ein Inschriftstein oder eine Inschrifttafel, die die Opferbestimmungen enthielt. Dem eigentlichen Sinne dieser verschiedenartigen Opfergebräuche nachzugehen, wäre eine vergebliche Mühe; denn sie sind in lokalen und zufälligen Verhältnissen begründet, die sich unserer Kenntnis entziehen.

Der Kultus ist immer konservativ und fordert, daß der Ritus κατὰ τὰ πάτρια vollzogen wird. Indessen gibt es in bezug auf die Opfer einen gewissen Unterschied zwischen den chthonischen und anderen Kulten, indem der chthonische Kult konservativer ist als die anderen und keine Veränderungen erlaubt. Im Kult der chthonischen Götter durfte weder Wein noch Öl geopfert werden, wahrscheinlich weil die chthonischen Riten zu einer Zeit ausgebildet waren, als es weder Wein noch Öl gab. Im Totenkulte aber, der mit den chthonischen Kulten enge Berührungen hatte, wurde Wein und Öl geopfert: man spendete den Toten das, woran sie sich | im Leben gewöhnt hatten, und deshalb wurde der Inhalt der Totenopfer im Zusammenhange mit den Fortschritten der Kultur verändert.

Der Altar ist das Zentrum eines heiligen Bezirks (τέμενος); an den Altar schließen sich die übrigen dort befindlichen Gebäude und heiligen Gegenstände als etwas Sekundäres an. Dahin gehört zuerst das Götterbild, das bisweilen im Freien steht, öfters aber in einem für die Aufhebung des Götterbildes geschaffenen Hause, dem Tempel. Sonst wird der heilige Bezirk durch allerlei Weihgeschenke gefüllt, für die in Olympia und in Delphoi sogar besondere sog. Schatzhäuser errichtet wurden. Der heilige Bezirk war gegen die Außenwelt gewöhnlich durch eine περίβολος-Mauer abgeschlossen. Für den Eintritt in den heiligen Bezirk galten Tabubestimmungen, die an verschiedenen Orten verschieden waren. Als allgemeine Regel galt, daß innerhalb des heiligen Bezirks niemand weder geboren werden noch sterben durfte. Unter den außerhalb der Heiligtümer gelegenen Tempelgütern, die meistens verpachtet wurden, gab es bisweilen ein der Gottheit besonders geweihtes Land, das nicht angebaut werden durfte. Aus der Geschichte bekannt ist das dem Apollon geweihte krisäische Feld.

Der Tempel war die Wohnung des Götterbildes und also ein wahres 'Gotteshaus' (vgl. Bd. I² 510), insofern als die Gottheit, dem Götterbilde innewohnend, dort hauste. Das Kultbild stand gewöhnlich im eigentlichen ναός (Cella); μέγαρον bezeichnet öfters ein den chthonischen Göttern geweihtes Kultlokal. In manchen Kulten lag hinter der Cella ein ἄδυτον, das nur von den Priestern zu gewissen Zeiten betreten werden durfte. Auch die Cella, wo das Kultbild in der Regel stand, war in bestimmten Kulten nur den Priestern oder Kultusbeamten zugänglich, während in einigen Kulten der Eintritt in den Tempel für das große Publikum auf gewisse Zeiten beschränkt war, ja es gab sogar Tempel und heilige Bezirke, die nur einmal jährlich geöffnet wurden. In der Regel waren aber die Tempel den Besuchern täglich zugänglich, doch gab es mitunter Gitterwerk oder andere Vorrichtungen, die das Volk hinderten, dem Kultbilde zu nahe zu treten. Vor dem Kultbilde stand gewöhnlich ein Opfertisch oder Altar für unblutige Opfer. Übrigens waren in den Tempeln allerlei Weihgeschenke

aufbewahrt, öfters so zahlreich, daß der Tempel den Anblick eines Museums darbot. Vgl. z. B. die Beschreibung des Pausanias von dem Heratempel in Olympia. Gewöhnlich war ein Tempel einer einzigen Gottheit gewidmet, aber es gab auch Tempel mit zwei oder mehreren göttlichen Inhabern (σύνναοι, σύμβωμοι). Auch gab es Doppeltempel, die unter demselben Dache zwei räumlich abgesonderte Kulte enthielten. Ein gutes und allgemein bekanntes Beispiel eines solchen Doppeltempels bietet das Erechtheion auf der Akropolis von Athen. Die griechischen Tempel waren Götterwohnungen und nicht für größere Versammlungen der Gemeinde eingerichtet. Sie hatten auch einen ganz anderen Zweck als die christlichen Kirchen, denn im antiken Kultus fehlte Predigt und gemeinschaftliche Erbauung. Eine Ausnahme bildeten die Mysterientempel, z. B. das Telesterion zu Eleusis, das zur Aufnahme einer großen Menge Menschen eingerichtet war, aber die | Mysterien brauchten ja gerade für ihre Feier einen gegen die Umwelt abgeschlossenen Raum.

An den **Kultbildern** hafteten oftmals magische Vorstellungen. Zwar ist das Götterbild eigentlich nur ein mehr oder weniger zufälliger Aufenthaltsort der Gottheit, aber in der Praxis lag es sehr nahe, die Gottheit mit dem Kultbilde zu identifizieren. Die magischen Vorstellungen von gewissen Kultbildern wurden gesteigert, wenn man von ihnen erzählte, daß sie wie Meteore direkt vom Himmel heruntergefallen seien. Wie das Alter oftmals eine größere Würde verleiht, so wurden besonders altertümliche und rohe Schnitzbilder mit magischen Wirkungen ausgestattet gedacht, ganz wie noch heute im Süden und Osten (Rußland) altertümlichen und häßlichen Madonnabildern eine besondere Heiligkeit zugeschrieben wird; und in der Tat wußte man von der Wundertätigkeit gewisser Kultbilder zu erzählen.

Im griechischen Kultus bringt man den Göttern Opfer, Weihgeschenke und andere Verehrungen in der Absicht, von ihnen etwas zurückzubekommen. Das Prinzip ist also: do ut des. Die homerischen Gebete enthalten nicht selten die Begründung eines Rechtsanspruches, und Platon charakterisiert (Euthyphron 14 E) die offizielle Frömmigkeit in folgender Weise: ἐμπορικὴ ἄρα τις ἂν εἴη τέχνη ἡ ὁσιότης θεοῖς καὶ ἀνθρώποις παρ' ἀλλήλων. Noch deutlicher sprechen in den Weihinschriften die Verehrer selber ihre Gesinnung aus, z. B. in einer Weihinschrift aus der Akropolis von Athen:

Φαρθένε, ἐν ἀκροπόλει Τελεσῖνος ἄγαλμ' ἀνέθηκεν,
Κήτ(τ)ιος, οἷ χαίρουσα διδοίης ἄλ(λ)ο ἀναθεῖναι (IGA. IV 373 [331] p. 131).

Wenn in diesem und anderen ähnlichen Fällen die Dankbarkeit der Götter für die ihnen erwiesene Wohltat vorausgesetzt wird, so begründen unzählige andere Weihinschriften die Votivgabe durch die Erfüllung eines Gelübdes (εὐχή). Wenn also gewöhnlich ein Tauschhandel zwischen Menschen und Göttern stattfand, so soll damit nicht gesagt werden, daß nicht in einzelnen Fällen das Verhältnis zwischen den Göttern und ihren Verehrern mehr innerlich und sittlich begründet war. Das gehört aber in den Abschnitt über die individuelle Frömmigkeit.

Einen wichtigen Teil des griechischen Kultus bilden die **rituellen mimischen Aufführungen**. In diesen steckt ursprünglich viel Magie und Zauberei, besonders in den mit gewissen ländlichen Kulten verbundenen rituellen Aufzügen, die einen ursprünglichen Vegetations- und Wetterzauber enthalten. Die bekannten Phallosumzüge bezweckten die Fruchtbarkeit der Äcker, und die Aufzüge von Leuten mit Tiermasken und anderen tierischen Attributen enthielten eine sympathische Magie, denn die dort auftretenden Leute stellten in Tiergestalt gedachte Vegetationsdämonen dar. Ähnlich verhielt es sich mit den dionysischen Umzügen, in denen Leute als Dionysos und sein Gefolge, Satyrn, Seilene u. dgl. kostümiert auftraten, Gebräuche, aus

denen sich das griechische Drama entwickelt hat. Die lakonischen Karneien hatten den Zweck, den Erntesegen einzufangen; sie lassen sich mit manchen modernen Erntegebräuchen vergleichen.

Mehrere dramatische *Aufführungen* schlossen sich an die heilige Kultlegende an, in denen die Einrichtung des Kultes und die Taten und Leiden des Gottes dargestellt wurden. Solche Aufführungen paßten vorzüglich zu den Heroenkulten, aber wir finden sie auch in den Götterkulten, besonders in denen des Dionysos und der Demeter. Die Leiden, Taten und Abenteuer des Dionysos lieferten für dramatische Aufführungen einen reichlichen Stoff; und was Demeter betrifft, so wurden | bei den großen eleusinischen Mysterien die Entführung der Kore, das Suchen ihrer Mutter und die Rückkehr der Kore dramatisch vorgeführt.

Der ursprüngliche Sinn einer derartigen rituellen Aufführung ist manchmal schwer zu erkennen. Einerseits reicht in vielen Fällen das überlieferte Material nicht aus, andererseits haben sich hier, wie auch sonst im Kultus, mehrere Schichten religiöser Vorstellungen übereinander gelagert. So gehörten die Anthesterien in Athen eigentlich nicht dem Dionysos: sie waren ursprünglich für die Geister der Verstorbenen eingerichtet und sind dann in den dionysischen Kultus eingereiht worden. Auch die überlieferten Kultlegenden helfen uns wenig, den ursprünglichen Sinn eines Ritus zu erkennen; denn sie sind, da man den ursprünglichen Sinn des Ritus nicht mehr verstand, rationalistisch umgedeutet worden. Wenn also manche Kultlegenden aus dem rituellen Brauche entstanden sind, so muß andererseits betont werden, daß manche rituellen Aufführungen und Gebräuche reine Dramatisierungen eines Mythus waren.

Trotz des starken homerischen Einflusses leben viele religiöse Vorstellungen und Gebräuche fort, die bei Homer wenig hervortreten oder gar unterdrückt sind. Die chthonischen Mächte, zu denen auch die Heroen zu rechnen sind, empfangen, wie sie es seit uralten Zeiten getan haben, ihre Opfer und bringen aus der Tiefe ihren Verehrern Erntesegen, Leben und Gedeihen des Viehs und der Menschenkinder. Der *Seelenkult*, von dem wir bei Homer nur Rudimente finden, blüht, von homerischen Anschauungen unberührt, fortwährend auf dem griechischen Festlande und verlangt reichliche Grabesopfer. Wenn bei Homer die Toten nur 'Schatten' und 'kraftlose Häupter' sind, ohne Realität — denn Realität kommt allein dem irdischen Dasein zu —, so besitzen im Volksglauben die Toten noch starke Kraft sowohl zum Segnen wie zum Schaden. Wenn der Verstorbene nicht die üblichen Pietätsopfer empfängt, die ihm die Fortdauer seiner Existenz sichern, so zürnt die Seele, geht als Gespenst um und ist imstande, sowohl den nächsten Verwandten wie der Nachbarschaft, ja dem ganzen Gaue zu schaden. Deshalb mußten die nächsten Verwandten den Totenkult pietätvoll pflegen, also Totenklage halten und neben den Begräbnisopfern Gaben in das Grab mitbringen, die der Verstorbene zu seinem dort fortgesetzten Leben nötig hatte; auch mußten nach dem Begräbnisse zu regelmäßig wiederkehrenden Zeiten Totenopfer am Grabe dargebracht werden. In Athen feierte man alljährlich in den Anthesterien ein *Allerseelenfest*, bei dem man die Seelen bewirtete, die dann, wie man glaubte, ihre alten irdischen Stätten aufsuchten; und am Schlusse des Seelenfestes wurden die Seelen aus der Stadt feierlich ausgetrieben mit den Worten: θύραζε, Κῆρες, οὐκ ἔτ' Ἀνθεστήρια.

Manches in dem ursprünglichen Totenkultus wurde mit der Zeit durch die bürgerliche Gesetzgebung gemildert, namentlich der übertriebene Begräbnisluxus, der die ökonomischen und sozialen Interessen schädigte. Auch wurde unter dem Einflusse der vom homerischen Geiste getragenen Kultur der alte Glaube an die Kraft der ab-

geschiedenen Seelen abgeschwächt. Das gilt besonders von Attika, während sich in anderen Landschaften, wie Böotien und Lakonien, der alte Seelenglaube und Totenkultus noch kräftig erhielten. Die attischen Grabschriften reden nicht von einem Fortleben im Jenseits: wenn sie sich nicht auf das Allernotwendigste beschränken, erzählen sie gern, wie schön, wie edel, wie tapfer, wie jung der Verstorbene war — und doch mußte er sterben! Der Wanderer wird gebeten, am Grabe eine Weile zu rasten und das traurige Los des Verstorbenen zu beklagen. Die attischen | Grabreliefs aus dem 5. und 4. Jahrh. atmen keine Grabesluft und zeigen keine Anthesteriengespenster, in ihnen offenbart sich der homerische Geist nicht weniger als in der Leichenrede des Perikles. Platon bezeugt, daß zu seiner Zeit die meisten Leute glaubten, mit dem Leibe verfalle auch die Seele dem Tode; daß aber der alte Seelenglaube in Attika nicht ganz ausgestorben war, lehrt er (Phaid. 81 C.D), indem er erzählt, daß im Volksglauben die Seelen der Bösen um die Gräber unstät umherirrten, und solche ψυχῶν cκιοειδῆ φαντάcματα sind auch öfters auf attischen λήκυθοι (Totenvasen) abgebildet. Außerdem bestand in den Familien der Seelenkult selbst dann noch, wenn man theoretisch den alten Seelenglauben aufgegeben hatte. Daß der Glaube an die Realität der zürnenden Seele in Attika noch gegen das Ende des 5. Jahrh. Geltung hatte, wird durch Antiphons Reden in Mordprozessen hinreichend bezeugt.

Nach alter Anschauung irren die zürnenden Seelen umher und verlangen Genugtuung. Besonders gilt dies von den Seelen der Ermordeten, die nicht nur die Mörder verfolgen und peinigen, sondern auch die Hinterbliebenen, denen die Blutrache als heilige Pflicht obliegt, quälen, bis der Mord gesühnt und die zürnenden Seelen versöhnt sind. Aus diesen zürnenden Seelen bilden sich die Vorstellungen von Dämonen mit verschiedenen Namen, Keren, Erinyen, Seirenen u. dgl., die in Vogelgestalt durch die Luft fliegen, etwa wie das germanische 'wilde Heer'. So geht die Blutrache auf religiöse Motive zurück, denn die Seele des Ermordeten verlangt das Blut des Mörders, aber wenn dies Verlangen gesättigt ist, so fordert die Seele des erschlagenen Mörders ihrerseits neues Blut. Eine so in Szene gesetzte Blutrache bildet eine fast endlose Kette von Mordtaten und hat manchmal die Ausrottung ganzer Geschlechter zur Folge, wie man noch in moderner Zeit auf Korsika, Kreta und in der peloponnesischen Maina hat beobachten können. Gegen solche Selbstherrlichkeit muß der Staat einschreiten, wenn es ihm auch schwer wird, in die uralten, heiligen Geschlechter- und Familienrechte einzugreifen. Indem nun der Staat die Blutrache regelte und ablöste, wobei der frühere Bluträcher zum Ankläger wurde, setzte er dem endlosen Blutvergießen der privaten Blutrache ein Ende. Dem Mörder stand es frei, vor dem Urteilsspruche in ewige Verbannung zu gehen. Wenn er aber zurückkehrte und von den Rechtsinhabern des Ermordeten Verzeihung erlangte, mußte er rituell gereinigt und gesühnt werden. Das delphische Orakel hat solche Sühnungen und Reinigungen auf sein Programm gesetzt und dabei ein Ritual ausgebildet, das den chthonischen Kultusriten entnommen wurde. Im Vergleiche mit der religiösen Stufe, die für die Blutrache maßgebend war, bedeutet diese Tätigkeit von Delphoi einen großen religiösen und moralischen Fortschritt, wenn auch die vom Orakel empfohlene Werktätigkeit nicht imstande war, die Gewissensangst zu besänftigen.

Die offizielle griechische Religion ist eine Laienreligion, die mit dem Staate eng verbunden ist, ja, so eng ist diese Verbindung, daß die Religion mit der antiken πόλιc steht und fällt. Indem der Staat das Religionswesen übernimmt, garantiert er das Aufrechterhalten des Kultus, wie er von alters her gepflegt war, ὥc κε πόλιc

ῥέζῃσι, νόμος δ' ἀρχαῖος ἄριστος, wie ein alter Spruch sagt (Hesiod. fr. 221 [248] ARzach). Der Staat forderte also in gottesdienstlichen Dingen nur eine äußere Legalität, aber ebendeshalb wird die Religion mit dem Rechtsstaate um so inniger verbunden, so daß die offizielle Religion gewissermaßen nur eine Seite des antiken Staates ist. Im athenischen Archontenkollegium hatte der Archon Basileus die Aufsicht über das Religionswesen. Jede wichtigere Staatshandlung wurde mit Gebet | oder Opfer oder Mantik eingeleitet. In schwierigen Angelegenheiten holte man gewöhnlich das Gutachten des delphischen Apollon ein, und in Athen gab es ein eigenes Kollegium der Exegeten, die sich mit der Auslegung des sakralen Rechtes beschäftigten.

Bei dem engen Zusammenhange zwischen Religion und Staat mußte selbstverständlich der Kultus von den politischen Verhältnissen beeinflußt werden. Freilich scheinen die Stammeswanderungen keine so großen Umwälzungen in den Kulten eines eroberten Landes veranlaßt zu haben, wie man früher angenommen hat. Dagegen wurden bei Kolonisationen gewöhnlich einige Kulte aus der Mutterstadt in die neue Heimat mitgebracht, aber auch im Lande heimische Kulte aufgenommen, z. B. die ephesische Artemis, Artemis Leukophryene; die außerordentliche Stärke und Verbreitung des Demeterkultes in Großgriechenland und auf Sizilien dürfte in einem ähnlichen Verhältnisse ihren Grund haben. Bei der politischen Vereinigung einer Landschaft bemerkt man ein Streben, die wichtigeren Landeskulte wie auch die Sagen im politischen Zentrum zu lokalisieren. Dies läßt sich besonders in Attika beobachten, wo das Material verhältnismäßig reichlich vorliegt. Apollon hatte in der vorgeschichtlichen Zeit seinen Hauptsitz im Nordosten Attikas, dort scheint auch Theseus zu Hause zu sein, der Gott der Tragödie Dionysos Eleuthereus wurde von Eleutherai an der böotischen Grenze nach dessen Anschlusse an Athen hier eingeführt, Artemis von Brauron auf die Akropolis geholt, die eleusinischen Mysterien wurden nach der Einverleibung von Eleusis, von dessen Selbständigkeit sich lange Spuren erhalten haben, zum athenischen Staatskulte und erhielten eine Filiale in Athen. Auch bemerkt man in Athen das Bestreben, den Dienst der Burggöttin Athena außerhalb zu verbreiten, und auch sonst lassen sich im attischen Kultus Spuren politischer Veränderungen nachweisen. |

Neben den Staatskulten existierten auch Gentilkulte, Phratrienkulte, Kulte privater Vereine und häusliche Kulte. Mehrere Gentilkulte sind Staatskulte geworden, aber manche blieben noch im Besitze der alten Geschlechter. Die Phratrien waren seit Kleisthenes hauptsächlich nur noch Kultgenossenschaften, und ihre politische Bedeutung war auf die Eintragung der legitimen attischen Kinder in das φρατορικὸν γραμματεῖον beschränkt. An der Spitze jeder Phratrie stand ein Adelsgeschlecht, zu dem die anderen, nichtadligen Phratrienmitglieder in eine sakrale Gemeinschaft traten, die gesamten Mitglieder der Phratrie wurden ὀργεῶνες genannt. Hauptgötter der Phratrien waren im allgemeinen Zeus und Athena, doch gab es auch andere Phratriengötter, z. B. Apollon.

Ὀργεῶνες, sonst θιασῶται, hießen auch die Mitglieder privater Kultgenossenschaften, die sich um den Kultus einer Gottheit vereinigt hatten. Die meisten derartigen religiösen Vereine verehrten fremde Götter, wie die thrakische Bendis, die phrygische Göttermutter, den kleinasiatischen Men, die ägyptischen Götter Isis und Sarapis. Die Mitglieder dieser privaten Kultvereine waren natürlich hauptsächlich Fremde und Metöken; doch kam es auch vor, daß eingeborene Griechen aufgenommen wurden. Da der Polytheismus im allgemeinen gegen fremde Götter sehr weitherzig ist, so hat der athenische Staat den fremden Kultgenossenschaften freie Religions-

übung gewährt, selbstverständlich unter der Voraussetzung, daß diese nicht die Staatsgesetze und die öffentliche Moral verletzten. Übrigens gab es auch Kultvereine, in denen man sich zur Verehrung griechischer Götter, wie des Dionysos, des Asklepios, des Pan und des Helios, versammelte.

III. GESCHICHTE DER RELIGIOSITÄT

Wenn auch die griechische Religion im allgemeinen nicht recht geeignet war, eine tiefere Religiosität zu erzeugen, so hat man doch kein Recht, den Griechen Frömmigkeit abzusprechen. Auch die, die nicht im Dämonen- und Gespensterglauben befangen waren, fühlten die Unzulänglichkeit der menschlichen Kräfte und ihre Abhängigkeit von höheren Mächten. Alles, was dem Menschen seinen Wert verleiht, Gesundheit, Schönheit, Klugheit, Tugend, Reichtum, guter Ruf, kommt von den Göttern. Aber auch das Böse kommt von den Göttern, und zwar nicht nur das physische Übel, sondern auch das moralisch Schlechte, denn es kommt manchmal vor, daß die Götter die Menschen zu schlechten Handlungen verleiten, für die die Menschen schwer büßen müssen. Die Götter können freilich durch Opfer und andere Gaben gütig gestimmt werden (ϲτρεπτοὶ δέ τε καὶ θεοὶ αὐτοί, Hom. I 497. δῶρα θεοὺϲ πείθει, Hesiod. fr. 272 [247] ARzach), allein die Götter sind den Menschen oft schwer faßbar, und die Sittlichkeit entspricht der homerischen Kultur. Wie Agamemnon und Odysseus ohne Anstoß mit anderen Weibern verkehren, so auch die Götter.| Bei den homerischen Göttern tritt wie in der primitiven religiösen Anschauung die Macht hauptsächlich hervor, während man Heiligkeit und Gerechtigkeit bei ihnen vermißt. Die Götter handeln wie die Menschen aus Liebe, Haß und anderen Affekten. Es liegt aber ein verhängnisvoller Widerspruch darin, daß man zugleich die Götter zu Trägern der sittlichen Weltordnung macht, wie es schon die homerischen Dichter tun, so daß die Götter die menschliche Schuld bestrafen, die sie selber angestiftet haben.

Ein gutes literarisches Zeugnis für diese Anschauung bietet Euripides' Hippolytos. Das, was in diesem Drama bei uns Modernen am meisten Anstoß erregt, nämlich das Auftreten der Aphrodite und ihr persönliches Eingreifen in die Handlung, ist vom antiken Gesichtspunkte ganz berechtigt. Aphrodite zürnt dem Hippolytos, weil er sie zugunsten der Artemis vernachlässigt hat, also muß sie sich an ihm rächen. Die Göttin Aphrodite flößt deshalb der Phaidra ihre Liebe zu Hippolytos ein, und dadurch geht Phaidra, obwohl ein edles Weib, zugrunde: Phaidra muß sterben, damit Aphrodite ihren Racheplan ausführen kann, denn durch Phaidras Tod gelingt es der Aphrodite, sich an Hippolytos zu rächen. Phaidra und Hippolytos werden der Macht und Rachsucht der Aphrodite geopfert (vgl. UvWilamowitz, Einleitung zum Hippolytos).

In der Praxis mag sich dieser Widerspruch gemildert haben, etwa wie die Bekenner des Kalvinismus sich mit der schroffen Prädestinationslehre abzufinden verstehen. Ja, es ist sogar unter diesen widerspruchsvollen Verhältnissen eine Religiosität entstanden, die wir als altgriechische Frömmigkeit bezeichnen dürfen.

Diese Frömmigkeit wurzelt in der Vorstellung von der Macht der Götter und der Ohnmacht der Menschen. Während die Religiosität sonst öfters — auch in Griechenland — danach strebt, die Menschen gottähnlich zu machen, sucht die altgriechische Frömmigkeit den Unterschied zwischen Göttern und Menschen so kräftig wie möglich hervorzuheben. Die Götter wachen eifersüchtig über ihre Macht, und ihr Neid trifft die Menschen, die mit oder ohne eigenen Willen sich über die Grenzen des gewöhnlichen menschlichen Loses erheben und also einigermaßen in den Machtbereich der Götter hinübergreifen. Also genügt allein ein übergroßes Menschenglück, um den Neid der Götter zu erregen und den betreffenden Menschen in das größte

Unglück zu stürzen. Unter solchen Umständen muß sich der Mensch bescheiden und vor allem hüten, das für die Menschen bestimmte Maß zu überschreiten. Der Mensch soll wissen, daß er ein Mensch, d. h. kein Gott, ist, und daß besonders auf der Höhe des Glücks das Unglück nahe ist. Wer dies vergißt, macht sich der ὕβριϲ, Überhebung, schuldig, während die ϲωφροϲύνη darin besteht, daß man das rechte Maß innehält; die menschliche ϲωφροϲύνη wird in der altgriechischen Frömmigkeit das Komplement zu dem göttlichen Neide. Freilich denkt man hier weniger an die einzelnen, mit menschlichen Schwächen ausgestatteten Götter, als an ein göttliches Abstraktum, das mit τὸ θεῖον, θεός, auch θεοί, bezeichnet wird.

Diese Frömmigkeit ist auf dem Boden der offiziellen Religion erwachsen und verträgt sich mit dieser, während sonst die griechische Religiosität mit der altgriechischen Religion merkwürdig wenig Berührungspunkte hat. Die altgriechische Frömmigkeit ist besonders charakteristisch für das 7. und 6. Jahrh. v. Chr., das Zeitalter der Sieben Weisen; und in der Tat sind einige von den ihnen zugeschriebenen Sprüchen, wie γνῶθι ϲεαυτόν, μηδὲν ἄγαν, μέτρον ἄριϲτον, charakteristische Ausdrücke für diese Frömmigkeit. Solche Sprüche standen auf dem delphischen Tempel, und man darf annehmen, daß der delphische Gott diese Laienfrömmigkeit autorisiert hat. Einen monumentalen Ausdruck findet diese Religiosität in den großen Tempelbauten und in den prachtvollen und zahlreichen Weihgeschenken des 6. und 5. Jahrh.

In der Literatur tritt diese Frömmigkeit besonders bei den großen Dichtern des 5. Jahrh. hervor, vor allem bei Pindar und Aischylos. Unter den Tragikern hat diese religiöse Anschauung namentlich auch bei Sophokles einen frommen Verehrer gefunden. Selten ist die Macht der Götter, die Hilflosigkeit der Menschen und die Nichtigkeit des Menschenglücks so ergreifend dargestellt worden wie in Sophokles' König Oidipus. Oidipus geht ohne eigene Schuld zugrunde, und in seinem Untergange wird die Macht der Gottheit verherrlicht. Die gleiche Religiosität findet sich gewissermaßen auch bei Sokrates, dem es vor allem daran lag, das Verhältnis zwischen Gottheit und Menschheit in altgriechischer Weise festzustellen und den Menschen das γνῶθι ϲεαυτόν einzuprägen; aber Sokrates geht über diese Anschauung weit hinaus, indem er ein ethisches Moment hineinlegt, das der altgriechischen Frömmigkeit eigentlich fremd ist. Diese Verbindung von Religiosität und Ethik ist auch charakteristisch für die nachsokratischen Philosophen, die eigentlichen Träger der späteren Religiosität. Indessen ist die einfache altgriechische Frömmigkeit in den Vorstellungen des späteren hellenistischen Volkes nie ganz ausgestorben, und wenn man genau beobachtet, wird man sie sogar unter den heutigen Neugriechen wiederfinden.

Neben der alten Religiosität findet man Bestrebungen, die daran arbeiten, Begriffe wie Gerechtigkeit in den Gottesbegriff hineinzutragen und überhaupt sittliche Götterideale zu schaffen. Träger solcher religiösen Bestrebungen waren aber nicht wie im alten Israel Propheten, sondern Dichter und Philosophen. Es ist zwar möglich, daß es auch in Griechenland einst Propheten gegeben hat: für Delphoi hat sie ein geistreicher Philologe postuliert, und für die dionysisch-orphische Bewegung muß man sie wohl auch voraussetzen. Jene gehören aber alle der vorgeschichtlichen Zeit an: in historischer Zeit kennen wir nur prophetische Epigonen, z. B. Empedokles, die mehr Scharlatane waren als echte Propheten und auf die religiöse Entwicklung keinen namhaften Einfluß ausgeübt haben. Die eigentlichen Träger der griechischen Religiosität sind in Griechenland Dichter und Philosophen.

Unter denen, die eine ethisch vertiefte Religiosität bekunden, ist zuerst Hesiod zu nennen. Er lebte in einer Zeit politischer und sozialer Gärung. Armut und Un-

zufriedenheit walteten in den unteren Klassen, die von den herrschenden Adligen politisch und ökonomisch gedrückt wurden, und da die Rechtspflege ausschließlich in den Händen der Adligen lag, die Recht sprachen nicht nach geschriebenen Gesetzen, sondern nach altem Gewohnheitsrechte, so war es für den geringen Mann schwierig, sein Recht zu erlangen. Darin hatte Hesiod selber eine schlimme persönliche Erfahrung gemacht. Aber je größer die Ungerechtigkeit ist auf Erden, um so stärker wächst bei Hesiod der Glaube an die ewig waltende Gerechtigkeit, die zuletzt über die rohe Gewalt siegen muß. Der sittliche Ernst, mit dem er, von diesem Glauben erfüllt, die Sünden seines Volkes rügt, erinnert uns an die Propheten Israels. Wie manche von diesen glaubt auch Hesiod, daß jeder Schuld eine göttliche Strafe folgt, und daß, wenn der Schuldige selber der Strafe entgeht, seine Kinder und Kindeskinder davon betroffen werden. Darüber wacht der himmlische Richter und Hüter der Gerechtigkeit, Zeus, dessen Gemahlin Themis und dessen Tochter Dike ist.

Dieselben Anschauungen von Gerechtigkeit, Schuld und göttlicher Strafe begegnen uns auch bei **Solon**, dem athenischen Gesetzgeber und Dichter. In seinen | ὑποθῆκαι schildert er, wie Zeus die schuldigen Menschen bestraft. Zögert seine Strafe auch eine Zeitlang, so kommt sie doch zuletzt, und wenn sie den Schuldigen nicht im Leben erreicht, so trifft sie die unschuldigen Nachkommen. Indessen findet man bei Solon auch Äußerungen der obenerwähnten volkstümlichen Religiosität, in der der Wechsel vom Glück zum Unglück nicht ethisch begründet wird. So auch bei **Aischylos**. Auch er bewegt sich auf dem Boden altgriechischer Frömmigkeit, aber daneben stehen Äußerungen einer tieferen Religiosität, die an das Menschenleben strenge Gerechtigkeitsforderungen stellt. Sehr charakteristisch ist eine Stelle in seinem Agamemnon (750 ff.), wo Aischylos seine eigenen ethisch-religiösen Ansichten im Gegensatze zu den Anschauungen der älteren Frömmigkeit ausspricht. Die Stelle lautet in Wilamowitz' Übersetzung folgendermaßen:

'Ein altes, oftgehörtes Wort sagt, daß ein volles Menschenglück
Unfehlbar sich den Sohn erzeugt, den Erben. Sohn und Erbe wird
Des Glückes unermeßlich Elend.
Das kann ich nicht glauben, ich bleibe dabei:
Fortwuchernd entsprießt aus Sünden und Schuld
Zahlreiche den Eltern gleichende Brut.
Ein Haus, das Recht und Tugend bewahrt,
Vererbt auch dauernden Segen.'

Auch bei Aischylos, wie bei Hesiod und Solon, ist Zeus der göttliche Träger der Gerechtigkeitsidee. Der dänische Philologe Drachmann, der die äschyleische Religiosität zum Gegenstande einer Untersuchung gemacht hat, meint, daß Solon und Aischylos die literarischen Repräsentanten einer altattischen Frömmigkeit sind, gibt aber mit Rücksicht auf Hesiod zu, daß diese religiöse Anschauung nicht ausschließlich attisch war. Indessen ist es nicht unwahrscheinlich, daß solche Vorstellungen von Sünde, Schuld und Gerechtigkeit zwar nicht gerade hervorgerufen, aber doch gefördert worden sind durch eine religiöse Bewegung, die gerade in Attika ein Hauptzentrum gehabt hat. Diese religiöse Bewegung ist die **Orphik**, die in der **Dionysosreligion** wurzelt.

Der homerischen Kultur ist Dionysos wenn auch nicht unbekannt, so doch fremd; aber in der griechischen Volksreligion hat er eine außerordentlich große Bedeutung gehabt. An seinen Kultus haben sich religiöse Bewegungen angeschlossen, die sowohl in ihrer Form wie in ihrem Inhalte zu den hellenischen religiösen Vorstellungen und Gebräuchen einen Gegensatz bildeten. Als ihre Heimat wird Thrakien

angegeben. In ekstatischem Taumel, unter lärmender Musik, wilden Tänzen und aufregenden Kultgebräuchen glaubte sich der Mensch zu Gott emporzuschwingen und, befreit von den irdischen Hemmnissen, gottähnlich zu werden. Die wilden Orgien und barbarischen Riten, die den Inhalt dieses Kultus bildeten, wurden freilich mit der Zeit von der hellenischen Kultur im Vereine mit dem Einflusse von Delphoi gemildert, aber noch die Bakchen des Euripides durchziehen die Schauer jenes urwüchsigen bakchischen Enthusiasmus. In ihrem primitiven Stadium gehört diese Bewegung der vorgeschichtlichen Zeit an.

Im 6. Jahrh. v. Chr. tritt diese religiöse Strömung unter etwas veränderter Gestalt in der Orphik (vgl. S. 365 f.) auf. Diese Richtung bildet einen schroffen Gegensatz zu der altgriechischen Frömmigkeit. Während diese lehrt: 'erkenne, daß du ein Mensch und kein Gott bist, jede Überhebung über das menschliche Maß wird mit Unglück bestraft', strebt der Orphismus dahin, die Menschen gottähnlich zu machen. Von demselben Erlösungsbedürfnisse erfüllt wie die dionysische Religion, hat die orphische Bewegung ein theologisch-dogmatisches Gepräge und tritt mit einer formulierten Lehre auf. Wenn sie sich schon darin von der volkstümlichen und der staatlichen Religion scharf unterscheidet, so liegt ein anderes Charakteristikum der Orphik darin, daß sie sich an eine Gemeinde wendet, die sich um das orphische Bekenntnis sammelt. Die Lehren bestehen teils in kosmologisch-mythischen und eschatologischen Spekulationen, teils in praktischen Anweisungen für eine sittliche Lebensweise. Die unsterbliche, göttliche Seele, deren Präexistenz und Wanderungen durch verschiedene Tier- und Menschenkörper gelehrt werden, ist nach den Orphikern an den Leib gefesselt und muß sich von dem mit der Körperlichkeit verbundenen Elende des Daseins befreien; dabei helfen besonders religiöse Weihen, Reinigungen und allerlei Askese. Der Endzweck ist die Wiedervereinigung der Seele mit dem Göttlichen, die erst nach vielen Wiedergeburten sich vollzieht.

Im 7. und 6. Jahrh. v. Chr. hat die Orphik in Attika, besonders unter den Bauern, eine große religiöse Bewegung hervorgerufen; soziale und ökonomische Notlage in den unteren Klassen mag dieser Bewegung Vorschub geleistet haben. Von Peisistratos und seinen Söhnen ist sie aus politischen Gründen gefördert worden. Wenn aber auch die Masse des Volkes in sozialen Nöten und religiösen Krisen sich den orphischen Propheten und Wundertätern zugewendet hat, so ist die Orphik doch ihrem Wesen nach immer eine Sekte geblieben. Nach dem Sturze der Tyrannen hat die Orphik ausgespielt, sie ist immer tiefer in die untersten Schichten des Volkes hinabgesunken, wie es Platon und Demosthenes zeigen. Immerhin haben die orphischen Lehren auf die geistige Entwicklung Griechenlands einen bedeutenden Einfluß ausgeübt, insofern als Dichter wie Pindar und Denker wie Pythagoras und Empedokles, später besonders Platon orphische Ansichten von der Seele aufgenommen haben. Die Präexistenz der Seele und ihre Unsterblichkeit, ihre Fesselung an den Körper und Befreiung nach vielen Wiedergeburten, die Wiedervereinigung der geläuterten Seele mit dem Göttlichen, dies alles ist bei Platon orphisches Gut und ist durch Platon ein κτῆμα ἐς ἀεί geworden. Weniger spürt man den orphischen Einfluß in der attischen Dichtung: ob Euripides in seinem Hippolytos einen orphischen Idealtypus gezeichnet hat, mag dahingestellt bleiben, es hängt davon ab, wieviel Gewicht man auf die im Zorne herausgeschleuderte Äußerung des Theseus, Eur. Hippol. 953 ff., legen will. In Zeiten von großem Landesunglücke, sozialen Mißständen und allgemeiner Verzweiflung sind orphische Winkelprediger, Sühnepriester und Propheten mehr in den Vordergrund gerückt und haben dann zeitweise eine größere Rolle gespielt; aber gewöhnlich wurden sie von besseren Leuten verspottet und

verachtet. Indessen geht die Orphik als ein Unterstrom durch die griechische Religionsgeschichte, und auf den Mystizismus der hellenistisch-römischen Zeit haben die orphischen Lehren eine starke Einwirkung ausgeübt; in der christlichen Petrosapokalypse (Ende des 2. Jahrh. n. Chr.) treten, gemischt mit jüdisch-christlichen Elementen, orphische Lehren hervor, die nicht mehr von der hellenischen Sophrosyne im Zaume gehalten werden.

Mit besonderer Vorliebe beschäftigten sich die Orphiker mit Jenseitsvorstellungen und lehrten, daß die Frommen im Jenseits belohnt und die Gottlosen bestraft werden, ausgehend von dem Lose der Ungeweihten, die ἐν βορβόρῳ κεῖνται, weil nicht durch die Weihen gereinigt. Dadurch haben sie in die griechische Religiosität etwas ganz Neues hineingebracht, nämlich die Vorstellungen von einer Hölle, die den Griechen an|fänglich fremd waren. Wohl gab es im Volksglauben alte Vorstellungen von leichenfressenden Dämonen, und auf Polygnots Unterweltsgemälde in Delphoi war ein solcher Dämon, Eurynomos, dargestellt, von dem gesagt wurde, daß er den Leichen das Fleisch abzufressen pflegte und nur die Knochen übrig ließ. Unheimliche Dämonen mit Flügeln und Vogelkrallen, wie Keren, Harpyien, Seirenen, Erinyen — ursprünglich die Seelen der Verstorbenen —, rafften nach altem Volksglauben die Toten in das Totenreich. Dabei gab es aber noch keinen Unterschied zwischen Guten und Bösen: alle wurden von solchem Todesschrecken betroffen. Dagegen gewährte Teilnahme an den eleusinischen Mysterien Mittel zur Beruhigung, wie der homerische Demeterhymnus 481 ff. bezeugt:

ὄλβιος, ὃς τάδ᾽ ὄπωπεν ἐπιχθονίων ἀνθρώπων·
ὃς δ᾽ ἀτελὴς ἱερῶν, ὅς τ᾽ ἄμμορος, οὔποθ᾽ ὁμοίην
αἶσαν ἔχει φθιμενός περ ὑπὸ ζόφῳ ἠερόεντι.

Vgl. Pind. fr. 137 B[4], Soph. fr. 753. Hier ist aber noch nicht von einer Hölle die Rede, höchstens von einem Ansatze dazu, denn es handelt sich hier nicht um Strafen im Jenseits, sondern um eine Erleichterung in dem allgemeinen Totenlose.

Als die altgriechische Religiosität durch die Vorstellungen von einer strafenden Gerechtigkeit ethisch vertieft wurde, glaubte man anfangs, daß der sündige Mensch nur in diesem Leben bestraft werde, und daß, wenn er durch seinen Tod der Strafe entginge, seine Kinder und Kindeskinder an seiner Stelle büßen müßten. Es erschien aber ungerecht, daß jemand für die Schuld eines anderen büße, und da man sah, wie oft der Schuldige nicht in diesem Leben von der Strafe getroffen wurde, so wurde das Gerechtigkeitsgefühl dadurch befriedigt, daß die Strafe in das andere Leben verlegt wurde. So entstanden die Vorstellungen von einer Hölle, d. h. dem Aufenthaltsorte der Bösen und Gestraften. Die ersten, die dorthin kamen, waren die Meineidigen, denn der Eid ist eine eventuelle Verfluchung, d. h. Hingabe an die Unterwelt, und also lag den chthonischen Mächten die Bestrafung der Meineidigen ob; denn den Meineid straften nur die Götter, nicht das Gesetz. Zu den Meineidigen gesellten sich später die Vatermörder und Tempelräuber.

Solche Vorstellungen haben die Orphiker teils übernommen, teils selbst ausgebildet. Im Altertume gab es eine reiche orphische eschatologische Literatur, von der jetzt nur Bruchstücke vorhanden sind. Ganz authentisch sind einige Goldtäfelchen aus Süditalien und Kreta, die orphischen Bekennern ins Grab mitgegeben waren (ed. GMurray im Anhange zu JEHarrison, Prolegomena of the Study of Greek Religion, Cambr. 1903; HDiels, Ein orph. Demeterhymnus, in Festschr. f. ThGomperz, Wien 1902, 1 ff.; AOlivieri, Lamellae aureae Orphicae, HLietzmanns kl. Texte Nr. 133, Bonn 1915). Auf diesen Täfelchen sind in eingeritzter Schrift Anweisungen für den Toten gegeben in bezug auf sein Verhalten in der Unterwelt.

In der profanen Literatur werden nicht selten Bilder aus der orphischen Eschatologie dargestellt. In den Fröschen des Aristophanes finden wir einige solcher Bilder aus der Unterwelt: eine Gegend mit Schlangen und unzähligen scheußlichen Tieren, ständiger Finsternis und Schlamm, in dem die Verdammten stecken. Viel ausführlicher sind derartige Zustände geschildert in Platons Staat (II 363 und besonders am Ende des Werkes), im Gorgias 524 ff. und besonders im Phaidon 112 f., wo die Seen und Flüsse der Unterwelt, das Totengericht und die verschiedenen Schicksale der Verstorbenen je nach der irdischen Lebensführung in orphischer Weise geschildert werden. Ähnliche Schilderungen finden wir auch bei Plutarch (de sera | numinis vindicta 566 f.) und Lukian (Vera hist. 126 f.) und bemerken dabei, daß, je weiter die Zeit fortschreitet, um so detaillierter die Höllenbeschreibungen werden, um so grausamer die Strafen. Der Höhepunkt dieser eschatologischen Schilderungen wird erreicht in der christlich-orphischen Petrosapokalypse, wo die Pein der Verdammten mit zügelloser Phantasie und barbarischem Raffinement geschildert wird (vgl. ADieterich, Nekyia, Lpz. 1893, und JLHeiberg, Det græske Helvede, Kopenh. 1900).

Sokrates stand, wie oben bemerkt wurde, auf dem Boden der altgriechischen Religiosität, indem er lehrte, der Mensch solle sich selbst in seinem Unterschiede von dem Göttlichen erkennen. Bei ihm bricht, als Reaktion gegen die sophistische Aufklärung, das gesunde attische sittlich-religiöse Bewußtsein hervor, das durch den sokratischen Rationalismus in ein individuelles Wissen vom Sittlichen umgesetzt wird. Der Mensch soll vor allem wissen, wie er handeln soll, und ein Handeln gegen besseres Wissen schien Sokrates unmöglich zu sein. Die Konsequenz davon, die Sokrates selber allerdings nicht gezogen hat, kann doch nur die sein, daß der wirklich sittliche Mensch allwissend sein muß, d. h. wie die Gottheit selber. Eine solche Schlußfolgerung, die in die kynisch-stoische αὐτάρκεια des Weisen mündet, hat Platon vermieden, indem er den Göttern die Weisheit, den Menschen aber das Streben nach der Weisheit vorbehielt. Andererseits hat Platon aus der orphischen Weltanschauung, deren Hauptziel war, den Menschen mit der Gottheit eins zu machen, einige Dogmen aufgenommen und versucht, sie philosophisch zu begründen. Bei seinem von Sokrates geerbten Intellektualismus wird übrigens dem Platon wie den ionischen Naturphilosophen, wenigstens persönlich, die Wissenschaft zur wahren Religion.

Herodotos ist in religiöser Hinsicht merkwürdig, weil bei ihm verschiedene religiöse Anschauungen unvermittelt nebeneinander stehen. Zum Teil steht er auf dem Boden altgriechischer Frömmigkeit, spricht also von dem Neide der Götter, der kein menschliches Übermaß duldet, und glaubt, daß die Götter selber die Menschen zur ὕβρις verführen, um sie dann im Interesse der Weltordnung zu bestrafen; zum Teil hegt er dieselben Ansichten wie Solon und Aischylos, indem er seinen Glauben an die göttliche Nemesis bezeugt und die Meinung ausspricht, daß sich alle Schuld auf Erden rächt, wenn nicht früher doch in einer späteren Generation. Andererseits hat er auch Äußerungen im Sinne des ionischen Rationalismus, der die Mythen von einem persönlichen Eingreifen der Götter in das Natur- und Menschenleben verwirft und in den Naturvorgängen einen Kausalnexus annimmt.

Die ionischen Naturphilosophen verhielten sich ablehnend gegen die homerischen anthropomorphen Göttervorstellungen und proklamierten die Gesetzmäßigkeit und den ursächlichen Zusammenhang in der Natur; dadurch haben sie das mythische Denken durch die Wissenschaft ersetzt. Ihnen war die Wissenschaft Religion, und ihre Religiosität war pantheistisch. 'Alles ist von Göttern voll' lehrte Thales (Vorsokr. I³,

Nr. 1 A 3), und der Verfasser der Schrift 'von der heiligen Krankheit' (Hippokr. VI 394 L.) sagt: 'alles ist göttlich und alles menschlich'; und in einer anderen, unter dem Einflusse der ionischen Aufklärung verfaßten Schrift heißt es: οὐδὲν ἕτερον ἑτέρου θειότερον οὐδὲ ἀνθρωπινώτερον, ἀλλὰ πάντα ὁμοῖα καὶ πάντα θεῖα (Schrift π. ἀέρων κτλ. Hippokr. I 176 f. L.). Xenophanes, von dem o. S. 224 u. 228 die Rede war, verhöhnte besonders schroff den homerischen Anthropomorphismus und verkündete einen einzigen Gott, der pantheistisch ist, nämlich den Weltgeist als das Grundprinzip der Dinge. Anaxagoras von Klazomenai, der die ionische Forschung nach Athen hinübertrug, hat die ionische Lehre von der einheitlichen | Ordnung des Weltalls und von der Unwandelbarkeit der Naturgesetze mit einer erstaunlichen Konsequenz verkündigt und durch die Geschlossenheit seines Gedankenbaues den Zeitgenossen mächtig imponiert. Er hat aus der Natur alles Göttliche entfernt — denn sein νοῦς ist wohl keine Gottheit — oder vielmehr das Göttliche in das Vernünftige und Gesetzmäßige umgesetzt. In Athen begegnet die in Anaxagoras verkörperte ionische Naturphilosophie der Sophistik. Beide Geistesrichtungen, die sonst miteinander wenig Gemeinsames haben, sind in ihrer skeptischen oder ablehnenden Haltung gegen die religiösen Überlieferungen einig und haben gewiß dazu beigetragen, den herkömmlichen Götterglauben zu untergraben, zugleich aber haben sie durch die von ihnen geförderte Erstarkung der Reflexion die Entwicklung einer individuellen Frömmigkeit wenigstens indirekt gefördert.

Unter dem Einflusse dieser beiden Richtungen steht Euripides. Auch er verhält sich skeptisch oder ablehnend gegen die Götter des Volksglaubens und wird nicht müde, ihre ethischen Schwächen unverhohlen an den Tag zu bringen. Von den festen Ansichten einer geschlossenen Weltanschauung kann selbstverständlich bei einem Dichter nicht die Rede sein, der alles zur Debatte bringt, und in dessen Seele sich die bunten Wallungen einer gärenden Zeit widerspiegeln. Aber selbst bei seinem Schwanken zwischen diametral entgegengesetzten Ansichten ist seine ernste Versittlichung der Religiosität nicht zu verkennen; dazu genügt es, auf einen aus der Tiefe des Bewußtseins geholten Spruch zu verweisen:

εἰ θεοί τι δρῶσιν αἰσχρόν, οὐκ εἰσὶν θεοί (FTG.² 292).

Daß Euripides für religiöse Dinge ein feines Gefühl hat, bezeugt sein Schauspiel die Bakchen: dort zeigt der Dichter 'die Unfähigkeit des einzelnen Menschen, mit Verstand oder Gewalt eine religiöse Bewegung zu bekämpfen, die aus den Tiefen der Volksseele mit Naturgewalt hervorbricht' (HvArnim). In seinem Hippolytos hat er einen merkwürdigen religiösen Typus dargestellt, einen sittenreinen, aber selbstgefälligen Jüngling, dessen Leben zwischen Sportübungen und inbrünstiger Verehrung seiner Schutzgöttin Artemis geteilt ist; hier benutzt der Dichter auch die Gelegenheit, den Neid der Götter in krasser Weise darzustellen, zugleich aber zeigt er, wie sich die Auflehnung des Hippolytos gegen die Naturordnung (Verachtung aller Liebe) rächen muß. Die lokalen Kulte und ihre Gebräuche hat Euripides eingehend studiert, und in zwei Dramen hat er Stiftungslegenden poetisch verherrlicht. Von der zersetzenden Kritik ist sein Patriotismus unberührt geblieben. In seinen Hiketiden hat er die heilige Handlung eines rituellen Massenbegräbnisses liebevoll dargestellt — ein poetisches Seitenstück zu der Leichenrede des Perikles — und darin eine religiöse Stimmung zum Ausdruck gebracht, die sich im Laufe des 5. Jahrh. in Attika immer mehr geltend machte, und die man patriotische Religiosität nennen darf.

Eine patriotische Religiosität, eine Religiosität ohne Götter, wird im ersten Augenblicke nicht recht verstanden werden; und doch wird beides von der reli-

gionsgeschichtlichen Erfahrung bestätigt. Im Buddhismus z. B. herrscht eine Religiosität ohne Götter, und patriotische Religiosität ist in moderner Zeit von Japanern, Franzosen und Italienern gepflegt worden. Diese Religiosität wird im 5. Jahrh. v. Chr. in Attika ausgebildet und wächst mit der fortschreitenden Bedeutung der attischen πόλις, die alle individuellen Kräfte in ihren Dienst nimmt. Diese Bedeutung verdankt der Staat nicht weniger dem durch die Siege in den Perserkriegen errungenen nationalen Aufschwunge als der fortschreitenden demokratischen Entwicklung von Kleisthenes ab. Ihren Höhepunkt erreicht die Herrlichkeit des attischen Staates im perikleischen Zeitalter, als Athen die herrschende Stadt und das politische Zentrum im delisch-attischen Bundesreiche war. Wenn die patriotische Religiosität, die sich besonders in Attika erkennen läßt, in der antiken πόλις ihre Quelle hat, so ist der Staat damit nicht in abstracto gemeint. Darunter versteht sich vielmehr aller geistiger und materieller Segen, der vom Staate gespendet wird: die persönliche Freiheit und Selbstherrlichkeit des attischen Bürgers und alle politischen Vorrechte, die ihm als Mitglied des souveränen Demos zuteil werden, die Segnungen des Friedens und der ehrenvolle Kampf fürs Vaterland, das tägliche Brot, das der Staat selbst den Armen und Verwaisten beschert, Teilnahme an den fröhlichen und prächtigen Staatsfesten und Anteil an den herrlichen Kulturaufgaben, die im geistigen Zentrum der damaligen Welt auf dem Gebiete der Wissenschaft, Literatur und Kunst dargeboten wurden. Alle diese Segnungen werden von der im Staate immanenten Gottheit gespendet. Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß diese patriotische Religiosität auch in anderen griechischen Staaten gediehen ist, aber für Athen ist sie literarisch gut bezeugt. Die schönste Urkunde dieser Religiosität ist die perikleische Leichenrede — ein religiöses Denkmal, trotzdem darin weder von Göttern noch von dem Fortleben der Seele die Rede ist; aber sie ist ein begeisterter Lobgesang auf das Vaterland, auf die Vorfahren, die diesen Staat unter Kämpfen und Mühen geschaffen haben, auf den vielfachen Segen, der im Staate seine Quelle hat, auf die Söhne von Athen, die im ehrenvollen Kampfe gegen den Feind im Geiste der Väter die von ihnen geschaffenen Güter verteidigt haben, auf die unvergängliche Ehre, die den im Kriege gefallenen Söhnen von Athen zuteil werden wird — und zuletzt eine Ermahnung an die Nachlebenden, dem Beispiele der Verstorbenen zu folgen und in ihrem Geiste zu wirken. Ähnliche Hymnen finden wir auch in den erhaltenen Grabinschriften auf die im Kriege gefallenen Athener. Es ist eigentümlich, daß sich diese Religiosität nicht an den Kult der Burg- und Stadtgöttin Athena angeschlossen hat, wie man leicht vermuten könnte. Gegen Ende des 5. Jahrh. aber finden wir diese religiöse Stimmung verdichtet in einer Gottheit, Δῆμος. Das Ganze ist eine religionsgeschichtliche Erscheinung, die sich später im römischen Kaiserkultus wiederholt.

Diese patriotische Religiosität kommt selbstverständlich den Stadtgöttern zugute, ähnlich wie sich der Lokalpatriotismus der italienischen Städterepubliken im Mittelalter in großartigen Kirchenbauten kundgibt. In der perikleischen Zeit wurden der Parthenon, das sog. Theseion und der Tempel auf Sunion gebaut und das Telesterion zu Eleusis umgebaut, und diese sakrale Bautätigkeit setzt sich auch in den zwei letzten Jahrzehnten des 5. Jahrh. fort. Der Niketempel scheint um die Mitte des Jahrhunderts geplant, in der Zeit des Nikiasfriedens gebaut zu sein. In dieselbe Zeit gehört auch der merkwürdige attische Volksbeschluß, in dem den Bundesgenossen auferlegt und den anderen Hellenen nahegelegt wird, den eleusinischen Gottheiten jährliche Spenden darzubringen. Dieser Volksbeschluß bezweckte, das eleusinische Heiligtum zu einer panhellenischen Kultstätte zu erheben. Anderer-

seits haben in den Kriegsnöten der letzten Jahre des Peloponnesischen Krieges orphische und andere Wahrsager und Bettelprediger gute Geschäfte gemacht, und Nikias hat alle Vorzeichen ängstlich beobachtet und mit Wahrsagern verkehrt. Im Jahre 421 ist Asklepios, der Wundertäter und Inkubationsgott, in Athen offiziell rezipiert worden und hat dort am Südabhange der Burg seine Kultstätte erhalten. In die Hafenstadt flossen fremde Kulte ein, z. B. der der Bendis. Die Erscheinungen eines religiösen Fanatismus, der in den letzten zwei Jahrzehnten des | 5. Jahrh. sich abermals offenbart, wie in dem bekannten Hermokopidenprozesse und in der Verurteilung des Sokrates, zeigen, daß damals, vielleicht als Reaktion gegen den perikleischen Rationalismus, auch eine andere Richtung bestand, die von dem hellenischen 'Maße und Verstande' weit entfernt war.

Im 4. Jahrh. waren die hellenischen Staaten erschöpft und ohnmächtig. Die Staatsfinanzen waren zerrüttet und die Einheit des Staates durch wütende Parteikämpfe zerrissen. Die inneren Streitigkeiten in den griechischen Staaten verfolgen jetzt soziale und ökonomische Interessen. Die Kluft zwischen dem Kapitalismus und dem Proletariat, zwischen den Besitzenden und den Besitzlosen wurde immer größer; die Parteikämpfe hatten den Umsturz der Besitzverhältnisse zum Zwecke und endeten mit der Vernichtung oder Verbannung der besiegten Partei. Diese Kämpfe haben nicht nur den wirtschaftlichen Verfall beschleunigt, sondern auch eine sittliche Entartung herbeigeführt und die Umwertung der Moral, die in der Sophistik theoretisch begründet war, in die Praxis umgesetzt. Schon Thukydides schreibt: 'tobsüchtige Verwegenheit galt als aufopfernde Tapferkeit, in wohlüberlegter Bedächtigkeit sah man eine Beschönigung der Feigheit und in besonnenem Maßhalten einen Vorwand der Unmännlichkeit, und umsichtiges Erwägen jeder Sache galt als Unfähigkeit zu kräftigem Handeln. — Wer immer schalt, der fand Glauben; wer ihm widersprach, wurde verdächtig. Wenn einer mit seinem arglistigen Anschlage Erfolg hatte, so galt er für klug, für noch tüchtiger aber der, der rechtzeitig Lunte gerochen hatte. — So gab es keine Art von Schändlichkeit, die nicht durch den Parteikampf in der hellenischen Welt großgezogen wäre. Gutherzigkeit, die z. T. auf einem edlen Sinne beruht, wurde verlacht und schwand dahin; aber die Sitte, stets voll Mißtrauen gegeneinander auf seiner Hut zu sein, gewann Oberhand. Um den Hader zu schlichten und das Mißtrauen zu tilgen, war weder ein Ausdruck stark, noch ein Eid furchtbar genug' (III 82, 83). Hatte der Staat früher alle Kräfte der Bürger in seinen Dienst genommen und ihnen somit den höchsten Lebensinhalt verliehen, so tritt nun die Bedeutung des Staates mehr und mehr zurück und im Zusammenhange damit auch der Glaube an die nationalen Götter. In solchen unruhigen Zeiten, bei der allgemeinen Unsicherheit an Leben und Eigentum und dem schwindenden Vertrauen zu den alten Göttern, gewinnt die Göttin des glücklichen Zufalls, Τύχη, eine gewaltige Macht über die Sinne der Menschen, und in der hellenistischen Zeit steigert sich ihre Bedeutung zu der einer Allgottheit.

Diese allgemeine Unstetigkeit des Menschenlebens verbreitet andererseits die Bildung eines neuen philosophischen und religiösen Typus, den des Weisen, der, sowohl vom Glückswechsel wie von Affekten unberührt, die εὐδαιμονία gewonnen hat und das wahre Glück in seinem Herzen trägt. Dieser Individualismus macht sich auch sonst geltend, je mehr die Kräfte, die früher im Dienste der πόλις wirkten, entfesselt werden. Ein allbekannter Typus des 4. Jahrh. — der sich übrigens bis ins 5. Jahrh. zurückverfolgen läßt — ist der gewerbsmäßige Söldner, der im Vaterlande keine Existenzmittel findet und sich deshalb in den Dienst eines fremden Staates und eines beliebigen Machthabers stellt (vgl. den Zug des Kyros), wenn er

es nicht vorzieht, als Räuber seine friedlichen Landsleute auszuplündern. Der griechische Söldner geht dahin, wo die meiste Beute lockt, vertrauend auf sein Glück und seine siegreichen Waffen. Dasselbe gilt von den Berufsoffizieren, den Kondottieren des 4. Jahrh., die fremden Mächten und Souveränen ihre Dienste darbieten. Dies gewerbsmäßige Kriegerleben entbindet den Menschen von allen politischen und gesellschaftlichen Banden und entwickelt | eine kräftige Individualität. Jene Kondottiere des 4. Jahrh. sind Vorläufer der kräftigen, ausgeprägten Persönlichkeiten und großzügigen Verbrechertypen der hellenistischen Zeit.

Durch Alexanders Eroberungen erfuhr die griechische Kultur eine gewaltige Expansion. Große Länder im Osten, die früher dem Hellenismus nicht zugänglich gewesen waren, wurden mehr oder weniger hellenisiert, besonders durch die von Alexander und seinen Nachfolgern veranlaßten Städtegründungen. Zugleich wurde der Schwerpunkt der Politik nach dem Osten verlegt, und auch in geistiger Beziehung verlor Griechenland seine frühere Bedeutung, denn von der Pflege der Philosophie abgesehen blieb in der hellenistischen Zeit Athen nicht länger das Zentrum der griechischen Bildung, sondern in den neuen Großstädten Alexandreia, Pergamon und Antiocheia entstanden neue Kulturzentren. Die griechischen Staaten behielten zwar dem Namen nach ihre politische Freiheit und Autonomie, aber tatsächlich war diese beschränkt. Die innere Kraft der πόλις war gebrochen, und die Versuche einzelner Staaten, eine selbständige äußere Politik zu treiben, haben sich gewöhnlich schwer gerächt. Da nach den neuen Stadtansiedlungen Alexanders und seiner Nachfolger Massen von Griechen aus dem Mutterlande hinüberzogen, verloren die griechischen Staaten einen nicht geringen Teil ihrer Bevölkerung, und jener Menschenverlust war um so empfindlicher, als die nach dem Osten und nach Ägypten strömenden Griechen freilich Abenteurer, aber zugleich tatkräftige und unternehmende Leute waren. Zugleich suchten Handel und Industrie neue Wege, denn alles gravitierte nach den neuen Großstädten und Städten, und dadurch verschlimmerte sich die wirtschaftliche Lage in den meisten Staaten des griechischen Mutterlandes.

Die früher, selbst von Aristoteles, so energisch verfochtene Ansicht von den in der Natur begründeten Schranken zwischen Barbaren und Hellenen wird mehr und mehr aufgegeben. Infolge der Völkermischung entsteht ein reger geistiger Austausch zwischen den Hellenen und den anderen zum Weltreiche Alexanders gehörenden Völkern. Freilich bewährte sich die Überlegenheit des griechischen Geistes den fremden Völkern gegenüber gut, jedoch durchdrang der Hellenismus eigentlich nur die höheren Schichten der Barbarenvölker, und die Griechen waren nicht immer die Gebenden: besonders auf religiösem Gebiete haben die orientalischen Völker in den Zeiten des religiösen Synkretismus gegen das Griechentum kräftig reagiert.

Indem die nationalen Schranken fallen und die verschiedenen Völker zueinander in nähere Berührung treten, entsteht eine kosmopolitische Stimmung. Wenn auch Alexanders Reich in mehrere Staaten zersplitterte, besteht doch das von ihm geschaffene Weltreich in kultureller Beziehung. Dies Weltreich erstreckt sich so weit wie die griechische Kultur, und der geistige Austausch wird durch die griechische Sprache in ihrer hellenistischen Gestalt als κοινή vermittelt. Mehr und mehr dringt die Erkenntnis der Weltbürgerschaft der Menschen durch; diese Ansicht wird auch ethisch begründet von einer philosophischen Schule, die für die hellenistisch-römische Zeit eine außerordentliche Bedeutung gehabt hat, von der Stoa. Der Mensch wird nun als ein ζῷον κοινωνικόν, nicht, wie früher, als ein ζῷον πολιτικόν aufgefaßt.

Die Philosophie nimmt in der hellenistisch-römischen Zeit eine andere Stellung ein als früher. Sie verliert seit Aristoteles das Interesse für rein theoretische Untersuchungen und verliert auch meist die Fühlung mit den aufblühenden Spezialwissenschaften. Wie verschieden voneinander die philosophischen Schulen sonst | sind, in ihrer Bevorzugung praktisch ethischer Interessen sind sie vollkommen einig. Dadurch werden die Philosophen die eigentlichen Träger der individuellen Frömmigkeit, als Berater und Gewissensräte der Fürsten und Großen, als Propheten und Prediger für die Masse.

Von den philosophischen Richtungen der hellenistisch-römischen Zeit, die für die sittlich-religiöse Erziehung der alten Welt gearbeitet haben, ist die bedeutendste die der Stoiker. Der Stifter dieser Schule, Zenon, stammt wie auch seine nächsten Nachfolger aus dem semitischen Osten, aus dem Gebiete der hellenisch-barbarischen Völkermischung, so daß die religiöse Kraft des semitischen Orients in seinen Lehren mitunter hervorbricht. Seine Ansichten sind auch den althellenischen Überlieferungen gegenüber manchmal ganz neu, ja sogar revolutionär. Er hat den kosmopolitischen Begriff des 'Menschen' in die Philosophie zuerst eingeführt. Unter diesen Begriff ordnen sich Mann und Weib, Freier und Sklave, Hellene und Barbar. Zugleich haben die Stoiker den Glauben an einen allmächtigen Vatergott, den Schöpfer von Himmel und Erde, und an eine göttliche Vorsehung gepredigt. Alle Menschen sind Kinder Gottes, und alle sind untereinander Geschwister (Epiktet I 3, 2. III 22, 96). Deshalb haben die späteren Stoiker Menschenliebe eingeprägt, und diese Lehre hat, besonders in der römischen Zeit, für die Entwicklung der Humanität und die Ausgleichung sozialer Gegensätze, nicht zum mindesten für die Gleichberechtigung der Frau und eine mildere Behandlung der Sklaven, eine weittragende Bedeutung gehabt.

Für Zenon und seine Nachfolger haben die alten griechischen πόλεις keine Bedeutung mehr, da alle Menschen von Natur Weltbürger sind. Anstatt der von Menschen gestifteten Gesetze wird das für alle gültige Naturgesetz proklamiert, und das Ziel der Menschen wird, mit diesem Gesetze in konsequenter Übereinstimmung zu leben, denn die individuelle menschliche Natur harmoniere mit der vernünftigen Weltordnung, und die menschliche Vernunft sei mit der Weltvernunft identisch. Gerade in dem mit der Natur übereinstimmenden Leben liegt die stoische Sittlichkeit oder die Tugend, das einzige Gute in dieser Welt, das zu der von den griechischen Philosophen als praktisches Endziel bezeichneten εὐδαιμονία führt. Da Affekte und Leidenschaften wider die Natur sind, so gilt es vor allem, diese energisch zu bekämpfen. Daher spielt bei den Stoikern der Pflichtbegriff, der von ihnen in die griechische Ethik eingeführt wurde, eine Hauptrolle, und durch ihre energische Hervorhebung des sittlichen Willens haben sie eine Vertiefung des inneren Lebens herbeigeführt und die Menschen gelehrt, für ihre Seele zu sorgen. Sie haben durch Lehre und Tat gezeigt, daß der Weise, d. h. der sittliche Mensch, von Affekten und äußeren Dingen unberührt, das wahre Glück in seinem Busen trägt, und haben dadurch die Menschen gelehrt, ihren Charakter zu stählen und eine innere Wiedergeburt herbeizuführen.

Zunächst wenden sich die Stoiker an die Gebildeten, aber mit der Zeit beginnen sie unter dem großen Publikum Propaganda zu machen. Die Methode haben sie von den Kynikern gelernt, die, sokratischen Traditionen folgend, auf dem Markte und in den Straßen die Bürger anredeten und an sie Fragen stellten, die sie nötigten, über ihr inneres Leben nachzudenken. Auch die Kyniker, von denen manche modernen Ideen der Stoa vorgebildet waren, verwarfen die äußeren Güter und sahen

in der Tugend das einzige Gut; auch ihnen galt ein naturgemäßes Leben als alleinseligmachend. Mit ihrer derben, volkstümlichen Sprache, ihrem saftigen, realistischen Humor und ihren witzigen Antithesen verstanden die Kyniker den gemeinen Mann zu packen und ihn zum Nachdenken und zur Selbstprüfung zu veranlassen. Diese kynischen Wanderprediger, die barfuß und bedürfnislos mit Stab und Ränzel von Stadt zu Stadt wanderten und auf den Märkten und Straßen, wo sich die Gelegenheit gab, neugierige oder andächtige Scharen um sich versammelten und ihnen ihre neue Botschaft brachten, sind ein charakteristisches Bild aus der hellenistischen Zeit. In einer durch Luxus und Armut entsittlichten und verwilderten Welt haben diese Bußprediger die Laster gescholten, die Wiederkehr zur Natur gepredigt, auf einen unvergänglichen Lebensinhalt hingewiesen und dadurch eine Verinnerlichung der Lebensauffassung herbeigeführt.

Diese Methode haben sich mit der Zeit auch die Stoiker angeeignet, wenn auch nicht in ihrer schroffsten Gestalt. Übrigens werden die Verschiedenheiten zwischen den philosophischen Schulen mit Rücksicht auf die praktische Ethik allmählich ausgeglichen, so daß die Stoiker, Kyniker und Neupythagoreer etwa dieselbe Moralpraxis besaßen. Schon im 1. Jahrh. v. Chr. gab es eine reiche stoische Erbauungsliteratur. Indessen haben die Stoiker und andere Moralphilosophen mehr gewirkt durch die lebendige Rede als durch das geschriebene Wort, und es ist bezeichnend, daß mehrere von den bedeutendsten Moralpredigern nichts Schriftliches hinterlassen haben. Die Stoiker wirkten am meisten durch ihre private seelsorgende Tätigkeit, als geistliche Berater, Hauskapellane und Erzieher. Bei Unglücksfällen spendeten sie in wohlgesetzter Rede Trost und wurden ans Bett der Sterbenden gerufen. Für die Methode dieser Seelenerziehung und für die Vertiefung des Innenlebens, die sie fordert, charakteristisch ist die oftmals eingeschärfte Forderung, am Abende jeden Tages dessen sittlichen Gewinn durch genaue Prüfung festzustellen (PWendland).

Gegenüber der offiziellen Religion verhielten sich die Moralphilosophen prinzipiell ablehnend, die Kyniker noch mehr als die Stoiker, die die Götternamen und Mythen allegorisch zu erklären suchten. Die anthropomorphischen Vorstellungen von den Göttern und die äußeren Zeremonien beim Götterdienste haben sie verworfen und statt dessen die Menschen gelehrt, die (pantheistische) Gottheit im Geiste und in der Wahrheit anzubeten und ihr das Opfer eines einfältigen Herzens darzubringen.

Mit der Zersetzung der althellenischen Kultur gewinnt die Mystik, die bisher von dieser Kultur im Zaume gehalten wurde, eine größere Macht über die menschlichen Gemüter. Verschiedene Ursachen haben dabei mitgewirkt; der politische und ökonomische Verfall bzw. Bankrott der hellenischen Staaten, die Kriegsnöte und Drangsale während der langen Fehden der Diadochen und der Epigonen, soziale Kämpfe, Sklavenaufstände, Räuberwesen und allerlei Landplagen haben in der hellenistischen Zeit die Menschen zur Mystik gestimmt. Nicht besser wurde es, nachdem die Römer die östlichen Provinzen erobert hatten, denn die republikanische Herrschaft brachte über diese Provinzen hauptsächlich Mißwirtschaft, Auspressungen und Verwüstungen, und die Leiden der griechischen Provinzen im Mithridatischen Kriege und in den römischen Bürgerkriegen waren grenzenlos. Solche Zeiten nähren eine irrationelle Stimmung, die leicht in Mystik verfällt. Diese Stimmung zu befriedigen vermochte unter den hellenischen Göttern eigentlich nur Asklepios, und in der Tat ist die Bedeutung dieses Heil- und Wundergottes vom 4. Jahrh. an in stetigem Steigen. Noch besser aber entsprachen die ägyptischen und orientali-

schen Gottheiten dem Wunder- und Erlösungsbedürfnisse der Welt. Bei der Auflösung einer nationalen Religion werden immer fremde Gottheiten mit Vorliebe aufgesucht, besonders wenn man glaubt, daß diese imstande sind, durch tiefsinnige Lehren und geheimnisvolle Zeremonien eine mystische Sehnsucht zu befriedigen. Damals galt vor allem Ägypten als ein altes Wunderland, und die Ägypter besaßen nach hellenischem Glauben von alters her eine tiefsinnige Weisheit, aus der schon mehrere griechische Philosophen geschöpft hatten. Unter den ägyptischen Gottheiten, deren Kulte sich in der hellenistischen Zeit über die griechisch-orientalische Welt schnell verbreiteten, sind besonders Isis, Serapis, Osiris, Anubis und Horos (Harpokrates) zu nennen.

Isis ist in dieser Zeit eine Weltgöttin mit ausgeprägter monotheistischer Tendenz geworden. In die griechische Welt hat sie sich so eingebürgert, daß Plutarch behaupten konnte, ihr Kult habe einen griechischen Ursprung. In einer Inschrift aus der Insel Ios etwa aus dem Anfange unserer Zeitrechnung wird die Göttin 'Herrscherin aller Länder' genannt, und Apuleius legt der Göttin folgende Worte in den Mund: 'Hier bin ich, Allmutter der Natur, Herrin der Elemente, Uranfang der Welt, Allgottheit, Königin der Manen, Erste der Himmlischen, Urbild aller Götter und Göttinnen. Ich herrsche über des Himmels lichte Höhen, des Meeres heilsame Wasser und des Hades tränenvolle Stille. Mich, die eine, verehrt die ganze Welt, unter vielerlei Gestalt, mit verschiedenem Kulte und mancherlei Namen...' (Metam. XI 5). Zu ihrem Kultus, der von Priestern mit glattgeschorenem Kopfe und in langen, weißen Gewändern verrichtet wurde, gehörten Morgen- und Abendgebete, Opfer und Fasten, heilige Symbole, Klappern des Sistrums, mystische Zeremonien und geheimnisvolle Weihungen für die verschiedenen Grade der Bekenner; bei ihren Festen gingen die Priester, die Geweihten und das große Publikum in festlicher Prozession unter Musik und Chorgesang mit brennenden Fackeln und Lichtern. Durch diesen Apparat hat die Göttin den Gemütern des großen Publikums, nicht zum mindesten des vornehmen Damenpublikums, mächtig imponiert und dort zahlreiche Verehrer gewonnen. Fasten, temporäre Enthaltsamkeit und Kasteiungen, Beichte und Buße haben in der hellenistisch-römischen Isisreligion eine Rolle gespielt. Wer Geld unterschlagen hatte, fürchtete sich vor der Rache der Göttin, und die Dame, die an den vorgeschriebenen Tagen ihre Keuschheit nicht gewahrt hatte, fühlte sich belästigt und mußte ihre Schuld durch ein Opfer gutmachen (Iuv. 13, 92ff. 6, 535ff.). Freilich ist die ägyptische Isis im Zusammenhange mit ihrem Vordringen über die griechisch-römische Welt eine andere geworden: sie ist hellenisiert worden und von ihrer Urgestalt ebenso entfernt wie der Isistempel in Pompeii von den ägyptischen Isistempeln. Aus den Inschriften steht fest, daß man sie mit anderen Göttinnen zusammengestellt hat: so finden wir aus Delos eine Weihung an Isis-Astarte-Aphrodite wie eine andere an Eros-Harpokrates-Apollon.

Als ein Konkurrent zu der omnipotenten Isis entstand in alexandrinischer Zeit Sarapis, eine wunderbare Schöpfung hellenistischer Religionspolitik. Sarapis ist vielleicht Osiris-Apis, 'der zum Osiris gewordene Apisstier', aber das hellenistische Kultbild des Gottes soll (spätestens 312 v. Chr.) von Ptolemaios I. nach der Eingebung eines Traumgesichtes nach Alexandreia gebracht worden sein. Dieser Gott, neben dem der ägyptische Osiris-Apis fortbestand, war ein Heilgott mit Inkubation und Traumorakeln, ein chthonischer Gott, er wurde sogar mit Zeus geglichen. Von dem ägyptischen Osiris-Apis unterscheidet er sich durch absichtlich hinzugefügte hellenische Bestandteile und scheint also eine bewußte Schöpfung der ptolemäischen synkretistischen Religionspolitik zu sein. Der Rhetor Aristeides schildert den

Sarapis als 'den Gott der Götter, der alle Welt und alle Gottheit in sich fasse, von dem für die Seele Weisheit, für den Leib Gesundheit und in allen Dingen alles Gute komme. Er sei mächtig im Himmel und auf Erden und auf dem Meere, wo er Stürme errege und besänftige, wie er am Himmel die Sonne lenke und den Segen der Wolken spende und aus der Tiefe der Erde Reichtum und allen Segen für Menschen und Vieh emporsende.'

Unter den orientalischen Gottheiten, die sich über die hellenistische Welt verbreiteten, bemerken wir zuallererst die kleinasiatische 'Große Mutter', die unter verschiedenen Namen (Kybele, Ma u. a.) in verschiedenen Gegenden von Kleinasien verehrt wurde. Ihr zur Seite stand ein jüngerer männlicher Gott, der auch unter verschiedenen Namen auftritt, unter denen Attis, Tammuz und Adonis am meisten bekannt sind. Der Kult der 'Großen Mutter' zeichnete sich durch einen leidenschaftlichen Orgiasmus aus, der unter erregender Musik und wildem Waffentanze gesteigert wurde und in der Selbstverstümmelung der Priester und anderer Teilnehmer seinen Höhepunkt erreichte. Die heilige Legende von der 'Großen Mutter' und dem mit ihr verbundenen jungen Gotte erinnert insofern an die Isis- und Demeterlegenden, als sie eine um ihren Liebling trauernde Mutter darstellt, den sie verloren hat und nach langem Suchen endlich wiederfindet. Deshalb enthielten ihre Feste einen Wechsel zwischen tiefer Trauer und ausgelassener Freude. Auch die Große Mutter von Kleinasien hat einen omnipotenten Charakter, indem sie Anspruch erhebt, die Mutter aller Götter und aller Dinge zu sein. Bemerkenswert ist, wie die alten Muttergottheiten, die in historischer Zeit in Griechenland von den männlichen verdrängt oder wenigstens in den Schatten gestellt worden waren, in der hellenistischen Zeit wieder zu Ehren kommen.

Der andere orientalische Hauptgott, der in der Zeit des religiösen Synkretismus seinen Siegeslauf durch die Welt beginnt, ist Mithra, ursprünglich ein iranischer Sonnengott, der babylonische Elemente aufgenommen hat. Mit Überspringung der hellenischen Welt – die Verbindungslinie wird jedoch durch Spuren seines Kultes in Kleinasien hergestellt – verbreitete er sich besonders in der mittleren Kaiserzeit so gewaltig, daß es zeitweise in Frage gestellt werden konnte, wer die römische Welt erobern werde, Mithra oder Christus. Der Kampf zwischen den beiden Religionen war um so heftiger, als beide untereinander mehrere Ähnlichkeiten und Berührungspunkte aufwiesen. Mithra wurde in natürlichen oder künstlich ausgehöhlten Grotten verehrt. Die in seine Mysterien Einzuweihenden mußten mehrere Proben, leichtere und schwerere, bestehen, um einen Grad nach dem andern, im ganzen sieben, zu ersteigen. Die Priester waren Vermittler zwischen Gott und Menschen. Sie verrichteten den Gottesdienst und verwalteten die Sakramente. Die Mithrareligion kannte sowohl eine Taufe wie eine Kommunion. Durch die Taufe wurden die Befleckungen der Sünde symbolisch abgewaschen. Man stellte einem jeden der gelagerten Mysten ein Brot und einen mit Wein und Wasser gefüllten Becher hin, über den der Priester rituelle Formeln aussprach. Dieses Mahl haben die christlichen Apologeten mit dem christlichen Abendmahle verglichen; es wurde gefeiert zum Andenken an die Mahlzeit, die Mithra kurz vor seiner Himmelfahrt gehalten hatte, und man schrieb ihm verschiedene übernatürliche Wirkungen zu, körperliche Stärke und Gesundheit, geistige Weisheit und Unsterblichkeit. Die Mithrareligion verkündigte nämlich nicht nur das Fortleben der Seele nach dem Tode, sondern auch die Auferstehung des Fleisches. Ferner ist sie tief von der Astrologie beeinflußt worden. Zu den hier berührten Ähnlichkeiten zwischen der Mithrareligion und dem Christentume kann hinzugefügt werden, daß die Bekenner

beider Religionen den Sonntag heiligten, und daß die Mithraverehrer die Geburt der Sonne am 25. Dezember feierten, also an demselben Tage, auf den die Christen später das Weihnachtsfest verlegten.

Diese und andere ägyptisch-orientalischen Kulte, die das Erlösungsbedürfnis der hellenistischen Welt zu befriedigen suchten, haben auch auf die Mysterienkulte, vor allem die Mysterien der Demeter zu Eleusis und der Kabiren auf Samothrake, einen belebenden Einfluß ausgeübt. Da Demeter ja nach dem neuen Glauben eine Offenbarungsform der Isis war, so konnten die Isismysterien und die Demetermysterien leicht ausgeglichen werden. Wahrscheinlich sind um diese Zeit auch orphische Elemente in die eleusinischen Mysterien hineingedrungen. Außerdem rücken jetzt sowohl orphische Lehren wie allerlei altgriechischer Aberglauben, die eine Zeitlang unterdrückt waren, aus ihren Schlupfwinkeln hervor und vermählen sich mit orientalischem Aberglauben und Magie. Unter den vielen Arten von abergläubischen Vorstellungen, die in jener Zeit nach dem Westen importiert wurden, ist besonders die Astrologie verhängnisvoll gewesen. Im 1. vorchristlichen Jahrh. ist der Kultus der Planetengötter für Kleinasien bezeugt, und im 2. Jahrh. n. Chr. treten in Rom die orientalischen Astralgötter neben den römischen Nationalgöttern auf. Wie groß der Einfluß dieser Planetenverehrung war, ersieht man daraus, daß die im 1. nachchristlichen Jahrh. in Italien rezipierten Namen der 7 'Regenten' in Verbindung mit den Wochentagen (dies Solis usw.) die abendländische Welt erobert haben und selbst durch das Christentum im Okzident bis zur Stunde nicht ausgerottet worden sind.

Die hellenistische Zeit ist gegenüber der überlieferten Religion skeptisch, aber nicht irreligiös, vielmehr ist es eine Zeit des religiösen Suchens. Unter dem Einflusse verschiedener philosophischer Richtungen und im Zusammenhange mit der inneren Auflösung des griechischen Staatswesens und der offiziellen Religion ist die Religiosität individualistisch geworden, denn die Religion ist nicht wie früher eine Staatsangelegenheit, sondern eine Privatsache des einzelnen Individuums. Auch unruhige und bedrückte Zeitverhältnisse haben die Menschen gelehrt, von oben Hilfe zu suchen, und dazu beigetragen, daß die individuelle Religiosität an Stärke und Innerlichkeit gesteigert wurde. Man griff inbrünstig nach Mitteln, die religiöse Sehnsucht zu befriedigen. Die Gebildeten durften sich wohl mit dem Troste der Philosophen befriedigen, aber die große Masse suchte ihre Zuflucht bei fremden und einheimischen Mysterienkulten und allerlei Aberglauben. Dabei kam es freilich vor, daß häufig religiöse Schwindler die Gläubigen betrogen.

In der philosophischen αὐτάρκεια, Selbstgenügsamkeit, dürften wohl die edleren Geister das Ziel ihres ethischen Strebens gefunden haben, aber für die große Menge | war der ethische Idealismus der Philosophie doch zu hoch. Dagegen hat die philosophische Massenpropaganda eine Vertiefung des Innenlebens herbeigeführt, die sich in einem lebhaften Empfinden für Sünde und sittliche Schuld äußert. Man empfindet mehr und mehr die Unzulänglichkeit der menschlichen Kraft und Vernunft und sehnt sich nach einer göttlichen Offenbarung, und gerade auf eine solche konnten sich die orientalischen Religionen berufen. Auch boten die orientalischen Gottheiten in den mit ihrem Kultus verbundenen Reinigungen und Sühnungen wenigstens äußere Mittel, von der Sündenbefleckung loszukommen. Die individuelle Religiosität fängt aber an, auch etwas anderes zu verlangen, nämlich persönliche Unsterblichkeit und ewige Seligkeit. Auch dies wurde den Gläubigen zugesichert in den orientalischen Religionen, vor allem in den Kulten der 'Großen Mutter' und des Mithra, die freilich erst in der römischen Kaiserzeit ihre weltgeschichtliche Bedeutung gewonnen haben.

Der Hellenismus birgt in sich große Gegensätze: neben dem Individualismus geht der Kosmopolitismus, neben der Mystik der Rationalismus einher. Man sucht fremde Götter auf, aber gegenüber der alten hellenischen Religion verhält man sich skeptisch und rationalistisch. Die Stoiker sahen in den griechischen Götternamen allegorische Bezeichnungen für die Weltelemente oder Sterne oder nützliche Dinge. Es dauerte aber nicht lange, daß man begann, in vielen Göttern (ägyptischen sowohl wie griechischen) ausgezeichnete Menschen zu sehen, die wegen ihrer Großtaten und kulturellen Verdienste um die Menschen göttliche Verehrung bekommen hatten, und die Göttermythen wurden als Geschichte betrachtet. Diese Geistesrichtung, die in der hellenistischen Unterhaltungsliteratur mit Vorliebe vertreten wurde, und die nach einem von ihren Vertretern Euhemerismus genannt wird, soll unten in einem anderen Zusammenhange erörtert werden (S. 264 f., vgl. S. 376).

Es ist indessen bemerkenswert, daß diese rationalistische Auffassung der griechischen Götter und Mythen zu einer Zeit auftritt, die an großen Persönlichkeiten und Übermenschen so reich ist, daß sie erst in der italienischen Renaissance ihr Gegenstück findet, und daß diese Geistesrichtung in engem Zusammenhange mit der damals aufblühenden Menschenvergötterung steht. Uns mag auf den ersten Anblick die Vergötterung Alexanders und seiner Nachfolger nicht nur seltsam, sondern auch unsympathisch erscheinen, aber der hellenistische Herrscherkultus ist von antikem Gesichtspunkte aus nicht unverständlich. Daß Menschen in Griechenland nach dem Tode vergöttert wurden, war nichts Seltenes, es geschah öfters mit den Städtegründern, und auch die verstorbenen Häupter der philosophischen Schulen, wie Platon und Epikur, empfingen von ihren Schülern göttliche Verehrung. Der Besieger Athens, Lysandros, hat im lebendigen Leben Kult empfangen. Die wunderbaren Taten Alexanders schienen den damaligen Menschen so übermenschlich, daß eine göttliche Verehrung sehr nahe lag. Alexander selber ließ sich von Ammons Orakel für einen Gott erklären und forderte göttliche Verehrung als Erbfolger der ägyptischen und persischen Könige. (Über die staatsrechtliche Bedeutung der göttlichen Würde als Grundlage der absoluten Monarchie EdMeyer, Kl. Schriften, Halle 1910, 283 ff.). Zu der hellenischen Anerkennung dieser göttlichen Würde haben wahrscheinlich Anknüpfungen an Herakles, den Urahn Alexanders, mitgewirkt — hat sich doch Alexander auf seinen Münzen als Herakles abbilden lassen. Dieser hatte durch seine Taten zum Besten der Menschheit nicht nur heroische, sondern auch göttliche Würde erworben, aber waren nicht die Taten des Herakles durch die Großtaten Alexanders | übertroffen? Man ist leicht dazu geneigt, in einer solchen Verehrung Schmeichelei zu sehen, aber sicher entstammte sie einer lebhaften und warmen Empfindung und dem Glauben an die im Menschen sich offenbarende göttliche Macht. Göttliche Ehren haben auch die Nachfolger Alexanders, besonders die ägyptischen Könige, empfangen, einige nach dem Tode, andere schon im Leben. In Ägypten ist die Apotheose der Könige mit der Zeit in ein System gebracht worden: wie man früher in Griechenland das Göttliche im Staate verehrte, so wird in Ägypten das Göttliche im Herrscher als der Inkarnation des Staates verehrt. Diese Vergötterung lebt später wieder auf im römischen Kaiserkultus.

Der Sieg bei Actium im Jahre 31 v. Chr. gab der ermatteten Welt die ersehnte Ruhe nach den endlosen Kämpfen der Bürgerkriege, die mit geringen Unterbrechungen etwa ein Jahrhundert gedauert hatten. Jene Kriege hatten nicht nur unzählige Menschenleben auf den Schlachtfeldern und durch die Proskriptionen gekostet, sondern auch eine allgemeine Rechtsunsicherheit hervorgerufen und die wildesten Leidenschaften entfesselt. Man glaubte in der Tat, daß die Götter die blutgetränkte

und sündenbeladene Erde verlassen hätten, und daß das Ende der Welt bevorstehe, und man sehnte sich nach einem Retter. Diesen fand man in Augustus, der die wilden Kräfte der Revolution gebändigt und der erschöpften Menschheit die Segnungen des Friedens beschert hatte. Dankbar erkannten die kleinasiatischen Städte ihn als den 'Heiland (σωτήρ) der Menschheit' (HLietzmann, Der Weltheiland, Bonn 1909) an, und man glaubte, das goldene Zeitalter sei wieder in die Welt gekommen.

Unter dem Fluche der Bürgerkriege hatten nicht nur Italien, sondern auch die griechischen Provinzen im Osten schwer gelitten; die großen Entscheidungsschlachten waren auf griechischem Gebiete ausgekämpft worden. Dazu kam, daß die republikanische Mißwirtschaft die Kräfte der griechischen Provinzen im Osten arg mitgenommen hatte. Es ist daher nicht merkwürdig, daß dort dem Augustus zuerst göttliche Ehren erwiesen wurden, und diese Anerkennung war um so leichter, als man im Osten längst gewohnt war, die lebendigen Herrscher göttlich zu verehren. Selber hat Augustus seinen Kult nicht in Italien zugelassen. Dort mußte man sich mit der Verehrung des genius Augusti, der den lares compitales im Kultus beigesellt wurde, begnügen: in der späteren Regierungszeit des Augustus haben ihm aber auch die italischen Städte göttliche Ehren erwiesen, und nach seinem Tode ist er durch Senatsbeschluß unter die Götter erhoben worden. Formell unterschied man noch lange den Kult des genius Augusti (des regierenden Kaisers) und den Kult des zum Divus erhobenen verstorbenen Kaisers, der unter die Staatsgötter aufgenommen war. Die Soldaten und Beamten des Kaiserreichs wurden beim genius Augusti und den Divi vereidigt, und im privaten Kultus wurde der Kaiser neben den lares familiares verehrt.

Im Kaiserkultus vereinigen sich wieder, wie es früher in den griechischen Staaten der Fall war, Religion und Staat; der Kaiserkultus ist das religiöse Symbol der Reichseinheit. Man denkt dabei freilich weniger an die Person des regierenden Kaisers, als an all die Macht und Hoheit des Reiches. | Der Kaiserkult war der einzige Ausdruck einer einheitlichen Reichsreligion; er entsprach auch den sinnlichen Bedürfnissen der damaligen Religiosität, die sich nach einer Offenbarung sehnte: die Kaiser waren sichtbare, handgreifliche Götter, während die olympischen Gottheiten unsichtbar waren (diese 'Handgreiflichkeit' wird sehr naiv und charakteristisch hervorgehoben schon in dem zu Ehren des Demetrios Poliorketes gedichteten ithyphallischen Hymnus, Athen. VI p. 253). Der heftige Zusammenstoß zwischen Christentum und Kaiserkultus zeigt seine Bedeutung. Man konnte dem heidnischen Kulte aus dem Wege gehen, aber bei gegebenem Anlasse dem Kaiser das Opfer zu verweigern war crimen laesae maiestatis.

Der Kaiserkultus ist die letzte große religiöse Schöpfung des antiken Geistes. Die spätere religiöse Entwicklung bewegt sich teils in den Bahnen des hellenistischen Synkretismus, teils bezeichnet sie eine Reaktion, indem man strebt, die alte Religion neu zu beleben. Diese Reaktion auf dem religiösen Gebiete geht aus den Schrecken und Nöten der langen Bürgerkriege hervor und äußert sich in einer romantisch-religiösen Stimmung, die Augustus verwertet hat bei seinem Streben, alte nationale Kulte und religiöse Institutionen wieder zu beleben. Theoretisch geht diese Stimmung zurück auf den stoischen Philosophen Poseidonios aus Apamea, der die stoische Philosophie in neue Bahnen leitete, indem er sie mit orientalischer Mystik verband und geradezu eine Erneuerung der Religion zu begründen suchte. In seinem Systeme bekommt die alte hellenische Religion einen tieferen, vergeistigten Sinn, und die Göttermythen erfahren eine symbolische oder allegorisch-ethische Deutung.

Poseidonios hat auch minderwertige religiöse Erscheinungen, wie Astrologie und Mantik, ja sogar Palmomantik (Weissagung aus Zuckungen der Gliedmaßen), in sein System hineingebracht und versucht, ihnen einen rationellen Sinn abzulocken. In seine Seelenlehre hat er platonische Ideen aufgenommen und lehrt in Übereinstimmung damit, daß die Seele sich von den leiblichen Banden befreien muß, um sich zu ihrem göttlichen Ursprunge emporzuschwingen. Der Einfluß des Poseidonios auf die Religiosität der folgenden Jahrhunderte ist sehr groß gewesen. Man spürt seinen Einfluß in Varros synkretistischem Religionssysteme, in den religiösen Reformen des Augustus, bei den augusteischen Dichtern, vor allem Vergil, der doch aus der Aufklärung der epikureischen Schule kam, und selbst bei christlichen Schriftstellern. In demselben Sinne, z. T. unter demselben Einflusse, wirkten auch die anderen Philosophenschulen, die Neupythagoreer und Platoniker bzw. Neuplatoniker. Die Hauptsache bleibt die, daß die Philosophie aufgehört hat, die überlieferten Glaubensvorstellungen zu kritisieren und zu verwerfen, daß sie vielmehr mit der alten Religion ein Bündnis schließt und sie wieder zu beleben sucht. Ferner hat die Philosophie die Selbstgenügsamkeit des wahren Philosophen aufgegeben und lehrt statt dessen die Unzulänglichkeit der menschlichen Kraft und Vernunft zur Erreichung des sittlichen Lebensideals. Die Seele sehnt sich nach ihrem himmlischen Ursprunge zurück, zum Leben in Gott und Gemeinschaft mit Gott, um von dort Kräfte zum sittlichen Leben zu erlangen. So wird schließlich die Philosophie in Theologie verwandelt.

Unter dem Einflusse dieser romantisch-religiösen Stimmung wurden alte, verfallene Heiligtümer restauriert oder neugebaut und sakrale Institutionen, die in Vergessenheit geraten waren, erneuert. Die öffentlichen Feste und Gottesdienste entwickelten, wenigstens in den größeren und wohlhabenderen Städten, eine großartige Pracht. Die Orakel, die lange geschwiegen hatten, blühten wieder auf, besonders die Inkubationsorakel des Asklepios zu Pergamon und des Amphiaraos zu Oropos, um nicht die vielen Apollonorakel zu nennen, zu denen aus der ganzen Welt Ratsuchende herbeiströmten. Auch die griechisch-italischen Orakelstätten in Italien, die während der Wirren der bürgerlichen Kriege fast vergessen waren, erfreuten sich nun einer neuen Blüte.

Diese romantisch-religiöse Stimmung erreichte ihren Höhepunkt im 2. Jahrh. unter dem Kaiser Hadrianus, dem Romantiker auf dem Throne, dessen Schwärmerei für die griechischen Kulte und sakralen Einrichtungen für seine ganze Zeit so charakteristisch ist. Er besuchte Griechenland mehrere Male, ließ sich in die eleusinischen Mysterien einweihen, führte den Vorsitz bei den großen Dionysien in Athen, restaurierte dort das Olympieion, von unzähligen anderen Wohltaten gegen griechische Städte und Heiligtümer zu schweigen, die ihm den Ehrennamen 'Restitutor Achaiae' verschafft haben. Charakteristisch für die Zeitstimmung ist auch die Betrachtungsweise des Pausanias in seiner Περιήγησις τῆς Ἑλλάδος, wenn er die religiösen Monumente auf Kosten der profanen hervorhebt und das Altertümliche im Kultus mit besonderer Vorliebe aufsucht. Allein eine Stimmung, die ihre Ideale in der Vergangenheit sucht, kann selbstverständlich nicht auf die Dauer aufrechterhalten werden, und die Sehnsucht der Zeit nach Erlösung und Offenbarung forderte kräftigere Mittel zu ihrer Befriedigung. Mit Marcus Aurelius starb der echte Stoizismus und damit auch die aus den bürgerlichen Kreisen stammende reaktionäre religiöse Bewegung, die zwar eine Steigerung des religiösen Lebens herbeigeführt hatte, aber nicht mehr die religiösen Bedürfnisse der Zeit zu befriedigen vermochte. Wie tragisch erscheint uns nicht der Kaiser bei seinem Geistesadel, seiner reinen Gesittung

und seinen stoischen Tugenden, wie müde, trostlos und einsam steht er vor uns in seinen 'Selbstgesprächen'. Für das persönliche Fortleben der Seele nach dem Tode hat er keine Hoffnung, während doch seine Zeitgenossen in Jenseitshoffnungen schwelgen; er scheint eine Vorahnung gehabt zu haben, daß die antike Welt zu Ende gehe.

Dagegen waren die Bedingungen für den religiösen Synkretismus und die Missionierung der orientalischen und ägyptischen Religionen in der Kaiserzeit noch günstiger als in der hellenistischen Zeit. Die Gegensätze zwischen den verschiedenen Nationalitäten innerhalb des römischen Reichs waren mehr als früher abgeschliffen, innerhalb des gewaltigen Reiches herrschte eine, freilich zweisprachige Kultur, und die friedlichen Verhältnisse begünstigten Handel und Verkehr, der nicht nur den materiellen, sondern auch den geistigen Austausch förderte. Nach Rom, dem Hauptzentrum der damaligen Welt, strömten Menschen aus allen Teilen des Reiches, am meisten aber aus den östlichen Provinzen, woher sich der zahlreiche Sklavenstand in Rom und Italien vorzugsweise rekrutierte. Gefördert wurde der religiöse Synkretismus nicht zum mindesten durch die Legionen, denn die Legionssoldaten verbreiteten ihre heimischen Religionen, wohin sie kamen, und machten auch dafür Propaganda. Dieselben äußeren Umstände haben übrigens die Verbreitung sowohl des Judentums wie des Christentums begünstigt.

Die großen ägyptischen wie orientalischen Gottheiten, von denen oben die Rede war, vollendeten jetzt ihren schon in dem hellenistischen Zeitalter begonnenen Siegeszug durch die Welt. Zu ihnen gesellt sich auch der syrische Sonnengott, der im 3. Jahrh. n. Chr. zu einer außerordentlichen Bedeutung gelangte. Sein Priester in Hemesa, Elagabalus, bestieg im J. 218 den römischen Kaiserthron und versuchte seinen | Gott an die Spitze der römischen Staatsgötter zu stellen; Aurelian hat es durchgeführt. Unter den anderen orientalischen Gottheiten haben Isis und Mithra in der Kaiserzeit eine außerordentliche Verehrung genossen, und der Haß der Christen wendete sich vorzugsweise gegen diese Götter, die gefährliche Konkurrenten des Christentums waren und z. T. mit denselben Mitteln konkurrierten. Diese Religionen kamen dem Erlösungs- und Unsterblichkeitsglauben entgegen und pflegten die individuelle Frömmigkeit durch mystische Weihungen und Prüfungen, die stufenweise für die Aufnahme in verschiedene Grade der Bekenner angestellt wurden, durch Askese und durch die Verbindung der Religion mit einer primitiven Ethik. Was Isis betrifft, so zog ihr Gottesdienst die Menschen stark an durch sein gemütererregendes Ritual, das mit dem katholischen Ritus gewisse Ähnlichkeit gehabt haben soll (vgl. o. S. 251).

Das Pantheon der römischen Kaiserzeit enthält eine bunte Mischung der verschiedensten göttlichen Gestalten. Die Tendenz geht im allgemeinen darauf hinaus, verschiedene Gottheiten zusammenzustellen und ihre Funktionen auszugleichen. So wird Sarapis teils mit Asklepios, teils mit Hades, teils mit Helios und Zeus identifiziert. Die große kleinasiatische Göttermutter wird sowohl der Athene wie der Artemis und der Demeter gleichgesetzt, Mithra wird in einer kleinasiatischen Inschrift mit Apollon, Helios und Hermes zu einer Gottheit zusammengefaßt, Isis ebenso mit Aphrodite und Astarte zusammengestellt. Die mächtigeren Gottheiten zeigen auch die Tendenz, verwandte und sich nebengeordnete Götter zu absorbieren. Charakteristisch sind die Worte, die Apuleius (Metam. XI 5) Isis in den Mund legt: 'Mich, die eine, verehrt die ganze Welt unter vielerlei Gestalt, mit verschiedenem Kulte und mancherlei Namen: der Phryger Urvolk als die Göttermutter von Pessinus, die alten Bewohner von Attika als die kekropische Minerva, die meerbefahren-

den Cyprier als Venus von Paphos, die pfeilkundigen Kreter als Diana Diktynna, die dreisprachigen Sicilier als die stygische Proserpina, die Eleusinier als die alte Göttin Ceres. Hier heiße ich Iuno, dort Bellona, dort wieder Hekate oder Rhamnusia.' Dies ist ein ganz deutliches Streben nach Monotheismus, aber dieses Streben konnte nicht durchgeführt werden wegen der miteinander konkurrierenden lokalen Kulte. Der Synkretismus schwebt sozusagen in der Luft. Aber trotzdem ist die Bedeutung des Synkretismus für die Sehnsucht der individuellen Frömmigkeit nach Monotheismus nicht zu unterschätzen, denn diese religiöse Erscheinung ist doch ein großer Schritt zum Monotheismus hin. Der Fromme verehrte unter verschiedenen Götternamen und Kulten doch eine Gottheit, und jeder Gott war für ihn eine Ausdrucksform des Göttlichen. Das wurde auch von den neuplatonischen Philosophen gelehrt, nach denen alle Götter Offenbarungen und Emanationen des höchsten Gottes sind.

Charakteristisch für die Religiosität der Kaiserzeit ist der überall wuchernde Aberglaube. Aberglauben hat es freilich immer gegeben, aber in der klassischen Zeit Griechenlands wird er von der Kultur fast völlig niedergehalten, und erst in der hellenistischen Zeit wagt er sein Haupt zu erheben. Allein einen so allgemein verbreiteten und in den buntesten Formen erscheinenden Aberglauben wie in der römischen Kaiserzeit, besonders vom 2. Jahrh. ab, hat es wohl kaum je in der zivilisierten Welt gegeben. Der Hauptgrund dafür war das Versiegen des kritischen Denkens. Die Philosophie war zur Theologie geworden und machte es sich zur Hauptaufgabe, die religiösen Erscheinungen in ein System zu bringen und zu rechtfertigen. In vielen Wissenschaften brachte man es nicht weiter, sondern zehrte von der Erbschaft der großen alexandrinischen Zeit. Statt dessen beherrschte der Aberglaube nun | sowohl die Philosophie wie die Wissenschaft. Wie gemeine Betrüger in dem allgemeinen Aberglauben ihre Geschäfte machen konnten, bezeugt die fast unglaubliche Geschichte von der Verehrung des Alexander von Abonuteichos, die von Lukian erzählt wird. Der Aberglaube gewann auch einen Platz in dem neuplatonischen Systeme. Dämonenbeschwörungen und Wunderglaube, Zauberei und Verhexung spielten in allen Schichten der Gesellschaft eine hervorragende Rolle, und die von den früher aus Rom verwiesenen chaldäischen Magiern betriebene orientalische Astrologie wurde sogar von der höheren Gesellschaft benutzt, um die Zukunft zu enthüllen, um die Feinde zu schädigen, eigene Vorteile zu gewinnen und den Zorn der Götter abzuwenden. Auf den Straßen trieben Wahrsager und Gaukler unter den niederen Leuten ihre Künste, prophezeiten die Zukunft und verrichteten Wunder.

Dieser Aberglaube hat auch in der Literatur seinen Niederschlag hinterlassen: das Traumbuch des Artemidoros ist eine charakteristische Erscheinung des Zeitalters. Es gibt eine Unmenge Zauberpapyri (eine Ausgabe wurde von RWünsch, CPreisendanz u. a. vorbereitet, ADieterich, Abraxas, Lpz. 1891); der Hermetismus ist von mystischen Spekulationen und Zauberpraktiken erfüllt (RReitzenstein, Poimandres, Lpz. 1904; JKroll, Die Lehren des Hermes Trismegistos, Münster i.W. 1914). Mystische Schriften und Orakel wurden unter fingierten hochberühmten Verfassernamen, wie Orpheus, Melampus und Zarathustra, Hermes und Asklepios, herausgegeben. Sibyllinische Prophezeiungen wurden aufgezeichnet, allerlei Offenbarungen bei verschiedenen Völkern gesammelt, und Zauberbücher waren unter den gemeinen Leuten in Umlauf. Diese Literatur bietet eine bunte Mischung aus philosophischen Lehrsätzen und mythischen Bruchstücken, die aus allerlei Religionen, besonders den ägyptischen und orientalischen, zusammengebraut sind. Man findet hier ägyptische,

chaldäische, jüdische und orphische Elemente untereinander gemischt, und das Ganze gestaltet sich mitunter zu einem mystischen Kauderwelsche. Hier treten auch alte, fast verschollene griechische Götternamen auf, denn der religiöse Unterstrom, der sich jahrhundertelang in den tieferen Schichten der Gesellschaft gehalten hat, kommt nun wieder zum Vorscheine. Dieser Literaturzweig trug den stolzen Namen γνῶϲιϲ (u. S. 261) und versprach eine höhere Einsicht in den wichtigsten Lebensfragen.

Die letzte größere religiöse Erscheinung in der antiken Welt — Schöpfung ist sie kaum zu nennen — ist der Neuplatonismus, der sich in platonisierenden Gedanken bewegt. Sein bester Vertreter ist Plotinos, ein wahrhaft origineller Denker († 276 n. Chr.). Der Neuplatonismus ist der letzte Versuch, die alte Religion zu erhalten und zu beleben. Für die Neuplatoniker ist der Urgrund alles Seienden, d. h. der Allgott, unmöglich mit dem menschlichen Verstande zu fassen und zu begreifen, denn er steht jenseits und außer allem Denken und ist darüber erhaben. Aus diesem Urquelle strömt in nie versiegender Mannigfaltigkeit in alle Menschen und Schöpfungen der Natur Leben in verschiedenen Ausstrahlungen oder Emanationen; aber diese Emanationen verlieren an Stärke, je mehr sie sich von dem Urquelle entfernen; und je materieller die Wesen sind, um so weniger sind sie der wahren Wirklichkeit teilhaft. Das natürliche Dasein ist eigentlich nur ein Abglanz der höheren absoluten Wirklichkeit, aber der Raum zwischen dem Absoluten und dem Endlichen wird durch hypostasierte Zwischenwesen gefüllt. Die erste und kräftigste Emanation des Urwesens ist der νοῦϲ, in dem die Ideen eingeschlossen sind, die die intelligible Welt bilden. Durch die Verbindung mit der Materie wird die Seele befleckt und an das Irdische gefesselt. Um davon loszukommen, muß sich der Mensch in Frömmigkeit, reinem Leben, Askese und Kontemplation üben; dann gelangt er zur Vereinigung mit dem νοῦϲ, der höchsten Vernunft, deren die menschliche Vernunft mehr und mehr teilhaftig werden soll. Es gibt aber ein noch höheres Ziel, nämlich mit dem | Urwesen selbst in unmittelbare Verbindung zu treten: dies geschieht durch die Ekstase, in der die Seele mit der Gottheit vereint und selber Gott wird. Diese mystische Versenkung in das Absolute, das Eine, ist für den Neuplatonismus besonders charakteristisch. Im späteren Neuplatonismus spielen Dämonologie und Magie eine hervorragende Rolle, um die Ekstase herbeizuführen, und die sog. 'Theurgie', eine Kombination ägyptisch-orientalischer Geheimlehren, mit Dämonologie, Magie und Mantik verbunden, wurde den höheren Adepten der Lehre mitgeteilt. Durch ihre Emanationslehre suchten die Neuplatoniker sämtliche bestehenden religiösen Erscheinungen zu stützen: die Götter und Dämonen waren ja alle Emanationen aus der höchsten und einzigen Gottheit, wenn auch verschiedenen Grades; und kein Aberglaube war so grob, daß er nicht in ihrem Systeme einen Platz gefunden hätte. Wissenschaftlich oder vielmehr quasiwissenschaftlich hat der Neuplatonismus die alte Religion neu zu begründen und zu verteidigen versucht, aber ihr ein neues Leben einzuflößen hat er nicht vermocht.

So waren die religiösen Verhältnisse in der Welt, in die das Christentum eintrat. Der Hellenismus, d. h. das mit orientalischen religiösen Elementen versetzte Griechentum, hatte eine große Vorarbeit geleistet, und der Boden war an manchen Stellen für die Saat des Evangeliums bereit. Im großen und ganzen war die Verbreitung des Christentums innerhalb des römischen Reiches bedeutend leichter als die heutige Mission unter den Heiden. Es hat nicht nur offiziell, sondern auch tatsächlich den Sieg errungen. Weder der Neuplatonismus noch der Kaiser Iulianus vermochten den Untergang der antiken Religion zu hindern: es fehlte ihr längst

die innere Lebenskraft. Die heidnischen Tempel wurden allmählich geschlossen und zerstört oder in christliche Kirchen verwandelt. Im Anfange desselben Jahrhunderts scheinen die eleusinischen Mysterien, gegen die sich die Wut der Christen besonders richtete, erloschen zu sein. Andere Geheimkulte haben freilich in der Verborgenheit ein längeres Dasein gefristet, und in Oberägypten haben die Isismysterien noch bis gegen das Ende des 6. Jahrh. fortgedauert. Die Universität von Athen mit ihrer Akademie, das letzte Bollwerk des Neuplatonismus, wurde im Jahre 529 geschlossen, ihre letzten Philosophen flohen nach Persien. Indessen starben die antiken religiösen Vorstellungen und Gebräuche nicht ganz aus, denn viele von diesen haben sich in das Christentum herübergerettet. (Der Untergang des Heidentums hat mehrere Darstellungen hervorgerufen. VSchultze, Gesch. des Untergangs des griech.-röm. Heidentums, Jena 1887—92; geistreich und fein, aber etwas fragmentarisch GBoissier, La fin du paganisme, Paris 1891, mit gebührender Hervorhebung der Bedeutung des antiken Unterrichtsbetriebes; eine gedankenreiche Skizze von ADieterich, Der Untergang der antiken Religion, in seinen Kl. Schriften, Lpz. 1911, 449—539; JGeffcken, Der Ausgang des griech.-röm. Heidentums, Heidelb. 1920, mit ergiebiger Benutzung des inschriftlichen Materials und Betonung der Bedeutung der wirtschaftlichen Notlage. Den kulturellen Hintergrund gibt das ausgezeichnete Werk von PWendland, Die hellenistisch-römische Kultur in ihren Beziehungen zu Judentum und Christentum, [2]Tüb. 1911. ADeißmann, Licht vom Osten, [2 u. 3]Tüb. 1909. Die griechische Beeinflussung des Christentums zeigt EHatch, Griechentum und Christentum, übers. von EPreuschen, Freib. 1892. Das Vordringen des Christentums schildert das bekannte Werk von AHarnack, Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten, [3]Lpz. 1915.)

Jesus und seine ersten Jünger waren weltfremd und kulturfremd, sie lebten in der Welt der Frömmigkeit in unmittelbarem Verkehre mit Gott und kümmerten sich wenig um die Verhältnisse dieser Welt. Sie dachten nicht an ein systematisches Lehrgebäude, und die griechisch-römische Weltkultur lag vollends außerhalb ihres Horizontes; sie lebten nur in Gottes Reiche und suchten für dieses Reich Seelen | zu gewinnen. Bald aber kam das Christentum bei seiner Verbreitung in Kontakt mit der griechischen Kultur. Die ersten Missionare in der Heidenwelt waren hellenistische Juden, die ersten christlichen Schriften wurden griechisch abgefaßt. Paulus, der rabbinistisch dachte und griechisch schrieb, der zuerst unter allen das Christentum als eine Weltreligion erfaßte und die christliche Heidenmission in großem Stile organisierte, bewegt sich in seinen Briefen in Wörtern, Ausdrucksformen und Gedanken, die den hellenistischen Mysterienreligionen, ja selbst den Stoikern und Kynikern entnommen sind; er ist, freilich meist in seiner rabbinistischen Art, der erste Begründer der christlichen Spekulation, die später unter dem Einflusse des griechischen Denkens so stark entwickelt wurde. (RReitzenstein, Die hellenistischen Mysterienreligionen, [2]Lpz. 1920.) Während Paulus die Segnungen des römischen Weltreichs zu schätzen wußte, verhielten sich die Christen später eine Zeitlang gegen die griechisch-römische Kultur ganz feindlich. Die Christen fühlten sich als Mitbürger einer höheren Welt und betrachteten sich selber als ein neues Volk und sogar als eine neue Menschenrasse. Auch Philosophie und Literatur gehörten nach ihrer Anschauung zu dieser Welt, die von den Christen bekämpft und überwunden werden mußte. Indessen konnte eine solche Haltung auf die Dauer nicht bestehen. Infolge der philosophischen Angriffe auf das Christentum mußten die Christen dieselben Waffen benutzen wie ihre Gegner, und die ältere christliche Apologetik bewegt sich in den Formen der kynisch-stoischen Propaganda. (Viele Untersuchungen

z. B. JGeffcken, Zwei griech. Apologeten, Lpz. 1907.) Die in den Acta apostol. 17 geschilderte Rede des Apostels Paulus vor dem Areopage — deren Echtheit sehr bezweifelt ist (ENorden, Agnostos Theos, Lpz. 1913) — erinnert stark an die Vorträge der heidnischen Philosophen auf Märkten und Straßen. Bei seiner Verteidigung konnte das Christentum die griechische Philosophie um so weniger entbehren, als die griechisch-römische Welt in den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit eine große philosophische Bildung besaß, die infolge der Popularisierung der Philosophie auch in den tieferen Schichten der Bevölkerung verbreitet war. Manchem neubekehrten Christen erschien das Christentum als die wahre praktische Philosophie.

Sehr gefährlich für das Christentum wurde der heidnische Synkretismus, der unter dem Namen 'Gnosis' (reiche Spezialliteratur z. B. WBousset, Hauptprobleme der Gnosis, Gött. 1907; übersichtliche Artikel von dems. in RE. und von GKrüger in AHaucks Protest. Realenz.[3] VI [1899] 728ff.; vgl. Bd. I[2] 251 f.) sich in die christliche Kirche einbürgerte. Die Gnosis, deren Anfänge schon von Paulus im Kolosserbriefe bekämpft wurden, die uns aber erst im Anfange des 2. Jahrh. greifbarer entgegentritt, war eine akute Hellenisierung des Christentums (AHarnack). Es gibt auch eine heidnische Gnosis. Orientalische Emanationsspekulationen wurden in griechische philosophische Begriffe umgesetzt; ihr Streben ging auf die Erlösung aus den Banden der Materie aus. Die gnostischen Lehren, die entweder in Askese oder in Libertinismus ausmündeten und für die christliche Kirche besonders gefährlich waren, weil sie den Scheinleib Jesu predigten (Doketismus), wurden mit allerlei literarischen Hilfsmitteln, Romanen, Hymnen, Predigten, wissenschaftlichen Abhandlungen und fingierten Briefen, verteidigt, und die Verteidiger des Christentums mußten zu denselben Mitteln greifen. Dann hielt eine andere orientalisch-hellenische Bewegung in das Christentum ihren Einzug, der Montanismus, im Grunde der alte Orgiasmus der phrygischen Gottheiten mit einem Zusatze von hellenistischem Denken und christlichen Lehren. Aus diesen Gefahren hat sich die christliche Kirche durch eine straffe Konsolidierung der Gemeinden und durch die Feststellung der Lehre und damit zusammenhängend des neutestamentlichen Kanons gerettet. Dabei mußte sie sich des griechischen Denkens bedienen. Etwa um das Jahr 170 entstand in Alexandreia die erste große theologische Schule, die sich unter der Leitung von Clemens Alexan|drinus und Origenes zu einer christlichen Hochschule entwickelte. Dort wurde durch Vorträge, Übungen und persönlichen Verkehr eine universelle Bildung mitgeteilt, und der Zweck war 'die Bekehrung der Hellenen zum Christentume und die Erziehung der Christen zu gebildeten Menschen' (UvWilamowitz). In der alexandrinischen Hochschule wurde in Logik, Rhetorik, Physik unterrichtet, wenn auch christliche Metaphysik, Religionslehre und Ethik die Hauptfächer waren, und Origenes wurde von den heidnischen Philosophen als ein 'geachteter Kollege' betrachtet. Seit dieser Zeit kann man von einer christlichen Philosophie reden, die in die weitere Entwicklung des Christentums tief eingegriffen hat. Sie entstammt dem hellenischen Denken, das auf die Bildung der christlichen Dogmen, besonders der Christologie und der Trinitätslehre, so mächtig eingewirkt hat, und dessen Einfluß sich noch heute in den christlichen Kirchen fühlbar macht.

Aus den griechischen Mysterien und den orientalischen Geheimkulten ist manches auf die christlichen Kulthandlungen, besonders Taufe und Abendmahl, übertragen worden. (GWobbermin, Rel.-gesch. Studien zur Frage der Beeinflussung des Urchristentums durch das antike Mysterienwesen, Berl. 1896; GAnrich, Das antike Mysterienwesen in seinem Einflusse auf das Christentum, Gött. 1894.) Die Heiden, die zum Christentume übertraten und vorher in die heidnischen Mysterienkulte ein-

geweiht gewesen waren, fanden in der Taufe und dem Abendmahle der Christen Parallelen zu den heidnischen Mysterien. Da nun die in diesen vorkommenden Kulthandlungen magisch, also übernatürlich wirkend waren, so wurden diese magischen Vorstellungen auch auf die christliche Taufe und das Abendmahl übertragen. Wir finden solche Vorstellungen schon beim Apostel Paulus, der sie sicher nicht vom Judentume übernommen hat. Im 2. Jahrh. werden hierauf Ausdrücke angewendet, die in den heidnischen Mysterien geläufig waren, wie σφραγίς, φωτισμός, μύησις, μυσταγωγία, τελείωσις von der Taufe, θυσία, μυστήριον, ἐποψία vom Abendmahle.

Auch andere heidnische Vorstellungen und Gebräuche (über die letzteren orientiert gut der Vortrag von GLöschcke, Jüdisches und Heidnisches im christl. Kulte, Bonn 1910) dringen in das Christentum ein. Der einzige Gott spaltet sich in drei, was die Griechen sehr begreiflich fanden, denn sie hatten längst gelernt, in synkretistischer Weise Zeus—Apollon—Helios oder Isis—Demeter—Aphrodite—Artemis als eine Gottheit zu betrachten. Das Bedürfnis nach weiblichen Gottheiten, die im Christentume fehlten und dort von manchem bekehrten Heiden sehr vermißt wurden, wird durch den göttlichen Kultus der Jungfrau Maria als Gottesmutter befriedigt. Ihre Ähnlichkeit mit den heidnischen Muttergottheiten veranlaßte im 5. Jahrh. einen Heiden, den frommen Isidorus von Pelusium, zu fragen, was eigentlich für ein Unterschied sei zwischen der 'magna mater Rhea' der Heiden und der 'magna mater Maria' der Christen. Engel und Dämonen, die letzteren oftmals entthronte Heidengötter, wurden ins Christentum hineingebracht, und an die Stelle der Sondergötter traten die christlichen Heiligen. An den Märtyrergräbern wurden nach heidnischer Sitte Kuchen und Wein geopfert, und auf die Kirchen der christlichen Heiligen wurde der Tempelschlaf (Inkubation) übertragen, der in den Heiligtümern der alten Heilgötter stattgefunden hatte. Der Märtyrerkultus ist als eine Fortsetzung des heidnischen Toten- und Heroenkultes angesprochen worden (ELucius, Die Anfänge des Heiligenkultes in der christlichen Kirche, Tüb. 1904), man hat sogar nachzuweisen unternommen, daß alle Götter unter dem Gewande der Heiligen fortlebten (HUsener, Die Legende der Pelagia, Vorträge und Aufsätze, Lpz. Berl. 1907, 189ff.; Der heilige Tychon, Lpz. Berl. 1907). Beides ist lebhaft bestritten worden; das letztere ist fraglich, das erstere muß starke Einschränkungen erleiden. (HDelehaye, Les légendes hagiographiques, Bruxelles 1906, übers. von EAStückelberg, Kempt. 1907; Überblick bei JGeffcken, Der Ausgang usw., S. 234ff.) Der inneren Verwandtschaft kommt eine größere Bedeutung zu als dem äußeren Zusammenhange. Der endgültige Sieg wurde besonders auf dem platten Lande dadurch errungen, daß die Heiligen an die Stelle der kleinen Lokalgötter traten und oft auf dieselbe Weise verehrt wurden. (Lehrreich ist das kleine Buch von ADufourcq, La Christianisation des foules, [4]Paris 1907.) Heidnische Feste wurden von dem Christentume übernommen, besonders das Weihnachtsfest, das der verchristlichte dies natalis Solis invicti ist (HUsener, Das Weihnachtsfest, [2]Bonn 1911), mit dem sich Gebräuche des verbreitetsten Festes der Spätzeit, des Kalenden-(Neujahrs-)Festes, verbunden haben (MPNilsson, Studien z. Vorgesch. des Weihn., ArchRel. XIX [1916—19] 50ff.).

Im Volksglauben und in den Festgebräuchen des Südens lebt das alte Heidentum noch heutzutage. In Griechenland gehen noch die Moiren um, alte runzelige Frauen, die kurz nach der Geburt eines Kindes zu ihm herantreten und ihm sein Lebenslos zuteilen; wenn sie erwartet werden, setzt man ihnen Wein, Brot, Zuckerwerk u. dgl. als Opfer vor. Noch leben im griechischen Volksglauben die Nereiden (Νεράϊδες), schöne tückische Jungfrauen, auch κόραι oder παρθένοι genannt; ihr | Name wird aber heutzutage auf die ganze Gattung der Nymphen ausgedehnt. Sie

wohnen also nicht nur im Meere und in Seen, sondern auch in Wäldern und auf Bergen. Sie rauben schöne Jünglinge und Kinder und sind, wie die althellenischen Dämonen und Gespenster, besonders um die Mittagsstunde höchst gefährlich. Sie erscheinen auch in den Sturmwinden und Wirbelwinden und sind dann Nachfolgerinnen der Harpyien, empfangen auch wie diese chthonische Opfer, Milch und Honig. Auch die altgriechischen Dämonen und Schreckgespenster, Lamia, Empusa, Mormo und Gorgo (heutzutage Gorgona), bevölkern die Phantasie der heutigen Neugriechen. Vor allem spielt dort Charon oder, wie er heutzutage heißt, Charos eine hervorragende Rolle; doch ist er nicht mehr der alte Fährmann am Wasser der Styx, sondern er erscheint als bewaffneter Krieger in schwarzer neugriechischer Nationaltracht, reitend auf einem schwarzen Rosse. Das Totenreich des Volksglaubens ähnelt sehr dem altgriechischen Hades. (CWachsmuth, Das alte Griechenland im neuen, Bonn 1864; BSchmidt, Das Volksleben der Neugriechen u. das hell. Altertum, Lpz. 1871; JCLawson, Modern Greek Folklore usw., Cambr. 1910.)

Auch in Süditalien, besonders in Kalabrien, leben die alten heidnischen Gebräuche heute fort. Wie im Altertume die Jungfrauen vor der Hochzeit einer Gottheit (z. B. dem Hippolytos in Troizen) ihr Haar darbrachten, so findet man in süditalischen Kirchen Haarzöpfe, die bei den gleichen Begebenheiten von den Jungfrauen geopfert worden sind. Die griechische Sitte, eine 'Eiresione', d. h. einen mit Früchten und Backwerk, auch mit Wein und Öl behangenen Oliv- oder Lorbeerzweig, einer Gottheit darzubringen, wird noch heutzutage in den süditalischen Kirchen geübt.

Wer ein süditalienisches Madonnafest (z. B. in der Umgebung von Pompeii) angesehen hat, wenn die festlich geschmückte Madonna mit ihren goldenen Locken durch die Stadt getragen und unter dem lärmenden Jubel der Stadtbewohner wieder in ihre alte Kirche zurückgebracht wird, der hat eine wahre antike Feststimmung erlebt. Der berühmte Festzug nach dem Madonnaheiligtume auf Monte Vergine in Süditalien, der jährlich zu Pfingsten stattfindet und etwa 50000 Teilnehmer zählt, bietet auch ein interessantes antikes Festgepränge. Man wandert den letzten Teil des Weges in 3—4 Stunden zu Fuß bergauf, unterwegs werden Psalmen gesungen, lustige Lieder improvisiert, derbe Späße gemacht, wehklagende Melodien angestimmt und fromme Gebete gemurmelt. Unter Fackelbeleuchtung geht der Zug auf steilem Pfade zum Gipfel des Berges, wo das Heiligtum gelegen ist; in lärmender Entzückung wird endlich des Ziel erreicht, und die Menschen strömen in das Heiligtum hinein. Das Ganze erinnert lebhaft, selbst in Einzelheiten, an die überlieferten Nachrichten von dem heiligen Festzuge, der bei den großen Mysterien von Athen nach Eleusis ging, und hilft uns die dortige Stimmung zu vergegenwärtigen. (Th Trede, Das Heidentum in der röm. Kirche I—IV, Gotha 1889—91, oberflächlich.)

IV. QUELLEN

1. ANTIKE QUELLEN

Die Quellen der griechischen Religionswissenschaft sind mannigfaltig und lassen sich in zwei Hauptgruppen scheiden, die literarischen und die archäologischen. In der klassischen Literatur finden sich Angaben über Kultus und Mythus fast bei allen Schriftstellern, im Epos sowohl wie den Lyrikern, Tragikern und Komikern, bei den Historikern, Rednern und Philosophen. Selbstverständlich haben die verschiedenen Quellen einen verschiedenen Wert. Über Homer vgl. o. S. 215ff.; bei | Hesiod (vgl. o. S. 240f.), der zwar mit der kulturellen Erbschaft der homerischen Zeit wirtschaftet, aber mit den homerischen Idealen keine Fühlung hat, sind moralische Tendenzen bemerkbar im Vereine mit mythischer Spekulation und dem Bestreben, den religiösen Inhalt, so gut es ging, in ein System zu

bringen. Die Elegiker und Lyriker (auch die lyrischen Partien der Tragödie) liefern bisweilen wertvolle Zeugnisse über individuelle Religiosität; so kommt z. B. in Solons ὑποθῆκαι und in Aischylos' Chorliedern die altattische Religiosität und Ethik vorzüglich zur Geltung. In den mythischen Darstellungen der Chorlyrik tritt mitunter Rationalismus oder vertiefte Ethik in Opposition gegen die herkömmlichen Mythen. Ein rationalistischer Zug läßt sich schon bei Stesichoros in der Behandlung der Aktaionsage beobachten, und ein ethisches Motiv bringt den Pindar in Opposition gegen die Pelopssage. Bei den Tragikern ist ein gewaltiger mythischer Stoff zusammengebracht, aber ihre Behandlung des überlieferten Sagenstoffes weicht öfters von den ältesten Sagenformen ab; besonders Euripides hat manche Mythen und Sagen umgestaltet und ihnen durch seine Behandlung oft die endgültige Form gegeben.

Bei den Historikern und auch bei den Rednern findet man nicht selten Angaben über Kultus und Mythus. Herodot verbindet eine naive Religiosität mit einem rationalistischen Zuge (vgl. S. 244); in manchem ist er von einer delphischen Priesterquelle abhängig. Der Rationalismus, der bei Hekataios zuerst beobachtet wird, setzt sich bei den folgenden Historikern fort. Schon die älteren Historiker fingen an, religionswissenschaftliches Material zu sammeln, und besonders die Lokalhistoriker haben die lokalen Sagen und Kultusaltertümer der von ihnen beschriebenen Städte oder Landschaften gewissenhaft gesammelt. Die Atthidenschriftsteller des 4.—3. Jahrh. (Kleitodemos, Philochoros u. a.) behandelten in ihren leider nur fragmentarisch erhaltenen Schriften lokale Kulte, Opfer, Feste und Mysterien (ATresp, Die Fragm. d. griech. Kultschriftsteller, RgVV. XV 1, Gieß. 1914). Bei den Historikern und bei den Rednern finden wir hier und da auch eingelegte Urkunden, die sich auf sakrale Altertümer beziehen.

Weil die Philosophen gegen die Mythen oftmals Opposition machen und die offizielle Religion häufig bekämpfen, sind ihre Schriften für die Geschichte der individuellen Frömmigkeit besonders wertvoll. Andrerseits verschmähen sie die Mythen nicht, wenn es ihnen paßt, und nicht selten fügen sie sich dem bestehenden Kultus. Die Peripatetiker machten die Mythen und Götternamen zum Gegenstande der wissenschaftlichen Forschung und begannen zu diesem Zwecke religionswissenschaftliches Material zu sammeln; diese zwei Richtungen sind charakteristisch für die folgenden Jahrhunderte: einerseits Materialsammlung, andrerseits Spekulation über Kultus und Mythus. Die Stoiker setzten mit großem Fleiße die Arbeit der Peripatetiker fort und fanden in den pergamenischen und alexandrinischen Grammatikern Nachfolger; sie sammelten Material über Kulte, Götternamen, Beinamen usw. und suchten mit Hilfe von wilden Etymologien das Wesen der Götter rationalistisch zu deuten: die Götter seien Naturgegenstände (Demeter Brot, Hera Luft, Athena Feuer usw.) oder hochverdiente Menschen, die wegen ihrer hervorragenden Verdienste vergöttert worden seien. Kleanthes, dessen herrlicher Zeushymnos (Stoicor. veter. fragm. coll. HvArnim I 121) ein schönes Denkmal stoischer Frömmigkeit ist, schrieb Περὶ θεῶν, Περὶ γιγάντων, Chrysippos Περὶ θεῶν, Diogenes von Babylon Περὶ Ἀθηνᾶς. Im übrigen verweise ich für das philosophische Quellenmaterial zur Erkenntnis der griechischen Religiosität auf den Abschnitt über die Philosophie.

Im Beginne des 3. Jahrh. v. Chr. verfaßte Euhemeros von Messene einen Reiseroman mit dem Titel Ἱερὰ ἀναγραφή, in dem eine rationalistische Erklärung der griechischen Götterwelt popularisiert wurde. In einer in der hellenistischen Zeit sehr beliebten Einkleidung erzählt Euhemeros, wie er nach mehrtägiger Fahrt vom glücklichen Arabien nach einer Inselgruppe mitten im Indischen Ozean gekommen sei. Dort habe er im Heiligtume des triphylischen Zeus eine heilige Urkunde, die auf einer goldenen Tafel eingeschrieben war, gefunden. Darauf standen die authentischen Göttergeschichten des Uranos, Kronos und Zeus, die uralte Könige gewesen seien, sich um die Fortschritte der Kultur | verdient gemacht hätten und deshalb nach dem Tode vergöttert worden seien. Die von Euhemeros dargelegte Anschauung war nicht ganz neu, aber er verstand es, seinen platten Rationalismus so interessant und pikant vorzutragen, daß er dadurch ein großes Publikum nicht nur unter den Hellenen, sondern später auch unter den Römern gewann, bei denen sich seine Schrift in der lateinischen Übersetzung des Ennius einbürgerte. Nach ihm wird

die mythologische Auffassung, die die alten Götter für vergötterte Menschen erklärt, noch heute 'Euhemerismus' genannt.

Die Grammatiker behandelten den religionsgeschichtlichen Stoff anfänglich als Hilfsmittel zur Erklärung der alten Autoren oder auch in dichterischem Interesse, indem alte Sagen und Kultgebräuche mit Vorliebe poetisch behandelt wurden; später aber wurde der sakrale und mythische Stoff ein Gegenstand selbständiger Behandlung. Im 3. Jahrh. verwob Kallimachos seine eingehenden, auf Lokalmythen und lokale Gebräuche gerichteten Sammlungen in seine Epen, Hymnen und Elegien (Aitia, Hekale). Im 2. Jahrh. v. Chr. entstanden in Anlehnung an die Forschungen der älteren Grammatiker, wie Kallimachos, Philostephanos und Istros, mythologische Handbücher. Um die Zusammenstellung des Materials hat sich besonders Aristophanes aus Byzanz verdient gemacht, der in seinen Ὑποθέϲειϲ oder Inhaltsangaben zu den klassischen Autoren den mythischen Stoff sammelte und oftmals abweichende Sagenversionen erwähnte. Das religionsgeschichtliche Hauptwerk der alexandrinischen Gelehrsamkeit war indessen Apollodors Schrift Περὶ θεῶν, von der freilich nur spärliche Fragmente erhalten sind (FHG. I 428 ff.). Apollodoros von Athen, Schüler des Aristarch, hat in diesem Werke eine griechische Religionsgeschichte geliefert, deren Verlust nicht genug bedauert werden kann, denn nach den Fragmenten zu urteilen scheint dies Werk mit umfassender Gelehrsamkeit und mit feinem religiösen Gefühle und Blicke für verschiedene Kulturstufen geschrieben zu sein.

Der von den alexandrinischen Gelehrten gesammelte religionsgeschichtliche Stoff wurde in der römischen Zeit teils in den Scholien zu den klassischen Schriftstellern, teils in mythologischen Handbüchern der Nachwelt übermittelt. Bei der Popularisierung der griechischen Bildung, die für die römische Kaiserzeit so charakteristisch ist, waren mythologische Kompilationen notwendig. Die Dichter hatten solche nötig, denn sie bewegten sich meistenteils in mythologischen Stoffen, die Rhetoren wählten bei ihren Deklamationen mit Vorliebe Gegenstände aus der griechischen Mythologie und Geschichte, und in dem damaligen Jugendunterrichte, der von der Rhetorik sein Gepräge erhielt, wurden Handbücher benutzt; ja selbst in den Tischgesellschaften gehörte es zum guten Tone, in mythologischen Dingen zu Hause zu sein. Solche mythologischen Handbücher sind z. B. die dem Apollodor fälschlich zugeschriebene Βιβλιοθήκη und Hygini fabulae, die beide auf Handbücher des letzten vorchristlichen Jahrhunderts zurückgehen. Unter anderen mythographischen Kompilatoren der römischen Kaiserzeit nennen wir Antoninus Liberalis, Konon und Parthenios. Dagegen ist die Καινὴ ἱϲτορία des Ptolemaios Chennos als Schwindelliteratur zu bezeichnen.

Auch die Philosophie der Kaiserzeit behandelte den religionsgeschichtlichen und mythologischen Stoff. So schrieb Cornutus in stoischem Geiste ein mythologisches Handbuch, und die Neuplatoniker verwerteten das mythologische Material in allegorischem Sinne. Die Kirchenväter mußten trotz ihrer feindseligen Stimmung gegen die alte Religion doch in ihren Schriften zu den heidnischen Mythen und Kultgebräuchen Stellung nehmen und sind also für unsere Kenntnis der griechischen Religion nicht ohne Bedeutung; besonders wichtig ist in dieser Hinsicht Clemens Alexandrinus.

Im ersten vorchristlichen Jahrhundert hat der Geschichtschreiber Diodoros das mythologische Material, das er z. T. aus einem gleichen Handbuche wie Pseudo-Apollodor und Hyginus schöpft, euhemeristisch behandelt; und Strabon hat etwa gleichzeitig in seinem geographischen Werke die lokalen Kulte berücksichtigt. Ungemein wichtig ist für uns der Perieget Pausanias aus dem 2. Jahrh. n. Chr., der eine noch erhaltene | Beschreibung von Griechenland herausgab, in der lokale Kulte, Kultlegenden, Mythen, Opfer, Feste und andere religiöse Tatsachen dargestellt sind. Als schriftstellerisches Talent ziemlich unbedeutend, ist Pausanias wegen des Stoffes für uns geradezu unentbehrlich, besonders heuzutage, wo die Kultusforschung im Vordergrunde steht. Seine Zuverlässigkeit und Autopsie sind stark angefochten worden, eine besonnene Nachprüfung hat ihn im allgemeinen wieder rehabilitiert, obgleich sein Werk sich weit mehr auf literarischen Vorgängern als auf Autopsie gründet. Bezeichnend ist, daß fast alles der Kaiserzeit Angehörige für ihn nicht existiert. (Kommentierte Ausgaben von JGFrazer, Lond. 1898, und von HHitzig-HBlümner, Berl. 1896–1910, besonders jene religionsgeschichtlich wichtig.) Vgl. Bd. I[2] 228.

Mythischen und sakralen Stoff enthalten auch die Lexika aus römisch-byzantinischer Zeit, besonders die Lexika des Hesychios, Photios und Suidas, neben denen auch das sog. Etymologicum Magnum zu nennen ist.

Unter den römischen Quellen zur griechischen Mythologie ist Hyginus schon oben erwähnt worden. Andere lateinische Mythographen zweifelhaften Wertes sind Fulgentius und die drei 'Mythographi vaticani'. Wertvolles mythologisches Material aus Varro und anderen steckt in den Servius-Scholien zu Vergil. Außerdem sind die römischen Dichter der augusteischen Zeit, besonders Properz und Ovid, wegen ihrer großen mythologischen Gelehrsamkeit hier zu nennen. Diese Dichter liefern, abgesehen von Ovids Fasti, für die griechische Religion besseren Stoff als für die römische.

Neben den literarischen Quellen besitzen die archäologischen einen besonderen Wert und helfen uns öfters weiter, wo die Literatur schweigt, denn die archäologischen Funde liefern gewöhnlich eine viel konkretere Anschauung und belehren uns manchmal über Dinge, die in der Literatur nicht erwähnt werden. Die großen Ausgrabungen auf griechischem Boden, wie die der athenischen Akropolis, von Eleusis, Olympia, Delphoi, Pergamon, Thera und anderen Orten, haben nicht nur die alten Kultusstätten freigelegt, sonders auch wertvolle Beiträge zur Geschichte des griechischen Kultus geliefert. Auf den von dem Spaten aufgedeckten Trümmerstätten findet man die alten Tempel, wenn auch oft nur in ihren Fundamenten, wieder und ist imstande, sowohl die Raumverteilung wie den ganzen Aufbau und auch darunterliegende ältere Tempelreste kennenzulernen. Ferner haben die archäologischen Funde eine stattliche Reihe von Götterbildern zutage gebracht, die die verschiedenen Entwicklungsstufen von den rohesten Anfängen bis zu den höchsten Erzeugnissen der griechischen Kunst darstellen. Dazu kommen die unzähligen Weihgeschenke, die zur Kenntnis des Kultus und des Mythus wichtige Beiträge liefern. Besonders wichtig sind die Vasen, deren Gemälde öfters auf lokale Kultverhältnisse ein neues Licht werfen und nicht selten auch von den gewöhnlichen Mythen und Sagen abweichende Versionen darstellen. (Die Kunstmythologie ist bearbeitet von JOverbeck, Griech. Kunstmythologie II–IV mit Tafelband, Lpz. 1871–89; KOMüller-FWieseler, Denkmäler der alten Kunst, 2 Bde., Gött. 1854 (neue Aufl., besorgt von KWernicke u. BGräf, im Erscheinen).) Die sakralen Inschriften enthalten Volksbeschlüsse über die Heiligtümer und ihre Verwaltung, Verzeichnisse von Tempelgütern, Schätzen und Geräten, Priesterverzeichnisse, Bestimmungen über Eintritt in die Heiligtümer, über Opfer, Feste und Mysterien, Opferkalender, Votivinschriften, Heilberichte, Orakelbefragungen, Verwünschungen usw. DittenbergerSyll. III, [3]Lpz. 1920; IdePrott et LZiehen, Leges Graecorum sacrae e titulis collectae, I Fasti sacri, Lpz. 1896, II: I Leges Graeciae et insularum, 1906; RWünsch, CIA., Appendix continens defixionum tabellas in Attica repertas, Berl. 1897; AAudollent, Defixionum tabellae (alle außer den attischen), Paris 1907.

Für die Kenntnis der griechischen Religion sind auch die Münzen von besonderer Bedeutung. In der älteren Zeit enthalten die griechischen Münztypen nicht selten Hinweise auf die lokalen Kulte, Symbole und Attribute der betreffenden Götter, mitunter auch Götterköpfe (selten Götterstatuen). In der hellenistisch-römischen Zeit wurden oftmals berühmte Heiligtümer und Götterstatuen auf den Münzen wiedergegeben; so zeigen die Münzen von | Ephesos das Bild der ephesischen Artemis, Münzen von Olympia die dortige Kultstatue des Zeus, die von Pheidias geschaffen wurde; auf spartanischen Münzen ist die Statue des amykläischen Apollon dargestellt und auf korinthischen der Tempel und das Kultbild der Aphrodite von Akrokorinth. (Jimhoof-Blumer and PGardner, A Numismatic Commentary on Pausanias, JhellSt. VI–VIII [1885–7], auch als Sonderdruck.)

Nur ausnahmsweise sind die altitalischen Denkmäler als Quellen für die griechische Religionsgeschichte zu verwerten. Wenn aber auf solchen Denkmälern Hercules und Iuno in naher (ehelicher?) Verbindung erscheinen, so spiegelt sich in dieser Tatsache wahrscheinlich eine innige Vereinigung ab, die einmal auf griechischem Boden zwischen Herakles und Hera bestanden hat, von der sich aber in Griechenland nur schwache Spuren erhalten haben.

2. MODERNE BEARBEITUNGEN

Bei der Wiedererweckung des klassischen Altertums gegen Ende des Mittelalters wurde auch die klassische Mythologie ein Gegenstand der Forschung. Der erste eigentliche Schöpfer dieser Disziplin ist Giovanni Boccaccio (1312–1372), der gegen das Ende | seines Lebens das Werk De genealogia deorum gentilium schrieb. Boccaccio und seine Nachfolger im Anfange der neueren Zeit standen unter dem Einflusse der römisch antiken Anschauungen und trennten also noch nicht die griechische und die römische Religion voneinander und betrachteten die antike Religion als eine bewußte Schöpfung von Priestern und Gesetzgebern. Die Urheimat der antiken religiösen Vorstellungen wurde nach dem Orient oder Ägypten verlegt. Das erste mythologische Handbuch, Mythologiae sive explanationis fabularum libri XVI, wurde von Natalis Comes verfaßt. Im 16. und 17. Jahrh. wurde das einschlägige Material gesammelt und gewöhnlich in mystisch-allegorischem Sinne gedeutet. Die Mythologie wurde mit einzelnen Ausnahmen (Heinsius, Vossius) nicht von Philologen, sondern von Theologen und Philosophen behandelt. Man betrachtete gewöhnlich die antiken Mythen als eine entstellte Darstellung einer reinen und göttlichen Offenbarung, die als Urreligion und Urweisheit den Menschen im Anfange der Zeiten gegeben worden sei. Diese Urreligion oder Urweisheit wurde entweder unter dem Einflusse theologischer Orthodoxie der biblischen Offenbarung gleichgesetzt, oder man dachte an ein Urvolk im Besitze einer reinen monotheistischen Religion, die im Laufe der Zeit entstellt worden sei und durch die Vermittlung von Priestern und Mysterien unter bildlichen Ausdrücken fortgelebt habe. Im 17. und 18. Jahrh. war besonders in Frankreich eine rationalistische Erklärung der antiken Götter- und Heldensagen sehr beliebt. Man sah in den mythischen Gestalten ausgezeichnete Menschen, wie früher Euhemeros, und in den Sagen Widerspiegelungen historischer oder vorhistorischer Ereignisse. Einige glaubten fast stoisch, in den antiken Mythen eine bildliche Hülle für astronomische, physische oder chemische Lehren finden zu können.

Gegen Ende des 18. Jahrh. geschah die große Revolution in den klassisch-philologischen Studien, indem das klassische Altertum ein Gegenstand selbständiger, wissenschaftlicher Forschung wurde. Diese Umwälzung vollzog sich unter dem Einflusse der historischen Auffassung, die sich von da an nicht nur in den humanistischen, sondern anch den juridischen und theologischen Wissenschaften mehr und mehr einbürgerte. Diese tiefere Auffassung hat auch die religionswissenschaftliche und mythologische Forschung wohltuend beeinflußt. Man fing an, die organische Entwicklung der Völker zu verstehen, und man begann, alles, was zu dem Leben und den Vorstellungen des Volkes gehörte, zu studieren. Das Gefühl reagierte gegen die nüchterne Verstandesmäßigkeit und die nivellierenden Schablonen der sog. Aufklärung; man fing an, den wirklichen Inhalt der Mythen und Sagen besser zu verstehen. Die Ansicht, daß jene von Priestern und Gesetzgebern erdichtet seien, wurde erschüttert, und man begann, in den Mythen und Sagen religiöse Vorstellungen zu erkennen, die der Volksphantasie entsprungen waren.

Zu diesem Umschwunge hat besonders Herder mit seinem feinen Verständnisse für das Volkstümliche in der Poesie und im Leben der Völker mächtig beigetragen. Er war der Ansicht, daß der in der Mythologie gesammelte Stoff aus verschiedenen Gegenden zusammengebracht sei. GChHeyne, der von Herder beeinflußt war, konnte sich von einer allegorisierenden Richtung nicht losmachen. Er ist besonders bekannt durch seine Anschauung vom sermo mythicus, eine Theorie, nach der die Mythen notwendig waren zu einer Zeit, als die Menschen sich in einem primitiven Kulturstadium befanden und die Sprache noch wenig entwickelt war: wo wir Begriffe besitzen, existierten damals nur mythische Persönlichkeiten oder Götter. Im Laufe der Zeit wird die ursprüngliche Bedeutung des Mythus vergessen, und man strebt den Mythus zu entwickeln durch eine dem veränderten Standpunkte angemessene Erklärung. Heynes Grundgedanke vom sermo mythicus ist später aufgenommen und weitergeführt in Gottfried Hermanns mythologischen Abhandlungen und in Max Müllers religionswissenschaftlichen Schriften.

Es dauerte ziemlich lange, bis die von Herder angeregte historische Auffassung der griechischen Religion durchgeführt wurde. Heynes Schüler, der seinerzeit vielberühmte FCreuzer, vertrat in seinem Hauptwerke, Symbolik und Mythologie aller Völker, besonders der Griechen, ³Lpz. Darmst. 1819ff., die alten Ansichten von der orientalischen Urweisheit und von einem Priesterstande als Träger der religiösen Lehren, die in Bildern und Symbolen verhüllt gewesen | seien. Gegen Creuzer erhob JHVoß berechtigten Widerspruch und verfocht in seinen mythologischen Schriften eine historisch-kritische Richtung, deren Wert aber durch vielfache Einseitigkeiten und rationalistische Plattheiten sehr beeinträchtigt wurde. Glücklicher wurde diese Richtung von ChrALobeck vertreten, dessen Hauptwerk auf religionswissenschaftlichem Gebiete, Aglaophamus sive de theologiae mysticae graecorum causis (Kgsbg. 1829), durch Gelehrsamkeit und kritische Methode einen Ehrenplatz in der religionswissenschaftlichen Literatur noch heute behauptet. Ebenso wurde die historisch-kritische Methode von PhButtmann verwendet, dessen Mythologus (Berl. 1828/29) heutzutage fast vergessen ist, aber noch gelesen zu werden verdient. Der namhafteste Vertreter der historischen Richtung auf dem Gebiete der griechischen Mythologie war indessen Karl OtfriedMüller, der Verfasser der epochemachenden Arbeiten: Geschichten hellenischer Stämme und Städte (Bresl. 1820–24) und: Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie (Gött. 1825). OtfrMüller war nicht nur mit der griechischen Literatur, sondern auch mit der griechischen Kunst sehr vertraut und zeichnete sich sowohl durch Scharfsinn wie eine gesunde historische Auffassung aus. Ihm lag vor allem daran, die griechischen Mythen und Sagen in ihrer historischen und lokalen Bestimmtheit zu fassen. 'Wo ist der Mythus entstanden?' – 'durch welche Personen?' und 'wie?' sind die drei Fragen, die er in der Mythologie zu beantworten sucht. Für Träger der verschiedenen griechischen Mythen hielt er die größeren Stämme, unter denen er für das Dorertum eine besondere Vorliebe hatte. Oftmals ist es ihm gelungen, die historischen Verhältnisse, unter deren Einflusse die Mythen entstanden und entwickelt sind, zu bestimmen und auch die Entstehung gewisser Mythen chronologisch zu fixieren. Dagegen hat er sich mit dem mythischen 'Ding an sich' nicht abgequält, und Fragen nach der ursprünglichen Bedeutung der Götter hat OtfrMüller nie gestellt.

Erst in der neuesten Zeit sind seine Grundgedanken aufgenommen und weiter ausgeführt worden von der junghistorischen Schule, die sich wie OtfrMüller hauptsächlich mit Sagengeschichte beschäftigt. Ihre Hauptvertreter sind UvWilamowitz-Moellendorff (Isyllos von Epidauros, Phil. Unters. IX, Berl. 1886; Ausgaben von Euripides' Herakles, ²Berl. 1895; Hippolytos, Berl. 1891; Aischylos' Orestie II (Das Opfer am Grabe), Berl. 1896; Griechische Tragödien, übersetzt I–III, mehrere Aufl., Berl. 1898–1911) und CarlRobert (seine Bearbeitung von LPrellers Mythologie ist ein unentbehrliches Rüstzeug der Forschung, Bd. I, Theogonie und Götter, Berl. 1894; von Bd. II, Die griech. Heldensage, ist Buch 1, Landschaftliche Sagen, 1920, und B. 2, Die Nationalheroen, 1921 erschienen; das noch ausstehende Buch 3 wird die großen Heldenepen umfassen; Oidipus I, II, Berl. 1915, und viele Aufsätze). Wenn jene Forscher in der Hauptsache mit Müller übereinstimmen, verhehlen sie sich nicht die Grundfehler seiner Methode: erstens ist die Stammestrennung, die OtfrMüller für ursprünglich hielt, etwas Sekundäres, da sie z. T. erst im Zusammenhange mit der kleinasiatischen Kolonisation entstanden ist; und zweitens vermißt man bei Müller eine exakte Untersuchung und Wertschätzung der literarischen und archäologischen Quellen. Das Programm der junghistorischen Schule ist schon von LudwFriedländer (Jahrb. f. Phil. CVII [1873] 312) skizziert worden: 'vor allen Dingen sollte die Mythologie wieder versuchen, die ars nesciendi zu lernen und, statt die Anschauungen der Urzeit ergründen zu wollen, sich zunächst mit der bescheideneren Aufgabe begnügen, die mythenbildende Tätigkeit von der homerischen Zeit ab auf ihren verschlungenen Pfaden Schritt für Schritt zu verfolgen, die einzelnen Phasen der Sagenentwicklungen scharf zu trennen, den Eintritt jeder neuen Wandlung oder Weiterbildung der Zeit nach so genau als möglich zu bestimmen, endlich die Natur der einzelnen Mythen, soweit es möglich ist, festzustellen, fremde und einheimische, lokale und nationale, echte und Aftermythen (namentlich erklärende und etymologisierende) nach ihrem so ungemein verschiedenen Werte zu unterscheiden.' In diesem Sinne haben nun die jung-

historischen Forscher gearbeitet und dabei für die Geschichte der griechischen Mythen und Sagen Hervorragendes geleistet. Freilich darf man nicht vergessen, daß das Alter eines Mythus nicht durch sein erstes Hervortreten in der Literatur oder Kunst bestimmt wird. Gegen die Natursymbolik verhalten sich die junghistorischen Forscher, ganz wie OtfrMüller, skeptisch oder abweisend: Lichtgötter und Sonnengötter sind ihnen wahre Scheusale. Ebenso verhalten sie sich ablehnend gegen die Ansichten von der Übertragung gewisser griechischer Mythen und Sagen aus dem Orient und Ägypten, und es ist ihnen auch gelungen, viele Mythen und Sagen, die früher für importiert galten, als echtgriechisch nachzuweisen. Auch die lokalen Kulte haben von dieser mythologischen Richtung eine eingehende Berücksichtigung erfahren. |

Neben OtfrMüller ist noch ein bedeutender Name zu nennen, dessen Träger für die Erforschung der griechischen Götterwelt Großes geleistet hat, wenn er auch keine eigentliche Schule gründete, nämlich FrGWelcker. Seine wissenschaftliche Beschäftigung mit griechischer Religion und Mythologie umspannt einen Zeitraum von vier Jahrzehnten, denn seine ersten Forschungen auf diesem Gebiete fallen in die erste Hälfte der zwanziger Jahre, und sein Hauptwerk auf diesem Gebiete, die Griechische Götterlehre, erschien in seinem hohen Alter (3 Bde., Gött. 1857–63). In seiner ersten Zeit hat er sowohl den nüchternen Rationalismus des JHVoß als auch Heynes wie Creuzers Mystik und Romantik bekämpft. Mit OtfrMüller geistesverwandt, hat er in dessen mythologischen Schriften einen Teil seiner eigenen Gedanken wiedergefunden, aber verwahrt sich entschieden gegen Müllers 'geschichtliche Mythologie', seine einseitige Hervorhebung der Sagengeschichte und seine wissenschaftliche Methode, deren Resultat ein versteckter Euhemerismus werden müßte. Er hat die Bedeutung der idg. Sprach- und Mythenvergleichung für die Beleuchtung der griechischen Religion und Mythologie anerkannt, ist aber im ganzen seine eigenen Wege gegangen. Seine besten Gedanken über den griechischen Götterglauben sind in seinen früheren Schriften, vor allem in D. aischyleische Trilogie Prometheus, Darmst. 1824, und in hinterlassenen Briefen niedergelegt, während sein Hauptwerk, die Griechische Götterlehre, ein Torso geblieben ist und zu spät erschien, um die Forschung stärker zu beeinflussen. Welckers Grundgedanke von einem ursprünglichen Monotheismus, durch die Zeusreligion vertreten, neben dem in der Naturreligion wurzelnden, urwüchsigen Polytheismus, kann nicht aufrechterhalten werden; aber trotzdem enthält seine Götterlehre fruchtbare Gedanken, und die Darstellung besitzt einen hohen Reiz. Denn kaum ein anderer Forscher hat so wie Welcker das Talent gehabt, die griechische Religion in ihrer Totalität zu betrachten, sie mit den höchsten Leistungen des griechischen Geistes, der Poesie und der bildenden Kunst, innerlich zu verbinden und das Religiöse, Ethische und Poetische im griechischen Götterglauben in der ganzen Tiefe zu empfinden.

OtfrMüllers bahnbrechende Tätigkeit auf dem Gebiete der griechischen Mythologie fand die ihr gebührende Anerkennung und den Einfluß, den sie verdient hatte, hauptsächlich deshalb nicht, weil, nachdem er selbst allzufrüh hinweggerafft wurde, ohne einen ebenbürtigen Nachfolger zu hinterlassen, bald eine andere mythologische Richtung aufkam, die rasch ein größeres Interesse gewann. Nachdem die Verwandtschaft der idg. Sprachen nachgewiesen worden war, entstand die Hoffnung, daß man durch Vergleichung der religiösen Vorstellungen der verschiedenen indogermanischen Völker imstande sei, die indogermanische Urreligion zu rekonstruieren. Durch eine etymologische Erklärung der mythischen Namen glaubte man den ursprünglichen Kern erkennen zu können, um den sich dann das bunte Gewebe der Mythen gesponnen hatte. Dabei nahm man mit Vorliebe an, daß der idg. Mythenbildung verschiedene meteorologische Erscheinungen zugrunde lägen. Daher wird diese Richtung je nachdem die 'vergleichende' Mythologie oder die 'etymologische' oder auch die 'meteorologische' Schule genannt. Der eigentliche Urheber dieser Richtung war AdalbertKuhn, der unter Verwendung der damaligen Resultate der vergleichenden Sprachwissenschaft die von JakobGrimm angestellten Forschungen auf dem Gebiete der germanischen Religion zu einer Untersuchung der Mythen und der religiösen Vorstellungen bei den indogermanischen Völkern erweiterte. Die Untersuchungen von Kuhn und seinen Nachfolgern hätten vielleicht nicht so großes Aufsehen erregt, wenn diese Rich-

tung nicht in dem Oxforder Professor MaxMüller einen beredten Vertreter erhalten hätte, der durch seine zahlreichen Arbeiten auch das große Publikum mit dieser mythologischen Richtung bekannt machte. Auf dem griechischen Gebiete ist diese Schule vertreten besonders durch LPreller, dessen Griechische Mythologie (Berl. 1854; I[4] v. CRobert, 1894, II[3] v. EPlew, 1872) sich von den schlimmsten Auswüchsen der Schule freihält, und durch WHRoscher in seinen älteren Schriften.

Die Hoffnungen und Verheißungen der etymologischen Schule haben sich nicht erfüllt, und heutzutage hat diese mythologische Richtung kaum einen einzigen namhaften Vertreter. Schon die verschiedenen Resultate, zu denen die verschiedenen Forscher der | etymologischen Schule gelangten, haben kein Vertrauen zu ihrer Methode geben können: der eine suchte im Regen, der andere im Sturm, der dritte im Morgen- und Abendrot die Quelle der idg. Mythenbildung; dieselbe göttliche Gestalt wurde als Erde, Luft, Wolke, Mond gedeutet. Ein Grundfehler dieser Richtung lag darin, daß sie gänzlich unhistorisch war, und daraus sind ihre meisten Irrtümer zu erklären.

Umsonst hat die etymologische Schule freilich nicht gearbeitet, wenn auch ihre positiven Resultate gründlich verfehlt sind. Sie hat durch ihr Interesse für die Volkskunde derjenigen religionsgeschichtlichen Richtung vorgearbeitet, die heutzutage im Vordergrunde steht und gewöhnlich die ethnologische Schule genannt wird. Diese Schule geht von der Ansicht aus, daß alle Völker, selbst die, die sich auf der höchsten Stufe der Kultur befinden, einmal etwa dieselbe Kulturstufe wie die heutigen sog. Naturvölker eingenommen haben, und daß sich im Laufe der Entwicklung, besonders auf dem religiösen Gebiete, viele Überbleibsel primitiver Vorstellungen und Gebräuche erhalten haben, besonders in den unteren Schichten der Kulturvölker. Dabei schöpft diese Schule aus den Ergebnissen der Ethnologie und der Folklore. 'Folklore' ist ein englisches Wort, das in der englischen Literatur zum erstenmal im Jahre 1846 erscheint, aber heutzutage ein internationaler Terminus technicus geworden ist, der in Deutschland bisweilen mit 'Volkskunde' wiedergegeben wird. Unter der Benennung 'Folklore' werden alle Beobachtungen über Vorstellungen, Sitten und Gebräuche in den tieferen Schichten der Gesellschaft zusammengefaßt. Einzelne Beobachtungen in dieser Richtung existieren schon aus dem Altertume, aber erst in der neueren Zeit ist eine selbständige folkloristische Forschung entstanden. Auch hier hat Herder die Anregung gegeben durch seinen Hinweis auf die Volkspoesie und Völkerpoesie, und im folkloristischen Sinne hat er 'Stimmen der Völker in Liedern' herausgegeben. Ganz zielbewußt wurde diese Forschung von den Brüdern Jakob und WilhelmGrimm getrieben. Gemeinsam gaben sie Deutsche Kinder- und Hausmärchen heraus (1812–22), und in hervorragender Weise wurde das folkloristische Studium gefördert durch JakobGrimms Deutsche Rechtsaltertümer (1828) und in noch höherem Grade durch seine epochemachende Arbeit Deutsche Mythologie (1835), in der nicht nur der alte heidnische Götterglaube, sondern auch Volksmärchen und Aberglauben, Bauernbräuche und Bauernfeste aus moderner Zeit berücksichtigt wurden. Unter den vielen hervorragenden deutschen Forschern, die in neuerer Zeit JakobGrimms folkloristische Studien fortgesetzt haben – auch AdalbertKuhn und andere Forscher der etymologischen Schule haben sich daran beteiligt –, sei hier nur einer erwähnt, WilhelmMannhardt, der unter harten Entbehrungen und Leiden diesem Studium sein Leben widmete. Ausgegangen von derselben Schule wie AdalbertKuhn und MaxMüller, sah er sich gerade durch seine folkloristischen Studien genötigt, mit den Prinzipien dieser Richtung zu brechen. Er erklärte die Resultate seiner vielgepriesenen Erstlingsarbeit Germanische Mythen für ebenso verfehlt, verfrüht und mangelhaft wie den größten Teil der bisherigen Ergebnisse auf dem Boden der idg. Mythenvergleichung. Zu diesem Resultate war Mannhardt durch seine tiefgreifenden Untersuchungen über die Gebräuche und Festsitten der europäischen Bauern gekommen. Um ein reichhaltiges Material für diese Untersuchungen zu gewinnen, sandte er über ganz Europa Massen von Fragezetteln, und dadurch gelang es ihm, ein großartiges folkloristisches Material zu sammeln. Mannhardts Forschungen sind in zwei größeren Arbeiten niedergelegt: Wald- und Feldkulte (I–II, Berl. 1875–77. 2. Teil: Antike Wald- und Feldkulte, Berl. 1877, 2. Aufl. besorgt von WHeuschkel, Berl. 1905) und Mythologische Forschungen, die erst nach

dem Tode des Verfassers erschienen (herausgeg. von HPatzig, Straßb. 1884). Neben den Deutschen haben sich in den letzten Jahrzehnten besonders die Engländer an den Forschungen über primitive Religion und Folklore beteiligt und auf diesem Gebiete | bahnbrechende Untersuchungen ausgeführt, vgl. S. 272. Durch den Vergleich mit den religiösen Vorstellungen und Gebräuchen der sogenannten Naturvölker ist es gelungen, Spuren primitiver Religion nachzuweisen, die nicht nur in der griechischen Religion, sondern noch in den Erntegebräuchen und Festsitten der europäischen Bauern fortleben.

Diese religionsgeschichtliche Richtung hat auf das Studium der griechischen Religion einen bedeutenden Einfluß ausgeübt und in die Behandlung der griechischen Religionsgeschichte neue Gesichtspunkte hineingebracht. Die Hauptsache ist unter dem Gesichtswinkel dieser Richtung der Kultus, nicht Mythus und Sage, und in bewußtem Gegensatze zu der früher allein herrschenden Bevorzugung der offiziellen Religion, wie sie in der klassischen Literatur und Kunst hervortritt, ist man jetzt den primitiven Anfängen und der volkstümlichen Seite der griechischen Religion nachgegangen; indem man dabei den großen Unterschied zwischen der volkstümlichen religiösen Auffassung und der offiziellen Religion der alten Griechen erkannt hat, sind bei den Griechen zwei religiöse Hauptströmungen konstatiert worden. Zugleich haben die dieser Richtung angehörenden Forscher auch die Religion des späteren Altertums oder den hellenistisch-römischen Synkretismus, in dem auch vieles Volkstümliche steckt, untersucht und ebenso auf die Elemente hellenistischer Mysterienreligionen, griechischen Volksglaubens und griechischen Denkens, die vom Christentume aufgenommen sind, hingewiesen.

Unter den Forschern, die die Prinzipien der ethnologischen Schule auf die griechische Religionsgeschichte angewendet haben, ist zuerst ErwinRohde zu nennen, der erste Philologe, der in größerem Maßstabe diese Prinzipien auf die Betrachtung der griechischen Religion übertragen hat. Sein Hauptwerk Psyche (Freib. Tüb. 1890, 6. Aufl. 1910) ist, wenn auch nicht unanfechtbar (z. B. in der Ansicht über die Ursachen der Einführung der Leichenverbrennung), doch ein monumentales Werk von bleibendem Werte. Unter jetzt wirksamen Forschern hat die Schule einen energischen Vertreter in ESamter (Familienfeste der Griechen u. Römer, Berl. 1901; Geburt, Hochzeit u. Tod, Lpz. 1911). Eine ähnliche Richtung ist auch von dem weitblickenden Philologen HUsener (Götternamen, Bonn 1896; Die Sintflutsagen, Bonn 1899; Vorträge und Aufsätze, Lpz. 1907; Kleine Schriften IV, Lpz. 1913) vertreten, wenn sich Usener auch von den Fesseln der etymologischen Schule nicht hat losmachen können und seine Aufstellungen oft kühn und anfechtbar sind. In mehreren kleinen Schriften haben auch FerdDümmler (Kleine Schriften II, Lpz. 1901) und OCrusius die ethnologischen Gesichtspunkte auf die griechische Religion angewendet. WHRoscher, der verdienstvolle Herausgeber des Ausführl. Lexikons d. griech. u. röm. Mythologie (Lpz. 1884ff., gediehen bis zu Thoth), der früher ein leidenschaftlicher Anhänger der etymologischen Schule war, hat in seinen späteren Schriften mehrere Anregungen von der ethnologischen Schule erfahren. Auch UvWilamowitz, der berühmteste Vertreter der junghistorischen Schule, sucht den ethnologischen Gesichtspunkten in der griechischen Religionsgeschichte gerecht zu werden, und der ausgezeichnete Monumentenkenner AFurtwängler hat in seinen Schriften diese Gesichtspunkte vertreten. OttoGruppe zeigt in seinem großen Werke Griechische Mythologie und Religionsgeschichte, Münch. 1906, daß er für die Bedeutung der ethnologischen Schule das nötige Verständnis hat; allein seine allgemein anerkannte Gelehrsamkeit entbehrt der methodischen Besonnenheit. Unter den jüngeren deutschen Philologen ist besonders Useners Schüler, der frühzeitig gestorbene AlbrDieterich, zu nennen, der in seinen Schriften (Nekyia, Lpz. 1893; Mutter Erde, Lpz. 1905; Kleine Schriften, Lpz. 1911) der volkstümlichen Seite der griechischen Religion neue Gesichtspunkte abgewonnen und sich durch die Herausgabe des Archivs für Religionswissenschaft (von 1904 an, fortgeführt von RWünsch und LDeubner, und jetzt von OWeinreich herausgeg.) und der Religionsgeschichtlichen Versuche und Vorarbeiten (zusammen mit RWünsch, jetzt von LMalten und OWeinreich herausgeg., 17 Bde., Gieß. 1903–20) um die religionsgeschichtliche Forschung in Deutschland außerordentlich verdient gemacht hat. | Besonders der Kult ist, wenn auch nicht in diesem Sinne, untersucht von AMommsen,

Feste der Stadt Athen, Lpz. 1898 (1. Aufl. unter dem Titel Heortologie, Lpz. 1864), und PStengel, Die griech. Kultusaltertümer (Müller Hdb. V 3), ³Münch. 1920, Opferbräuche der Griechen, Lpz. 1910.

Die ethnologischen und anthropologischen Studien, die seit langem in England besonders blühen, haben die Engländer auch auf die griechische Religion ausgedehnt. JGFrazer hat in seinen Schriften oftmals Gelegenheit gehabt, griechische Kultusverhältnisse und Mythen zu beleuchten. Dieselben Anschauungen teilen auch LRFarnell in seinem sehr beachtenswerten Werke The Cults of the Greek States (5 Bde., Oxf. 1896–1909), The Higher Aspects of Greek Religion, Lond. 1912, GMurray, Four Stages of Greek Religion, Lond. 1912, ABCook, Zeus I, Cambr. 1914. Nützlich, wenn auch von Einseitigkeit nicht ganz frei, sind JaneEHarrisons Prolegomena to the study of the greek Religion (Cambr. 1903). Viele für die antike Religion einschlägige, z. T. ausgezeichnete Artikel enthält JHastings, Encyclopaedia of Religion and Ethics, Edinburgh 1908 ff. (bis Sudra gediehen), besonders die guten Übersichten Greek Religion von LRFarnell (soll auch als Sonderdruck erscheinen unter dem Titel Outlines of Greek Religion) und Roman Religion von WWardeFowler.

Die hohe Stellung, die die moderne Religionswissenschaft in den skandinavischen Ländern behauptet, ist auch der griechischen Religionsgeschichte zugute gekommen. Der dänische Forscher EdvLehmann, der sich an der Darstellung der griechischen Religion in Chantepie de la Saussayes Lehrbuch der Religionsgeschichte, ²Freibg. 1897, beteiligt hat, hat auch sonst in seinen meist dänisch geschriebenen Schriften die griechische Religionsgeschichte gestreift. Einen trefflichen Beitrag zum Verständnisse des griechischen Kultus hat der Däne AntonThomsen in seinem Artikel Orthia (ArchRel. IX [1906] 397) geliefert. Der Verfasser dieses Abschnittes, SamWide, hat in seinen Lakonischen Kulten (Lpz. 1893) eine auf ethnologischem Grunde ruhende Einzeluntersuchung der Kulte einer Landschaft gegeben, die durch den Nachweis der Persistenz der Kulte von großer prinzipieller Bedeutung ist. Außerdem hat er in mehreren Aufsätzen Beiträge zu der griechischen Religionsforschung geliefert. Der Schwede MartinPNilsson hat in seinem Werke Griechische Feste, Lpz. 1906, die griechische Heortologie vom ethnographischen Gesichtspunkte aus kritisch dargestellt und den Kalender vom religionsgeschichtlichen Gesichtspunkte behandelt (Die Entstehung u. rel. Bedeutung des griech. Kalenders, Festschr. d. Univ. Lund 1918, auch separat).

Keine wissenschaftliche Schule darf für sich beanspruchen, alleinseligmachend zu sein, auch nicht die ethnologische Schule. Man darf nicht vergessen, daß vieles, was wir bei den sog. Naturvölkern primitiv nennen, nicht immer so primitiv, sondern oftmals das Resultat einer langen Entwicklung ist. Wenn die ethnologische Schule auch richtig erkannt hat, daß die Götter, die im Volksglauben die größte Rolle spielen, 'Bauerngötter' sind, also Vegetationsgeister, Ackerbaugötter und chthonische Gottheiten, so muß man sich doch hüten, überall Chthonisches zu wittern.

Es tut manchem Philologen leid, daß durch die von der ethnologischen Schule angeregten Forschungen die offizielle Religion der klassischen Zeit in Griechenland vernachlässigt wird, und daß die Mythologie nicht eifriger getrieben wird. Indessen ist dies nur eine berechtigte Reaktion gegen den früher allzu einseitig betonten Klassizismus der griechischen Religion, und wenn die jungen Forscher heutzutage mit einer gewissen Vorliebe eine bisher wenig beachtete Seite dieser Religion studieren, so ist dagegen eigentlich nichts zu sagen, da ihre Arbeit dazu beigetragen hat, auf die griechische Religion überhaupt ein neues Licht zu werfen. Übrigens schließt die von den Prinzipien der ethnologischen Schule ausgehende Religionsforschung die historische Forschung nicht aus, denn alle beiden Richtungen können sich gut vertragen. Gegen die Gefahr, die einer einseitig verfolgten historischen Auffassung der griechischen Religion droht, nämlich die Gefahr, euhemeristisch zu werden, hilft die Auffassung der ethnologischen Richtung, und das beste Korrektiv gegen eventuelle Ausschreitungen der ethnologischen Schule liegt in einem gesunden historischen Sinne und in rechter philologischer und archäologischer Schulung. Ein großes Unglück ist es, wenn die Religionsforschung mit der Philologie keine Fühlung mehr hat, denn dann geht sie sicher auf dem Holzwege.

Während man früher die einzige Quelle zur Erkenntnis der griechischen Religion in den Mythen oder Göttersagen sah, fängt man jetzt an einzusehen, daß der Mythus nur in festen Beziehungen zum Kultus einen wirklich religiösen Inhalt hat. Heutzutage steht auch der Kultus im Mittelpunkte der griechischen Religionswissenschaft, und mit Recht hat man zwischen der offiziellen griechischen Religion und dem Kultus ein Gleichheitszeichen gezogen. Allein so wichtig auch die Erforschung des griechischen Kultus ist, darf man nicht vergessen, daß der Kultus doch im religiösen Glauben wurzelt, und daß die Erforschung dieses Glaubens eine Hauptaufgabe der griechischen Religionsforschung ist. Man redet heutzutage viel über das Bedürfnis einer dereinst zu schreibenden griechischen Religionsgeschichte, macht sich aber die Bedingungen dieser Aufgabe nicht recht klar. Faßt man den Inhalt der Religion als Mythus oder als Kultus, so ist es kaum möglich, eine griechische Religionsgeschichte zu schreiben, weil der Hauptteil ihrer Entwicklung in der vorhistorischen Zeit liegt. In historischer Zeit ist sowohl am Kultus wie am Mythus verhältnismäßig wenig gerüttelt worden; die Veränderungen, die in dieser Hinsicht in der historischen Zeit stattgefunden haben, besitzen, wenn sie nicht aus der Religiosität hergeleitet werden können, hauptsächlich für die politische Geschichte ein Interesse. Wenn man aber in der griechischen Religion das Hauptgewicht auf die Religiosität legt, ist es möglich, von Homer ab bis zum Siege des Christentums und noch weiter die Entwicklung der griechischen Religion darzustellen. Deshalb ist am Schlusse obiger Darstellung ein schüchterner Versuch gemacht worden, einige Hauptphasen der griechischen Religiosität in aller Kürze zu skizzieren. Es fehlt an größeren Vorarbeiten, aber dankbar muß man die Arbeit anerkennen, die UvWilamowitz-Moellendorff auch auf diesem Gebiete geleistet hat, und deren Resultate in seinen mannigfaltigen Büchern und Abhandlungen niedergelegt, am leichtesten aber in den Einleitungen zu seinen Übersetzungen der griechischen Tragiker zugänglich sind. Die dänischen Gelehrten ABDrachmann (Udvalgte Afhandlinger, Kopenh. 1911) und JLHeiberg haben in ihrer Muttersprache gewisse Abschnitte aus der griechischen Religiosität in kleineren aber bündigen Abhandlungen beleuchtet. Was PWendland für die Erforschung der Religiosität in der hellenistisch-römischen Zeit geleistet hat, soll auch dankbar anerkannt werden. Ohne sein Werk (s. o. S. 260) hätten einige Seiten der oben gegebenen Darstellung kaum geschrieben werden können.

Wenn wir heutzutage von einer Religionswissenschaft reden können, deren Errungenschaften auch für die griechische Religion fruchtbar gemacht werden, so dürfen zwei Bahnbrecher der modernen Religionswissenschaft nicht unerwähnt bleiben, nämlich der Engländer DavidHume und der Deutsche LudwigFeuerbach. DHume war in moderner Zeit der erste, der in seiner berühmten Schrift Natural History of the Religion (1757) die Religion als ein rein psychisches und historisches Produkt zu erweisen suchte und den Nachweis führte, wie die Göttervorstellungen entstehen und sich entwickeln. Etwa hundert Jahre später hat, von DHume unabhängig, LFeuerbach in seinen Arbeiten Das Wesen des Christentums (1841), Das Wesen der Religion (1845) und Vorlesungen über das Wesen der Religion (1851) das religionswissenschaftliche Problem in Humes Sinne wieder aufgestellt und mit reicherem historischen Materiale im Vereine mit feinerer psychologischer Beobachtung zu lösen versucht. Wenn auch die von Hume und Feuerbach ausgesprochenen bahnbrechenden Gedanken noch nicht überall ihre gebührende Anerkennung gewonnen haben, so steht es doch fest, daß die Religionswissenschaft von ihren Prinzipien nie ungestraft abweichen darf.

V. GESICHTSPUNKTE UND PROBLEME

VON MARTIN P. NILSSON

Die ethnologische Methode. (Kurze Übersicht der primitiven Religionsforschung: MartinPNilsson, Primitive Religion, Rel.-gesch. Volksbücher III 13/14, Tüb. 1911, ausführlicher: KBeth, Religion und Magie bei den Naturvölkern, Lpz. 1914). Heutzutage spielt nicht die vergleichende Mythologie (vgl. o. S. 269f.), sondern die vergleichende Religionsforschung die Hauptrolle. Der prinzipielle Unterschied besteht darin, daß jene die Mythologie (wie

die Sprache) aus einer allen idg. Völkern gemeinsamen Wurzel herleiten wollte, also einen geschichtlichen Zusammenhang voraussetzt, diese eine für alle Völker der Erde gemeinsame, in der menschlichen Natur begründete, nicht allzu große Summe von Vorstellungen annimmt, aus der sich immer reichere und verschiedenartigere Gebilde herausdifferenziert haben. Die ethnologische Methode, wie sie genannt werden kann, weil sie sich vorwiegend mit den primitiven Völkern und den niederen Schichten der Kulturvölker beschäftigt, ist also nicht vergleichend im geschichtlichen sondern im psychologischen Sinne. Sie will jenen der ganzen Menschheit gemeinsamen Urgrund aufdecken. Ein zweiter Gegensatz ist, daß die ältere Forschung das Hauptgewicht auf die Mythologie, die jüngere auf die Riten und Glaubensvorstellungen (Kultus, aber auch Aberglauben) legt. Die ethnologische Methode greift Platz in allen Äußerungen des seelischen, einschließlich des sozialen Lebens (also auch in betreff der Mythologie, die besonders von englischen Forschern auch in diesem Sinne behandelt worden ist, z. B. ALang, Myth, Ritual and Religion, [2]Lond. 1901), obgleich der Religion, die in das ganze Leben der Primitiven, insbesondere auch das soziale, entscheidend eingreift, der erste Raum gebührt. Diese Wissenschaft wird daher von den Engländern Anthropology genannt. Diese Methode ist hart angegriffen worden; ihre grundlegende Annahme, die Ähnlichkeit der seelischen Anlagen aller Völker (der Völkergedanke Bastians), ist lebhaft bestritten worden. Der Streit läßt sich nicht durch aprioristische Erörterungen austragen, sondern nur dadurch, daß die Methode als Arbeitshypothese der Forschung im großen auf ihre Tragfähigkeit hin geprüft wird. Das Verdienst, dies getan zu haben, gebührt vornehmlich einer Reihe von englischen Forschern. Manche Philologen finden den Vergleich mit Hottentotten, Australnegern usw. (Musterbeispiel in deutscher Übers.: JHoops, Die Anthropologie u. d. Klassiker, Heidelb. 1910) für das Verständnis der Religion der klassischen Völker belanglos oder geradezu lächerlich; diese Art der Religionsforschung ist aber zu einer Stärke erwachsen, daß ein jeder, der über Religion überhaupt, auch die der klassischen Völker, mitreden und in ihre Grundlage tiefer eindringen will, sich mit ihr auseinandersetzen und die von ihr ausgebildeten Begriffe und Gesichtspunkte, die z. T. Allgemeingut geworden sind, kennen muß.

Mit dem Anspruche, eine allgemein gültige Erklärung der Religion zu geben, trat zuerst der Animismus auf den Plan. (Hauptwerk ETylor, Primitive Culture, [4]Lond. 1903, deutsche Übers.: Die Anfänge der Kultur, Lpz. 1873.) Der Animismus beherrscht die Auffassung Wundts in seiner Völkerpsychologie. Ihm ist der Glaube an Geisterwesen eine 'minimum Definition' der Religion. Dagegen wurde angemerkt, daß sich eine dem Glauben an individuelle Geister vorausliegende Stufe wahrnehmen läßt, wo die wirkende Kraft undifferenziert aufgefaßt wird, obgleich sie sich selbstverständlich immer in Einzelfällen äußert: Präanimismus, deutsch gewöhnlich Animatismus (unter den vielen 'Präanimisten' mag besonders erwähnt sein RMarett, The Threshold of Religion, [2]Lond. 1914). Die Kraft wird besser supranormal als übernatürlich genannt, da man mit Fug in Abrede gestellt hat, daß auf primitiver Stufe zwischen Natürlichem und Übernatürlichem unterschieden wird. Dieser Art ist z. B. das polynesische Mana, irokesische Orenda, im nordischen Volksglauben heißt sie noch die Macht. Indem die Kraft sich in Einzelfällen äußert und sich so differenziert, entstehen die Mächte, Wesen, bei denen das Hauptgewicht nicht auf das Individuelle und Persönliche, sondern auf die Wirksamkeit fällt. Solcher Art sind die römischen Numina und die griechischen δαίμονες, in der einen der homerischen Auffassungen (s. meine Schrift Daimon (Götter u. Psychologie bei Homer), Kopenh. 1918, dänisch). Hiermit berühren sich einigermaßen die Augenblicks- und Sondergötter Useners. Unbeschadet der großen Bedeutung des Buches ist gegen die Grundauffassung Useners folgendes einzuwenden. Falsch war, daß er die größte Differenzierung als Anfangsstufe setzte; es läßt sich kaum ein glaublicher Augenblicksgott nachweisen. Die scharfe Ausprägung der Sondergötter in Rom ist ein Ausfluß der formalistischen Auffassungsweise der priesterlichen Spekulation. Die echten Wesen des Polydämonismus sind weit mehr fließend und unbestimmt. Von der undifferenzierten Kraft lassen sich im griechischen Glauben nur schwache und unsichere Spuren aufweisen (s. meine o. a. Schrift). Die Kraft ist übertragbar, ansteckend. Sie geht in alles und einen jeden über, der mit irgend etwas, das mit ihr geladen ist, in Berührung kommt. Der

Vergleich mit der Elektrizität ist oft ausgesprochen worden. Sie kann je nach den Umständen nützlich oder schädlich wirken. Also muß man mit ihr vorsichtig umgehen und sich bei jeder Handlung vor ihr hüten. Die mit ihr geladenen Gegenstände, Menschen, Plätze dürfen nicht berührt werden; sie sind tabu. Hierin besteht aber ein gewaltiger Unterschied zwischen gewöhnlichen und besonders hervorragenden oder wissenden Leuten (Priester, Häuptlinge). Wenn man jedoch von der Kraft angesteckt worden ist, kann man sich durch umständliche Zeremonien, Reinigungen u. dgl. wieder von ihr befreien. Nunmehr hat man von der Tabu-Mana-Formel als einer neuen minimum Definition der Religion gesprochen (RMarett, ArchRel. XII [1909] 186 ff.). Auf höherer Entwicklungsstufe spaltet sich das Tabuierte einerseits in das Heilige, andererseits in das Unreine, Fluchbeladene (das Wort sacer vereint noch beide Bedeutungen) je nach dem Grunde des Tabu (vgl. o. S. 231).

Die Kunst, jene Kraft nach Belieben zu handhaben, ist die Magie (das Wort Zauber hat eine weitere Bedeutung). Die Magie ist als primitive Wissenschaft angesprochen worden, die sich in zwei Zweige spaltet, homöopathische (sympathetische) und kontagiöse Magie, je nachdem sie der Ideenassoziation der Ähnlichkeit oder der Berührung folgt (der Zauberer benutzt z. B. entweder ein Bild der zu bezaubernden Person oder einen ihr angehörigen Gegenstand, ihre Haare, Kleider usw.; ein der sog. konträren Ideenassoziation entsprechender Zauber läßt sich auch nachweisen). So ist das Verhältnis bes. von Frazer dargestellt worden. Dagegen sind Einwände gerichtet; der Zauber sei einfach eine Projektion des Willens in Handlung (Marett). Wenn man aber nur festhält, daß jene Kategorien eine nachträgliche wissenschaftliche Zurechtlegung sind, gleichwie z. B. die grammatischen, die jede Sprache hat, ohne daß die Sprechenden sich deren bewußt sind, bestehen sie zu Recht. Indem der Zauber besonderen Fachleuten überlassen wird, erlangt der Zauberer hohe Bedeutung; er kann zum Könige werden, dem es obliegt, die Naturkräfte zu regeln, und zwar besonders für gutes Wetter und gute Ernte zu sorgen (ein Überbleibsel das Königsideal in der Odyssee τ 111 ff.). Viel diskutiert ist ferner der Unterschied zwischen Magie und Religion. Nach der hier vorgetragenen Auffassung Frazers benutzt die Magie unpersönliche Kräfte, deren Wirken willkürlich ist wie das der Naturkräfte, wenn sie richtig gehandhabt werden; in der Religion schieben sich dagegen persönliche Kräfte mit eigenem Wollen dazwischen, indem der Mensch sich hier nach Analogie seines Ichs die Kraft als eine wollende vorstellt. Ausgeprägt wird das, wenn Geisterwesen zu Trägern der Kraft gemacht werden. Freilich kann auch ein wollendes Wesen gezwungen werden etwas zu tun, und das hat auch die Magie gegen die persönlichen Wesen unternommen (Geisterbeschwörung, Götterzwang, Theurgie), aber gerade diese Art der Magie wird als unerlaubt und gefährlich empfunden. Auch diese Auffassung ist bestritten worden. Andere meinen, daß der Unterschied in der sozialen Beziehung liege. Die Magie ist egoistisch, antisozial (staatlich unerlaubt), die Religion sozial. Der Unterschied zwischen Magie und Religion hat vorzüglich theoretisches Interesse, in praxi sind beide miteinander unlöslich verquickt. Die Magie reicht sehr hoch in die Religion hinauf (weiße Magie, Neuplatonismus). Hierher gehören im Grunde z. B. das Haaropfer, das Weihen des kranken Gliedes im Heilkulte usw. (vgl. o. S. 231). Besonders wichtig sind die sakramentalen Handlungen, vor allem die Kommunion. Indem der Mensch sich die göttliche Substanz einverleibt, z. B. in der dionysischen ὠμοφαγία, wird er selbst göttlich. Viele Riten und Festgebräuche sind prädeistische Zauberzeremonien (Fruchtbarkeits-, Abwehr-, Wetterzauber usw.), die nur äußerlich und nachträglich an einen Gott angeknüpft worden sind; s. meine Griechischen Feste, Lpz. 1903, für die römische Religion LDeubner, NJahrb. XXVII (1911) 321 ff., vgl. S. 231.

Als eine weitere Durchgangsstufe wird von vielen Forschern der Totemismus angesehen (seit MacLennan; Hauptwerk: JGFrazer, Totemism and Exogamy, 4 Bde., Lond. 1910; unter den vielen Schriften nenne ich nur noch ALang, The Secret of the Totem, Lond. 1905). Die Erscheinungen des Totemismus wechseln, kaum eine findet sich überall wieder. Das Charakteristische ist eine engere Beziehung zwischen einer Gruppe von Menschen und einer Tierart, seltener einer Gattung von Pflanzen oder toten Gegenständen. Ein individuelles (einem einzelnen zugehöriges) Totem findet sich auch, scheint aber auf nachträglicher Entwicklung zu beruhen. Da der Totemismus der Gruppe gilt, hat er eine eminente soziale

Bedeutung neben der religiösen. Er tritt oft zugleich mit der sog. Exogamie[1]) auf, ob aber eine feste Verbindung besteht, ist fraglich. Die Behauptung, daß der Totemismus ein allgemein gültiges Durchgangsstadium aller Völker darstelle, ist nicht zu beweisen. Man hat auch auf totemistische Spuren in der griechischen Religion gefahndet, bes. SReinach (mehrere Abhandlungen gesammelt in Cultes, Mythes et Religions, 4 Bde., Paris 1905–12), der in jeder Tiersage oder Verbindung eines Gottes mit einem Tiere Reste eines ursprünglichen Totemismus wittert (z. B. Apollon Smintheus Gott eines Mäuseklanes[2]), die Myrmidonen ein Ameisenklan), ohne zu beachten, daß der Totemismus nicht die einzig gültige Erklärung eines Tierkults oder einer Tiersage ist. Der Totemismus ist eine Lebensform, die vorzüglich für Sammler- und Jägerstämme geeignet ist. Bei fortschreitender Kultur verursacht der Ackerbau eine gründliche Veränderung auch in Beziehung auf die Religion. Einmal entsteht ein Zyklus von jährlich wiederkehrenden Riten (die Feste), um die Saat zu fördern und schädliche Einflüsse abzuwehren, zweitens eine Reihe dämonischer Wesen der Saaten, der Bäume usw., die sowohl in tierischer wie in menschlicher Gestalt vorgestellt werden. Die Wachstumskraft ist für die ackerbauenden Völker die wichtigste, sie wird in dem Baumzweige (Lebenszweige, Maizweige), in den (letzten) Ähren, in einem Tiere oder einem Menschen verkörpert. Die Fruchtbarkeitsmagie, nicht selten mit sexuellen Beziehungen, spielt eine große Rolle. Demeter und Kore werden als die Kornmutter und das Kornmädchen gedeutet, bei den eleusinischen Mysterien wurden Ähren vorgezeigt, Fruchtbarkeitsriten kommen bei den Thesmophorien vor, Regenzauber an der Quelle Hagno und in Krannon (vgl. o. S. 231) usw. Das Jahresfeuer wird oft als Wärmezauber erklärt; es kommt auch in Griechenland vor (s. meine Gr. Feste, Index s. v.). Die Hervorziehung der agrarischen Gebräuche ist das unvergeßliche Verdienst WMannhardts, des größten Bahnbrechers Deutschlands in der Erforschung der nicht offenbarten Religionen. Von seinen Zeit- und Zunftgenossen unverstanden (man kann nicht ohne Beklemmung die Vorrede Müllenhoffs zu seinen postumen Mythologischen Forschungen lesen), kehrten seine Ideen siegreich wieder, nachdem sie von JGFrazer aufgenommen waren und der Kreis der Vergleichung auf die Völker der ganzen Erde erweitert worden war. Dessen großes Werk The golden Bough, ³12 Bde. (Lond. 1911–18), enthält viel Strittiges und Hypothetisches, ist aber das gelesenste und bedeutendste Werk der ethnologischen Religionsforschung und eine unerschöpfliche Fundgrube des Materials.

In Frankreich ist eine eigenartige und rührige Schule entstanden, deren Haupt der neulich verstorbene EDurkheim war (Les formes élémentaires de la vie religieuse, Paris 1912; Aufsätze von ihm und seinen Schülern in der Ztschr. L'année sociologique). Das Hauptgewicht wird auf das soziale Moment gelegt. Die soziale Gruppe wird als ein den Individuen gegenüber selbständiger Organismus, die kollektiven Vorstellungen als von den Individuen abhängig, sich selbständig entwickelnd aufgefaßt. Die Religion ist ein soziales Erzeugnis, ihre Erscheinungen und Formen werden in scholastischem Geiste analysiert. Die Unmöglichkeit, diese Grundsätze auf die griechische Religion anzuwenden, zeigt das Werk von JHarrison, Themis, Cambr. 1912. Es werden soziale Zustände vorausgesetzt, die wenigstens seit einem Jahrtausend vor dem Anfange der geschichtlichen Zeit Griechenlands durch die schon in der mittelminoischen Zeit hoch entwickelte Kultur beseitigt sein müssen.

Das Tieropfer ist das wichtigste aller Opfer. Es kommt in mehreren Formen vor. Im Toten- und Heroenkulte wird das Opfertier den Empfängern ganz überlassen. Dasselbe gilt von den ins Wasser gestürzten Opfern (vgl. o. S. 232), wozu auch die im Jahresfeuer verbrannten Opfer hinzuzufügen sind. Das Sühnopfer wird, weil mit Miasma beladen, weggeschafft oder vernichtet. Von einem Gabenopfer kann nur in dem ersten Falle die Rede sein, aber auch dort mit wichtigen Einschränkungen. Auch die Hauptform des antiken Tieropfers,

1) Exogamie wird die vielfach unter den primitiven Völkern vorkommende Regel genannt, nach der die Gattin bzw. der Gatte nicht aus der eigenen, sondern aus gewissen anderen Gruppen, die gewöhnlich andere Totems haben, geholt werden muß.

2) Das urspr. gälische Wort Klan wird in der ethnologischen Literatur gebraucht, um die Unterabteilungen eines Stammes, von denen jede durch ihr besonderes Totem ausgezeichnet ist, zu bezeichnen.

das Speiseopfer, zeigt Eigentümlichkeiten, die die alte Erklärung, es sei ein Gabenopfer, als unzutreffend erweisen. Die Götter erhalten nur einen recht karg bemessenen Anteil, die Menschen tun sich gütlich an dem Meisten und Besten. Das ist schon früh aufgefallen, und um es zu erklären, wurde das Aition von dem Betruge des Prometheus erdichtet (Hesiod Theog. 535 ff.). Das Opfer ist heilig auch in seinen Überresten. Die Asche bleibt am Opferplatze (Aschenaltäre), die Schädel werden auf der Stätte festgenagelt (woraus das Dekorationsmotiv des Bukranion entstanden ist), und oft besteht das Verbot, das Fleisch außerhalb des heiligen Ortes zu bringen (οὐκ ἀποφορά), oder es soll vor Sonnenuntergang verzehrt sein. Etwas Besonderes, Heiliges ist also dabei. Dieselben Eigentümlichkeiten finden sich in dem semitischen Opfer wieder, wo WRobertsonSmith (Die Religion der Semiten, Freib. 1899, deutsche Übers.) sie aus dem Totemismus zu erklären unternommen hat. Das Totemtier darf im allgemeinen weder getötet noch genossen werden. Bei gewisser Gelegenheit geschieht das aber, damit die Totembrüder dadurch ihr Totem in sich aufnehmen und dadurch die Verbindung zwischen sich und dem Totem befestigen, ein sakramentales Mahl im eigentlichen Sinne. Diese scharfsinnige Hypothese kann nicht auf das griechische Speiseopfer übertragen werden, da es mehr als zweifelhaft ist, ob es je Totemismus in Griechenland gegeben hat. Man muß sich aber vergegenwärtigen, daß auf primitiver Stufe jedes Mahl die Teilnehmer in eine geheiligte Gemeinschaft vereint. Wer zum Mahle zugelassen worden ist, ist dadurch in den Schutz und Verband des Stammes aufgenommen worden. Diese Vorstellung ist noch im griechischen Mythus lebendig, wenn Persephone dem Hades verfallen ist, seitdem sie einen von ihm angebotenen Granatapfelkern genossen hatte. Unter diesem Gesichtspunkte werden die Eigentümlichkeiten des Speiseopfers verständlich. Es ist eine Kommunion, in der sich der Gott und seine Verehrer zum gemeinsamen heiligen Mahle vereinigen. Auch die Überreste sind heilig und dürfen nicht profaniert werden. Selbstverständlich ist diese strenge Auffassung mit der Zeit abgeschwächt worden, je mehr das Opfer zum Festmahle wurde. So schon bei Homer; später bedeutet θύειν einfach schlachten, φιλοθύτης gastgeberisch. Das feste Ritual ist schon bei Homer ausgebildet und scheint wenigstens z. T. nach dem Ausweise des Hagia-Triada-Sarkophages in die mykenische Zeit hinaufzureichen. Die Einzelheiten haben noch keine sichere und einwandfreie Deutung erhalten (SEitrem, Opferritus und Voropfer der Griechen und Römer, Abh. Ges. Wiss., Kristiania 1915). Deutlich ist, daß sie eine Heiligung des Opfers bezwecken, und daß auch der andere Hauptbestandteil der Nahrung, das Korn, in der Form von Opferschrot eine wichtige Rolle spielt.

Orientalische Einflüsse. Gewissermaßen als eine Fortsetzung der vergleichenden Mythologie und der ethnologischen Methode entgegengesetzt ist die in Deutschland energisch wirksame sog. panbabylonische Schule zu erwähnen. Die grundlegende Annahme ist das alles überragende Alter der babylonischen Kultur, bes. der Sternkunde (Winckler, Jeremias, Weidner). Die Mythologie wird auf die Himmelserscheinungen zurückgeführt, sie soll sich von Babylonien über die ganze Erde verbreitet haben (Arbeiten von Siecke u. a.). Gerade jener Hauptpunkt ist mit guten Gründen in Abrede gestellt (Kugler, EdMeyer, bezüglich des Kalenders meine Primitive Time-reckoning, Lund 1920). Etwas ganz anderes ist die Frage nach dem orientalischen Einflusse in der älteren geschichtlichen Zeit Griechenlands, die als Reaktion gegen eine ältere Auffassung (Creuzer u. a.) lange fast völlig geleugnet wurde, die Selbständigkeit der griechischen Kulturentwicklung wurde ausschließlich betont (Zeller u. a.). Mit Recht hat schon ThGomperz, Gr. Denker I, ³Lpz. 1911, den orientalischen Einfluß, der im Gebiete der archaischen Kleinkunst so augenfällig ist, auf die philosophischen und kosmogonischen Spekulationen der älteren Zeit betont. Weiter auf demselben Wege gegangen ist REisler in dem diffusen, aber gelehrten und anregenden Buche Weltenmantel und Himmelszelt, 2 Bde., Münch. 1910. UvWilamowitz (Herm. XXXVIII [1903] 575 ff., vgl. dess. Greek Historical Writing and Apollo, Oxf. 1908) hat Apollon aus Lykien hergeleitet. Ich habe ferner nachzuweisen versucht, daß Apollon als Gott der Reinigungen und Sühnungen in Kleinasien mit babylonischen Elementen, vor allem dem schabattu, in Verbindung getreten ist (ἑβδόμειος) und die Grundlage des Kalenders mit sich geführt hat (ArchRel. XIV [1911] 445 ff.; Die Entstehung und religiöse Bedeutung des griech. Kalenders, Festschr. Lund 1918).

Was ist Mythologie? Ehemals ging die Erforschung der griechischen Religion in die vergleichende Mythologie auf. Das ist längst überwunden, es verdient aber klargemacht zu werden, warum eine solche Richtung möglich war. Was wir Göttermythologie nennen, besteht aus zwei verschiedenartigen Bestandteilen, der Charakteristik, d. h. Beschreibung der Macht und Wirksamkeit der Götter, und ihrer Lebensgeschichte. Jene stammt aus dem Kulte und dem Glauben an den wirkenden Gott, diese ist die eigentlich so zu nennende Mythologie. Beide Teile vereinen sich naturgemäß zu der Biographie der Götter, und diese aus dem Altertume stammende Vereinigung hat bewirkt, daß alles Religiöse mit Ausnahme der äußeren Kultbegehungen unter die Mythologie subsumiert werden konnte. Die Trennung der beiden Teile tritt in praxi auch nicht scharf auf, was dazu beigetragen hat, den Unterschied zu verwischen. Eine Menge Mythen sind aus dem Kulte entstanden, um auffallende Gebräuche und Vorstellungen von den Göttern zu erklären, die sog. Kultaitien (z. B. der Betrug des Prometheus, um die Teilung des Speiseopfers zu erklären, Tierverwandlungssagen, um die Tiergestalt eines Gottes verständlich zu machen). Die Aitien haben aber eine weit größere Bedeutung in der Mythologie. Es gibt verschiedene Spielarten, z. B. die Tieraitien (die Prokne-Philomela-Sage ist das bekannteste Beispiel, bei dem die Verwandlung in einen Mythus sich besonders gut beobachten läßt) und andre Naturaitien. Unter diesen wollen gewisse Himmelsphänomene erklären (besonders durchsichtig ist das oft abgebildete Vasenbild, RMythLex. I 2010). Hierher gehören auch die Katasterismen, die gar nichts spezifisch Griechisches sind, sondern sich auch unter vielen primitiven Völkern wiederfinden (Beispiele in meiner Primitive Time-reckoning, S. 114ff.). Die Aitiologie gipfelt in der Kosmologie, die schließlich einen spekulativen Anstrich erhält (Hesiod und die orphische Kosmogonie) und in die Naturphilosophie ausmündet, die oft ihren Prinzipien die Namen der Götter beilegt.

Einen zweiten Hauptbestandteil der Mythologie gibt das Märchen (oder mit Wundt Mythenmärchen) ab, in dem die dichtende Phantasie spielt. Es ist sowohl in die Göttersage (Kronos verschluckt seine Kinder, schließlich einen Stein, und gibt sie wieder von sich; das Motiv ist weitverbreitet, vgl. die Sage von Rotkäppchen u. ä.) wie in die Heldensage aufgenommen worden (ein deutliches Beispiel ist die Perseussage, behandelt von ESHartland, The legend of Perseus, Lond. 1894, ein Werk, das nach philologischem Urteile eine Unmenge belanglosen Materials enthält). Drittens enthält die Mythologie unzweifelhaft euhemeristische Bestandteile. Die Kämpfe eines Gottes spiegeln die Kämpfe wider, die die Verbreitung seines Kultes, z. B. des Dionysos, gekostet hat. Sie tun sich kund in dem genealogischen Systeme, in das die Mythologie geordnet wird (von der Heldensage mehr unten). Obgleich es mitgewirkt hat, daß man sich in älterer Zeit eine Entwicklung, ja die Weltschöpfung nur als eine Reihe von Zeugungen vorstellen konnte, beruhen die Götter- und Heldengenealogien zum größten Teile auf dem regen genealogischen Interesse der Adelsfamilien, das in gewissen Partien des Epos hervortritt. Hierdurch wurde die Brücke zwischen der mythischen und der geschichtlichen Zeit geschlagen. Die Mythologie war die Vorgeschichte, und wenn man gewahr wurde, daß sie phantastische und unmögliche Dinge enthielt, meinte man anfangs, es gelte nur, diese auszusondern oder rationalistisch umzubiegen (die Logographen). Man versuchte die Heldensage zur Geschichte zu machen. Wenn dies auf die Göttersage ausgedehnt wird, ist der echte Euhemerismus da. Er ist nur die konsequente Fortsetzung der Historisierung der Mythen. Das Schema der mythischen Vorgeschichte war so fest, daß es auch auf die Kolonien ausgedehnt wurde, und daß, als der geschichtliche Sinn in den italischen Städten erwachte, sie sich beeilten, sich nach griechischem Muster und mit Benutzung der griechischen Mythologie eine Vorgeschichte zu verschaffen. Besonders gut eigneten sich dazu die wandernden Helden des Troianischen Krieges, sowohl Troianer wie Griechen. So kam z. B. Rom zu seiner Gründungssage, und so erhielt die Äneassage ihre große Bedeutung.

Nachleben der kretisch-mykenischen Religion in der griechischen. Die neueren Arbeiten über griechische Religion suchen oft die primitiven Grundlagen aufzuzeigen, ohne sich viel daran zu kehren, daß vor der geschichtlichen Zeit seit einem halben bis einem ganzen Jahrtausend eine hoch entwickelte, von einem nicht idg. Volke herrührende Kultur in Griechenland geherrscht hat. Es hat hier einmal in vorgeschichtlicher Zeit mit dem Bevölke-

rungswechsel ein Religionswechsel stattgefunden. Die minoische bzw. mykenische Religion muß aber ihre Spuren hinterlassen haben; denn die Naturreligion ist weit mehr an die Scholle gebunden, als oft angenommen wird. Dies letztere in einem großen Beispiele nachgewiesen zu haben, ist das bleibende Verdienst von SWides Lakonischen Kulten, Lpz. 1893. Die Kulte Lakoniens sind z. gr. T. vordorisch, ja einige reichen in die vorgriechische Zeit hinauf (Ὑάκινθος enthält das vorgriech. Schibboleth -νθ-). Darin liegt die Begrenzung der Methode KOMüllers, die voraussetzte, daß die Stämme auf ihren Wanderungen ihre Kulte und Mythen mitgeführt und als Spuren ihrer Anwesenheit hinterlassen hatten. Ob die Herren der mykenischen Burgen des Festlandes minoisierte Griechen, wie ich glaube, oder eingewanderte Minoer gewesen sind, ist dabei von nebensächlicher Bedeutung; die letztere Annahme ist für die Behauptung vom Nachleben der mykenischen Religion noch günstiger. Die Überbleibsel der mykenischen Religion in der griechischen sind bisher von der Forschung nur gelegentlich gestreift worden (z. B. AEvans, The Minoan and Mycenaean Element in Hellenic Life, JhellSt. XXXII [1912] 277 ff.), ihre Erforschung ist aber die dringendste Voraussetzung für eine geschichtliche Auffassung, und die Mittel fehlen nicht ganz, um darin tiefer einzudringen. Die Kontinuität zeigen die großen Kultorte, von denen die meisten in die mykenische Zeit hinaufreichen. Der Ausgangspunkt muß von den Gegenständen des tatsächlichen Kultes genommen werden, die reichlich vorhanden sind. In allen Fällen mit Ausnahme von Gournia ist der Kult ein Hauskult, Palastkult. Dabei wird es besonders bedeutsam, daß in Tiryns, Mykene, Athen wenigstens der griechische Haupttempel über dem mykenischen Palaste gebaut ist, d. h. der Hauskult des Fürsten in den öffentlichen Kult des Freistaates verwandelt ist. Bei dem Heranziehen der Darstellungen von Kultszenen, die bisher die Hauptrolle gespielt haben, muß man sich erinnern, daß ein Teil immer der schaffenden Phantasie gehört, besonders die Darstellung der Gottheiten. Aber auch diese liefern die wichtigsten Erkenntnisse wie den Baumkult (AEvans, Mycenaean Tree and Pillar Cult, JhellSt. XXI [1901] 99 ff.), die Verwandtschaft mit dem kleinasiatischen Kulte der Μήτηρ ὀρεία (Siegelabdruck, Annual VII [1900–01] 29). Mit gebührender Vorsicht ist ein zweites Mittel der Erkenntnis zu verwenden. An alten Sitzen der vorgriechischen Kultur, wo die Religion oder Mythologie ein ungriechisches Gepräge hat, ist diese Sonderart aus einer Beeinflussung durch die vorgriechische Religion zu erklären. Das bekannteste Beispiel ist die eigentümliche Zeusreligion und -mythologie Kretas, die Mythen vom Tode der Ariadne und die damit verbundenen Riten. S. 221 ist darauf hingewiesen, daß die Titanen ältere depossedierte Götter sind, was sich in dem Mythus von ihrem Streite mit den Olympiern ausspricht. LMalten (ArchJahrb. XXVIII [1913] 37 ff.) hat wahrscheinlich gemacht, daß das Elysium eine vorgriechische Jenseitsvorstellung ist. Mythische Darstellungen fehlen mit zwei vielleicht nicht ganz sicheren Ausnahmen (der Siegelabdruck mit 'Skylla', Annual IX [1902–03] 58, der neugefundene Goldring aus Tiryns mit einer Entführungsszene, ArchAnz. XXXI [1916] 147). Jedoch muß die mykenische Zeit für die Ausbildung der Mythologie von hervorragender Wichtigkeit gewesen sein. Die Mythen sind die Schlagrute gewesen, die zur Entdeckung der kretisch-mykenischen Kultur geführt hat; nur in einem Falle ist es mißlungen – Ithaka, Odysseus –, und warum das Suchen hier zu keinem Ergebnisse führen konnte, wird bei etwas näherem Nachdenken klar: es handelt sich in Wirklichkeit nicht um einen Mythus, sondern um eine Novelle, also ein junges Erzeugnis. In praxi hat sich der Zusammenhang so glänzend bewährt, daß es um so auffallender ist, daß er niemals zum Ende durchgedacht und die Frage gestellt worden ist, ob denn die großen Mythenkreise und die Hauptzentren der mykenischen Kultur immer miteinander verknüpft sind. In der Tat ist es so. Man durchmustere die Hauptfundorte: Tiryns, Mykene, Sparta, Kakovatos-Pylos, Athen, Theben, Orchomenos, Iolkos (Volo) und die großen Mythenkreise. Es gibt nur einen größeren, der an einem Orte spielt, wo bisher keine bedeutenderen mykenischen Reste zum Vorscheine gekommen sind, den der kalydonischen Jagd. Die Konsequenzen für die Ausbildung der Mythenkreise sind weittragend; sie reichen wenigstens in ihren Hauptzügen in die mykenische Zeit hinauf, und die Bedeutung besonders des nachhomerischen Epos für die Ausgestaltung der Sagen ist mit Rücksicht darauf einzuschätzen. Die Ausbildung der Heraklesmythen z. B. wird anders zu beurteilen sein, als in den jüngsten Arbeiten geschehen ist. Ich hoffe einmal

Was ist Mythologie? Ehemals ging die Erforschung der griechischen Religion in die vergleichende Mythologie auf. Das ist längst überwunden, es verdient aber klargemacht zu werden, warum eine solche Richtung möglich war. Was wir Göttermythologie nennen, besteht aus zwei verschiedenartigen Bestandteilen, der Charakteristik, d. h. Beschreibung der Macht und Wirksamkeit der Götter, und ihrer Lebensgeschichte. Jene stammt aus dem Kulte und dem Glauben an den wirkenden Gott, diese ist die eigentlich so zu nennende Mythologie. Beide Teile vereinen sich naturgemäß zu der Biographie der Götter, und diese aus dem Altertume stammende Vereinigung hat bewirkt, daß alles Religiöse mit Ausnahme der äußeren Kultbegehungen unter die Mythologie subsumiert werden konnte. Die Trennung der beiden Teile tritt in praxi auch nicht scharf auf, was dazu beigetragen hat, den Unterschied zu verwischen. Eine Menge Mythen sind aus dem Kulte entstanden, um auffallende Gebräuche und Vorstellungen von den Göttern zu erklären, die sog. Kultaitien (z. B. der Betrug des Prometheus, um die Teilung des Speiseopfers zu erklären, Tierverwandlungssagen, um die Tiergestalt eines Gottes verständlich zu machen). Die Aitien haben aber eine weit größere Bedeutung in der Mythologie. Es gibt verschiedene Spielarten, z. B. die Tieraitien (die Prokne-Philomela-Sage ist das bekannteste Beispiel, bei dem die Verwandlung in einen Mythus sich besonders gut beobachten läßt) und andre Naturaitien. Unter diesen wollen gewisse Himmelsphänomene erklären (besonders durchsichtig ist das oft abgebildete Vasenbild, RMythLex. I 2010). Hierher gehören auch die Katasterismen, die gar nichts spezifisch Griechisches sind, sondern sich auch unter vielen primitiven Völkern wiederfinden (Beispiele in meiner Primitive Time-reckoning, S. 114ff.). Die Aitiologie gipfelt in der Kosmologie, die schließlich einen spekulativen Anstrich erhält (Hesiod und die orphische Kosmogonie) und in die Naturphilosophie ausmündet, die oft ihren Prinzipien die Namen der Götter beilegt.

Einen zweiten Hauptbestandteil der Mythologie gibt das Märchen (oder mit Wundt Mythenmärchen) ab, in dem die dichtende Phantasie spielt. Es ist sowohl in die Göttersage (Kronos verschluckt seine Kinder, schließlich einen Stein, und gibt sie wieder von sich; das Motiv ist weltverbreitet, vgl. die Sage von Rotkäppchen u. ä.) wie in die Heldensage aufgenommen worden (ein deutliches Beispiel ist die Perseussage, behandelt von ESHartland, The legend of Perseus, Lond. 1894, ein Werk, das nach philologischem Urteile eine Unmenge belanglosen Materials enthält). Drittens enthält die Mythologie unzweifelhaft euhemeristische Bestandteile. Die Kämpfe eines Gottes spiegeln die Kämpfe wider, die die Verbreitung seines Kultes, z. B. des Dionysos, gekostet hat. Sie tun sich kund in dem genealogischen Systeme, in das die Mythologie geordnet wird (von der Heldensage mehr unten). Obgleich es mitgewirkt hat, daß man sich in älterer Zeit eine Entwicklung, ja die Weltschöpfung nur als eine Reihe von Zeugungen vorstellen konnte, beruhen die Götter- und Heldengenealogien zum größten Teile auf dem regen genealogischen Interesse der Adelsfamilien, das in gewissen Partien des Epos hervortritt. Hierdurch wurde die Brücke zwischen der mythischen und der geschichtlichen Zeit geschlagen. Die Mythologie war die Vorgeschichte, und wenn man gewahr wurde, daß sie phantastische und unmögliche Dinge enthielt, meinte man anfangs, es gelte nur, diese auszusondern oder rationalistisch umzubiegen (die Logographen). Man versuchte die Heldensage zur Geschichte zu machen. Wenn dies auf die Göttersage ausgedehnt wird, ist der echte Euhemerismus da. Er ist nur die konsequente Fortsetzung der Historisierung der Mythen. Das Schema der mythischen Vorgeschichte war so fest, daß es auch auf die Kolonien ausgedehnt wurde, und daß, als der geschichtliche Sinn in den italischen Städten erwachte, sie sich beeilten, sich nach griechischem Muster und mit Benutzung der griechischen Mythologie eine Vorgeschichte zu verschaffen. Besonders gut eigneten sich dazu die wandernden Helden des Troianischen Krieges, sowohl Troianer wie Griechen. So kam z. B. Rom zu seiner Gründungssage, und so erhielt die Äneassage ihre große Bedeutung.

Nachleben der kretisch-mykenischen Religion in der griechischen. Die neueren Arbeiten über griechische Religion suchen oft die primitiven Grundlagen aufzuzeigen, ohne sich viel daran zu kehren, daß vor der geschichtlichen Zeit seit einem halben bis einem ganzen Jahrtausend eine hoch entwickelte, von einem nicht idg. Volke herrührende Kultur in Griechenland geherrscht hat. Es hat hier einmal in vorgeschichtlicher Zeit mit dem Bevölke-

rungswechsel ein Religionswechsel stattgefunden. Die minoische bzw. mykenische Religion muß aber ihre Spuren hinterlassen haben; denn die Naturreligion ist weit mehr an die Scholle gebunden, als oft angenommen wird. Dies letztere in einem großen Beispiele nachgewiesen zu haben, ist das bleibende Verdienst von SWides Lakonischen Kulten, Lpz. 1893. Die Kulte Lakoniens sind z. gr. T. vordorisch, ja einige reichen in die vorgriechische Zeit hinauf (Ὑάκινθος enthält das vorgriech. Schibboleth -νθ-). Darin liegt die Begrenzung der Methode KOMüllers, die voraussetzte, daß die Stämme auf ihren Wanderungen ihre Kulte und Mythen mitgeführt und als Spuren ihrer Anwesenheit hinterlassen hatten. Ob die Herren der mykenischen Burgen des Festlandes minoisierte Griechen, wie ich glaube, oder eingewanderte Minoer gewesen sind, ist dabei von nebensächlicher Bedeutung; die letztere Annahme ist für die Behauptung vom Nachleben der mykenischen Religion noch günstiger. Die Überbleibsel der mykenischen Religion in der griechischen sind bisher von der Forschung nur gelegentlich gestreift worden (z. B. AEvans, The Minoan and Mycenaean Element in Hellenic Life, JhellSt. XXXII [1912] 277ff.), ihre Erforschung ist aber die dringendste Voraussetzung für eine geschichtliche Auffassung, und die Mittel fehlen nicht ganz, um darin tiefer einzudringen. Die Kontinuität zeigen die großen Kultorte, von denen die meisten in die mykenische Zeit hinaufreichen. Der Ausgangspunkt muß von den Gegenständen des tatsächlichen Kultes genommen werden, die reichlich vorhanden sind. In allen Fällen mit Ausnahme von Gournia ist der Kult ein Hauskult, Palastkult. Dabei wird es besonders bedeutsam, daß in Tiryns, Mykene, Athen wenigstens der griechische Haupttempel über dem mykenischen Palaste gebaut ist, d. h. der Hauskult des Fürsten in den öffentlichen Kult des Freistaates verwandelt ist. Bei dem Heranziehen der Darstellungen von Kultszenen, die bisher die Hauptrolle gespielt haben, muß man sich erinnern, daß ein Teil immer der schaffenden Phantasie gehört, besonders die Darstellung der Gottheiten. Aber auch diese liefern die wichtigsten Erkenntnisse wie den Baumkult (AEvans, Mycenaean Tree and Pillar Cult, JhellSt. XXI [1901] 99ff.), die Verwandtschaft mit dem kleinasiatischen Kulte der Μήτηρ ὀρεία (Siegelabdruck, Annual VII [1900–01] 29). Mit gebührender Vorsicht ist ein zweites Mittel der Erkenntnis zu verwenden. An alten Sitzen der vorgriechischen Kultur, wo die Religion oder Mythologie ein ungriechisches Gepräge hat, ist diese Sonderart aus einer Beeinflussung durch die vorgriechische Religion zu erklären. Das bekannteste Beispiel ist die eigentümliche Zeusreligion und -mythologie Kretas, die Mythen vom Tode der Ariadne und die damit verbundenen Riten. S. 221 ist darauf hingewiesen, daß die Titanen ältere depossedierte Götter sind, was sich in dem Mythus von ihrem Streite mit den Olympiern ausspricht. LMalten (ArchJahrb. XXVIII [1913] 37ff.) hat wahrscheinlich gemacht, daß das Elysium eine vorgriechische Jenseitsvorstellung ist. Mythische Darstellungen fehlen mit zwei vielleicht nicht ganz sicheren Ausnahmen (der Siegelabdruck mit 'Skylla', Annual IX [1902–03] 58, der neugefundene Goldring aus Tiryns mit einer Entführungsszene, ArchAnz. XXXI [1916] 147). Jedoch muß die mykenische Zeit für die Ausbildung der Mythologie von hervorragender Wichtigkeit gewesen sein. Die Mythen sind die Schlagrute gewesen, die zur Entdeckung der kretisch-mykenischen Kultur geführt hat; nur in einem Falle ist es mißlungen – Ithaka, Odysseus –, und warum das Suchen hier zu keinem Ergebnisse führen konnte, wird bei etwas näherem Nachdenken klar: es handelt sich in Wirklichkeit nicht um einen Mythus, sondern um eine Novelle, also ein junges Erzeugnis. In praxi hat sich der Zusammenhang so glänzend bewährt, daß es um so auffallender ist, daß er niemals zum Ende durchgedacht und die Frage gestellt worden ist, ob denn die großen Mythenkreise und die Hauptzentren der mykenischen Kultur immer miteinander verknüpft sind. In der Tat ist es so. Man durchmustere die Hauptfundorte: Tiryns, Mykene, Sparta, Kakovatos-Pylos, Athen, Theben, Orchomenos, Iolkos (Volo) und die großen Mythenkreise. Es gibt nur einen größeren, der an einem Orte spielt, wo bisher keine bedeutenderen mykenischen Reste zum Vorscheine gekommen sind, den der kalydonischen Jagd. Die Konsequenzen für die Ausbildung der Mythenkreise sind weittragend; sie reichen wenigstens in ihren Hauptzügen in die mykenische Zeit hinauf, und die Bedeutung besonders des nachhomerischen Epos für die Ausgestaltung der Sagen ist mit Rücksicht darauf einzuschätzen. Die Ausbildung der Heraklesmythen z. B. wird anders zu beurteilen sein, als in den jüngsten Arbeiten geschehen ist. Ich hoffe einmal

dieses Problem in seiner verdienten Bedeutung aufnehmen zu können. Dieser unleugbare Zusammenhang macht es zu einer zwingenden Notwendigkeit, den bisher streng verpönten euhemeristischen Gesichtspunkt wieder in Rechnung zu stellen. Denn wenn die Sagenkreise sich an den großen Herrschersitzen der mykenischen Zeit ausgebildet haben, so ist es unvermeidlich zu fragen, ob nicht ins Sagenhafte umgebildete geschichtliche Erinnerungen an Männer und Ereignisse in diese aufgenommen worden sind, wie wohl niemand mehr bezweifelt, daß sich in der überragenden Stellung Mykenes und Agamemnons die ehemalige Macht Mykenes, in dem Troianischen Kriege eine Heeresfahrt gegen Troia widerspiegelt. Dasselbe wird von den Labdakiden und dem Zuge der Sieben gelten müssen. Das Nibelungenlied ergibt eine wertvolle Analogie, weil wir die in dieses aufgenommenen geschichtlichen Bestandteile mit der Geschichte vergleichen können. Niemand wird sich wieder vermessen, aus den griechischen Sagen Geschichte herauszuschälen. Die Umsetzung in die Sage macht dies zu einem aussichtslosen Beginnen, wenn die geschichtlichen Ereignisse nicht anderweitig bekannt sind und als Kontrolle dienen können. Gerade die Nibelungensage schärft ein, wie frei die Sage mit Personen, Ereignissen und Zeiten umspringt. Man darf sich aber nicht aus Furcht vor Verketzerung als Euhemerist gegen diese Seite der Sagen blind machen lassen. Schliemann und Dörpfeld, die in den Schacht- und Kuppelgräbern Mykenes die Ruhestätten der Perseiden bzw. der Atreiden sahen, werden gewissermaßen rehabilitiert, wenn sie auch nicht wörtlich genommen werden dürfen. Die Begrenzung darf nie vergessen werden. Die Sagenkreise knüpfen an einen bestimmten Ort an, und man muß diese Anknüpfung gelten lassen. Einzelne Sagenmotive wandern dagegen frei und setzen sich bald hier, bald dort an. Hier liegt eine zweite Begrenzung der Methode KOMüllers, die aus dem Vorkommen einer Sage an einem Orte auf die ehemalige Anwesenheit des Stammes schloß, dem die Sage zugesprochen wurde. (Bei der Koloniengründung steht es etwas anders. Mitgebrachte Sagen leben vielfach fort mit der Bevölkerung, die sie mitgebracht hat, aber auch andere setzen sich fest.) Dies ist ferner zu berücksichtigen bei den jüngeren Versuchen, die homerischen Helden und ihre Kämpfe im Mutterlande zu lokalisieren (z. B. EBethe, NJahrb. VII [1901] 657 ff.). Mehr als alles andere war Homer Gemeingut. Ein homerischer Held kann sehr wohl nachträglich irgendwo lokalisiert worden sein und sogar Kult erhalten haben.

Chthonische und olympische Götter. Als leitender Gesichtspunkt zieht sich durch die Darstellung Wides die Ansicht, die von vielen geteilt wird (sie ist bes. von HDMüller, Mythologie der griech. Stämme I–II, Gött. 1857–61, herausgearbeitet worden), von einer scharfen Trennung zwischen den olympischen und den unterirdischen Göttern; jene seien die homerischen, diese die Volksgötter. Die Ansicht wird so ausgebaut, daß Gleichheitszeichen zwischen den Göttern der Totenwelt und denen der Fruchtbarkeit gesetzt werden. Die Unterweltsgötter senden aus der Erdtiefe die Fruchtbarkeit herauf. Ich teile nicht diese Ansicht in dieser übertriebenen Form; ihre Rückführung auf das Maß, das ich für richtig halte, würde zu einer Umgießung der obigen Darstellung geführt haben. Der Unterschied zwischen den olympischen und chthonischen Göttern, zwischen den Göttern Homers und denen des Volkes besteht zu Recht, fällt aber nicht immer in beiden Fällen zusammen. Manche Götter sind weder olympisch noch chthonisch, sondern wirken auf der Erde (sie können mit dem hesiodischen Worte ἐπιχθόνιοι δαίμονες genannt werden), z. B. die Artemis des Volksglaubens. Zwischen der Fruchtbarkeit und dem Totenreiche besteht kein notwendiger Zusammenhang. Der Regenspender Zeus, der auf den Berggipfeln wohnt, ist auch ein Fruchtbarkeitsgott. Demeter ist ursprünglich keine Göttin der Unterwelt. Wie Pluton dazu gekommen ist, erklärt gut FMCornford (Essays and Studies to WRidgeway, Cambr. 1913, 153 ff.), er rückt Kore-Persephone, die wohl eine Doppelgestalt ist, in ein neues Licht. Die Schlange ist nicht immer ein Seelentier; sie ist schon in der kretisch-mykenischen Zeit für den Hauskult charakteristisch wie auch bei modernen Völkern, z. B. im germanischen Volksglauben. Das hat man zwar aus dem Seelenkulte herleiten wollen, aber das ist weder notwendig noch glaublich (vgl. meinen Aufsatz über Zeus Ktesios, AthMitt. XXXIII [1908] 279 ff.). Der Hauskult enthält für die griechische Religion wichtige Probleme. Eine Untersuchung ist zu erwarten.

Politische Bedeutung der Religion und der Mythologie. Die patriotische Religiosität hat Wide gut geschildert. Es ist bekannt, daß die Athener sich das gottesfürchtigste aller Völker nannten, weil sie viele und große Feste feierten, die freilich den Menschen mehr als den Göttern zugute kamen. Die früheren Auflagen dieses Abschnittes enthielten (S. [1]217ff. bzw. [2]196ff.) anregende Andeutungen, die eine nähere Ausführung verdient hätten, wie die Kultpolitik als Mittel diente, um Attika zu einem Einheitsstaate zusammenzuschmieden; sie mußten als zu speziell gestrichen werden. Ich möchte aber auch auf die Rolle hinweisen, die die Mythologie in der Politik gespielt hat, die sich einigermaßen mit der Rolle der Nationalitätsfragen in unsrer Zeit vergleichen läßt. Plutarch (Sol. 10) erzählt z. B., daß die Spartaner den Athenern mit Berufung auf Il. B 557f. Salamis zuerkannt haben; die Römer haben die Äneassage als politische Handhabe gebraucht. Neue Eponymen sind geschaffen, um politische Ansprüche zu rechtfertigen; in der Zeit Alexanders des Großen und später sind neue Genealogien den Herrschern zuliebe aufgestellt worden. Die Kultübertragungen, die besonders für die Kolonien wichtig sind, sind nicht untersucht (ESchmidts Buch mit diesem Namen, RgVV. VIII 2 [1909], enthält etwas anderes). Das hier angedeutete Grenzgebiet zwischen Politik und Mythologie verdiente als ein wichtiger Bestandteil der sog. Polisreligion etwas mehr Beachtung, als ihm bisher zuteil geworden ist.

Der Synkretismus. Das Einströmen fremder Götter und Kulte in Griechenland hat zu keiner Zeit gefehlt. Wir rechnen aber nicht alles solches Eindringen als Synkretismus. In alter Zeit sind die fremden Götter und Kulte entweder im Geiste der griechischen Religion umgemodelt worden, z. B. Adonis, der in die Mythologie der Aphrodite aufgenommen wurde, wogegen das religiös Bedeutsame, das Leiden und der Tod des Gottes, keinen tieferen religiösen Sinn erhielt, oder sie sind als Fremdkörper stehengeblieben, vorzugsweise auf ihre eingeborenen Verehrer angewiesen wie Bendis. Neue Ideen, wenn auch wohl hauptsächlich heimischer Herkunft, finden sich jedoch in der Zeit der großen und vielfältigen Ansätze der archaischen Zeit, in der Orphik, die sich, wenn auch gesunken, bis in die Kaiserzeit fortsetzt, wo sie ihren Beitrag zum Synkretismus liefert. Synkretismus nennen wir mit Recht das Einströmen fremder Götter und Kulte, wenn sie auch fremde religiöse Ideen mit sich bringen. Die Voraussetzung für deren Aufnahme ist, daß die heimischen ihre Zugkaft verloren haben. Beides trifft zu in der hellenistischen Zeit. Die Erweiterung der Kulturwelt und die Völkermischung im römischen Kaiserreiche haben den Synkretismus mächtig gefördert und in dem eigentlichen Wortsinne ausgeprägt, so daß die verschiedenartigen Bestandteile nicht nur nebeneinander, sondern auch ineinander geschoben wurden.

Die Astrologie ist in der Religion der Kaiserzeit von weittragendster Bedeutung. Die Grundlage ist mythologisch, indem das Wirken der Planeten durch die Eigenschaften der Götter, deren Namen ihnen beigelegt sind, bestimmt wird; ähnlich wird der Einfluß der Sternbilder, besonders der Tierkreiszeichen, nach der ihnen zugeteilten Gestalt bestimmt. Allmählich entstand eine verwickelte Korrespondenzlehre, die alles in der Welt hineinzog. Das Originelle ist, daß die Mythologie durch den Anschluß an die wissenschaftliche Astronomie mathematisch behandelt wurde. Diese großartige Ausbildung der Astrologie wird zum großen Teile griechischem Einflusse verdankt. Der Ursprung liegt in Babylonien, wo die Identifizierung der Planeten mit Göttern und Ausgestaltung der Tierkreiszeichen erfolgte. Die Zeichen und Omina, die von den himmlischen Phänomenen geholt wurden, scheinen dort nicht systematischer als andere ausgebaut worden zu sein, man scheint immer nur einzelne Ereignisse vorausgesagt zu haben; besonders fehlt m. W. das für die Astrologie Charakteristische, daß das Geschick des Menschen durch seine Geburtsstunde bestimmt wird. Ein verwandter Glaube findet sich dagegen bei den Griechen, und zwar schon bei Homer, z. B., daß das Schicksal des Menschen von den Gaben abhängt, die die Götter ihm bei seiner Geburt bringen. Ob hier ein Zusammenhang besteht, und woher die entscheidende Wendung herstammt, läßt sich z. Z. nicht entscheiden, sondern muß der fortschreitenden Forschung anheimgestellt werden. Das Großartige ist, daß die Griechen in ihrer schöpferischen Zeit wohl astronomische Kenntnisse aus dem Orient bezogen, aber der Astrologie den Glauben versagt haben. Ein Moment des Volksglaubens kam der Astrologie entgegen, nämlich der Glaube, daß die atmosphärischen Veränderungen von den Gestirnen verursacht

seien (der Streit, ob τὰ ἄστρα σημαίνει ἢ ποιεῖ, EPfeiffer, Studien zum ant. Sternglauben, Στοιχεῖα II, Lpz. 1916); das ist in die wissenschaftliche Astrophysik übergegangen (die Lehre von den ἀπόρροιαι der Gestirne). Mit dem Einströmen orientalischer Gedanken gewann die Astrologie Boden, von Anfang an von der Stoa gefördert (Zenon, Poseidonios). Die Herrschaft der Astrologie ist unbegreiflich, wenn man nur die mythologische Seite ins Auge faßt. Sie war eine grandiose Welterklärung, auf der fortgeschrittensten der antiken Naturwissenschaften, der Astronomie, aufgebaut, der der streng durchgeführte Determinismus Zugkraft verlieh; daher ist sie nicht von den großen Astronomen (Hipparch, Ptolemaios) verworfen worden. Auch die Entstehung des echten Fatalismus bietet Rätsel; er scheint eine Wurzel im griechischen (homerischen) Glauben an das für das Leben Entscheidende der Geburt zu haben. In der Astrologie wurde er unter dem Einflusse der Naturwissenschaft zum folgerichtigen Determinismus aufgebaut; sie ist der antike Ausdruck des alles beherrschenden Kausalgesetzes (εἱμαρμένη αἰτία τῶν ὄντων εἱρομένη, noch schärfer fatum series causarum, cum causa causae nexa rem ex se gignat). Konsequent sollte dies zum Atheismus führen und hat es getan. Von dieser Seite ist die Bedeutung der Astrologie für die Religion zwar negativ, aber sehr groß. Von den eisernen Fesseln der Heimarmene floh der Mensch unter den Schutz der Religionen, die alle durch ihre Weihen ihn aus dem Zwange der Heimarmene zu befreien versprachen, indem sie ihn in die oberen Sphären erhoben, zum Gotte machten. Andererseits war die Astrologie Mythologie. Ihre Mächte waren Götterwesen, ihre Begriffe wurden vergöttlicht (z. B. Aion, Coelus), erhielten Kulte und wurden zum Gegenstande von Beschwörungen und Magie gemacht, ohne daß man sich um den Widerspruch zu der Unerbittlichkeit der Gestirne kümmerte. Der Höhepunkt wurde in der mittleren Kaiserzeit erreicht. Der Mithrazismus hat die Astrologie im weitesten Umfange aufgenommen. In der Sonnenreligion hat sie eine Theologie von imponierender Stärke geschaffen (FCumont, La Théologie solaire du paganisme romain, Acad. ins. Mém. présent. XII 2 [1908] 447ff.; Astrology and religion among the Greeks and Romans, Lond. 1912, auch schwedisch, Den astrala religionen i forntiden, Stockh. 1912, eine deutsche Übersetzung ist ein Bedürfnis). Das Christentum war ein prinzipieller Gegner der Astrologie, die die Allmacht Gottes einschränkte, ist aber besonders volkstümlich tief von ihr beeinflußt worden (vor allem die Wochentage und der an sie geknüpfte Aberglaube) und konnte ihrer niemals ganz Herr werden.

Die Aufarbeitung des gewaltigen Materiales gehört der letzten Zeit und wird vor allem Boll und Cumont verdankt, unter deren Leitung die unzähligen Handschriften katalogisiert und ausgezogen worden sind (Catalogus codicum astrologorum Graec., 8 Bde., Brüssel 1898–1911). Einen ausgezeichneten Überblick gibt FBoll, Sternglaube und Sterndeutung (Aus Natur u. Geisteswelt, Bd. 638), ²Lpz. 1919, und wird in RMythLex. einen großen Artikel über die Sternbilder bringen.

Das Heldentum der Kaiserzeit ist ein Lieblingsgegenstand der neueren Forschung, die mächtig vorwärts geschritten ist, obgleich vieles noch zu enträtseln bleibt. Einzelne Probleme zu nennen verbietet der Raum, es kann nur das allen Religionen Gemeinsame hervorgehoben werden, wobei nicht vergessen werden darf, daß die Ausgleichung der verschiedenen Religionen und die Theologisierung sich erst allmählich entwickelte und immer stärker wurde (über den astrologischen Bestandteil s. o.). Die Voraussetzung des großen Synkretismus der Kaiserzeit ist die Individualisierung der Religion durch ihre Loslösung von ihren alten Trägern, dem Geschlechte und dem Staate, die in dem bunten Völkergemische der Zeit den besten Nährboden fand. Von den alten Banden gelöst, wurde das Individuum religiös auf sich selbst gestellt; es konnte wählen. Damit folgte die für die Zeit charakteristische Versammlungsbildung, von den Vereinen der Verehrer der heimischen Götter im fremden Lande ausgehend. Die Gemeinde der Gläubigen wurde von einer Berufspriesterschaft geleitet, was von dem Orient eingeführt wurde. Sie widmete sich ausschließlich der Propaganda und dem Kulte, der viel anspruchsvoller und dadurch bindender war als der alte. Der Mythus war keine freie Schöpfung, sondern enthielt in symbolischer Form die heilige Lehre, daran schlossen sich heilige Symbole und vor allem Handlungen mit sakramentaler (magischer) Kraft, Kasteiungen, Reinigungen, Taufe (Taurobolium), Mahle. Die höchsten waren

die Mysterien. Die Gläubigen schieden sich in zwei Klassen, die nur Angeschlossenen und die Eingeweihten, bisweilen in mehreren Stufen. Der Hauptzweck war die Zusicherung eines seligen Jenseits, das immer mehr in der Erhebung über die Erdenwelt gesucht wurde; indem diese schließlich als das Böse gefaßt wurde (Dualismus), erstarkten das Erlösungsbedürfnis und der Mystizismus. Die Erlösung trat ein durch Vergöttlichung bzw. Teilnahme des Menschen an der Gottheit in den höchsten Weihen. Der Gott wird im heiligen Mythus als Prototyp des Menschengeschicks dargestellt; er leidet, stirbt und steht siegreich wieder auf. Das ist sogar in die Sonnenreligion eingelegt worden (natalis Solis invicti); im Mithrazismus liegt es etwas anders. Neben dem Glauben an das große Wunder geht der Glaube an die kleinen; Aberglaube und Zauberglaube nahmen stetig zu; die Magie wurde auf die Götter ausgedehnt (Theurgie). Der Neuplatonismus hat schließlich alles in ein großartiges System zusammengefaßt, in dem bei den Nachfolgern Plotins das Theologische und Dämonologische, sogar das Superstitiöse überwiegt.

Das Christentum. Die letzte Periode der Forschung ist charakterisiert durch die Teilnahme nicht nur philologisch orientierter Theologen (Hatch, Harnack u. a., in der katholischen Welt Delehaye), sondern auch theologisch interessierter Philologen (Usener, Wendland, Reitzenstein, ESchwartz). Die Gründe für den Sieg des Christentums können in zwei Gruppen geteilt werden: 1. die Verbindung mit dem Lebenskräftigen in dem allgemeinen Geiste und religiösen Glauben der Zeit, 2. die besonderen religiösen Werte des Christentums, wozu 3. die sozialen Beziehungen des Christentums hinzugefügt werden müssen.

1. Besonders durch die in das Volk eindringende Predigt der Wanderphilosophen (die Diatribe) war der Gottesbegriff geläutert (Monotheismus, Allmacht des einen Gottes, Vorsehungsglaube), die ethischen Forderungen gesteigert, das Menschenrecht und die Gleichheit aller Menschen unabhängig von Lebenslage, Geschlecht, Rasse verbreitet, ein gewisses Maß von Intellektualismus bei der breiten Masse entwickelt worden. Allem kam das Christentum entgegen. Die Befriedigung des Intellektualismus in den Lehrstreitigkeiten hat seine Verbreitung gefördert, aber unter Abstoßung der höchsten philosophischen Form (Origenes), die Probleme wurden auf das für die breitere Masse faßbare Maß reduziert und in diesem Sinne schließlich entschieden. Der Intellektualismus der Zeit beruhigte sich in dem Autoritätsglauben; daher die hohe Schätzung des Alten Testaments und die Ausbildung des neutestamentlichen Kanons. Das Christentum wurde zur Schriftreligion. Es teilte sich mit den anderen Mysterienreligionen in die neuen religiösen Werte, entbehrte aber deren ungereimter und oft anstößiger mythischen Ausdrücke. Es erkannte den Gegensatz zwischen Gut und Böse, zwischen Geist und Materie an, es verhieß die Erlösung und das selige Jenseits in der anschaulichsten und für die Volksvorstellung immer lebendigen Form der Auferstehung des Fleisches. Christus war der Prototyp, sein Leiden, Tod und Auferstehung die Bürgschaft dafür. Daher war seine volle Göttlichkeit ein absolutes Erfordernis. Die christologischen Streitigkeiten sind aus dem Dilemma entstanden, entweder zwei Götter anzuerkennen oder die Göttlichkeit Christi zu schmälern. Ekstase und Mystizismus spielten besonders im Anfange eine große Rolle. Die Sakramente wurden immer mehr als solche, d. h. als mit magischer Kraft wirkend aufgefaßt. Auf Versammlungsbildung und Berufspriesterschaft braucht nur hingewiesen zu werden.

2. Das Christentum steht mitten in der allgemeinen religiösen Entwicklung und ist von dieser tief beeinflußt worden. Eine Weile sah es so aus, als ob es durch den Gnostizismus in den Strudel des Synkretismus versinken sollte. Vor einem Aufgehen in die Religionsmischung wurde es durch seine vom Judentume ererbte Intransigenz gerettet, d. h. die prinzipielle Leugnung der Berechtigung der heidnischen Anschauungen und Kulte, die trotzdem in praxi viel Toleranz zuließ. Die Existenz der heidnischen Götter wurde nicht geleugnet, sie wurden nur für böse Dämonen erklärt. Die Eigenart des Christentums zeigt sich nicht nur in Einzelheiten, sondern auch in Punkten von der tiefsten religiösen Bedeutung. Diese sind besonders: die vom Judentume ererbte historische Auffassung der Heilsgeschichte im Gegensatze zur mythischen der übrigen Religionen, die auch vom Judentume begründete, streng festgehaltene Persönlichkeit Gottes im Gegensatze zum philosophisch angehauchten heidnischen Synkretismus, in dem der Gottesbegriff bei seiner Erhöhung zu einem alles

Beherrschenden, Umfassenden, Hervorbringenden mehr oder weniger metaphysisch verflüchtigt wurde (gar prima causa), zuletzt und am wichtigsten die Väterlichkeit Gottes, in dessen Schoß der betrübte und zerknirschte Mensch flüchtet und für sich Schutz und Trost findet, er, der die neunundneunzig Lämmer läßt, um das irregegangene hundertste aufzusuchen, und dies auf seine Schulter lädt.

3. Die Schranken zwischen Theologie und Philologie sind gefallen, es müssen aber auch die Schranken zwischen der Theologie und der sozialen Geschichte fallen. Freilich sind wichtige Grundlinien von dieser erst in den letzten Jahren durch die Inschrift- und Papyrusforschung geklärt. Denn das Christentum hat auch deswegen gesiegt, weil es im Gegensatze zu den rivalisierenden Religionen einen sozialen Hintergrund hatte. Die Vorstellung vom Gottesreiche mußte, als sie den nationalen jüdischen Boden verließ, eine soziale Färbung annehmen; die Bedrücker waren dann nicht die Fremden, sondern die Reichen und Mächtigen, die der Tag des Gerichts auf den untersten Platz setzen wird. Im Chiliasmus, dem Glauben an die Wiederkehr Christi und die Errichtung des Tausendjährigen Reiches, spiegelt sich das Verlangen nach einem besseren, mühe- und sorgenlosen Zustande wider. Der Chiliasmus hat für die Verbreitung des Christentums eine sehr bedeutende Rolle gespielt; durch die Kirchenpolitik zurückgedrängt, brach er doch in Sekten und Revolten immer wieder hervor. Noch wichtiger war die fest organisierte soziale Wirksamkeit der Versammlungen (Barmherzigkeitswirksamkeit), die diesen eine straffe Zusammenhaltung, bedeutende Geldmittel und ihren Leitern eine mächtige Stellung verlieh (recht viel bietet AHarnack, Mission und Ausbreitung des Christentums, [3]Lpz. 1916). So wurde die Kirche die einzige von der Volkskraft getragene Organisation, in der sich der Mensch frei betätigen konnte. Mit Konstantin hat der Staat seine Hand auf die Kirche gelegt (ESchwartz, Kaiser Konstantin u. die christl. Kirche, Lpz. 1913). Ihre frische Kraft bedeutete für das alternde Reich das einzige Mittel, den Verfall aufzuhalten. Wie recht Konstantin gesehen hat, zeigt sich heute im Orient, wo der Religionsunterschied dasselbe wie bei uns der Nationalitätsunterschied bedeutet.

RÖMISCHE RELIGION

In der römischen Religionsgeschichte lassen sich zwei Hauptperioden unterscheiden, die in besonderen Abschnitten behandelt werden sollen. In der ersten Periode, die der vorrepublikanischen Zeit angehört, ist die altrömische, einheimische Religion, die sog. 'Religion des Numa', alleinherrschend, und die dort verehrten Götter sind echtrömisch, indigites, im Gegensatze zu den di novensides, den von außen her importierten Gottheiten. Die zweite Hauptperiode, die im großen und ganzen mit dem Zeitalter der Republik zusammenfällt, wird bezeichnet durch das allmähliche Eindringen fremder, besonders griechischer, Götter, Kultgebräuche und religiöser Vorstellungen in die römische Religion. Die griechischen Götter, die in der Regel von den Sibyllinischen Büchern empfohlen wurden, kamen anfangs über Latium, später direkt von den griechischen Kolonien in Unteritalien oder vom eigentlichen Griechenland. Unter dem Einflusse der griechischen Literatur und Kunst, die sich in dieser Periode in Rom einbürgerten, fand ein Ausgleich zwischen der griechischen und der römischen Götterwelt statt, so daß die altrömischen Götter hellenisiert wurden und an importierte griechische Gottheiten ihre Namen abgaben. Mit der griechischen Bildung hielt auch die griechische Mythologie und Philosophie in Rom ihren Einzug und beeinflußte stark die religiöse Auffassung der Gebildeten. Barbarische Götterkulte aus Ägypten, Kleinasien und dem Orient bürgerten sich gegen das Ende der Republik in Rom ein, gelangten aber erst in der Kaiserzeit zu offizieller Geltung. Die permanenten Revolutionszustände im letzten Jahrhundert der Republik im Vereine mit der philosophischen Aufklärung führten den Verfall des

offiziellen Kultus herbei. Diesem Verfalle hat aber Augustus gesteuert, und zwar in dem Grade, daß die augusteischen Reformen auf sakralem Gebiete einen besonderen Abschnitt beanspruchen. Die letzten Schöpfungen der römischen und der antiken Religion überhaupt sind der Kult des Genius Augusti und der damit eng verbundene Kaiserkult. Sonst verliert die römische Religion in der Kaiserzeit ihre Selbständigkeit und geht in dem allgemeinen religiösen Synkretismus der Kaiserzeit auf, der oben unter der griechischen Religion dargestellt worden ist.

I. DIE ALTRÖMISCHE RELIGION

Die altrömische Religion trägt einen ganz anderen Charakter als die griechische. Sie hat keine persönlich gedachten Götter, sie hat keine Göttersagen und keine Götterbilder, sie hat auch nicht die großen Wandlungen durchgemacht wie die griechische Religion. Es fehlt der altrömischen Religion der poetische Hauch der Phantasie, der die griechische Götterwelt durchweht. Auch die verschiedenen politischen Verhältnisse haben dazu beigetragen, die römische und die griechische Religion verschiedenartig zu gestalten, insofern Rom einen Staat bildete, während Griechenland in eine Menge durch Volkscharakter, Naturverhältnisse und politische Gegensätze scharf getrennte Staaten zerfiel. Freilich haben die sozialen und politischen Gegensätze innerhalb des römischen Staates auch in der altrömischen Religion Ausdruck gefunden; aber es fehlte in Rom während seiner Machtentfaltung die gegenseitige Beeinflussung verschiedener autonomer Staaten, die für die Ausbildung der griechischen Religion so maßgebend war. Die altrömische Religion ist ungemein nüchtern und phantasielos, und ihre Götter offenbaren sich hauptsächlich in den zum täglichen Leben gehörenden Dingen und Beschäftigungen. Sie ist eine Bauernreligion, die Religion eines nüchternen Volkes, das in mühseliger Arbeit mit Hacke und Pflug, mit Schwert und Lanze um sein Dasein kämpfen mußte, das keine Muße hatte, in poetischem Spiele die religiöse Phantasie zu tummeln, und dessen einförmiges Leben auch der Götterwelt sein starres und nüchternes Gepräge aufgedrückt hat.

Unter den altrömischen Gottheiten, die im privaten Leben verehrt wurden, bilden die 'Sondergötter', die in einer fast unbegrenzten Menge erscheinen, die Hauptmasse. Es sind Gottheiten mit kleiner, scharf umgrenzter Kompetenz, die in allen für die alten Römer wichtigen Handlungen und Zuständen walteten und sogar in verschiedenen Abschnitten und Momenten einer Handlung oder eines Zustandes als wirkend vorgestellt wurden. Diese Götter und die jedem einzelnen zukommenden Gebetsformeln standen aufgezeichnet in den liturgischen Büchern der pontifices, den sog. indigitamenta. Diese indigitamenta wurden von M. Terentius Varro in seinen 'Antiquitates rerum humanarum et divinarum' benutzt; Stücke von ihnen sind uns besonders durch die lateinischen Kirchenväter überliefert, die im Kampfe gegen die heidnischen Götter aus der varronischen Fundgrube geschöpft haben.

Jene Sondergötter spiegeln die Verhältnisse des altrömischen Bauernlebens treulich wider, und man findet in diesem Spiegelbilde alles Wichtige, wofür sich der altrömische Landmann interessierte. Es sind die Ackerbestellung, die Entwicklung und das Wachstum des Getreides, die Rindvieh-, Pferde- und Bienenzucht u. dgl., dazu die wichtigsten Momente des Menschenlebens, vor allem das Wachstum und Gedeihen der Kinder von den ersten Anfängen ihrer Zeugung ab.

So gab es einen Sondergott Vervactor für das erste Durchackern des Brachfeldes, Reparator für die zweitmalige Durchpflügung, Imporcitor für die dritte und

endgültige Pflügung, Insitor für das Einsäen, Occator für die Überarbeitung des Ackers durch die Egge, Saritor für das Jäten und Ausreuten des Unkrauts mit der Hacke, Subruncinator für das Ausraufen des Unkrauts, Messor für die Tätigkeit der Schnitter, Convector für die Einfahrt des Getreides, Conditor für die Aufspeicherung, Promitor für die Herausgabe des Korns aus Speicher und Scheune. Zu diesen uns durch Fabius Pictor überlieferten Sondergöttern für verschiedene Abschnitte der Ackerbestellung kommen noch andere, z. B. Sterculinus (Sterces, Stercutus, Sterculus, Sterculius) für die Düngung des Ackers. Neben diesen männlichen Göttern finden sich, wenn auch spärlich, weibliche Gegenstücke, neben dem Subruncinator eine Runcina und neben dem Messor eine Messia.

Die Gottheiten aber, die in den verschiedenen Abschnitten der Entwicklung des Getreides walteten, sind überwiegend weiblich. So sorgt Seia für die ausgesäten Getreidekörner unter der Erde, Proserpina für das Keimen und Hervorbrechen der Saat, Segesta für das Wachstum der Saat, Nodotus oder Nodutis für die Knotenbildung des Halmes, Volutina für die Entwicklung der Blütenkolbe, Patelana für die Öffnung der Blütenkolben und das Aufsprießen der Ähren, Flora für die Blütezeit, Hostilina für den gleichmäßigen Wuchs der Ähren, Lactans (Lacturnus) für die Bildung der Getreidekörner, solange sie noch milchig sind, Matura für das Ausreifen der Ähren. |

Bubona war eine Sondergottheit für die Rindviehzucht, Epona für die Pferdezucht und Mellonia für die Bienenzucht. Für die Baumzucht gab es eine Göttin Pomona, und eine Göttin Puta sorgte für die Entfernung der geilen Triebe.

Es gab auch eine Menge von Gottheiten, die in die wichtigeren Momente des menschlichen Lebens von dessen erster Entwicklung bis zum Tode eingriffen. Die Göttin Alemona nährte die zarte Frucht im Mutterleibe, Partula, Candelifera und die beiden Carmentes waren bei der Geburt in verschiedener Weise behilflich, Ops schützte das neugeborene Kind, Vagitanus öffnete dem Kinde beim ersten Schrei den Mund, Levana hob das neugeborene Kind von der Erde auf (denn das Kind wurde von dem Vater dadurch anerkannt, daß er es von der Erde aufhob), Cunina war die Schutzgöttin der Wiege, Rumina sorgte für die volle Brust der Mutter oder der Amme, Cuba legte das Kind von der Wiege ins Bettchen, Ossipago sorgte dafür, daß die Knochen der Kinder fest wurden, Statanus (Statilinus) lehrte das Kind stehen, Fabulinus lehrte es sprechen, Iterduca und Domiduca geleiteten das Kind die ersten Wege aus dem Hause und wieder zurück.

WOtto hat im RhMus. LXIV (1909) 449 ff. nachgewiesen, daß einige römische 'Sondergötter' tatsächlich nur fingierte Heroen bekannter Familien sind: so gehört Sentius zu der Familie Sentii, Edusa zu den Edusii, Potina zu den Potini und Venilia, Numeria, Catius zu den Venilii, Numerii und Catii, Laverna zum pagus Lavernus.

Unter den fast unzähligen Sondergöttern der altrömischen Religion sei noch an die erinnert, deren Tätigkeit sich auf das örtliche Leben, Haus und Hof und die notwendigsten häuslichen Einrichtungen bezog. Zu diesen gehören Ianus, der Gott der Tür und des Eingangs, Vesta, die Göttin des Herdes, Forculus, Cardea und Limentinus, die Götter der Schwellen usw.

Neben den Sondergöttern spielten im privaten Kultus der altrömischen Religion die Penaten und Laren eine hervorragende Rolle. Die Penaten waren die im penus, d. h. der Vorratskammer, wohnenden und waltenden Götter. Außerdem gab es in jedem Hause einen lar familiaris, der zusammen mit der Vesta und den Penaten verehrt wurde. Die Verehrung des lar familiaris ist aus dem Seelenkultus hervorgegangen, denn der lar familiaris ist eigentlich der Ahngeist der Familie.

Aus diesem Larenkultus am häuslichen Herde hat sich dann die Verehrung der lares compitales entwickelt, die an den compita, d. h. an den Kreuzwegen oder an den Stellen, wo mehrere Grundstücke zusammenstießen, ihren Kultus in kleinen Kapellen hatten. Zu den Penaten und dem lar familiaris gesellt sich im häuslichen Kulte der genius, der jedem Manne zukommt, während die Frau ihre Iuno hat. Der Genius ist das zu göttlicher Potenz erhöhte Lebensprinzip des Mannes und vertritt also in idealer Weise seine ganze Persönlichkeit. Der Genius ist mit dem Leben des Mannes untrennbar verbunden: er wird mit ihm geboren und stirbt mit ihm. Im Hause wird der Genius des Hausvaters verehrt, und der Geburtstag seines Schützlings ist sein Festtag. Er offenbart sich in Schlangengestalt.

Zu den Göttern des häuslichen Kultus gehören auch die larvae oder lemures, die Geister der Abgeschiedenen, die in der Nacht umherschweifen, die Häuser der Lebenden, besonders der Angehörigen, aufsuchend und belästigend. Sie sind von den Laren und den divi parentum, den Seelen der abgeschiedenen Angehörigen, ursprünglich nicht zu trennen, aber bei den larvae oder lemures tritt das Zürnende, Tückische und Gespensterartige besonders hervor. Sie gehören also eigentlich zu den Dämonen und treten daher nicht als Einzelpersonen, sondern als Gattung auf. Um jene Gespenster vom Hause fernzuhalten, pflegte der Hausherr am Feste der | Lemuria um Mitternacht schwarze Bohnen als Opfergabe neunmal auszuwerfen. Die larvae und lemures sind also den di manes, 'den guten Göttern', ein euphemistischer Ausdruck für die chthonischen oder unterirdischen Mächte, oder den di inferi verwandt; doch werden erst in späterer Zeit die di manes als die Seelen der Abgeschiedenen aufgefaßt.

Von den Sondergöttern wurden einige unter die Staatsgötter aufgenommen, die meisten aber während der Kulturentwicklung mehr oder weniger vergessen. Daß sich indessen der Glaube an die Sondergötter — wenn auch nicht literarisch bezeugt — in den tieferen Schichten der Bevölkerung lange erhalten hat, darf man daraus schließen, daß an manchen Orten der christliche Heiligenkultus die Erbschaft der Sondergötter übernommen hat. Viel stärker hat sich aber der Kultus der Laren, der Penaten und des Genius erhalten, weil sich in diesem Kultus die individuelle römische Frömmigkeit am meisten entwickelt hat. Kaiser Theodosius hat im Jahre 392 ihren Kultus verboten: nullus omnino secretiore piaculo Larem igne, mero Genium, Penates odore veneratus accendat lumina, imponat tura, serta suspendat. Daß aber dieses Verbot wenig wirkte, bezeugt einige Jahre später der Kirchenvater Hieronymus. Tatsächlich sind diese Schutzgötter des Hauses und der Familie in Heilige verwandelt worden. Noch heute brennt in den italienischen Häusern vor dem Heiligenbilde eine Lampe, und an den Kreuzwegen stehen, wie früher die Lares compitales, in Nischen christliche Heiligenbilder, vor denen man Lichter anzündet, Blumen darbringt und um Hilfe bittet. Die Götter des häuslichen Kultus sind auch von der Staatsreligion übernommen: so wurden unter den Staatsgöttern eine Vesta publica populi Romani Quiritium, Di penates publici populi Romani Quiritium, Lares publici, ein Genius populi Romani und später der Genius des regierenden Kaisers verehrt.

Man unterscheidet in der römischen Religion sacra privata und sacra publica. Die sacra privata wurden von einzelnen Privatleuten, von Familien, Geschlechtern und Korporationen gepflegt. Die sacra publica gehörten nicht nur dem gesamten Staate, sondern auch den lokalen Unterabteilungen der Gemeinde (pro montibus, pagis, curiis, sacellis). Wie einige von den im häuslichen Kultus verehrten Gottheiten zu Staatsgöttern wurden, so kam es auch vor, daß sacra gentilicia vom Staate

übernommen wurden. Das war z. B. mit den sacra lupercalia der Fall, deren Priester, die Luperci Quinctiales und Luperci Fabiani, aus den zwei Geschlechtern genommen wurden, die von alters her diesen Dienst versehen hatten.

Dem privaten Kultus gegenüber steht die Staatsreligion, die ein Zweig der Staatsverwaltung ist; ihre Götterzahl ist verhältnismäßig begrenzt. GWissowa hat in seinem Buche Religion und Kultus der Römer, [2]Münch. 1912, 20 f. die uns bekannten altrömischen Staatsgötter zusammengestellt, die, abgesehen von den weniger sicher bezeugten, folgende sind:

Anna Perenna, deren Namen sich auf Jahresanfang und Jahresschluß bezieht,
Carmenta, ursprünglich Quellgottheit, dann Weissagegöttin, Beschützerin gebärender Frauen und Geburtsgöttin,
Carna, Unterwelts- und Totengöttin,
Ceres, Göttin des pflanzlichen Wachstums,
Consus, Gott des Erntesegens,
Diva Angerona, wahrscheinlich Göttin des beginnenden Sonnenlaufs,
Falacer, dessen Bedeutung schon zu der Zeit des Varro unbekannt war,
Faunus, Gott der animalischen Befruchtung und Schützer der Viehzucht, |
Flora, Göttin des blühenden Getreides,
Furrina, deren Bedeutung früh vergessen wurde,
Ianus, Gott der Türen und Tore, des Eingangs, des Anfangs,
Iuppiter, der Himmelsgott, Regen- und Fruchtspender, Schützer von Recht und Treue, Schwurgott (Schützer des lateinischen Bundes), Verleiher des Sieges. Neben ihm Iuno (Iovino),
Lārenta, Unterwelts- und Totengöttin,
Lāres, älter Lāses,
Līber, Fruchtbarkeitsgott, später mit Dionysos identifiziert,
Mars, anfänglich vielleicht Frühlingsgott und Vegetationsgott, mit der Erweiterung des ager Romanus Kriegsgott,
Mater Matūta, Göttin des Frühlichts und Geburtsgöttin,
Ops, Göttin des Erntesegens,
Pales, Gott der Hirten und der Herden,
Pomona, Beschützerin der Früchte, besonders der Äpfel,
Portunus, Beschützer der Türen und der Häfen,
Quirinus, dem Mars nahe verwandt, wenn auch nicht ursprünglich identisch,
Sāturnus, Gott des Ackerbaues,
Tellus, Göttin des Saatfeldes und des Erntesegens,
Vēiovis, Unterweltsgott,
Vesta,
Volcanus, Gott des feurigen Elements,
Volturnus, Flußgott.

An der Spitze der altrömischen Götterreihe stand eine Dreiheit, die aus Iuppiter, Mars und Quirinus bestand; zu ihnen gesellen sich Ianus und Vesta, die diese Götterdreiheit umrahmen, so daß die Reihenfolge der Gottheiten mit Ianus, Iuppiter, Mars, Quirinus und Vesta anfing. Neben diesen fünf Hauptgöttern haben Consus und Ops eine hervorragende Stelle eingenommen.

Außer diesen mehr oder weniger ausgeprägten Gottheiten gab es auch böse Geister oder Dämonen, vor denen man sich selber, seine Familie und Hausgesinde und seine Habe durch magische Künste schützen mußte. So z. B. dienten die Tänze und Umzüge der mit Schilden und Lanzen bewaffneten Salii dem Zwecke, die spros-

sende Saat vor feindlichen Dämonen zu schützen. Ebenso fand bei den altitalischen Städtegründungen ein sakraler Ritus statt, der die Abwehr feindlicher Dämonen bezweckte; denn die von einem Rinderpaare mit weißer Farbe um die neue Stadt gezogene Furche sollte ein solches Übel abwehren. Auch den bei den Lupercalia und Ambarvalia unternommenen Lustrationen scheint ein derartiger Dämonenglaube zugrunde zu liegen.

Die altrömischen Götter hatten anfangs, ganz wie die griechischen, keine Kultbilder und keine Tempel. Dagegen haben sich aus uralter Zeit Spuren des Baumkultus erhalten, z.B. in der heiligen Eiche des Iuppiter Feretrius, in der ficus Ruminalis, der Tierverehrung in den 'Wölfen' (Luperci) der Lupercalia, in den dem Mars heiligen Tieren, Specht und Wolf, des Fetischismus in dem heiligen Steine des Terminus, in dem Silex des Iuppiter Lapis und in dem lapis manalis, der im Rufe stand, Regen herbeiführen zu können. Wirkliche Götterbilder sind bei den Römern erst unter griechischem Einflusse entstanden, aber es gab viele Götter, die eine plastische Darstellung nie erhielten. Im allgemeinen waren die Götter dieser Religion persönlich wenig ausgestaltet, mehrere von ihnen sind sogar immer 'Mächte' | (numina), ohne feste Umrisse, geblieben und haben eigene Heiligtümer nicht erhalten. Ihr Kultus war zugleich einfach und kompliziert — einfach in bezug auf Opfergaben und Kultgeräte, die bei dem starren Konservatismus des Kultus in den Zeiten fortgeschrittener Zivilisation noch immer dieselben blieben wie in primitiver Zeit; kompliziert besonders in den rituellen Formeln und Gebeten, an denen nichts geändert werden durfte, auch nachdem sie ganz unverständlich geworden waren, weil man glaubte, daß bei der geringsten Änderung das Ritual wirkungslos sein würde.

So wurde bei dem Bundesopfer der Fetialen das Opfertier immer mit einem Steine getötet, und bei gewissen Kulthandlungen durften keine eisernen Geräte, sondern nur bronzene verwendet werden; in einigen Kulten waren nur tönerne, und zwar ohne Drehscheibe verfertigte Gefäße erlaubt, und im Kultus der Vesta durfte das neue Feuer nur durch Reibung zweier Holzstücke entzündet werden. Diese eigentümlichen Bestimmungen wurden beobachtet, weil es so seit dem grauen Altertume gehalten worden war. Ebenso wurden im Kultus der Vesta die Nahrungsmittel einer primitiven Zeit, Speltschrot (mola salsa) und Salzlake (muries), immer als Opfergaben verwendet, und auch sonst haben sich im Vestakultus aus der primitiven Zeit manche Überbleibsel erhalten.

Das Schwergewicht des Kultus lag in den Opfern, die sowohl unblutig wie blutig waren. Zu den unblutigen Opfern gehörten Feld- und Baumfrüchte (besonders die Erstlinge), Milch, Käse, Brei, Backwerk, Honig, Wein, Rauchwerk u. dgl. Unter den Opfertieren war das Schwein das häufigste Schlachttier, weil es am meisten gehalten wurde, daneben kamen Schafe und Rindvieh, Pferde und Hunde als Opfertiere vor. Ein mehrfaches, aus Schwein, Schaf und Stier zusammengesetztes Opfer hieß suovetaurilia, es wurde beim Lustrum und bei den Ambarvalia dargebracht. Selbstverständlich brachte man wenigstens im privaten Kultus den Göttern, was man vorrätig hatte, dar, und die Hauptgötter dieses Kultus, die Laren, nahmen gewissermaßen an den Mahlzeiten der Familie teil. In mehreren Kulten, besonders in den chthonischen, haben sich mit einem zähen Konservatismus Opfergaben erhalten, die an die Lebensweise einer primitiven Zeit erinnerten. Im allgemeinen darf man behaupten, daß im häuslichen Kulte die unblutigen Opfer vorherrschend waren, wenn auch dort bei besonderen Gelegenheiten ein Schwein oder ein Schaf geopfert wurde. Im Staatskultus dagegen, wo die Opfer naturgemäß reichlicher und stattlicher sein mußten, überwogen die blutigen Opfer. In den Staatsopfern wurden bis-

weilen den einzelnen Göttern ihre speziellen Tiere geopfert: so bekamen Tellus und Ceres trächtige Kühe oder Schweine, Iuppiter einen bos mas, Mars einen Stier oder ein Roß, Faunus Ziegenböcke, Iuno Ziegen usw.

Im römischen Opferwesen galt, mehr noch als im griechischen, das Prinzip: do ut des. Der Hauptzweck war, die Götter durch Opfer bei guter Laune zu halten, so daß das normale Verhältnis zwischen ihnen und ihrer Gemeinde nicht unterbrochen wurde. Wenn die Götter das Ihrige gar nicht oder in unrichtiger Weise bekamen (was bei der Peinlichkeit des formal-juristisch denkenden Römers auch auf dem Gebiete der Religion leicht stattfinden konnte), so zürnten sie. Dieser Zorn gab sich besonders in allerlei Prodigien (außergewöhnlichen Naturereignissen und naturwidrigen Erscheinungen) kund, und um den Zorn abzuwenden und die Götter gnädig zu stimmen, fand eine Erledigung des Prodigiums, eine procuratio statt, entweder in der Form einer lustratio urbis, wobei die Opfertiere um die zu entsühnende Stadt und ihre Gemeinde herumgeführt wurden, oder durch ein novemdiale sacrum, ein chthonisches Opfer, oder durch ein sog. Piacularopfer, das bei verschiedenen Gelegenheiten verschieden war. Anfänglich wurde bei einem solchen Sühnopfer der Schuldige selbst der Gottheit überliefert, später aber fanden Ersatzopfer statt. Ein solches Piacularopfer fand in sehr abgeschwächter Weise bei der römischen Hochzeit statt, denn nach altrömischer Auffassung mußte die Braut dabei die ihr feindlichen Hausgötter ihres Mannes versöhnen; deshalb weihte sich ihnen die Braut selbst als Opfer, in historischer Zeit freilich in einer symbolischen Weise durch Anlegen des roten Kopftuches, dessen rote Farbe als Substitution für das rote Blut betrachtet wird. Ein Piacularopfer im strengen Sinne war dagegen das Lebendigbegraben der Vestalinnen, die ihre jungfräuliche Keuschheit nicht bewahrt hatten.

Das Prinzip do ut des tritt besonders klar hervor in dem Votum, wodurch man in einer gefährlichen Situation einem Gotte verspricht, in dem Falle der Gewährung einer Bitte ihm eine Gegenleistung (Gründung eines Tempels, Stiftung eines Weihgeschenkes, neue Feste und Opfer u. dgl.) darzubringen. Ein solches Votum wurde vor allem im Kriege von den Feldherren im Namen des Volkes abgelegt, und das Volk mußte innerhalb einer bestimmten Frist das Gelübde erfüllen (votum solvere). Eine besondere Art des Votums bildete die evocatio, die vor einer belagerten feindlichen Stadt stattfand, indem man die feindlichen Götter aufforderte, ihre Stadt zu verlassen, um in Rom ihren Kultus zu bekommen. Ein sehr feierliches Votum war die devotio (LDeubner, ArchRel. VIII [1905], Beiheft S. 66ff.), vermittels deren der römische Feldherr während des Kampfes den unterirdischen Göttern sein eigenes Leben oder das eines von ihm bezeichneten Kriegers weihte mit der Bitte, die Götter möchten das Opfer annehmen und als Gegenleistung zugleich mit der ihnen geweihten Person auch die feindliche Heeresmacht vernichten.

Zu den Mitteln, die dazu dienten, das normale Verhältnis zwischen den Göttern und ihrer Gemeinde aufrecht zu halten, gehörten auch die auspicia (auguria), durch die man bei einer vorzunehmenden Handlung den Willen der Götter einzuholen pflegte; diese spielten im Staatsleben eine große Rolle und gehörten zu den wichtigsten Beamtenkompetenzen. Man unterschied auguria oblativa, warnende Zeichen, die sich von selber darboten, auguria impetrativa, die nach einer vorangegangenen Bitte gegeben wurden: signa ex avibus (Vogel- und Hühnerzeichen), auguria caelestia (Himmelszeichen).

Zum Kultus gehörten auch die jährlich wiederkehrenden Feste. Einige von diesen waren zu einer Zeit entstanden, als die Magie im öffentlichen Leben vorherrschend war, und hatten wenigstens in älterer Zeit keine Anknüpfungen an bestimmte Gott-

heiten; so war es mit der Argeerprozession der Fall, und wenn in späterer Zeit die Lupercalia bald mit Faunus, bald mit Inuus, bald mit Liber in Verbindung gebracht wurden, so zeigt gerade diese Unsicherheit, daß das Fest von Anfang an zu keiner Gottheit Beziehungen hatte. Auch bezüglich der Feste, deren Beziehungen zu bestimmten Gottheiten sich sicher nachweisen lassen, ist der Zusammenhang zwischen Gott und Fest ziemlich locker. Im allgemeinen sind die Feste älter als die Götter, die in der römischen Religion verhältnismäßig spät eine individuelle Ausprägung bekommen haben (LDeubner, Z. Entwicklungsgesch. d. altröm. Rel., NJahrb. XXVII [1911] 321 ff.; Lupercalia, ArchRel. XIII [1910] 481 ff.; Lustrum, ebd. XVI [1913] 127 ff.; Strena, Glotta III [1912] 34 ff.).

In manchen altrömischen Festen spiegeln sich die Hauptinteressen einer aus Hirten und Ackerbauern bestehenden Gesellschaft wider. Der Umzug der Salier im Monat März, im Anfange des römischen Jahres, hatte zum Zwecke, das neue Vegetationsnumen vor allerlei feindlichen Dämonen zu schützen. Die Fordicidia im April, bei denen trächtige Kühe geschlachtet und die ungeborenen Kälber verbrannt wurden, | sollten in magischer Weise die Fruchtbarkeit der neuen Saat fördern. Bei den Parilia (im April) geschah die Lustration der Herden, und in demselben Monate wurden die Robigalia zur Abwehr des Rostes von den Getreidefeldern gefeiert. Bei den im Mai stattfindenden Ambarvalia wurden die Äcker lustriert. Im August feierte man die Vinalia zum Gedeihen der Trauben und das Erntefest Consualia. Die im Dezember stattfindenden Saturnalia, die im Laufe der Zeit mehrere Zusätze und Umdeutungen bekamen, hatten ursprünglich Beziehungen zu der damals vollzogenen Wintersaat, da Saturnus (Saeturnus) von serere, satio nicht zu trennen ist, und die gegen Ende Januar gefeierten Sementivae scheinen sich auf die Frühlingssaat bezogen zu haben. Endlich scheinen die gegen Ende des römischen Jahres (Februar) gefeierten Lupercalia den Sinn gehabt zu haben, die erwachten Fruchtbarkeitskräfte zu ermuntern und ihnen zu weiterer Entwicklung zu helfen.

Die ältesten römischen Kultstätten lagen größtenteils auf dem Palatin, an dessen Abhängen und in den umgebenden Tälern. Auf dem Palatin lag das alte Lupercal, eine Höhle, bei der nach der Sage Romulus und Remus von der Wölfin gesäugt wurden, und vor der Höhle stand die ficus Ruminalis, ehe diese auf das Comitium versetzt wurde. Auf ihm hatten ferner Pales und sein weibliches Gegenstück, Diva Palatua, ihren Kult, und um diesen Hügel zogen die Luperci bei den Lupercalia. Am Forum lagen die Heiligtümer des Ianus, des Volcanus, des Saturnus, der Ops, der Vesta und der Iuturna. Nach dem Flusse zu hatten Carmenta, Angerona, Larenta, Matuta und Portunus ihre Kultstätten und in der Vallis Murcia der Consus. Auch auf dem mons Capitolinus wurden einige von den ältesten Göttern, Iuppiter, Terminus, Liber und Veiovis, verehrt; nur wenige von den ältesten Gottheiten begegnen uns auf den Colles: auf dem Quirinal Quirinus und Flora, auf dem Caelius Carna. Dagegen wurde Mars extra pomerium, d. h. außerhalb des städtischen Weichbildes, verehrt.

Wie bei der Familie der Verkehr mit den Göttern durch den paterfamilias und bei der Korporation durch ihren Vorstand vermittelt wurde, so geschah dasselbe von Staats wegen durch die Obrigkeit, d. h. in der Königszeit durch den König, in der republikanischen Zeit durch die magistratus cum imperio. Da indessen diese von der Stadt öfters abwesend sein mußten, und da der regelmäßige Dienst der Staatsgötter keine Störung oder Unterbrechung duldete, so entstand das Bedürfnis nach sakralen Spezialbeamten (vgl. LDeubner, Die ältesten Priestertümer der Römer, Vortr. über wiss. u. kultur. Probleme, Riga 1913). 'Die Organisation des collegium

pontificum (einschließlich der Flamines und Vestalinnen, dazu noch der Rex sacrorum), die mit dem Abschlusse der ältesten Religionsordnung zusammenfällt, bedeutet die Konzentration der sacra sollemnia der di indigites in der Hand einer vom Staate bestellten Priesterschaft' (GWissowa).

Älter als das collegium pontificum waren die sodalitates, denen einzelne bestimmte Kultushandlungen oblagen, nämlich die Fetiales, die Salii, die Luperci, die Fratres arvales und die Sodales Titii. Die 20 Fetialen besorgten den internationalen Rechtsverkehr, der im Altertume sakrale Geltung hatte, und vollzogen die sakralen Akte des Bündnisbeschlusses, der Sühnforderung resp. Sühnleistung und der Kriegserklärung. Bei solchen Gelegenheiten treten die Fetialen immer zu zweien auf: der eigentliche Wortführer und Bevollmächtigte hieß pater patratus, der andere verbenarius, weil er auf der Burg gepflückte heilige Kräuter (verbenae, sagmina) trug, die die Fetialen im fremden Lande unverletzlich machten. Der pater patratus trug das sceptrum und den lapis silex aus dem Tempel des Iuppiter Feretrius, der als Hüter des Bündnisses und des internationalen Rechtsverkehrs galt. — Die Brüderschaft der | Salii 'Springer' vollzog, von einem praesul und einem vates angeführt, im Anfange des römischen Jahres ihren rituellen Umzug unter Waffentänzen und begleitenden Gesängen. Anfänglich hatte sowohl die palatinische wie die quirinalische Gemeinde ihre eigenen Salier, je zwölf, die nach der Vereinigung der beiden Gemeinden zwei nebeneinanderstehende Sodalitäten bildeten, die Salii palatini und die Salii collini. Bei ihren Umzügen trugen sie die heiligen Lanzen und Schilde des Mars, die sonst in der Regia aufbewahrt wurden. Mit den Umzügen der Salier waren keine Opfer verbunden, dagegen wurden in ihrer altertümlichen Litanei mehrere Götter angerufen (vgl. Bd. I² 319).

Eine andere hochaltertümliche Sodalität bildeten die Luperci 'Wolfsabwehrer', die aus zwei gentilizischen Genossenschaften bestand, den Luperci Quinctiales und den Luperci Fabiani. Bei der Lupercalienfeier am Ende des römischen Jahres (Februar), die die Reinigung der Stadt bezweckte, opferten die Luperci einen Bock und einen Hund und liefen dann um den Palatin herum. Dabei war ihre einzige Kleidung ein um die Hüften geschlagenes Ziegenfell, und in den Händen hielten sie Riemen (februa), die aus der Haut des geopferten Bockes geschnitten waren: mit diesen schlugen sie die begegnenden Frauen, um diese fruchtbar zu machen. Dieser Vorgang war also eine sakramentale Übertragung der Fruchtbarkeitskraft.

Ein anderer ritueller Umzug wurde in der republikanischen Zeit von den 12 Fratres arvales 'Ackerbrüdern' im Monat Mai angestellt. Nachdem diese Genossenschaft gegen Ende der Republik zu bestehen aufgehört hatte, ließ Augustus sie restaurieren, wobei er ihr ein Heiligtum in einem beim fünften Meilensteine der Via Campana gelegenen Haine zuwies. Dort sind in moderner Zeit die Protokolle über die Sitzungen und Amtshandlungen der Fratres arvales in zahlreichen Bruchstücken zutage gekommen, die uns einen Einblick in die Amtstätigkeit der von Augustus erneuerten Bruderschaft gewähren. In einem Protokolle aus dem Jahre 218 n. Chr. steht ein Carmen der Arvalbrüder — das älteste uns im Originale erhaltene römische Literaturdenkmal —, in dem die Laren und Mars angerufen werden (vgl. Bd. I² 319). In der Kaiserzeit war die Dea Dia die Hauptgottheit der Fratres arvales, und sie besaß auch das eben erwähnte Heiligtum; neben ihr wurden Ianus, Iuppiter, Mars, Iuno, Virgines divae, Famuli divi, die Laren und die Mater Larum, ferner Fons, Flora und Vesta, endlich einige sonst fast unbekannte Gottheiten (Adolenda, Coinquenda, Commolenda, Deferunda) mit Opfern verehrt. In der Kaiserzeit fand kein Flurumgang statt, sondern das der Dea Dia im Mai zum Gedeihen der

Felder und Fluren gefeierte Hauptfest wurde teils in Rom im Hause des Obmanns der Bruderschaft, teils im Haine und Heiligtume der Dea Dia gefeiert. Als ein Überbleibsel des alten Flurumganges blieb ein im Dreischritt gehaltener Tanz, der am Schlusse der Feier im Tempel den erwähnten Kultgesang begleitete. Sonst lag das Schwergewicht des Festes in einem der Dea Dia dargebrachten Opfer und in gewissen Zeremonien, die uns unverständlich sind und wahrscheinlich auch den Arvalen der Kaiserzeit nicht mehr verständlich waren. Die dabei vorkommende Weihung, Umherreichung und Opferung von vorjährigen und diesjährigen Kornähren zielten auf den Erntesegen. Außerdem wurden den Arvalbrüdern bei der Restauration durch Augustus gewisse sakrale Verpflichtungen gegen den Kaiser und das kaiserliche Haus aufgelegt, nämlich Gelübde bzw. Opfer im Anfange des bürgerlichen Regierungsjahres und ebenso auch bei besonderen Gelegenheiten und an Gedenktagen des Kaisers und der Mitglieder seiner Familie. |

Während wir also, dank den im Haine der Dea Dia durch einen glücklichen Zufall gefundenen Inschriften, über die Amtstätigkeit der Arvalbrüder in der Kaiserzeit verhältnismäßig gut unterrichtet sind, wissen wir von den Sodales Titii so gut wie nichts. Auch diese Sodalität hatte am Ende der republikanischen Zeit zu existieren aufgehört und wurde dann von Augustus erneuert. In der augusteischen Zeit glaubte man, daß die Sodales Titii nach dem Könige Titus Tatius ihren Namen bekommen hätten, sei es, daß sie von diesem Könige selbst oder ihm zu Ehren eingesetzt worden seien: und diese Auffassung hat dazu mitgewirkt, daß nach dem Vorbilde der Sodales Titii eine neue priesterliche Sodalität, die Sodales Augustales, für die Verehrung der beiden Divi Iulii (Caesar und Augustus) eingerichtet wurde. Nach diesem Vorbilde wurden ferner die Sodales Flaviales für den Kult des Divus Vespasianus (später auch des Titus) und die Sodales Hadrianales für den Kult der Divi Nerva, Traianus und Hadrianus eingesetzt, endlich auch die Sodales Antoniniani, die für den Kult des Antoninus Pius und der ihm folgenden vergöttlichten Kaiser bis auf Alexander Severus sorgten.

Während die römischen Sodalitäten entweder einzelne regelmäßig wiederkehrende oder, wie die Fetialen, außerordentliche Kulthandlungen besorgten, hatten die Mitglieder der großen sakralen Kollegien, nämlich das Collegium Pontificum und das Collegium Augurum, die dauernden und fortlaufenden sakralen Geschäfte zu erledigen und zu überwachen. Das Pontifikalkollegium übernahm bei der Einführung der Republik die gesamte sakrale Tätigkeit des Königs und seiner priesterlichen Gehilfen, während das Augurenkollegium fortwährend seine Spezialwissenschaft pflegte. Zu diesen älteren Priesterkollegien traten später zwei jüngere, nämlich II viri (später X viri, zuletzt XV viri) sacris faciundis, denen die Aufbewahrung der Sibyllinischen Bücher und die Überwachung der importierten griechischen Kulte anvertraut waren, und die III viri (später X viri) epulones, die im Jahre 196 v. Chr. zur Entlastung der Geschäfte des Pontifikalkollegiums abgezweigt und von diesem nicht ganz unabhängig waren. Die eben genannten vier Kollegien wurden die sacerdotum quattuor amplissima collegia genannt.

Zu dem Collegium Pontificum gehörten außer dem Pontifex maximus die Pontifices, die dem Oberpriester als Berater zur Seite standen, und deren Anzahl anfänglich drei, später sechzehn war, ferner die fünfzehn Flamines, 'Einzelpriester', deren jeder einen besonderen Kult besorgte, endlich der Rex sacrorum und die sechs Vestalinnen, die freilich von den Beratungen des Gesamtkollegiums ausgeschlossen waren. Amtslokal des Kollegiums war die Regia an der Sacra via. Die ersten Anfänge des Pontifikalkollegiums reichen in die Königszeit hinauf. Damals

war der König der Vertreter der Gemeinde den Göttern gegenüber, aber bei der Zunahme der religiösen Geschäfte mußte er für die Erledigung schwieriger sakralrechtlicher Fälle ein beratendes Kollegium zur Seite haben und die Opferhandlungen gewissen Stellvertretern überlassen. Das Pontifikalkollegium hatte die Aufsicht über den einheimischen (also nicht den von außen importierten) Kultus und war in allen zum sakralen Rechte gehörenden Fragen sachverständig. Unter seiner Obhut standen die heiligen Bücher, die das sakrale Recht, die verschiedenen Kultsatzungen und Opferregeln, die für jeden einzelnen Fall gebotenen Gebetsformeln und sonstige Formulare enthielten. Zu den sakralen Befugnissen der Pontifices gehörte auch die Aufsicht über den Kalender, dessen Inhalt in allmonatlichen Abschnitten dem Volke mitgeteilt wurde, besonders wegen der Feste und wegen der Unterscheidung von dies fasti (quibus lege agere licebat) und dies nefasti. Um das römische Mondjahr in Übereinstimmung mit dem Sonnenjahre zu bringen, lag es den Pontifices ob, die Schaltmonate anzusetzen und zu veröffentlichen; dies wurde indessen besonders gegen das Ende der Republik willkürlich gehandhabt und sogar zu politischen Zwecken mißbraucht, bis endlich Caesar durch seine Kalenderreform eine durchgreifende Abhilfe schuf. Das Pontifikalkollegium sorgte auch für die Weiterbildung des sakralen Rechtes, indem es auf Anfragen der Magistrate oder des Senats Gutachten (responsa) abgab in Fällen, für die die herkömmlichen Satzungen nicht ausreichten, z. B. bei Prodigien, Tempelstiftungen, Vota u. dgl. In dieser Weise entstand allmählich das ius pontificum, das in älterer Zeit auch einen Teil des privaten und öffentlichen Rechts umfaßte. Auch bei den eigentlichen Kulthandlungen, besonders den Opfern, waren die einzelnen Mitglieder des Pontifikalkollegiums tätig, und zwar nicht nur die Flamines, der Rex sacrorum und die Vestalinnen, sondern auch die Pontifices, indem diese bei der wachsenden Anzahl neuer Kulte zu ihrer Besorgung öfters herangezogen wurden.

Der Pontifex maximus bildet zusammen mit den Pontifices eine sakrale Einheit, deren Vertreter er nach außen ist. Innerhalb des Pontifikalkollegiums führt der Pontifex maximus das Präsidium, ernennt sowohl die Flamines wie den Rex sacrorum und die Vestalinnen und übt gegen diesen priesterlichen Kreis und bisweilen sogar über die Grenzen des Pontifikalkollegiums hinaus eine disziplinare Gewalt aus. Der Pontifex maximus wurde an den comitia tributa von 17 zu diesem Zwecke erlosten Tribus gewählt, die übrigen Pontifices ergänzten sich dagegen durch Kooptation.

Die Flamines waren an Zahl 15; jeder von ihnen hatte einen bestimmten Kult zu besorgen. Unter ihnen traten die drei flamines maiores, nämlich der flamen Dialis, flamen Martialis und flamen Quirinalis, besonders hervor, während die übrigen, die sog. flamines minores, eine geringere Rolle spielten. Der flamen Dialis, der Priester des Iuppiter, der auf dem Palatin wohnte, war einer strengen und komplizierten Sakralordnung unterworfen, die anscheinend auf ein sehr hohes Altertum zurückging, und deren Satzungen an die Tabubestimmungen erinnern, durch die bei den sog. Naturvölkern die Lebensführung der Priester und Könige reguliert wird. Näheres über diese Gebundenheit des flamen Dialis und auch seiner Frau bei GWissowa 435 f. und bei LPreller-HJordan I 201 ff.

Auf den Rex sacrorum (sacrificus oder sacrificulus) wurden bei der Einführung der Republik die priesterlichen Funktionen übertragen, die der König persönlich ausgeübt hatte, und deren Vollziehung an den Königsnamen gebunden war. Seine Gattin, die Regina sacrorum, hatte auch eine priesterliche Würde und besorgte gewisse Opfer. Sowohl ihrer Stellung wie ihrem Namen nach erinnern die beiden an

die athenischen Sakralbeamten βαcιλεύς (dessen Kompetenz freilich umfassender war) und βαcίλιccα.

Die Virgines Vestales, die den Dienst der Vesta publica versahen, waren an Zahl sechs; sie wurden in einem Alter von 6—10 Jahren vom Oberpontifex 'gegriffen', ihre Dienstzeit dauerte 30 Jahre. An ihrer Spitze stand die Virgo Vestalis maxima, die zu den anderen Vestalinnen fast in demselben Verhältnisse stand wie der Pontifex maximus zu den Pontifices: sie vertrat nach außen die Korporation der Vestalinnen. In dem Kulte der Vesta publica erhielten sich immer mit einem zähen Konservatismus die Verhältnisse einer primitiven Zeit. Schon die Bauweise des Vestatempels erinnerte an das uralte runde römische Bauernhaus aus Flechtwerk mit Strohdach, und auch als in der Kaiserzeit der Tempel aus Stein und Metall aufgeführt wurde, wurde der runde Grundriß beibehalten. Wie im altrömischen Hause die Hausfrau das Herdfeuer besorgte, so taten dasselbe im Tempel der Vesta publica die Vestalinnen, die in ihrem Dienste die Stellung der Hausfrau einnahmen, während der Pontifex maximus als paterfamilias galt. Darum darf man freilich nicht auf eine ursprüngliche Vielweiberei zurückschließen, denn die Vestalinnen bildeten zusammen eine Sakralperson, und die Sechszahl mag entweder in politischen Verhältnissen begründet sein, oder sie war vielleicht zur Erledigung der mannigfaltigen und anstrengenden sakralen Geschäfte nötig. Den Vestalinnen gegenüber hatte der Pontifex maximus Aufsichts- und Züchtigungsrecht: die pflichtvergessene Vestalin durfte vom Oberpontifex nicht nur körperlich gezüchtigt, sondern sogar grausam getötet werden. Der bildlose Tempel der Vesta, der an der Sacra via am Forum Romanum gelegen war, enthielt den Herd mit der ewig lodernden Flamme und außerdem noch ein Allerheiligstes, den Penus Vestae, in dem heilige Symbole und Unterpfänder der römischen Macht aufbewahrt wurden. Der Tempel durfte von Männern, mit Ausnahme des Pontifex maximus, nie und von Frauen nur während der Vestaliafeier (7.—15. Juni) betreten werden. Die Vestalinnen wohnten in dem benachbarten Atrium Vestae, wo sie ihre dienstfreie Zeit in strenger Klausur verlebten.

Die Vestalinnen pflegten im Vestatempel das heilige Feuer, das ebenso wie das Herdfeuer im altitalischen Bauernhause nicht erlöschen durfte; nur am Jahresanfange, dem 1. März, wurde neues Feuer geholt, indem man entweder zwei Holzstücke gegeneinander rieb oder das neue Feuer an der Sonne entzündete. Das zum Kulte der Vesta erforderliche Wasser mußte immer fließendes sein (nicht aber Wasserleitungswasser) und wurde ebenso wie der tägliche Wasserbedarf gewöhnlich aus dem Quell der Camenen vor der Porta Capena geholt und nach dem Vestaheiligtume getragen. Dazu kam die Verpflichtung, für die Bereitung der Nahrungsmittel zu sorgen, die bei gewissen Staatsopfern verwendet wurden. Die Vestalinnen empfingen bei Beginn des Sommers (Anfang Mai) die Speltähren der neuen Ernte, die von ihnen dann gedörrt, gestampft und gemahlen wurden, und aus diesem Mehle wurde durch Zusatz von Salz die mola salsa bereitet. Am Anfange des Festes der Vestalia wurde der Penus der Vesta geöffnet und die große Reinigung des Tempels vorgenommen; in jenen Tagen wallfahrteten die Matronen der Stadt zum Vestatempel, um dort Speiseopfer darzubringen. Am letzten Tage des Festes wurde die Reinigung beendigt und der Kehricht entfernt, indem man ihn nach einem besonderen Orte am kapitolinischen Steige brachte, um ihn später in den Tiber zu werfen.

Im Vestadienste und im Leben der Vestalinnen wurden, wie schon bemerkt worden ist, die primitiven römischen Zustände in den kleinsten Details unverändert bewahrt. Das tönerne Tempelgeschirr war handgemacht: die Tongefäße, die zum Holen des

Wassers verwendet wurden, hatten nach primitiver Sitte keinen Fuß, so daß sie nicht auf die Erde gestellt werden konnten, ohne den Inhalt zu verschütten; das metallene Gerät war nicht aus Eisen, sondern aus Bronze. Auch die Sitte, das neue Feuer durch Reibung zweier Holzstücke zu entzünden, ging auf uralte Zustände zurück. Eine altertümliche Ehrwürdigkeit und heilige Schauer umgaben den Vestadienst und die Vestalinnen. Denn es verband sich damit die Vorstellung, daß die am Staatsherde waltende Vesta mit dem Staatswesen in engster Verbindung stehe, und daß ihr nach herkömmlicher Sitte gepflegter Kult das Unterpfand des staatlichen Gedeihens sei.

Bei dem anstrengenden Dienste der Vestalinnen und bei den mit der strengen Klausur verbundenen Entbehrungen war es nicht immer leicht, für die ledigen Stellen | Mädchen zu finden. Um diese Schwierigkeit zu beseitigen, wurden im Laufe der Zeit auch aus plebejischen Geschlechtern Mädchen zum Vestadienste genommen, und mit dem Anfange der Kaiserzeit wurden sogar Töchter von Freigelassenen zugelassen. Auch kam es vor, daß Vestalinnen beim Eintritt eine größere Geldsumme als Geschenk bekamen. Übrigens hatten die Vestalinnen ihre besonderen Privilegien und fanden in einer außerordentlich hohen Stellung eine gewisse Entschädigung für ihre Entbehrungen. Ihre Person war sakrosankt, so daß ihre Beleidigung mit Todesstrafe belegt war, sie standen nicht, wie andere Frauen, unter der tutela des paterfamilias, sondern durften frei über ihr Vermögen verfügen, und sie hatten sogar zu manchen Zeiten einen nicht geringen politischen Einfluß. Bei den öffentlichen Spielen nahmen sie einen Ehrenplatz ein, beim Ausgehen wurden sie von einem Liktor begleitet, dem selbst die Konsuln Platz machten, sie durften in der Stadt in Wagen fahren — ein Privilegium, das unter den Frauen sonst nur den Kaiserinnen zukam —, und den Obervestalinnen wurden wegen ihrer Amtsführung und ihrer Tugenden Ehrenstatuen errichtet. Mehrere solcher Statuen wurden bei der Ausgrabung des Atrium Vestae in den 1880er Jahren gefunden: sie stellen die Obervestalinnen in ihrer altertümlichen Amtstracht dar (stola, pallium, seni crines, eine aus falschen Haaren und Wollbündeln verfertigte Haube oder Chignon, das die Vestalinnen zeitlebens, die anderen Römerinnen nur am Hochzeitstage trugen, dazu suffibulum, ein viereckiges Kopftuch, das den Vorderkopf frei ließ). Auf dem Postamente einer im Jahre 364 n. Chr. errichteten Ehrenstatue wird die so geehrte Obervestalin 'wegen ihrer Keuschheit und Züchtigkeit, wie auch wegen ihrer bewunderungswürdigen Kenntnis der Opfer und heiligen Gebräuche' gelobt: ihr Name ist aber später bis auf den Anfangsbuchstaben sorgfältig ausradiert worden, und man hat mit Wahrscheinlichkeit vermutet, daß die betreffende Vestalin aus dem Kollegium ausgetreten und Christin geworden ist. Auch sonst fühlte der Vestakult um diese Zeit das siegreiche Vordringen des Christentums: im Jahre 382 wurden von Gratian die Güter der Vestalinnen eingezogen, und im Jahre 394 wurde von Theodosius der Vestatempel geschlossen.

Das Augurkollegium bestand ursprünglich aus drei, später aus sechs, neun, fünfzehn und schließlich aus sechzehn Mitgliedern. Diese besaßen die Kunst, den Willen der Götter in bezug auf eine zu unternehmende Handlung zu erkunden oder ein ungeheißen sich darbietendes Götterzeichen zu deuten. Freilich hatten die Magistrate das Recht, in bezug auf Staatshandlungen auspicia zu nehmen, allein ihre Auspikation wurde durch die Auguren vorbereitet, indem das Nehmen der Auspizien in einem templum stattfinden mußte, das nach den Regeln der Auguraldisziplin abgegrenzt sein sollte (diese Tätigkeit der Auguren wurde mit dem terminus technicus locum liberare et effare bezeichnet). Dazu kam, daß in zweifelhaften und schwie-

rigen Fällen die Auguren von den Magistraten zu Rate gezogen wurden und dann ihr auf die Auguralwissenschaft gestütztes Gutachten abgaben. Durch ihre Sachkenntnis waren die Auguren den Magistraten von vornherein überlegen, und dieses Übergewicht kam besonders zur Geltung, wenn die Auspizien von verschiedenen Magistraten in verschiedener Weise gedeutet wurden. Indessen verkümmerte die Auguraldisziplin, die auf einfache Verhältnisse berechnet war, bei den größeren und komplizierten Verhältnissen, die durch die Ausdehnung des römischen Staats entstanden, und gegen das Ende der Republik wurde die Sachkenntnis der Auguren öfters zu politischen Zwecken mißbraucht. Damals war auch die alte Auguraldisziplin fast in Vergessenheit geraten, und statt ihrer wurde die | etruskische, von den Haruspices, die niemals sacerdotes publici p. R. waren, sondern nur gelegentlich herbeigezogen wurden, gepflegte Eingeweideschau in den Vordergrund gestellt. Wahrscheinlich hat auch auf diesem sakralen Gebiete Augustus eine Restauration durchgeführt, denn die Auguren haben bis zum Ende der antiken Welt fungiert; aber Näheres wissen wir nicht über ihre Tätigkeit in der Kaiserzeit.

Das Kollegium der Tresviri, später VII viri Epulones (so genannt, auch seitdem ihre Anzahl auf zehn gestiegen war) wurde im Jahre 196 v. Chr. zur Entlastung der Pontifices eingerichtet. Die Epulones besorgten die mit den Ludi Romani und plebei verbundenen Festmahlzeiten auf dem Kapitol. Wegen ihrer Abzweigung aus dem Pontifikalkollegium wurde diese Korporation als eins der amplissima collegia sacerdotum gerechnet, obwohl die Epulones vom Pontifikalkollegium nicht ganz unabhängig waren.

Das vierte große Priesterkollegium, die Quindecemviri sacris faciundis, hatte die Aufgabe, die Sibyllinischen Bücher gelegentlich einzusehen, zu deuten und die dort empfohlenen griechischen Kulthandlungen anzuordnen oder zu beaufsichtigen. Vor allem besorgten sie den Apollonkultus, unter dessen Einflusse die Sibyllinischen Bücher entstanden waren, und wurden deshalb auch antistites Apollinaris sacri caeremoniarumque aliarum genannt. Während dem Pontifikalkollegium die Oberaufsicht und z. T. auch die Ausführung der Kulthandlungen des patrius ritus zukam, hatten die Quindecemviri sacris faciundis dieselben Befugnisse in bezug auf die durch die Sibyllinischen Bücher eingeführten griechischen Kulte. Dieses Kollegium ist hier im Zusammenhange mit den anderen großen Priesterkollegien erwähnt worden, gehört aber nicht in die bisher behandelte altrömische Religion, die auch die Religion des Numa genannt wird. Es wird also angemessen sein, die Tätigkeit dieses Kollegiums unten weiter zu erörtern.

Über die altrömische Religiosität wissen wir wenig. Ein praktisches und phantasieloses Volk wie die Römer hat kein Bedürfnis nach einer inneren Vertiefung der Religion, sondern begnügt sich mit der peinlichen Beobachtung herkömmlicher Kultvorschriften. Deshalb ist die altrömische Religion so formalistisch geworden und zuletzt im Formalismus erstarrt. Aber hinter einer solchen formalistischen Auffassung der Religion lauert das Gespenst des Aberglaubens, und im hannibalischen Kriege zeigte es sich, daß die alte einheimische Religion nicht imstande war, bei schweren Prüfungen die Gemüter zu befriedigen und den Mut moralisch zu stählen: statt dessen finden wir in den Nöten dieses Krieges schlimme Auswüchse eines wüsten Aberglaubens, der bei fremden Kultgebräuchen Hilfe suchte. Am besten ist die Religiosität im häuslichen Kulte, im Kultus der Laren und Penaten, gediehen, und deshalb haben auch diese Kulte bis zum Untergange des Heidentums und sogar noch weiter fortgelebt. Übrigens schweigen die literarischen Quellen über die Religiosität innerhalb der altrömischen Religion. Nur bei M. Porcius Cato finden sich ein paar

Stellen, die die praktische Religiosität des römischen Landmannes einigermaßen beleuchten. Eine solche (de agri cultura 139–141) lautet in Übersetzung folgendermaßen:

'Einen Hain soll man nach römischer Sitte also lichten. Opfere zur Sühne ein Schwein und fasse also dabei die Worte: »Sei es, daß du ein Gott oder eine Göttin bist, der du hier dein Heiligtum hast, wie es Rechtens ist, dir ein Schwein zu opfern wegen der Züchtigung dieses heiligen Hains[1]), ob dieser Verrichtung, sei es, daß | ich es selber tue oder ein anderer es in meinem Auftrage tut, damit dies in rechter Weise geschehe, ob dieser Verrichtung schlachte ich dir zur Sühne dieses Schwein und bete gute Gebete, daß du mir, meinem Hause, meinem Gesinde und meinen Kindern hold und gnädig sein wollest. Ob dieser Verrichtung laß dir gefallen das Opfer dieses Schweines.«

Wenn du graben willst, so mache in derselben Weise ein anderes Sühneopfer und füge deinem Gebete diese Worte hinzu: »Wegen der Ausführung dieser Arbeit«. Verteile dann die Arbeit auf jeglichen Tag; hast du gefeiert oder sind Feiertage, staatliche oder häusliche, dazwischen gekommen, so bringe ein neues Sühneopfer dar.

Einen Acker soll man in folgender Weise reinigen. Befiehl, daß ein Schwein, ein Schafbock und ein Stier herumgeführt werden. »In der Hoffnung auf das Wohlgefallen der Götter und auf ein gutes Gelingen befehle ich dir, Manlius, die Reinigung zu besorgen und nach allen Seiten hin, wie du es angemessen findest, um mein Grundstück, meinen Acker, meine Erde dieses Opfer von Schwein, Schafbock und Stier herumzuführen oder herumzutragen.« Rufe unter Weinopfer Ianus und Iuppiter an und sprich weiter so: »Vater Mars, ich rufe dich an und bitte, daß du mir, meinem Hause und meinem Gesinde, um dessen willen ich befohlen habe, um meinen Acker, mein Grundstück, meine Erde ein Opfer von Schwein, Schafbock und Stier herumzuführen, hold und gnädig sein wollest –, auf daß du Siechtum, sichtbares und unsichtbares, daß du Verwaisung und Verwüstung, Schaden und Ungewitter fernhalten, abwehren und abwenden mögest –, daß du Feldfrüchte und Getreide, Weinstöcke und Weiden wachsen und gut gedeihen lassest –, daß du Hirte und Herden heil erhaltest –, daß du mir, meinem Hause und meinem Gesinde gutes Heil und kräftige Gesundheit gewährest – um deswillen wegen der Reinigung meiner Erde und meines Ackers und wegen der Ausführung dieser Reinigung, also wie mein Spruch war, laß dir, Vater Mars, gefallen dieses Opfer von Schwein, Schafbock und Stierkalb, alle noch saugend.«'

II. DIE GÖTTER FREMDEN URSPRUNGS

Die im vorigen Abschnitte behandelten Götter waren alle indigites, d. h. einheimischen Ursprungs, im Gegensatze zu den Di novensides, den nach Rom von außen eingeführten Gottheiten. In dem ältesten römischen Götterkreise fehlten z. B. Minerva, Apollo, Mercurius, Hercules, Aesculapius, die alle novensides waren. Einige von ihnen kamen aus der nächsten Nachbarschaft, vor allem aus Latium, die meisten aber von den griechischen Kolonien in Süditalien. Die Aufnahme fremder Kulte in Rom hat schon in der Königszeit angefangen, und nicht ohne Wahrscheinlichkeits-

[1]) Nach einem alten, weitverbreiteten Volksglauben beging der, der einen Baum fällte oder einen Hain lichtete, ein Verbrechen gegen das im Baume oder im Haine wohnende göttliche Wesen, das bei solchen Begebenheiten in irgendwelcher Weise beschwichtigt und gesühnt werden mußte. Noch in moderner Zeit ist es vorgekommen, daß der Holzhauer den Baum um Verzeihung gebeten hat, ehe er anfing, ihn zu fällen.

gründe wird angenommen, daß die Tarquinier solche religiösen Neuerungen gefördert haben. Die unter den Tarquiniern erlangte römische Vorherrschaft über die nächsten lateinischen Nachbarn hat die Aufnahme gewisser lateinischer Kulte in Rom herbeigeführt. Gegen das Ende der Königszeit trat die alte Göttertrias Iuppiter-Mars-Quirinus zurück, und an ihrer Stelle wurde eine neue Trias, Iuppiter-Iuno-Minerva, als Staatshauptgötter auf dem Kapitol verehrt. Auch hier bemerkt man einen fremden Einfluß, denn Minerva ist in Rom nicht ursprünglich zu Hause.

Diese neue Götterverbindung scheint auf griechisch-etruskische Einflüsse zurückzugehen, sei es, daß die griechische Göttertrias Ζεύς-Ἥρα-Ἀθηνᾶ mit den italischen Göttern Iuppiter-Iuno-Minerva gleichgesetzt wurde und über Etrurien nach Rom gelangte, oder daß Minerva, die mit der Athena gleichgesetzt wurde, wie die Athena πολιοῦχος, als stadtschirmende Göttin sich zu Iuppiter und Iuno gesellte. Die Hauptstätte des Minervadienstes war, wie es scheint, Falerii, die Hauptstadt der lateinischen Falisker, und es ist leicht möglich, daß die kapitolinische Minerva von dort über Etrurien nach Rom gekommen ist. Außerdem gab es in Rom eine andere Minerva, die als Beschützerin des Handwerks und der gewerblichen Kunstfertigkeit auf dem Aventin verehrt wurde. Ihr dortiger Tempel war der sakrale Mittelpunkt der staatlich anerkannten Handwerkergilden, zu denen außer den gewöhnlichen Handwerkern auch die Ärzte, die Schullehrer, die scribae, histriones und tibicines gehörten. Endlich gab es in Rom noch eine dritte Minerva mit dem Beinamen capta auf einem Abhange des Caelius, die bei der römischen Eroberung von Falerii im Jahre 241 v. Chr. nach Rom gebracht wurde.

Von Latium wurden Hercules, Castor und Pollux und Diana in Rom angesiedelt. Der griechische Herakles hatte sich unter dem Namen Hercules in mehreren lateinischen Städten eingebürgert, z. B. in Tusculum, Praeneste, Lanuvium und Tibur, und in der letztgenannten Stadt scheint er eine besonders hohe Bedeutung erlangt zu haben. Von dort wurde Hercules nach Rom überführt, wo er am Eingange zum Circus Maximus eine Kultstätte, die sog. Ara maxima, bekam. Diese lag intra pomerium, also innerhalb der Furche, die als die Weichbildslinie der Stadt betrachtet wurde, während sonst die von außen eingeführten Kulte in der Regel extra pomerium angesiedelt wurden. Die Ursache dieser auffallenden Tatsache ist wahrscheinlich die, daß die Römer den Hercules der benachbarten lateinischen Stadt nicht als einen fremden ansahen; außerdem hatte sich Hercules schon vorher in Rom im privaten Kultus eingebürgert, ehe er als Staatsgott verehrt wurde. Denn anfänglich war der römische Herculeskult ein sacrum gentilicium der wahrscheinlich aus Tibur stammenden Geschlechter der Potitii und der Pinarii, wurde aber später von dem Staate ganz übernommen. Da es bezeugt ist, daß die staatlichen Opfer an der Ara maxima graeco ritu verrichtet wurden, so darf man daraus schließen, daß auch der rein griechische Heraklesdienst direkt nach Rom (ohne Vermittlung von Latium) übertragen worden ist. Sicher griechisch bezeugt ist der Hercules in dem ersten Lectisternium, das im Jahre 399 v. Chr. auf Veranlassung der Sibyllinischen Bücher angeordnet wurde. Später wurden dem griechischen Hercules mehrere Tempel und Kapellen (z. B. aedes Herculis Magni Custodis in Circo Flaminio) errichtet, aber kein Herculesdienst wurde so populär wie der alte an der Ara maxima, wo Hercules als Gott des Handels und Verkehrs verehrt wurde und den Zehnten bei gelungenen kaufmännischen Unternehmungen bekam. Auf dem Lande wurde Hercules im häuslichen Kulte als domesticus oder mit einem von dem betreffenden Grundstücke hergeleiteten Namen verehrt und bisweilen im Vereine mit Silvanus und Liber angerufen.

Wie Hercules ist auch Castor im Vereine mit seinem Bruder Pollux von den griechischen Kolonien in Unteritalien über Latium nach Rom gekommen. Was Tibur war für die Vermittlung des Herculesdienstes, war Tusculum für die Übertragung des Dioskurenkultus nach Rom. Dieser Kultus hat ebenso wie der Herculeskult an der Ara maxima seine Stätte intra pomerium bekommen — was schon den Alten auffiel — und hat nicht wie die direkt importierten griechischen Gottesdienste zum Amtsbereiche der XV viri sacris faciundis gehört. Diese Tatsache wird in derselben Weise wie die Lage des obenerwähnten Herculeskultes an der Ara maxima erklärt: die Römer haben den von dem benachbarten und stammverwandten Tusculum übernommenen Dioskurenkultus nicht als unrömisch empfunden. Der Tempel des Castor (oder der Castores = Castor und Pollux) lag am Forum Romanum, wo noch heute die Reste des im 2. nachchristlichen Jahrh. restaurierten Tempels vorhanden sind. Die Legende erzählte, daß nach der Schlacht am See Regillus (499 v. Chr.) die Dioskuren die Siegesbotschaft nach Rom gebracht und ihre Rosse am Teiche der Iuturna am Forum Romanum getränkt hätten; zum Andenken wurde ihnen im Jahre 484 dort ein Tempel eingeweiht. Bei der Übernahme des tusculanischen Dioskurenkultes wurden auch die griechischen Vorstellungen von den Dioskuren als Roßreitern herübergenommen, und infolgedessen galten sie in Rom als Schutzpatrone der Ritterschaft und Beschützer ritterlicher Übungen; dagegen offenbaren sie sich im römischen Volksglauben nicht als Retter aus Seegefahren, wie es in Griechenland so häufig der Fall war. Oftmals erscheinen sie in Rom als Schwurgötter (vgl. die Ausdrücke ecastor, mecastor, edepol). Im römischen Kultus tritt Pollux hinter seinem Bruder zurück, was auch ihr gemeinsamer Name Castores bezeugt.

Von Latium wurde auch der Kult der Diana übertragen. Diese Göttin wurde von alters her in verschiedenen Teilen von Italien verehrt, vor allem aber in Latium und den benachbarten Landschaften. Sie war die Göttin des Waldes, des Wildes und der Frauen, also eine parallele Erscheinung zu der griechischen πότνια θηρῶν, die später von der Artemis absorbiert worden ist. Sehr berühmt war der Dianakult bei der latinischen Stadt Aricia, wo diese Waldgöttin in einem heiligen Haine verehrt wurde und daher den Beinamen Nemorensis trug. Ihr Priester, rex Nemorensis, bekam seine Würde durch einen siegreichen Kampf mit seinem Vorgänger im Amte, wobei als Waffen Zweige von einem bestimmten Baume des Haines benutzt wurden. Als Helferin in verschiedenen Frauenkrankheiten ist die Diana Nemorensis durch eine Menge dort gefundener Votivgeschenke bezeugt. Nach dem Sturze von Alba Longa nahm Aricia eine bedeutende Stellung innerhalb des lateinischen Bundes ein, und die aricische Diana trat als Bundesgöttin dem alten Iuppiter Latiaris auf dem Mons Albanus zur Seite. In ihrem Streben nach der Hegemonie über Latium mußten nun die Römer auch die sakralen Verhältnisse berücksichtigen. Deshalb ließen sie auf dem höchsten Gipfel des Mons Albanus den Tempel des Iuppiter Latiaris neu erbauen, und in demselben Sinne gründeten sie auf dem Aventin eine Filiale des aricischen Dianakultes, deren Stiftung also auf politische Motive zurückging. Später wurde die latinisch-römische Diana der griechischen Artemis gleichgesetzt, und die römischen Vorstellungen von Diana wurden infolgedessen verändert. Ein im Jahre 179 v. Chr. der Diana gestiftetes Heiligtum am Circus Flaminius war nicht der italischen Diana, sondern der griechischen Artemis geweiht.

Die eben behandelten Di novensides waren entweder italischer Herkunft oder griechische Götter, die aus italischen Gegenden übernommen waren, im Gegensatze zu denjenigen Di novensides, die von der griechischen Welt direkt übernommen wurden, und die unten zu besprechen sind. Die Einführung der erstgenannten in Rom scheint

gegen das Ende der Königszeit stattgefunden zu haben. In den betreffenden Kulten spiegelt sich die soziale Entwicklung ab, die in jener Zeit die altrömischen Verhältnisse umgestaltete. Handwerk und Gewerbe, Handel und Verkehr, kaufmännischer Gewinn und ritterliche Übungen — die unter den altrömischen Göttern keine Vertreter gehabt hatten — haben in den neuen Gottheiten (Minerva, Hercules, Castor und Pollux) Schutzpatrone gefunden. Andererseits spiegelt sich in der Einführung des | Dianakultus eine politische Bewegung wider, nämlich das römische Streben nach der Hegemonie in Latium.

Am Schlusse der Königszeit wurde von der griechischen Welt in Unteritalien, wahrscheinlich von Cumae aus, ein griechischer Gott nach Rom überführt, dessen Aufnahme für die folgenden Zeiten eine weittragende Bedeutung hatte, nämlich Apollo. Nicht nur, daß Apollo sowohl in der republikanischen Zeit wie in der Kaiserzeit ein hochgefeierter und großer Gott war — noch wichtiger war das, was er mit sich brachte, die Sibyllinischen Bücher; denn nach den dort gegebenen Anweisungen wurden in der republikanischen Zeit mehrere griechische, teilweise auch orientalische Gottheiten nach Rom gebracht, die die altrömischen Götter verdrängten oder in den Schatten stellten. Infolge der in den Sibyllinischen Büchern gegebenen Anweisungen wurden Demeter, Kore, Dionysos, Hermes, die griechischen Unterweltsgötter, Asklepios und die kleinasiatische Große Mutter in das Pantheon aufgenommen, und außerdem wurden auch mehrere griechische Kultgebräuche in Rom eingeführt, nämlich verschiedene Sühnopfer, lectisternia (Göttermahlzeiten) und supplicationes (Bitt-, Sühn- und Dankprozessionen). Die Sibyllinischen Bücher wurden in den Kellerräumen des kapitolinischen Iuppitertempels aufbewahrt unter der Obhut der II viri (später X viri und endlich XV viri) sacris faciundis. Die Befragung der Sibyllinischen Bücher geschah nur auf Grund eines Senatsbeschlusses (besonders infolge schwerer Prodigien) durch die XV viri, die den auf den betreffenden Fall passenden Orakelspruch aufsuchten, auslegten und erläuterten in einem Gutachten an den Senat, der dann die nötigen Maßregeln traf.

Bei dem Brande des kapitolinischen Iuppitertempels im Jahre 83 v. Chr. gingen die Sibyllinischen Bücher zugrunde, wurden aber bald nachher durch eine neue, von verschiedenen sibyllinischen Orakelstätten zusammengebrachte Sammlung ersetzt. Augustus ließ, wahrscheinlich zu besserer Kontrolle, die Bücher in den Tempel des palatinischen Apollo überführen; Tiberius, der sich im allgemeinen gegen Orakelwesen skeptisch verhielt, ließ nach einer gründlichen Revision die ungenügend bezeugten Sibyllensprüche entfernen und vertilgen. Noch nach dem neronischen Brande wurde nach Befragung der Sibyllinischen Bücher eine große Sühnung veranstaltet, und auch sonst scheint die Befragung dieser Bücher durch die ganze Kaiserzeit fortgedauert zu haben, bis Stilicho sie im Anfange des 5. Jahrh. verbrannte.

Gewöhnlich wird angenommen, daß sämtliche sibyllinischen Sprüche seit der Königszeit auf dem Kapitol aufbewahrt waren. Indessen ist es wahrscheinlich, daß diese Sammlung aus einem verhältnismäßig geringen Anfange allmählich entstanden ist. So wurde unter Kaiser Tiberius der älteren Sammlung ein liber Sibullae hinzugefügt, und auch sonst läßt sich das allmähliche Wachstum konstatieren. Die gewöhnlichen Sühnmethoden Graeco ritu wurden verhältnismäßig bald abgenutzt, und man griff daher zu immer kräftigeren Sühnemitteln, bis im hannibalischen Kriege sowohl die Superstition wie die Prokurationen ihren Höhepunkt erreichten. 'Wo daher eine bestimmte griechische Prokuration neu und epochemachend in der Stadtchronik auftritt, da greift offenbar eine neuedierte Sibyllenanweisung in die sakrale Entwicklung ein, da haben wir den Ursprung des Orakels anzunehmen' (HDiels).

Sicher waren es öfters kluge Männer, die in die dunklen Sprüche der Sibylle ihre eigenen Gedanken hineinlegten, und in den sibyllinischen Anweisungen spiegeln sich manchmal die großen Phasen römischer Politik ab.

Apollo, der die Sibyllinischen Bücher nach Rom mitgebracht hatte, galt dort als Heilgott und wurde wahrscheinlich infolge einer schweren Seuche nach Rom | eingeführt. Er erhielt seine Kultstätte außerhalb des Pomeriums auf den Prata Flaminia westlich vom Kapitol. Ein ordentlicher Tempel wurde dort dem Apollo erst im Jahre 431 v. Chr. geweiht, und der dortige Kultus galt auch der Latona und Diana. Das war vor der augusteischen Gründung des palatinischen Apollotempels seine einzige Kultstätte in Rom. An diesen Kultus schlossen sich die im Jahre 212 v. Chr. eingeführten Ludi Romani, die bald alljährlich gefeiert wurden. Wenn bei diesen Spielen szenische Aufführungen bevorzugt wurden, so hängt dies damit zusammen, daß Apollo der Schutzpatron der Schauspielergesellschaften war. Einen neuen Aufschwung nahm der römische Apollokultus unter Augustus, der den Sieg bei Actium dem Apollo besonders zu verdanken glaubte, übrigens auch manchen als dessen Sohn galt.

Als Rom einmal im Anfange des 5. Jahrh. v. Chr. von Mißernte und Hungersnot betroffen wurde, befragte man zum erstenmal die Sibyllinischen Bücher und bekam von ihnen die Antwort, man möge die griechischen Gottheiten Demeter, Dionysos und Kore versöhnen. Infolgedessen wurde im Jahre 496 v. Chr. diesen Göttern vom Diktator A. Postumius ein Tempel gelobt und drei Jahre später eingeweiht. Die Einführung dieser Gottheiten stand in engem Zusammenhange mit dem unteritalischen Getreidetransporte nach Rom, und in der Tat wurden diese Gottheiten von Campanien geholt. Ihre Namen wurden aber gegen römische vertauscht: Demeter wurde mit der römischen Ceres gleichgesetzt, Dionysos wurde mit Liber identifiziert, und Kore wurde zu Libera. Ihr gemeinsamer Tempel, aedes Cereris genannt, etwas nördlich vom Aventin, hatte für die Plebejer eine ganz besondere Bedeutung: dort hielten sie ihre Zusammenkünfte, dort wurden ihr Archiv und ihre Kasse aufbewahrt, und von dem Tempel (aedes) hatten die plebejischen Ädilen ihren Amtsnamen; auch wurden die Ludi Ceriales, die seit dem Jahre 202 v. Chr. jährlich gefeiert wurden, von den plebejischen Ädilen besorgt. Ebenfalls ist die cura annonae dieser Ädilen aus den Beziehungen der Ceres zu den Plebejern und zum unteritalischen Getreideimporte zu erklären.

Um dieselbe Zeit wie Demeter, Dionysos und Kore wurde, auch im Zusammenhange mit dem unteritalischen Getreideimporte, Hermes als Staatsgott in Rom aufgenommen. Er kam als Gott des Handels und Verkehrs, doch wurde sein griechischer Name durch Mercurius (wahrscheinlich eine Übersetzung des griechischen Beinamens ἐμπολαῖος, jedenfalls mit merces, mercari verwandt) ersetzt. Sein beim Circus maximus gegen den Aventin hin gelegener, im Jahre 495 v. Chr. eingeweihter Tempel war auch Versammlungslokal der römischen Kaufmannsgilde, die den Mercurius als Schutzpatron verehrte. Später wurden durch die griechische Literatur und Kunst auch andere Vorstellungen von Hermes den Römern bekannt, die zwar in die römische Dichtung, nicht aber in den Kultus Aufnahme fanden. Hierin ist die ganze Römerzeit hindurch Mercurius der Gott des Handels und Verkehrs geblieben. |

Infolge des überseeischen Verkehrs wurde auch der griechische Meeresgott Poseidon frühzeitig in Rom aufgenommen. Er wurde hier mit dem altrömischen Neptunus, der ein Quell- und Regengott, aber kein Meeresgott war, identifiziert und bekam dessen Namen. Sein ältester Tempel lag in der Gegend des Circus Flaminius, westlich vom Kapitol; er wird im Jahre 206 v. Chr. zufällig erwähnt. Im

Anfange der Kaiserzeit wurde von M. Vipsanius Agrippa zur Erinnerung an die Seesiege bei Actium und über Sext. Pompeius auf dem Marsfelde ein anderer Tempel erbaut, die sog. Basilica Neptuni, deren Säulen vor der Camera del Commercio an der Südseite der Piazza Pietra noch aufrecht stehen. Indessen hat der hellenische Poseidon-Neptunus unter den Römern keine größere Bedeutung erlangt, wie natürlich, da die Römer keine Seefahrer waren. Er wurde hauptsächlich in Rom und in den italischen Seestädten verehrt. Dagegen hat im Binnenlande der altrömische Neptunus in der Religion des täglichen Lebens eine große Rolle gespielt, und sein Fest, die Neptunalia, hat sogar den Sieg des Christentums überdauert.

Nach der Aufnahme der eben erwähnten griechischen Götter am Ende der Königszeit und in den ersten Jahrzehnten der Republik dauerte es etwa 200 Jahre, ehe ein neuer griechischer Gott in Rom staatlich anerkannt wurde. In die Zwischenzeit fallen mehrere lectisternia, d. h. Göttermahlzeiten, bei denen puppenartige Götterbilder, auf pulvinaria lagernd, mit vorgesetzten Mahlzeiten bewirtet wurden. Bei dem ersten uns bekannten Lectisternium im Pestjahre 399 v. Chr. wurden die drei Götterpaare Apollo und Latona, Hercules und Diana, Mercurius und Neptunus in dieser Weise bewirtet, und diese Zeremonie wurde in den Jahren 364, 349 und 326 v. Chr. wiederholt. In der folgenden Zeit ist der griechische Ritus der Lectisternien auch in den Kultus altrömischer Götter eingedrungen, besonders in die seit alters herkömmliche Bewirtung (daps, epulum Iovis) des Iuppiter Optimus Maximus auf dem Kapitol. Im Jahre 217 v. Chr., in den ersten Nöten des hannibalischen Krieges, als man es besonders nötig hatte, den Zorn der Götter zu besänftigen, wurde ein Lectisternium gehalten, bei dem die griechische Zwölfzahl der Götter vertreten war, nämlich Iuppiter und Iuno, Neptunus und Minerva, Mars und Venus, Apollo und Diana, Volcanus und Vesta, Mercurius und Ceres — lauter griechische Gottheiten und Zusammenstellungen von Göttern, die freilich meist unter römischen Namen auftreten.

Mitunter waren mit den Lectisternien auch supplicationes (Bittgänge und Dankfeste) verbunden. Bittgänge kamen gelegentlich auch in der altrömischen Religion vor, aber zu einer festgeregelten Kulthandlung wurden sie erst unter griechischem Einflusse. Bei den Supplikationen zogen aus allen Häusern Männer und Frauen, bekränzt und mit Lorbeerzweigen in den Händen (die Frauen auch mit aufgelöstem Haare), von Tempel zu Tempel, die offen standen, beteten bei allen Pulvinarien und opferten Wein und Weihrauch. Im Jahre 207 v. Chr. wurde zum erstenmal eine Bittprozession mit Jungfrauenchor angeordnet, deren Zug bei Livius XXVII 37, 11 ff. beschrieben wird. Vom Tempel des Apollo vor der Porta Carmentalis bewegte sich die Prozession nach der Stadt. Voran wurden getrieben zwei weiße Kühe, die der Iuno Regina geopfert werden sollten; dann folgten zwei Bilder dieser Göttin aus Zypressenholz; dahinter schritten 27 Mädchen in langem Gewande, das Festlied zu Ehren der Iuno Regina singend; dann kamen die X viri sacris faciundis in toga praetexta und mit Lorbeer bekränzt; endlich die übrigen Teilnehmer. Vom Tore zog die Prozession auf das Forum, wo die Mädchen, in Tanzschritten sich bewegend, das von Livius Andronicus verfaßte Festlied vortrugen; dann zog der Zug weiter vor den Iunotempel auf dem Aventin, wo die Kühe von den X viri geopfert und die beiden Bilder aufgestellt wurden. Diese Supplikation wurde später mehrmals wiederholt. Eine rituelle Verwandtschaft hatte der bei der augusteischen Säkularfeier fungierende Doppelchor aus pueri XXVII patrimi et matrimi et puellae totidem, die das von Q. Horatius Flaccus verfaßte Carmen saeculare sangen.

Im Jahre 293 v. Chr. wurde, wie uns Livius erzählt, die römische Gemeinde sowohl in der Stadt wie auf dem Lande von einer fürchterlichen Pest heimgesucht. Man schlug die Sibyllinischen Bücher auf, um zu erfahren, welches Heilmittel von den Göttern angegeben werden würde. In den Büchern stand, man solle Aesculapius von Epidauros nach Rom holen. Aber in diesem Jahre wurde, weil die Konsuln mit der Kriegführung beschäftigt waren, nichts hierüber verhandelt, außer daß für den Aesculapius eine Supplikation bestimmt wurde. Darauf schickte man Gesandte nach Epidauros, um die heilige Schlange des Asklepios, in der man eine Offenbarungsform des Gottes erblickte, nach Rom zu bringen. Als das Schiff nach Latium zurückkam, schwamm, wie die antike Wundererzählung berichtet, die heilige Schlange nach der Tiberinsel und wähle sich dort ihre Wohnstätte, worauf die Pest aufgehört haben soll. Der Tempel des Aesculapius auf der Tiberinsel wurde im Jahre 291 eingeweiht. Neben diesem Gotte erscheint häufig in den Kultinschriften eine Göttin, die meistens Hygia, bisweilen auch Salus genannt wird — zwei verschiedene Benennungen für eine und dieselbe Göttin, nämlich die griechische Ὑγίεια. Zur Einführung des Asklepios in Rom hat wahrscheinlich die Reklame von den Wunderkuren in Epidauros wesentlich beigetragen, und dadurch hat Aesculapius den Ruhm des älteren Heilgottes Apollo verdunkelt.

Im Jahre 249, als der erste Punische Krieg die Römer schwer bedrängte und verschiedene Schreckzeichen die Gemüter erregten, befragte man die Sibyllinischen Bücher, die verordneten, daß in drei aufeinanderfolgenden Nächten auf dem Marsfelde an einem Tarentum benannten Altar dem Dis pater und der Proserpina ein Opfer dargebracht werden solle, dem Dis ein schwarzer Stier und der Proserpina eine schwarze Kuh; dies Opfer sollte nach Ablauf von hundert Jahren wiederholt werden. Dis und Proserpina waren die lateinischen Benennungen für die griechischen Unterweltsgötter Pluton und Persephone, die wahrscheinlich von Tarent aus übernommen wurden. Der neue Kult war also wie die allermeisten von den Sibyllinischen Büchern empfohlenen Kulte griechisch; nur die Bestimmung über die Wiederholung nach hundert Jahren war römisch und mit der römischen Sitte, alle hundert Jahre in die Cellawand des Iuppitertempels einen Nagel einzuschlagen, zu vergleichen. Die Kultstätte dieser chthonischen Gottheiten, Tarentum, im westlichen Teile des Campus Martius, nicht weit vom Tiber, war ein unterirdischer, 20 Fuß unterhalb der Erdoberfläche gelegener Altar. Eine größere Bedeutung haben diese griechischen Unterweltsgötter unter den Römern nie gewonnen, und es läßt sich für sie keine andere Kultstätte nachweisen; in der Wiederholung des Säkularopfers unter Augustus wird das Fest aus der Beerdigungsfeier des alten Saeculum zur Anfangsfeier des neuen umgestaltet, und die himmlischen Götter treten neben die unterirdischen. Dagegen kommen diese Götternamen häufig vor in der römischen Poesie, und auf literarischem Wege sind sie | in die römischen Grabinschriften und Verwünschungen hineingebracht worden, auch da, wo eigentlich die altrömischen Unterweltsgötter gemeint waren.

Die im hannibalischen Kriege erlittenen Niederlagen bewirkten unter der gesamten römischen Bevölkerung eine tiefe Erschütterung der Gemüter, die sich in Berichten über die schrecklichsten Prodigien kundgab. Um die gestörte pax deum wiederherzustellen, wurden die Sibyllinischen Bücher immerfort befragt, und je kräftiger sich die Superstition äußerte, desto kräftigere Prokurationsmittel wurden verlangt. Die Sibyllinischen Bücher verordneten eine ganze Reihe von Lectisternien und Supplikationen, prachtvolle Spiele zu Ehren der Götter, riesenhafte Hekatomben und andere außerordentliche Opfer, sogar Menschenopfer — denn auf

Grund der Schicksalsbücher wurden im Jahre 216 v. Chr. ein gallisches und ein griechisches Menschenpaar auf dem Forum boarium lebendig begraben. Auch ein altitalisches Sühnmittel, ein ver sacrum, wurde herangezogen, indem man gelobte, alles, was der Frühling an Schweinen, Schafen, Ziegen und Rindern brachte, dem Iuppiter zu opfern. Zwei neue griechische Gottheiten wurden wegen des Krieges unter lateinischen Namen in Rom eingeführt, nämlich Venus Erycina vom Eryx auf Sizilien und Mens, die sich freilich nicht mit einer uns bekannten griechischen Göttin deckt, wahrscheinlich aber von Unteritalien kam. Diese Göttinnen bekamen im Gegensatze zu den meisten früher aufgenommenen griechischen Gottheiten eine Stätte auf dem Kapitol, also innerhalb des Pomeriums, und damit war die räumliche Schranke zwischen den altrömischen und den griechischen Gottheiten durchbrochen. Man wendete sich auch direkt an das delphische Orakel, indem Q. Fabius Pictor nach Delphoi geschickt wurde, um das Orakel zu fragen, durch welche Gebete und Opfer man die Götter versöhnen könne, und wann die großen Niederlagen aufhören würden. Je ängstlicher die allgemeine Stimmung wurde, um so begieriger griff man zu fremden und absonderlichen Kultriten. Nicht nur in den Privathäusern, sondern sogar auf dem Forum und auf dem Kapitol traten Scharen von Weibern auf, die in fremder Weise opferten; und falsche Propheten und Zauberer zogen aus dem Aberglauben ihren Erwerb. Schließlich mußte der Senat einschreiten, und ein Senatsbeschluß bestimmte, daß, wer Weissagebücher, Gebetsformulare und Opferanweisungen besäße, innerhalb einer bestimmten Frist die Bücher und Schriften ausliefern solle: niemand solle an öffentlichen heiligen Stätten nach neuem, auswärtigem Ritus Gottesdienst verrichten. Andererseits erhielten die dem Seher Marcius zugeschriebenen Carmina Marciana damals offizielle Geltung und wurden nach dem Kapitol zur Aufbewahrung gebracht.

Im Jahre 218 erhielt die Göttin Iuventas beim Herculestempel ein Lectisternium und eine Supplikation. Diese war zwar eine altrömische Göttin, der die römischen Jünglinge beim Anlegen der toga virilis eine Steuer zahlten, aber hier handelte es sich nicht eigentlich um diese, sondern um die griechische Hebe, die Gemahlin des Herakles, die der römischen Iuventas gleichgesetzt wurde. Derselben Göttin, Iuventas-Hebe, wurde im Jahre 207 in der Schlacht bei Sena ein Tempel gelobt und im Jahre 191 am Circus Maximus eingeweiht.

Gegen das Ende des hannibalischen Krieges wurde zum erstenmal in Rom eine orientalische Göttin als Staatsgottheit aufgenommen, nämlich die kleinasiatische 'Göttermutter', Rhea Kybele, von den Römern Magna Mater genannt (o. S. 252). Ihr Fetisch, ein heiliger Stein, war von Pessinus nach Pergamon gebracht worden, aber die Römer erhielten von König Attalos die Erlaubnis, den wunderbaren Stein nach Rom zu überführen. Nachdem das Symbol der Göttermutter in Rom unter großen Feier|lichkeiten empfangen worden war, wurde es im Tempel der Victoria auf dem Palatin provisorisch untergebracht, bis im Jahre 191 ebenfalls auf dem Palatin der Tempel der Magna Mater fertiggestellt wurde. An diesen Kult knüpften die ludi Megalenses an, die bald alljährlich gefeiert wurden. Der kleinasiatische Kultus der Großen Mutter wurde unter tobender Musik, wilden Tänzen und orgiastischem Taumel gefeiert, und die religiöse Ekstase gipfelte in der Verstümmelung der Priester und sonstiger Verehrer der Göttin. Die Römer haben indessen den römischen Kult dieser Göttin in gehörigen Schranken gehalten. Der Kult wurde anfangs nur von kleinasiatischen Priestern versehen, und es dauerte Jahrhunderte, ehe der Zutritt zum Priestertume der Großen Mutter den Römern freigegeben wurde: die herkömmliche Ausübung des Kultes wurde nur innerhalb des Tempels gestattet: sonst

durften die Kultbeamten nur an bestimmten Tagen die Straßen durchziehen und ihre aufregende Musik ertönen lassen; dabei durften nur griechische Hymnen gesungen werden. Die verschnittenen Priester, Galli, an deren Spitze ein Archigallus stand, waren im allgemeinen verachtet, machten aber durch Bettelei und Wucher mit dem Aberglauben ganz schöne Geschäfte. In der Kaiserzeit drangen in den römischen Gottesdienst der Magna Mater die sog. Taurobolien und Kriobolien ein. Das Taurobolium bzw. Kriobolium war anfangs ein gewöhnliches Stier- bzw. Widderopfer; später aber erhielten diese Opfer eine sakramentale Bedeutung. Der Einzuweihende stieg in eine mit durchlöcherten Brettern bedeckte Grube hinab und wurde dort von dem herabströmenden Opferblute übergossen; diese Bluttaufe hatte eine sühnende und reinigende Wirkung, die als eine 'Wiedergeburt' bezeichnet wurde (renatus, in aeternum renatus).

Die Einführung der Magna Mater ist die letzte große Leistung der Sibyllinischen Bücher. Nachher wurden sie spärlich zu Rate gezogen, und jedenfalls wurden auf ihre Veranlassung keine neuen Fremdkulte mehr eingeführt. Die Sibyllinischen Bücher hatten ihre Mission erfüllt und sogar die Grenzen ihrer Aufgabe überschritten, als sie den orgiastischen Kult der Großen Mutter in Rom einziehen ließen. Freilich hat der Geist der Sibyllinischen Bücher lange fortgelebt in der fortschreitenden Hellenisierung des altrömischen Kultus. Wir wissen, daß nach dem Ende des zweiten Punischen Krieges altrömischen Gottheiten eine große Anzahl Tempel gestiftet wurde; aber man täuscht sich, wenn man darin eine altrömische Reaktion gegen die fremden Kulte sehen will. Unter den römischen Namen stecken griechische Gottheiten: Iuventas ist Hebe, Venus Aphrodite, Diana Artemis, Mars ist Ares und Bona Dea die griechische Damia. Für jede griechische Gottheit wurde eine römische Parallele gefunden und umgekehrt. So wurde jetzt der altrömische Gott Consus mit Poseidon identifiziert, Mater Matuta mit der griechischen Leukothea usw. Während aber früher Handel und Verkehr die Übertragung griechischer Gottheiten nach Rom vermittelten, sind es jetzt die griechische Literatur und Kunst, die die Hellenisierung der römischen Götterwelt und des römischen Kultus bewirken.

Etwa um die Mitte des 3. Jahrh. hielt die griechische Literatur ihren Einzug in Rom, zunächst in den Übersetzungen des Livius Andronicus, und im folgenden Jahrhundert wurde ihr Einfluß immer mehr gesteigert. Mit der Literatur kam auch die bunte griechische Mythologie nach Rom, und indem die Dichter und Theologen die griechischen Mythen auf die römischen Götter übertrugen, entstanden römische | Göttergenealogien, Göttermythen, Heroensagen und Sagen von Städtegründungen, besonders von der Gründung der Stadt Rom, die indessen nicht im Volksglauben wurzelten, sondern lauter literarische Konstruktionen waren.

Mit der griechischen Bildung wurde auch die griechische Philosophie in Rom eingebürgert. Ennius übersetzte nicht nur mehrere euripideische Tragödien, sondern auch den rationalistischen Reiseroman des Euhemeros, Ἱερὰ ἀναγραφή. Verhältnismäßig früh scheinen von Unteritalien her pythagoreische Anschauungen in Rom verbreitet worden zu sein, und im Jahre 181 v. Chr. wurden die angeblichen Bücher des Numa, in denen die altrömische Religion pythagoreisch umgedeutet wurde, als religionsgefährlich verbrannt. Im Jahre 173 oder 154 (S. 419) wurden zwei epikureische Philosophen aus Rom verbannt, und im Jahre 161 wurde diese Maßregel auf sämtliche griechischen Philosophen ausgedehnt. Im Jahre 155 kam nach Rom eine athenische Gesandtschaft, die aus dem Stoiker Diogenes, dem Akademiker Karneades und dem Peripatetiker Kritolaos bestand, und diese Philosophen benutzten ihren Aufenthalt in Rom zur Verbreitung ihrer Lehren. Ein paar Jahre später

finden wir um den jüngeren Scipio einen literarischen, für die griechische Bildung begeisterten Kreis versammelt, zu dem u. a. die Staatsmänner Gaius Laelius und Lucius Furius Filus, der Komödiendichter Terentius, der Satirenschreiber Lucilius, der Geschichtschreiber Polybios und der stoische Philosoph Panaitios aus Rhodos zählten. Die Mitglieder dieses literarischen Kreises huldigten den Lehren des Stoizismus, dessen Ethik dem römischen Nationalcharakter geistesverwandt war und für die folgenden Zeiten auf die philosophische Bildung der Römer einen bedeutenden Einfluß ausübte.

Der Stoizismus verhielt sich ablehnend, aber nicht unfreundlich gegen die bestehende Religion. Durch allegorisch-rationalistische Deutungen suchten die Stoiker die Überlieferungen der offiziellen Religion mit ihren philosophischen Anschauungen in Einklang zu bringen: die herkömmliche Religion sei als eine Verdunkelung der wahren, d. h. der philosophischen Religion für das große Publikum genügend, weil dieses nicht imstande sei, die volle philosophische Wahrheit zu erkennen. Diese Anschauung der römischen Stoiker gipfelte in dem Satze: expedit igitur falli in religione civitates, der dem Oberpontifex Q. Scaevola und auch dem M. Terentius Varro (Augustin. civ. Dei IV 27) zugeschrieben wird. Q. Scaevola unterschied drei Arten von Religion: die Religion der Dichter, die der Philosophen und die der Staatsmänner. Die Religion der Dichter, deren Inhalt die Göttersagen bilden, enthält nach Scaevolas Ansicht manch Unwahres und der Götter Unwürdiges; die Religion der Philosophen sei wegen ihrer euhemeristischen Ansichten von Göttern und Heroen nicht zu empfehlen: mag sein, daß diese Ansichten richtig sind, dem Volke seien sie jedenfalls schädlich. Als Staatsmann und Bürger muß man an manches glauben oder wenigstens den Glauben des Staates bekennen, auch wenn man als Privatmann sich davon nicht überzeugen kann. Man bemerkt hier ein wohlgemeintes Bestreben, die Staatsreligion aus Opportunitätsrücksichten zu stützen. Ebenso versuchte der von der stoischen Philosophie stark beeinflußte Polyhistor M. Terentius Varro in seinem Werke 'Antiquitates rerum divinarum' das Interesse an religiösen Dingen wieder zu beleben, dem Verfalle der Staatsreligion entgegenzutreten und halbvergessene altrömische Gottheiten wieder zu Ehren zu bringen. Die Widmung des ebengenannten Werkes an C. Iulius Caesar läßt vermuten, daß Varro von ihm die religiösen Reformen erwartete, deren Ausführung dem Augustus vorbehalten blieb. |

Durch die römische Religionsgeschichte der letzten zwei vorchristlichen Jahrhunderte laufen zwei Hauptrichtungen: die eine ist die philosophische Aufklärung, wovon eben die Rede war, und die andere der Drang nach mystischen und sinnerregenden Kultübungen. Es ist schon oben dargelegt worden, wie im zweiten Punischen Kriege der Aberglaube aus den Unglücksfällen Nahrung schöpfte und immer stärkere Befriedigungsmittel verlangte. Bald genügten nicht mehr die olympischen Götterkulte, sondern man nahm seine Zuflucht zu dem Wundertäter Asklepios und zu dem ekstatischen Gottesdienste der kleinasiatischen Großen Mutter, deren öffentlichem Kultus die römischen Behörden freilich die gehörigen Grenzen steckten. Aber auch als die hannibalische Schreckenszeit vorüber war, suchte der Aberglaube in privaten Geheimkulten seine Befriedigung. Im Jahre 186 entdeckte man, daß in privaten Bacchusmysterien (d. h. orphischen Vereinen) die schändlichsten Ausschweifungen betrieben wurden, und daß die in diese Mysterien Eingeweihten heimliche Verbindungen gebildet hatten, die den gesamten Sitten- und Rechtszustand des Staates gefährdeten. Der Senat schritt mit rücksichtsloser Strenge dagegen ein, und durch einen Senatsbeschluß, der noch in einer Inschrift auf einer bronzenen Tafel (CIL. I 196 = X 104) erhalten ist, wurden alle bacchischen Myste-

rien ein für allemal in Rom und Italien untersagt. Allein der Aberglaube suchte und fand andere Auswege. Orientalische Astrologen und Wahrsager, die sog. Chaldaei, fingen an, in Rom ihre okkultistischen Künste zu treiben, und sie müssen bei dem großen Publikum in besonderem Rufe gestanden haben, denn der alte Cato warnte seine Landsleute vor ihnen, und im Jahre 139 sah sich der Senat veranlaßt, die Chaldäer aus Rom zu verweisen. Sie kamen indessen zurück, und Sulla hat öffentlich seinen Glauben an die Kunst der Chaldäer bekannt.

In dem letzten Jahrhundert der Republik, im Zeitalter der permanenten Revolution, wurde durch die stetige Rechtlosigkeit, die Greueltaten der jeweiligen Machthaber und die allgemeine Unsicherheit an Leben, Gut und Ehre die Neigung zum Mystizismus gewaltig gesteigert, und die politischen Beziehungen der Römer zum Orient vermittelten in diesem Jahrhundert die Übertragung mehrerer orientalischer Mysterienkulte (sacra peregrina) nach Rom. Als im Jahre 92 v. Chr. Sulla in Kappadokien Krieg führte, lernten seine Soldaten in Komana eine Göttin Mâ kennen, die eine Offenbarungsform der kleinasiatischen Großen Mutter war, deren Kultus aber bedeutend urwüchsiger war als der Kult der Magna Mater in Rom. Er trug einen blutigen und kriegerischen Charakter, der den römischen Soldaten besonders zusagte. Ihre zahlreichen Priester pflegten bei ihren feierlichen Umzügen unter tobender Musik wilde Tänze aufzuführen und kamen unter Selbstverwundung mit Doppeläxten in einen ekstatischen Zustand, in dem sie die Zukunft verkündigten. Sowohl im mithridatischen Kriege wie bei dem Marsche Caesars gegen Pharnakes traten die römischen Soldaten wiederum in Berührung mit dem Kultus der Göttin Mâ, und bei ihrer Rückkehr hielt auch die Mâ mit ihren zahlreichen Kultdienern ihren Einzug in Rom. Die Griechen identifizierten diese Göttin mit Enyo, bei den Römern wurde sie nach der römischen Kriegsgöttin Bellona genannt, und ihre Priester hießen bellonarii. Lange blieb dieser Kult freilich ein politisch überwachter Privatkult, und im Jahre 48 v. Chr. wurde von den Staatsbehörden ein römisches Heiligtum der Bellona zerstört: staatliche Anerkennung bekam der Kult wohl erst unter Caracalla, der nicht nur den Menschen, sondern auch den Göttern des Kaiserreichs römische Staatsbürgerschaft verlieh.

In dasselbe Jahrhundert fällt auch die Einführung des Isiskultus in Rom. Die ägyptische Isis hatte sich schon im 3. Jahrh. auf Delos eingebürgert und ist im 2. Jahrh. in den kampanischen Hafenstädten nachweisbar. Wahrscheinlich ist dieser Kult von Delos über die Hafenstadt Puteoli, das Zentrum des orientalischen Warenaustausches, nach Rom gekommen. Trotz mehrerer religionspolizeilichen Verfolgungen hat sich der Isisdienst in Rom nicht nur behauptet, sondern sogar unter den Frauen und in den tieferen Schichten der Bevölkerung eine erfolgreiche Propaganda gemacht, so daß die Triumvirn im Jahre 43 die Erbauung eines Staatstempels der Isis beschlossen. Dieser Beschluß kam freilich in den Wirren der Bürgerkriege nicht zur Ausführung, und bei der Abneigung sowohl des Augustus wie des Tiberius gegen sacra peregrina konnte Isis unter diesen Kaisern keine staatliche Anerkennung erlangen, die erst im Anfange der Regierung des Caligula genehmigt wurde.

Wahrscheinlich durch syrische Sklaven und Kaufleute sind die syrischen Gottheiten, unter denen Atargatis hervorragte, nach Italien übertragen worden, wo sie in den Hafenstädten Brundisium und Puteoli zuerst auftreten. In Rom wurde Atargatis in privaten Kulten unter dem Namen Dea Syria verehrt. Ihr Gottesdienst mit den verschnittenen Bettelpriestern und ihren verzückten Tänzen erinnerte stark an die Kultformen, in denen sich die Verehrung der Magna Mater und der Bellona bewegte, mit denen freilich die Dea Syria die Konkurrenz nicht aufzunehmen vermochte.

Im letzten Jahrhundert der Republik trat auch der persische Mithra (o. S. 252) durch kleinasiatische Vermittlung in den Gesichtskreis der Römer, die mit diesem Gotte zuerst bekannt wurden, als Pompeius die kilikischen Seeräuber, unter denen sich mehrere Mithradiener befanden, unterwarf. Jedoch kann man erst gegen Ende des 1. Jahrh. der Kaiserzeit von einem nennenswerten Mithrakulte in Rom reden. Seit dem Ende des 2. Jahrh. hat sich aber diese Religion mit einer erstaunlichen Schnelligkeit auf den Spuren des Heeres fast über das ganze Römerreich verbreitet. Die meisten Mithreen finden sich, abgesehen von Rom, an den Grenzen.

In den politischen Wirren des letzten Jahrhunderts ist die römische Staatsreligion fast zugrunde gegangen, weil sie als politisches Kampfmittel benutzt und im Dienste der Tagespolitik ausgebeutet wurde. Verhängnisvoll für die römischen Priestertümer erwies sich die im Jahre 103 v. Chr. eingeführte Volkswahl bei der Bestellung der drei wichtigsten Priesterkollegien. Dadurch wurde die Kontinuität der sakralen Überlieferung abgerissen, die Priester verloren allmählich die Sachkenntnisse auf sakralem Gebiete und widersprachen einander in der Deutung des sakralen Rechts. Der von den Pontifices angeordnete Kalender geriet in Unordnung, die im Opferwesen unerträgliche Zustände hervorrief, weil die Jahresfeste in andere Jahreszeiten als die von alters her bestimmten fielen und dadurch öfters ihren eigentlichen Sinn verloren. Manche altrömischen Priestertümer, die dem politischen Intrigenspiele fernblieben, wurden wegen Mangels an Kandidaten nicht besetzt, denn man sträubte sich gegen die mit solchen Priestertümern verbundenen Beschränkungen persönlicher Freiheit und Bequemlichkeit. Das priesterliche Amt des Flamen Dialis blieb nach dem Jahre 87 v. Chr. 75 Jahre lang unbesetzt; die Fratres arvales und die Sodales Titii hatten am Ende der Republik so lange nicht fungiert, daß ihre Institutionen in Vergessenheit geraten waren, und auch bei der Bestellung der vestalischen Jungfrauen äußerten sich große Schwierigkeiten. Bei dem Stocken in der Ausübung des Staatskultus gerieten die Tempel in Verfall. Selbst die Gentilkulte wurden vergessen oder mit weniger Sorgfalt gepflegt, weil man ihre | Aufrechterhaltung als eine unbequeme Last empfand. Dazu kam die allgemeine Verwilderung der Sitten als eine Folge der langjährigen Bürgerkriege, in denen die schlimmsten Leidenschaften der Menschheit entfesselt wurden. Die Götter schienen die blutgetränkte und schuldbeladene Erde verlassen zu haben, man prophezeite den Untergang der alten Welt und sehnte sich inbrünstig nach Frieden und nach einem Heilande.

III. DIE RELIGIÖSEN REFORMEN DES AUGUSTUS

Augustus brachte der ermüdeten Welt den Frieden und wurde selbst als Heiland gepriesen. Ein Teil seiner auf die Bewahrung des Nationalrömischen und die Befestigung des Prinzipats gerichteten Politik ist die Reorganisation der römischen religiösen Institutionen. Schon vor der Schlacht bei Actium hat er auf eine alte sakrale Institution zurückgegriffen, indem er im Jahre 32 als Fetialis den Krieg gegen Kleopatra erklärte und damit ein Amt wieder ins Leben rief, das seit mehr als hundert Jahren aufgehört hatte zu existieren. Einige Jahre nach der Schlacht bei Actium erneuerte er die alten Kollegien der Fratres Arvales und der Sodales Titii, die seit langem der Vergessenheit anheimgefallen waren. Dazu trat seine umfassende Fürsorge für die Wiederherstellung der verfallenen Tempel: nach seiner eigenen Angabe im Monumentum Ancyranum hat er im Anfange seines Prinzipats 82 stadtrömische Tempel restaurieren lassen, weswegen er von Livius (IV 20, 7) templorum omnium conditor ac restaurator genannt wurde.

Besonders lag es ihm am Herzen, die Götter des iulischen Geschlechts mit prachtvollen Tempeln auszustatten. Seinem Schutz- und Lieblingsgotte Apollo widmete er im Jahre 28 v. Chr. auf dem Palatin einen glänzenden Tempel, der eigentlich das private Heiligtum des iulischen Hauses war, aber bei der gesteigerten persönlichen und politischen Bedeutung des Augustus sich zum Range eines Staatsheiligtumes erhob und sogar den Tempel des kapitolinischen Iuppiter verdunkelte. Bei der großen Säkularfeier im Jahre 17 v. Chr., die schon (S. 304) erwähnt wurde, traten Apollo und seine Schwester Diana vom Palatin dem Iuppiter Optimus Maximus und der Iuno Regina ebenbürtig zur Seite, und die Feier war so angeordnet, daß der palatinische Apollotempel zum eigentlichen Mittelpunkte des Festes wurde. Dem Iulius Caesar, der im Jahre 42 durch einen Senatsbeschluß als Divus Iulius unter die römischen Staatsgötter aufgenommen worden war und einen eigenen Flamen erhalten hatte, errichtete Augustus im Jahre 29 auf dem römischen Forum einen Tempel, dessen Fundamente noch vorhanden sind. Der Divus Iulius bekam auch einen besonderen Festtag, der unter die Feriae publicae aufgenommen wurde; und um seine Göttlichkeit noch kräftiger hervorzuheben, wurde bei den im iulischen Hause stattfindenden Begräbnissen Caesars Gesichtsmaske nicht unter den Ahnenbildern getragen, sondern statt dessen bei der Pompa Circensis sein Bild mit anderen Götterbildern auf einem Wagen herumgeführt. Diese Vergötterung des Divus Iulius hat gewiß für die Einrichtung des Kaiserkults vorbildlich gewirkt. Mit den Interessen der gens Iulia eng verbunden war auch der von Augustus gestiftete Kult des Mars Ultor. Diesem Gotte hatte er in der Schlacht bei Philippi, wo es galt, den Tod des Caesar zu rächen, einen Tempel gelobt, und im Jahre 20 errichtete er ihm einen kleinen Rundtempel auf dem Kapitol. | Auf dem Forum Augusti wurde der prachtvolle, im Jahre 2 v. Chr. geweihte Tempel des Mars Ultor, neben dem Venus verehrt wurde, erbaut. Hier wurde der göttliche Stammvater der ältesten römischen Könige und Stadtgründer mit der göttlichen Stammutter des iulischen Geschlechts zusammengestellt. Der Tempel wurde mit außerordentlichen Privilegien ausgestattet. Hier sollten die Mitglieder der kaiserlichen Familie die toga virilis anlegen, von hier sollten die Magistrate in die Provinzen abgehen, hier sollte der Senat über Kriege und Triumphe beschließen, und hier sollten die Triumphinsignien sowie die im Kriege eroberten Feldzeichen niedergelegt werden. Diese Privilegien hafteten in der republikanischen Zeit am kapitolinischen Iuppitertempel, dem sie nun entzogen wurden, und man merkt die Absicht, den republikanischen Hauptgott, wie früher durch den palatinischen Apollo, so nun auch durch den Mars Ultor verdunkeln zu lassen.

Relativ unberührt vom Wechsel der Zeiten, von den politischen Wirren, vom Verfalle der Staatskulte, von rationalistischer Spekulation und dem Drange nach orientalischen Mysterien, gedieh noch wie seit alters her im häuslichen Kultus die Verehrung der Laren, des Herdfeuers und des Genius des Hausvaters, und diese Verehrung gab noch Anlaß zur Entfaltung der persönlichen Religiosität. Auch der Kult der Vesta publica bestand noch und wurde als ein Unterpfand der Größe und Macht des römischen Reiches betrachtet. Augustus verband die Verehrung der Vesta und des Genius mit seiner Person und bildete sie in monarchischem Sinne um. Im Jahre 12 v. Chr. wurde er Pontifex Maximus und trat als solcher in enge Beziehungen zum staatlichen Vestakulte. Er verzichtete indessen auf das Amtslokal des Pontifex Maximus in der Regia und schenkte es den vestalischen Jungfrauen: statt dessen ließ er einen Teil seines Palastes auf dem Palatin in Staatseigentum verwandeln (weil der Pontifex Maximus in loco publico wohnen mußte) und er-

richtete dicht neben dem Palaste einen neuen Vestatempel. Die dort verehrte Gottheit war gewissermaßen die private Vesta des Augustus, aber ihr Kult wuchs an Bedeutung durch die persönliche und staatsrechtliche Stellung des Princeps, und mit der Zeit bekam diese Vesta, die Vesta Augusta, eine der alten republikanischen Vesta fast ebenbürtige Stellung.

In jedem Hause wurde der Genius des Hausvaters verehrt. Der Festtag des Genius war der Geburtstag des Hausherrn, und bei dessen Genius pflegten die Mitglieder der Familie und das Hausgesinde zu schwören. So geschah dasselbe auch mit dem Genius des Augustus. Da er aber Staatsoberhaupt war, gewann es hier weittragende Bedeutung; es bot dem Kaiserkulte eine Handhabe. Die Verehrung des Genius des Princeps wurde mit der der Lares compitales verknüpft, die dort, wo mehrere Wege oder Straßen zusammenstießen, von den Bewohnern jedes einzelnen Bezirks verehrt wurden. In der Stadt Rom hatten sich um den Kult der Lares compitales in den verschiedenen Bezirken sog. collegia compitalicia gebildet, die für den Kult ihrer Lares compitales und die damit verbundenen Spiele sorgten. Diese Kultvereine bestanden überwiegend aus Sklaven und Freigelassenen und gefährdeten in der Revolutionszeit, da sie sich in politische Klubs verwandelt hatten, die allgemeine Sicherheit; sie wurden deshalb von Iulius Caesar aufgehoben. Als Augustus die Stadt Rom in regiones und ihre Unterabteilungen, vici, einteilte, bestimmte er für jeden vicus ein compitum als sakralen Mittelpunkt und übergab die Aufrechthaltung des mit jedem compitum verbundenen Larenkultus an vier von den Einwohnern des dazu gehörenden vicus gewählte | magistri vici. Zwischen den beiden an jedem compitum befindlichen Laren wurde der Genius Augusti verehrt, und bald bekamen jene den Namen Lares Augusti. Diese Verbindung des Genius Augusti mit dem Larendienste verbreitete sich schnell über Italien und hat auch in den Provinzen Nachahmung gefunden.

Unter den sakralen Reformen des Augustus lassen sich zwei Hauptrichtungen unterscheiden: die eine besteht in der Wiederherstellung verfallener Kulte und in einem Zurückgreifen auf uralte, fast verschollene, nationale Sakraleinrichtungen; die andere Richtung verfolgt den Zweck, durch neugeschaffene, den Göttern des iulischen Hauses gewidmete Kulte Augustus, sein Haus und seine Staatseinrichtungen mit einer religiösen Weihe zu umgeben. Öfters wird die Bedeutung der augusteischen Reformen auf sakralem Gebiete unterschätzt, indem man darauf hinweist, daß die von Augustus neugeschaffenen Kulteinrichtungen bis auf die Verehrung des Genius Augusti nach seinem Tode ihre Bedeutung eingebüßt haben, und daß er nicht imstande war, in die alten Formen auch ein neues Leben zu gießen. Wer so urteilt, verkennt nicht nur die Natur des antiken Staates und der antiken Religion, sondern auch die Bedingungen einer religiösen Reformation. Die antike Religion war Kultausübung und bildete nur eine Seite der Staatseinrichtungen. Solange die Menschen überhaupt an Götter glaubten, mußte der antike Staat für die Aufrechterhaltung des öffentlichen Gottesdienstes sorgen. Die sakralen Reformen des Augustus bildeten also ein Glied in seinen Bestrebungen, die bürgerliche Ordnung wiederherzustellen. Es war kein geringes Verdienst, dem allgemeinen Verfalle der religiösen Formen Halt zu gebieten und für die noch vorhandene Religiosität alte Formen wiederherzustellen oder neue zu schaffen. Und Religiosität war noch vorhanden, nicht nur in den tieferen Schichten der Gesellschaft, wie es die Inschriften bezeugen, sondern auch unter den philosophisch Gebildeten; denn die in Rom vorherrschende Philosophie der Stoa war jetzt religiös angehaucht und suchte die bestehende Religion zu stützen. In den Schrecken der Revolu-

tionszeit war eine religiöse Stimmung erstarkt, die in der Vergangenheit ihre Ideale suchte.

Augustus steht, wie seine Zeitgenossen, unter dem Banne dieser romantischen Stimmung, die eine Rückkehr zu der alten guten Zeit und ihren einfachen Sitten verlangte. In diesem Sinne hatte er nicht nur sakrale Reformen unternommen und seine Sittengesetze erlassen, sondern auch die zeitgenössische Literatur beeinflußt. Sowohl aus der Zeitstimmung wie aus dem Willen des Augustus entstanden die anmutigen Schilderungen des Landlebens von Vergil und Tibull, das römische Nationalepos des Vergil, die grandiose, romantisch und national gestimmte römische Geschichte des Livius; unter demselben Einflusse haben auch Properz und Ovid ihre erotisch-laszive Dichtung aufgegeben, um die römischen Tempellegenden und religiösen Feste dichterisch zu verherrlichen. Und Horaz, der seine poetische Unabhängigkeit am besten zu wahren verstand, hat doch zur augusteischen Säkularfeier das Festlied gedichtet und auch sonst der romantischen Zeitstimmung ein verständnisvolles Empfinden entgegengebracht (vgl. Bd. I[2] 363).

Der Kult des Genius Augusti und der damit eng verbundene Kaiserkultus sind die letzten großen Schöpfungen der antiken Religion. Auf diesem Grunde wird in den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit weitergebaut, indem das Vorwiegen monarchischer Gesichtspunkte in fast allen Zweigen des öffentlichen Gottesdienstes sich geltend macht. Sonst bietet die stadtrömische Religionsgeschichte in | der Kaiserzeit kein besonderes Interesse, sondern geht bald in die allgemeine Geschichte der religiösen Verhältnisse des Gesamtreiches auf, die am Ende der Darstellung der griechischen Religion in großen Zügen vorgeführt worden ist.

IV. ANTIKE QUELLEN UND MODERNE BEARBEITUNGEN

Die älteste sakrale Literatur der Römer bestand aus den libri oder commentarii sacerdotum, die in den Archiven der einzelnen Priesterschaften aufbewahrt wurden. Diese enthielten Mitgliederverzeichnisse, Statuten, Sitzungsprotokolle, Gebetsformulare, Prozessionsordnungen und was sonst sich auf die Tätigkeit der betreffenden Priesterschaft beziehen konnte. Diese Urkunden wurden nicht publiziert, aber Bruchstücke und vereinzelte Notizen wurden daraus in die antiquarisch-historische Literatur der Römer aufgenommen und sind, gewöhnlich durch mehrere Zwischenhände, auf uns gekommen. Manches von diesem Stoffe ist durch die Vermittlung des M. Terentius Varro, des Verrius Flaccus und anderer römischer Altertumsforscher in die römische und griechische Literatur der Kaiserzeit übergegangen, und wir finden solche Bruchstücke und Notizen — freilich öfters in einer entstellten und durch gelehrte Kombinationen getrübten Überlieferung — bei Livius, Gellius, Nonius Marcellus, Censorinus, Macrobius, in den Vergilscholien, bei Dionysios von Halikarnaß, Plutarch und den Kirchenvätern, vor allem bei Augustin (in seinem Werke De civitate Dei). Anderes ist aus denselben Quellen durch die juristische Literatur der Römer überliefert worden. Ein reicher sakralrechtlicher Stoff wurde von Verrius Flaccus in seinem Werke De verborum significatu gesammelt, von dem Bruchstücke in den Exzerpten des Pompeius Festus und des Paulus Diaconus erhalten sind. Kulturgeschichtliche Beiträge zur Kenntnis des Volksglaubens und des Aberglaubens lieferten Cato maior in seinen Origines und Plinius maior in seiner Naturalis historia.

Die römische Nationalliteratur stand indessen schon in ihren Anfängen unter einem übermächtigen griechischen Einflusse, der sich auch in der Hellenisierung des römischen Kultus, Ausgleichung der griechischen und römischen Göttervorstellungen und Übertragung der griechischen Mythen und Sagen auf italische Verhältnisse geltend machte. Dieser Einfluß, dem sich selbst der alte Cato nicht entziehen konnte, wurde mit der Entwicklung der römischen Literatur noch mehr gesteigert. Gegen Ende der Republik haben auch die philosophischen, besonders die stoischen Lehren auf die Darstellung der römischen Religion und der römischen Sakralaltertümer mächtig eingewirkt und in den Schriften des Varro, des Nigidius Figulus und des Cicero tiefe Spuren hinterlassen. Wenn es also bei den Prosaisten

oftmals schwierig ist, die echtrömische Überlieferung ungetrübt wiederzufinden, so ist die römische Dichtung, wenn sie sich mit Göttermythen, Heroensagen, Tempellegenden und dgl. abgibt, als Quelle für die Kenntnis der römischen Religion fast wertlos und jedenfalls nur mit der größten Vorsicht zu benutzen.

Dagegen besitzen wir in den Inschriften authentische Urkunden zu der römischen Religionsgeschichte. Durch die Votivinschriften werden wir über die lokale Verbreitung der Götterkulte unterrichtet und können in einigen Fällen die Übertragung griechischer Gottheiten nach Rom und Italien wenigstens annähernd chronologisch bestimmen. Ferner enthalten die Inschriften Tempelstatuten, Tempelinventare, Verzeichnisse über religiöse Feste, Spiele und Priester, Verordnungen der Pontifices und der XV viri sacris faciundis u. dgl. Für den Aberglauben bilden die auf Bleitafeln eingeritzten Verwünschungen (defixiones) gegen persönliche Feinde wertvolle Urkunden, und die zahlreichen Grabinschriften, besonders aus der Kaiserzeit, liefern interessante Beiträge zur Kenntnis der römischen Religiosität.

Über die acta fratrum arvalium (CIL. VI 2023–2118, 32338–32392, ChrHülsen, Eph. ep. VIII [1892] 316ff.) vgl. S. 292f.; sie enthalten in einem Protokolle vom Jahre 218 n. Chr. auch das älteste auf uns gekommene authentische Rituallied der Römer, das carmen fratrum arvalium. Wichtig für die römische Religionsgeschichte sind auch die inschriftlichen Urkunden zu den Säkularfeiern des Augustus und des Septimius Severus | (CIL. VI 32323, ThMommsen, Eph. ep. VIII [1892] 227ff. mit den zugehörigen Münzen).

Die wichtigste römische Religionsurkunde ist aber der in mehreren epigraphischen Bruchstücken und Exemplaren vorliegende römische Festkalender (herausgeg. von ThMommsen, CIL. I: 2, ²[1893] S. 201ff.), der in seiner jetzigen Form zwar der Kaiserzeit angehört, aber sich für die altrömische Zeit sicher rekonstruieren läßt. Die dort mit großen Schriftzügen gemachten Angaben beziehen sich nämlich, wie ThMommsen scharfsinnig nachgewiesen hat, auf den ältesten römischen Festkalender, und erst dadurch ist die Feststellung des altrömischen Götterkreises ermöglicht worden. Dazu kommen in dem betreffenden Festkalender auch Notizen von den in republikanischer Zeit gestifteten Festen und Tempeln und ebenso auch von den durch Caesar und Augustus hinzugefügten Festen.

Sehr wichtig sind auch die archäologischen Quellen. Die Quellen zur Topographie und Stadtgeschichte von Rom geben über die lokalen Kulte wertvolle Aufschlüsse, denn die Lage der ältesten Heiligtümer hängt mit den Ansiedlungsverhältnissen vom alten Rom eng zusammen. Bei den im vorletzten Jahrzehnte auf dem Forum Romanum unternommenen Ausgrabungen hat man das Niveau der Kaiserzeit verlassen und ist in die Tiefe gegangen, wo alte Monumente aus republikanischer und vorgeschichtlicher Zeit zutage gefördert sind, darunter auch einige sakrale Denkmäler von hoher Bedeutung. Auch die Baugeschichte von Pompeii liefert interessante Nachrichten sowohl über die vorrömischen Gottesdienste wie über die Aufnahme spezifisch römischer Götter und das Eindringen des Kaiserkultus in diese Stadt, die im Jahre 80 v. Chr. in eine römische Kolonie verwandelt wurde. Auch für den privaten Kultus liefert Pompeii durch die erhaltenen Hauskapellen und die dazu gehörigen Sakralbilder ein reiches Material. Unter dem sonstigen archäologischen Materiale sind die Münzen eine ergiebige Quelle der römischen Religionsgeschichte, besonders durch die auf ihnen dargestellten Abbildungen von Tempeln und Götterbildern. Indessen gilt von dem kunstarchäologischen Materiale dasselbe wie von der Literatur: die römische Kunst steht seit alters her unter griechischem Einflusse, und ihre Erzeugnisse sind vorwiegend für die Kenntnis des hellenischen Kultus und der Hellenisierung der römischen Religion zu verwerten, aber für die altrömische Religion nur mit der größten Vorsicht zu benutzen.

Bei der wissenschaftlichen Bearbeitung der römischen Mythologie und Sakralaltertümer, die schon gegen das Ende des Mittelalters begann, stand man jahrhundertelang unter dem Banne der antiken Auffassung von der Gleichsetzung römischer und griechischer Gottheiten und machte infolgedessen keinen Unterschied zwischen der römischen und der griechischen Religion. Im 17. und 18. Jahrh. wurde das zu den römischen Sakralaltertümern und zum römischen Sakralrechte gehörende Material fleißig gesammelt und gesichtet, jedoch kam man über ein rein antiquarisches Interesse und eine fleißige Materialsammlung selten hinaus.

Den Anstoß zu einer philologisch-historischen Betrachtung der römischen Religion und Mythologie gab BGNiebuhr in seiner Römischen Geschichte (Berl. 1811), wenn er auch selbst nur gelegentlich diese Gebiete streifte. Nachdem er den Weg zu einem geschicht-

lichen Verständnisse der römischen Religion angebahnt hatte, entstanden auf diesem Gebiete mehrere kritische Spezialuntersuchungen, die die Erkenntnis der römischen Religionsverhältnisse sehr gefördert haben. JAHartung erkannte in seiner Religion der Römer (Erlang. 1836) die nationale Selbständigkeit der römischen Religion, indem er sich die Aufgabe stellte, einheimische und fremde, italische und griechische Bestandteile voneinander zu sondern. RHKlausen suchte in seinem gelehrten und stoffreichen, leider aber unklaren und diffusen, deshalb auch ungenießbaren Werke Aeneas und die Penaten (Hambg. 1839–40) den Nachweis zu liefern, daß der altitalische Göttergiaube durch den überwuchernden griechischen Einfluß entstellt und verdunkelt sei. LKrahner hat in seinen Grundlinien zur Geschichte des Verfalls der römischen Staatsreligion (Halle 1837) die verschiedenen Hauptepochen der römischen Religionsgeschichte nachgewiesen und sich auch um die kritische Sichtung der literarischen Überlieferung verdient gemacht. JAAmbrosch machte die römischen Priesterarchive (Observationum de sacris Romanorum libris I, Bresl. 1840) und Religionsbücher (Über die Religionsbücher der Römer, Bonn 1843) zum Gegenstande seiner Untersuchungen und wies den Zusammenhang zwischen den ältesten Götterkulten und den ältesten stadtrömischen Ansiedlungen nach (Studien u. Andeutungen im Gebiete des altröm. Bodens u. Kultus I, Bresl. 1839; De sacerdotibus curialibus, Diss. Bresl. 1840; Quaestionum pontificalium I–III, Bresl. 1848–51). LMercklin (Die Cooptation der Römer, Lpz. 1848; Über die Anordnung u. Einteilung des röm. Priestertums, Dorpat 1852) untersuchte die Organisation der römischen Priestertümer und lieferte gute Beiträge zur Kritik der literarischen Überlieferung. ASchwegler wendete in seiner Röm. Geschichte (Tüb. 1853) in vollem Maße die Niebuhrsche Methode auf die kritische Beleuchtung der Sagengeschichte der römischen Königszeit an und erkannte in vielen Fällen den ätiologischen Charakter der alten Sagen. | Gegenüber der von Niebuhr angeregten Methode bezeichnet LPrellers Röm. Mythologie (Berl. 1858, 3. Aufl. von HJordan 1881–83) insofern einen Rückschritt, als Preller unter dem Einflusse der sog. vergleichenden mythologischen Schule die römischen und griechischen Elemente in der römischen Religion nicht streng genug auseinanderhielt und die Bedeutung des Kultus verkannte; diese Nachteile wurden indessen durch kritische Sichtung des Quellenmaterials, treffliche Disposition und anregende Darstellungsweise einigermaßen aufgewogen. ThMommsen, dem dieser Teil der Geschichte des römischen Reiches allein ferner lag, hat doch durch musterhafte Behandlung des römischen Festkalenders und durch seine Römische Chronologie sowohl für die Darstellung der altrömischen Religionsgeschichte eine feste Grundlage geschaffen wie durch seine große Schöpfung, das Corpus Inscriptionum Latinarum, im Vereine mit seinen Mitarbeitern und Schülern das epigraphische Material zugänglich gemacht. HBrunn lenkte die Forschung auf Untersuchungen über die kunstarchäologischen Denkmäler sakralen Inhalts. Solche Untersuchungen, bei denen die Übertragung griechischer Göttertypen in die römische Kunst beleuchtet wurde, sind von HJordan und AReifferscheid ausgeführt worden.

Ein wichtiges Material wurde in den letzten Jahrzehnten der römischen Religionsforschung zugeführt durch die archäologischen Ausgrabungen und topographischen Forschungen in Rom, um die sich die Italiener GBdeRossi, RLanciani, GFiorelli, GdeBoni, CVaglieri und die Deutschen HJordan, ChrHülsen und ORichter besonders verdient gemacht haben.

Von ethnologischen Gesichtspunkten aus ist die römische Religion beleuchtet worden von WMannhardt in seinen Antiken Wald- und Feldkulten (Berl. 1877), JGFrazer in The Golden Bough (Lond. 1890, [3]1911), HUsener in Götternamen (Bonn 1896), Italische Mythen, Kl. Schriften IV (Lpz. 1913) und in mehreren kleineren Schriften, WWardeFowler in The Roman Festivals (Lond. 1899), The Religious Experience of the Roman People (Lond. 1911), ESamter in seinem Buche Familienfeste der Griechen und Römer (Berl. 1901), JBCarter, The Religion of Numa and other Essays on the Religion of Ancient Rome (Lond. 1906).

HDiels hat in seiner Schrift Sibyllinische Blätter (Berl. 1890) wichtige Beiträge zur Kenntnis von der Entstehung sibyllinischer Orakelsprüche und vom Eindringen griechischer Kultusriten in Rom geliefert. AdeMarchi behandelt in Il culto privato di antica Roma (Rom 1896. 1903) ausführlich die Privatreligion der Römer. Die Religionsgeschichte der Kaiserzeit ist in ihren Einzelheiten von JToutain, Les Cultes païens dans l'empire romain I, II (Paris 1907–11), und im allgemeinen sowohl von GBoissier in seinen Schriften La religion romaine d'Auguste aux Antonines (Paris 1874) und La fin du paganisme (Paris 1891) und in der Fortsetzung der erstgenannten Schrift durch JRéville, La Religion à Rome sous les Sévères (Paris 1885), deutsch übersetzt von GKrüger, Die Rel. der röm.

Ges. im Zeitalter des Synkretismus (²Lpz. 1906), dargestellt worden, wie von FCumont, Les religions orientales dans le paganisme romain (Paris 1907, vgl. u.). In der Einzelforschung der Religion der Kaiserzeit, wie sie heutzutage im Vordergrunde der wissenschaftlichen Arbeit auf diesem Gebiete steht, ist vorbildlich geworden die große, tief eindringende Monographie desselben Verf. Textes et monuments figurés relatifs aux mystères de Mithra (Paris 1896–99), wo der Mithrakult und seine Verbreitung über das römische Reich dargestellt worden ist. Die Resultate sind zusammengefaßt in dem kleinen Buche Les Mystères de Mithra (³Bruxelles 1913), deutsche Übersetzung von GGehrich, Die Mysterien des Mithra (²Lpz. 1911). Vgl. ADieterich, Eine Mithrasliturgie (Lpz. 1910). Über den Kult der Magna Mater HGraillot, Le Culte de Cybèle à Rome et dans l'empire romain (Paris 1912). Auch AvDomaszewskis grundlegende Arbeit über Die Religion des römischen Heeres (Westdeutsche Ztschr., Trier 1895) und seine Abh. zur röm. Religion (Lpz. 1909) sind hier zu nennen.

Einen Markstein in der römischen Religionsforschung bezeichnet GWissowas Religion und Kultus der Römer (²Münch. 1912; 1885 hatte er die Neuauflage von JMarquardt, Röm. Staatsverwaltung III, besorgt; Einzeluntersuchungen: Ges. Abh. zur röm. Rel.- u. Stadtgesch., Münch. 1904), ein Werk, in dem auch das in den letzten Jahrzehnten hinzugekommene epigraphische und archäologische Material zur Geschichte der römischen Religion kritisch verwertet worden ist. Bei der Dürftigkeit des außerrömischen Materials hat sich Wissowa vorsichtig auf die römische Religion beschränkt und es vermieden, sich auf die Religion der Umbrer, Osker, Sabeller, Latiner und Etrusker einzulassen. Innerhalb der so gegebenen Grenzen hat er seine Aufgabe klar erfaßt und konsequent durchgeführt. Gestützt auf Mommsens Untersuchungen über den römischen Festkalender, hat er dem altrömischen Götterkreise feste Umrisse gegeben, die Legenden von einer einheimischen römischen Mythologie gründlich zerstört und das allmähliche Eindringen griechischer Göttervorstellungen und Kultusriten eingehend geschildert. Mit großer Gelehrsamkeit und kritischem Scharfsinne verbindet Wissowa eine gefällige und klare Darstellungsweise. Freilich scheint er öfters die römische Religion von einem einseitigen juristischen Standpunkte zu betrachten — nicht umsonst ist er ein Schüler von Theodor Mommsen — als ob er seiner Gesamtauffassung nach ein leibhaftiges Mitglied des römischen Pontifikalkollegiums wäre. Ethnologische Gesichtspunkte werden von ihm sorgfältig vermieden, und für Religiosität scheint er wenig Sinn zu haben. Nichtsdestoweniger bildet Wissowas 'Religion und Kultus der Römer' eine bleibende Grundlage für künftige | Darstellungen und Forschungen auf diesem Gebiete, und es soll mit Dankbarkeit anerkannt werden, daß der hier gegebenen Darstellung der römischen Religion das Werk von Wissowa zugrunde gelegt worden ist. Freilich muß man im Gegensatze zu Wissowa versuchen, die altrömische Religion, besonders die Feste, ethnologisch zu verstehen. Dafür sind gute Gesichtspunkte angegeben von WWFowler, LDeubner und ESamter in ihren oben angeführten Arbeiten. |

V. GESICHTSPUNKTE UND PROBLEME

VON MARTIN P. NILSSON

Ein berühmtes Gleichnis sagt, daß die römische Religion ein zusammengestürzter Bau ist, auf dessen Trümmern ein neuer Bau aufgeführt worden ist, der seinerseits wieder eingestürzt ist. Es gilt unter der doppelten Verschüttung die Reste wieder aufzudecken. Diese Abräumungsarbeit ist das Werk des vergangenen Jahrhunderts. Die deutsche Forschung hat in der letzten Zeit besonders zwei Linien verfolgt, die Sondergötter (HUsener) und die staatlich-formale Regelung der Religion (GWissowa). Die Entwicklung der Staatsreligion läßt sich in einer ganz anderen Weise als in Griechenland verfolgen. Das beruht auf der geschichtlichen Rolle Roms und der damit zusammenhängenden reicheren Überlieferung und ferner auf den juristisch-formalen Neigungen der Römer, die sich des Staatskults und des Sakralrechts bemächtigt haben. Im Vergleiche hiermit tritt die Volksreligion und die Religion der andern italischen Stämme in den Hintergrund, sowohl in den Quellen wie in der Forschung. Sie darf jedoch nicht vergessen werden. Usener hat sie beachtet, ebenso die Engländer, Deubner ist ihr glücklich nachgegangen in mehreren Aufsätzen, und Wissowa selbst hat in der zweiten Auflage die schroff ablehnende Haltung der ersten wenigstens etwas gemildert. Ein sehr wichtiges Problem ist die Beeinflussung der römischen Religion

durch die Etrusker, die sehr stark gewesen ist und sich auch in den staatlichen Einrichtungen bekundet. Die Stärke des etruskischen Einflusses auf das ganze Wesen und die Kultur der Römer haben erst WSchulzes Forschungen aufgehellt (Zur Gesch. lat. Eigennamen, AbhGG. NF. V 2, Berl. 1904). Am greifbarsten ist er in der Haruspizin, die immer eine etruskische Wissenschaft gewesen ist (die noch vorliegenden großen Überreste sind gesammelt von CThulin, Die etr. Disciplin, Göteborgs Högskolas Årsskrift, 1905–9). Die Etrusker waren aber stark griechisch beeinflußt. Der griechische Einfluß scheint aber nicht auf diesem Wege, sondern von Süden nach Rom gekommen zu sein. Vielleicht setzte der griechische Kultureinfluß in voller Stärke zu spät in Etrurien ein, nachdem sich Rom schon von dem übermächtigen Einflusse Etruriens befreit hatte. Der größte Sieg der griechischen Religion ist die Absorbierung der römischen, die nicht so sehr durch die Aufnahme griechischer Kulte wie durch die der Mythologie erfolgte. Denn die Kulte wurden durch die Priesterkollegien der staatlichen Religion einverleibt und teilten ihren Verfall am Ende der Republik. Die mehr oder minder willkürliche Identifizierung der römischen Götter mit den griechischen gab die Handhabe, die Mythen dieser auf jene zu übertragen; von großem Einflusse waren dabei die Geschichtschreibung und die schöne Literatur. So wurden die römischen Götter dem Geiste nach Griechen, von altrömischer Auffassung erhielt sich wenig, und dies nur in dem alten, verknöcherten Kulte. Der Unterschied im Kulte war für das Volk geringfügig, abgesehen von Einzelheiten, die für die Religiosität belanglos waren. Trotz seines romantischen Hanges konnte Augustus weder noch wollte er einen Wandel hierin schaffen; er huldigte besonders dem Griechengotte Apollo.

Hierdurch sind die Grundlinien für die Religionsgeschichte des Altertums bestimmt. Zuerst wäre das spezifisch Griechische und das spezifisch Römische darzustellen, darauf der hellenistische Synkretismus in seinen beiden Formen, der hellenisch-orientalisierenden und der römisch-hellenisierenden, zwischen denen übrigens Verbindungslinien laufen, ferner der dem ganzen Reiche gemeinsame, sich immer stärker ausprägende Synkretismus der Kaiserzeit und schließlich die Überbleibsel der alten Religion in der siegenden. Die obige Darstellung ist anders angelegt, das Römische ist für sich gestellt.

EXAKTE WISSENSCHAFTEN UND MEDIZIN

VON JOHAN LUDVIG HEIBERG

I. DARSTELLUNG

1. Die ionische Philosophie. Innerhalb unseres Kulturkreises gebührt die hohe Ehre, zum ersten Male eine Frage wissenschaftlich gestellt zu haben, der ionischen Philosophie. In allen literarischen Erzeugnissen des ionischen Stammes, vom homerischen Epos bis zu den Krankenjournalen der Hippokratiker, offenbart sich eine scharfe Beobachtungsgabe und ein heller, nüchterner Verstand, der genauen Bescheid verlangt. Wie Odysseus auf seinen Irrfahrten nichts übersieht und öfters aus bloßer Wißbegierde Leben und Gefährten aufs Spiel setzt, so haben seit dem 8. Jahrh. die kühnen ionischen Seefahrer, die ihn in ihrem Bilde umgeschaffen haben, von ihren weiten Handels- und Kolonisationsfahrten ein ungeheures Beobachtungsmaterial zusammengebracht. Das war die Unterlage, auf der die wissenschaftliche Forschung entstand, als zwei Jahrhunderte später ein kluger und erfahrener ionischer Weltmann die mythischen Theorien der Dichter über Entstehung und Entwicklung der Welt über Bord warf und sich und andern die Frage vorlegte: Aus welchen physischen Ursachen erklärt sich der jetzige Zustand des Weltgebäudes? Die Augenschärfe, die die entzückende realistische Kleinmalerei der homerischen Gleichnisse geschaffen hat, verleugnet sich auch bei den ionischen Denkern nicht. Aber in begreiflicher Überschätzung der Tragweite des schon gesammelten Beobachtungsmaterials und in jugendlichem Vertrauen auf die Allmacht der soeben mündig gewordenen Denkkraft haben sie sofort da einen himmelhohen Turm hingestellt, wo die Fundamente nur eine Hütte tragen konnten. Daher stehen in ihrer Erklärung der Erscheinungen kindliche Analogien neben genialen Intuitionen. Aber wer historisch zu denken gelernt hat, wird sich durch die kuriosen Naivitäten, die unsere Überlieferung mit Vorliebe erhalten hat, nicht stören lassen in der staunenden Bewunderung der Geisteskraft, die so vieles und so Großes ahnend vorwegnehmen konnte. Ihr ordnender Verstand hat von Anfang an die Forderung aufgestellt, daß die Mannigfaltigkeit der Dinge nicht nur reduziert, sondern auf *einen* Grundstoff zurückgeführt werden müsse, und daß alle physischen Vorgänge Naturgesetzen unterworfen seien; so war der Begriff des Kosmos vorgebildet, der seitdem die gesamte griechische Weltanschauung — und nicht nur sie — beherrscht hat. In der Erklärung der Entwicklung der Lebewesen sind *Anaximandros* und *Empedokles* der modernen Entwicklungslehre nahegekommen; Anaximandros hat das homerische Weltbild der von einer Himmelsglocke überwölbten Erdscheibe für immer zerstört, und seine Annahme einer mitten in der Himmelskugel schwebenden Erde enthält eine Ahnung der Attraktionslehre, wie Empedokles durch seine Lehre von den vier Elementen und ihren Mischungen den ersten Schritt auf dem Wege zur modernen Chemie getan hat, und wie *Herakleitos* mit seiner Annahme einer fortwährenden Bewegung

des Stoffes, Anaximenes mit seiner Lehre von Verdichtung und Verdünnung als Ursachen aller Verschiedenheiten mit modernen physischen Theorien Berührung haben; die Pythagoreer sind durch ihre Anschauung von der Vollkommenheit der Kugel auf die | Kugelgestalt der Erde geführt worden, und im 5. Jahrh. wagte ein Pythagoreer, Philolaos, den noch entscheidenderen Bruch mit der unmittelbaren sinnlichen Vorstellung, einen Kreislauf der Erdkugel um ein Zentralfeuer anzunehmen.

Die ionische Wissenschaft hatte mit Pythagoras und Xenophanes in Großgriechenland sich festgesetzt; mit Anaxagoras und den Sophisten kam sie nach Athen. Hier wurde die rationalistische Aufklärung anfangs in gewissen Kreisen mit Begeisterung aufgenommen, rief aber bald eine Reaktion des attischen Wesens hervor, und von der Naturforschung unbefriedigt, stellte Sokrates der Philosophie neue Aufgaben, die alles Interesse und alle Geisteskräfte in Anspruch nahmen. So kam es, daß der größte Naturforscher der Zeit, Demokritos, in Athen fast nur Gleichgültigkeit fand; die Atomlehre, die er im Anschlusse an seinen Landsmann Leukippos entwickelt hatte, glitt an der maßgebenden attischen Philosophie fast spurlos vorüber, obgleich sie ihre Fruchtbarkeit als Arbeitshypothese bis auf den heutigen Tag bewiesen hat und schon von Demokritos mit Erfolg u. a. zur Erklärung der Sinneseindrücke angewandt wurde, und die Vorstellung von dem einen begrenzten Kosmos, die Demokritos mit seiner Annahme einer Unendlichkeit von Weltsystemen überwunden hatte, blieb bestehen als Haupthemmnis einer rationellen Physik.

Anaxagoras und Demokritos beherrschten in herkömmlicher Weise noch immer das Gesamtgebiet der Naturwissenschaft und haben durch Schriften und Lehre auch Erdkunde, Astronomie, Medizin und Mathematik gefördert. Aber schon war mit dem Anschwellen des Materials und der Verzweigung der Probleme eine Fachteilung eingetreten, und die neuen Spezialwissenschaften entrissen der Mutter ein Stück nach dem andern. Unbestritten blieb ihr nur die Physik und vorläufig die Astronomie; aber Erdkunde, Medizin und Mathematik traten selbständig hervor, die beiden erstgenannten mit der Praxis der Schiffer und Ärzte im Rücken, die Mathematik, wofür die Griechen ganz besonders veranlagt waren, in einer reißend schnellen Entfaltung, der bald nur der Fachmann folgen konnte. Und das Verhältnis der Mutter, die beim Fabulieren blieb, und der emanzipierten Töchter wurde bald ein gespanntes. Zwar die Mathematik begnügte sich damit, die Versuche hineindilettierender Philosophen, ihre Kreise zu stören, schweigend zu parieren. Aber Geographie und Heilkunde protestierten laut gegen die Vormundschaft der Philosophie und pochten auf ihr selbsterworbenes Gut. Gleichzeitig mit der attischen Reaktion gegen die Naturphilosophie macht nicht nur der von attischer Denkart stark beeinflußte Herodotos sich lustig über die unkontrollierbaren geographischen Hypothesen seiner Vorgänger, sondern auch ein ionischer Arzt erhebt in der Schrift 'Über die alte Heilkunde' scharfen Einspruch gegen die Theoretiker, die alle Krankheiten philosophisch aus einer einzigen Ursache nach eigener Wahl deduzieren, statt dem erprobten Wege der Erfahrung und der Beobachtung zu folgen.

Die Erdkunde war schon im 6. Jahrh. so weit, daß Anaximandros eine Weltkarte entwerfen konnte. Eine solche war auch der Perihegese des Hekataios beigegeben, worin der weitgereiste Verfasser die Küstenbeschreibung des Mittelmeeres nach eigener Anschauung vervollständigt hatte; auch ethnographische und zoologische Beschreibungen waren gelegentlich eingeschaltet. Hierin folgt ihm Herodotos, dessen Schilderung von Ägypten die des Hekataios teils stillschweigend benutzt, teils berichtigt; im übrigen brachte Herodots Werk mit seiner staunenswerten Autopsie eine sehr bedeutende Erweiterung des geographischen Materials, besonders für das

innere Asien und die Gegenden um Pontos herum. Unter den | altionischen Vorstellungen, die er ablehnt, ist als besonders wichtig für das Weltbild hervorzuheben die Annahme eines die Oikumene rings umgebenden Meeres. Gar keine Notiz nimmt er von der Revolution, die die pythagoreische Lehre von der Kugelgestalt der Erde in der Geographie hervorrufen mußte. Durch sie und durch die Fortschritte der Astronomie wurde Parmenides auf seine Lehre von den fünf Zonen der Erde geführt, deren mittelste wie die beiden äußersten unbewohnbar seien. Nicht nur die Historiker, in deren Händen die beschreibende Geographie noch auf lange Zeit verblieb, sondern auch die Ärzte hatten wegen ihres Berufes ein Interesse an geographischen Untersuchungen. Der Arzt war noch immer wie zur Zeit des jüngeren Epos ein wandernder δημιουργός, und die gewissenhafte Ausübung seiner Kunst erforderte genaue Kenntnis des Bodens, des Klimas und des Trinkwassers der Gegend, die zeitweilig Schauplatz seiner Praxis war. Ein Vademekum dieser Art ist das wundervolle Buch Περὶ ἀέρων ὑδάτων τόπων, worin ein ionischer Wanderarzt zunächst für Kollegen seine klimatologischen Erfahrungen zusammenstellt, aber nach und nach sein Thema erweitert zu dem Nachweise, wie die physischen und psychischen Eigentümlichkeiten eines Volkes von der Natur seines Landes bestimmt werden, und sogar zu einer Erörterung über den moralischen Einfluß der Despotie und der Freiheit. Das Schriftchen enthält eine Fülle von vortrefflichen Beobachtungen und ethnographischen Schilderungen und überrascht durch die Modernität des Grundgedankens; aber der systematische Aufbau ist überkühn wie überhaupt in der ionischen Naturphilosophie.

Die Heilkunde wird im Epos im wesentlichen rationell betrieben und ist in der Kriegschirurgie schon sehr fortgeschritten. Wo wir sie später an die als Kurorte fungierenden Asklepios-Heiligtümer geknüpft finden, hält sie sich natürlich von Mystik und Priesterbetrug nicht frei, aber eine Summe nüchterner Beobachtungen werden doch auch die Priesterärzte gesammelt haben; es ist kein Zufall, daß Hippokrates aus Kos stammt, wo Asklepios ein berühmtes Heiligtum hatte. Auf den Namen des Hippokrates wurde später alles getauft, was von der ionischen Heilkunde in der Literatur übrig war. Im hippokratischen Schriftenkorpus sind alle Stufen vertreten, vom ernsten Praktiker, der am Krankenbette von Tag zu Tag die wechselnden Zustände des Patienten, gelegentliche Beobachtungen und Vermutungen für sich notiert oder seinen Schülern genaue Vorschriften gibt für ein würdiges und humanes Auftreten, bis zum philosophierenden Scharlatane, der im populären Vortrage mit medizinischen Theorien geistreich spielt; auch stehen Schriften der sich bekämpfenden Schulen friedlich nebeneinander. Hervorragend sind die chirurgischen Werke über die Behandlung von Wunden und Verrenkungen; sie zeugen von einer ausgezeichneten diagnostischen Schulung und einem in der Palästra geschärften Blicke für den menschlichen Körperbau. Dagegen sind die anatomischen Kenntnisse gering, weil man vor Zergliederung von Leichen noch Scheu trug, und die Physiologie ist von unreifen Theorien beherrscht. In der Praxis werden diese Mängel wenig geschadet haben bei der exspektativen Behandlung der koischen Schule, die mit operativen Eingriffen sehr sparsam war und von einer vernünftigen Diät mehr erwartete als von Medikamenten. Von dem Praktizieren der Hippokratiker bekommt man überhaupt den besten Eindruck. Die Ärzte waren zunftmäßig organisiert, und der erhaltene Zunfteid ist ein schönes Denkmal für die erhabene Auffassung ihres Berufes.

Die Physiologie der hippokratischen Schriften zeigt verschiedene Stufen der Humoralpathologie, wonach Gesundheit und Krankheit von den 'Säften' des Körpers | abhängen; in einigen treffen wir schon die später so verbreitete Lehre von den vier

Säften (Blut, Phlegma, gelber und schwarzer Galle), die verschiedene Kombinationen der Grundgegensätze kalt-warm, feucht-trocken vertreten. Die Grundlage dieser Lehre ist pythagoreisch; der von den Pythagoreern beeinflußte Arzt Alkmaion aus Kroton hat zuerst die Theorie aufgestellt, daß die Gesundheit auf dem Gleichgewichte der Gegensätze im Körper beruhe. In Kroton gab es überhaupt eine bedeutende medizinische Schule, mit der auch Empedokles in Verbindung steht; er rühmt sich selbst seiner Mirakelkuren.

Auch auf dem Gebiete der Heilkunde wie auf dem der Astronomie waren also die Pythagoreer einflußreich; aber ihr Hauptverdienst ist doch die Grundlegung der Mathematik.

Einzelne mathematische Konstruktionen hatte schon Thales aus Ägypten mitgebracht, wo von alters her eine praktische Meßkunst und eine nicht unbedeutende Rechenfertigkeit existierte. Aber eine Wissenschaft haben daraus erst die Pythagoreer gemacht, deren philosophisches System zunächst eine eingehende Beschäftigung mit den Zahlen voraussetzt. In der Arithmetik sind sie jedoch über die Proportionslehre und eine Reihe von meist einfachen zahlentheoretischen Sätzen nicht hinausgekommen, weil sie sich in eine spielende Zahlenmystik verliefen. In der Plangeometrie dagegen haben sie erfolgreicher gearbeitet und zum Systeme der Elementarlehre den Grund gelegt, wie auch das erste Lehrbuch der Geometrie (des Hippokrates von Chios) unter ihrem Einflusse entstanden ist. Die Hauptsätze über Dreiecke, Vierecke und reguläre Polygone haben sie in allgemeiner Form aufgestellt und bewiesen oder wenigstens verallgemeinert wie den nach Pythagoras benannten Lehrsatz. Durch diese und andere Aufgaben, die auf Gleichungen zweiten Grades führen, haben sie die irrationalen Größen entdeckt, wodurch die auf Zahlen basierte Proportionslehre für die Geometrie unbrauchbar wurde; zum Ersatze haben sie dann eine geometrische Methode erfunden, um durch Operationen mit Flächen das zu erreichen, was die algebraischen Formeln für die Behandlung von allgemeinen Größen uns leisten. Beim weiteren Vordringen stießen sie auf Probleme, die auf elementarem Wege nicht gelöst werden konnten: Quadratur des Kreises, Dreiteilung des Winkels, Verdopplung des Würfels. Die Beschäftigung mit der erstgenannten Aufgabe, die damals wie heute auch den Scharfsinn der Dilettanten lockte, führte Hippokrates auf die quadrierbaren 'Monde'; derselbe hat die Verdopplung des Würfels auf die Konstruktion zweier mittlerer Proportionalen zurückgeführt, während der Sophist Hippias von Elis zur Quadratur des Kreises und vielleicht zur Dreiteilung des Winkels eine eigene Kurve erfand.

Durch die Entdeckung der Irrationalität wurden die Zahlen überhaupt ausgeschlossen von der eigentlichen Mathematik, die Annäherungen als inexakt verschmähte. Die gefährlichen Trugschlüsse der Eleaten bewogen die Mathematiker dazu, den Begriff der Unendlichkeit zu vermeiden und in ihren Beweisen zu umgehen. So trat von Anfang an die griechische Geometrie zur Wehr gegen Sophisten und Dilettanten öffentlich nur in schwerer Rüstung auf, und die strengen Forderungen an unangreifbare Exaktheit hat sie nie aufgegeben.

Die Pythagoreer haben ihre mathematischen Kenntnisse auch auf die Musik und Mechanik angewandt; schon früh haben sie eine mathematische Theorie der Töne aufgestellt, und Archytas gilt als Begründer der theoretischen Mechanik.

Die Fortschritte der Mathematik wurden auch in der Astronomie fühlbar; so ist die Zonenlehre des Parmenides von der mathematischen Betrachtungsweise | angeregt. Schon im 5. Jahrh. hatte man für die jährliche Sonnenbahn die später herrschende Erklärung aufgestellt, daß die Sonne wie die übrigen Planeten sich von

Westen nach Osten im Kreise bewege, die Fixsternsphäre umgekehrt von Osten nach Westen. Diese Auffassung stammt wahrscheinlich von den Pythagoreern; sie ist nachweisbar bei Alkmaion und Oinopides; dieser hat auch die Neigung der Ekliptik und den Tierkreis gekannt, den schon früher Kleostratos, wohl nach babylonischen Quellen, erwähnt hatte. Praktisch verwendet zu einer rationellen Kalenderreform wurden die neuen astronomischen Kenntnisse von Meton in Athen.

2. **Platon**, der in der ersten Hälfte des 4. Jahrh., für uns wenigstens, im Mittelpunkte des griechischen Geisteslebens steht, hatte wie Sokrates wenig Interesse für die empirische Naturwissenschaft. In dem Spätwerke 'Timaios' zeigt er zwar eine ziemlich große Belesenheit in der medizinischen Literatur, namentlich der sizilischen Schule, und benutzt sogar Demokrit, aber seine eigenen physikalischen Lehren sind rein spekulativ. In der Astronomie hat er die Achsendrehung der Erde übernommen von den jüngeren Pythagoreern, die unter dem Drucke der Tatsachen das philolaische Zentralfeuer durch diese Annahme beseitigt hatten; aber sonst sind seine astronomischen Theorien überwiegend mythisch-poetisch.

Es ist bezeichnend, daß der einzige unter Platons Zuhörern (bis auf Aristoteles), der empirische Forschung treibt, Eudoxos von Knidos, eher ein befreundeter Mitforscher ist als ein eigentlicher Schüler der Akademie; vor seinem Anschlusse an sie hatte er selbst eine Schule in Kyzikos gegründet. Er war ärztlich ausgebildet, beschäftigte sich eingehend mit der physischen Geographie und hatte eine Menge astronomischer Beobachtungen gemacht. Dennoch geht seine Hauptleistung in der Astronomie auf eine Anregung Platons zurück. Wenn Eudoxos zuerst eine mathematische Erklärung der Bewegungen der Planeten (durch homozentrische Sphären) gegeben hat und so der eigentliche Begründer der mathematischen Astronomie geworden ist, so ist das die elegante Antwort auf die genial formulierte Forderung Platons an die Astronomen, daß die scheinbaren Bewegungen der Planeten durch gleichmäßige und geregelte erklärt werden müßten.

Eudoxos hat auch um die Entwicklung der Mathematik die größten Verdienste. Er hat der Proportionslehre eine neue Basis gegeben, wodurch sie auch für irrationale (inkommensurable) Größen exakt wurde, und in Verbindung damit die Untersuchung des Goldenen Schnittes weitergeführt, der für die Konstruktion der regulären Polyeder von Wichtigkeit ist; außerdem hat er die sogenannte Exhaustionsmethode, die durch Grenzbestimmungen den Begriff des Unendlichen umgeht, vervollkommnet und zu den ersten, bahnbrechenden Volumenbestimmungen benutzt und für die Würfelverdopplung eine neue Kurve angegeben.

Daß nicht nur für die Anwendung der Mathematik auf die Astronomie, sondern auch für die eigentlichen mathematischen Arbeiten des Eudoxos die Verbindung mit der Akademie förderlich gewesen ist, leidet keinen Zweifel. Zur Mathematik stand Platon ganz anders als zur Naturwissenschaft. Er hatte mathematischen Unterricht genossen bei dem Pythagoreer Theodoros von Kyrene und hielt sich fortwährend auf der Höhe der Wissenschaft; ihr propädeutischer Wert war ihm früh klar geworden, und ihre Stelle im heutigen höheren Unterrichte verdankt die Mathematik in erster Linie ihm. Mathematische Einzelentdeckungen von Belang hat Platon nicht gemacht, und in seinen Schriften ist die Mathematik, zum Teil unter pythagoreischem Einflusse, öfters nur ein Ferment seiner Mystik; aber im mündlichen Verkehre hat er seine Zuhörer auf neue Probleme und Methoden aufmerksam gemacht. Unter seinen Augen erfand Menaichmos, ein Schüler des Eudoxos, die Lehre von den Kegelschnitten, mit deren Hilfe er eine einfache Lösung der Würfelverdopplung gab.

Die analytische Methode und die daran sich knüpfende Untersuchung der Möglichkeitsbedingungen einer Aufgabe (διορισμός) hat erst Platon ausgestaltet, und in der Akademie ist das wunderbare System der Elementargeometrie entstanden, das in seinem für die Ewigkeit gefügten Aufbau von wenigen Definitionen und Axiomen bis zur exakten Konstruktion der regulären ('platonischen') Körper sich erhebt. Wegen der vielen neuen Errungenschaften war das Lehrbuch des Hippokrates längst veraltet, und im Laufe des 4. Jahrh. wurden die Elemente der Geometrie zweimal neu zusammengestellt für den Bedarf der Schule.

Die nächsten Nachfolger Platons in der Akademie, Speusippos und Xenokrates, haben die wissenschaftliche Mathematik nicht gefördert; aber andere Mitglieder der Akademie haben mit Erfolg weiter geforscht im Geiste des Eudoxos.

3. Aristoteles. Mit Aristoteles tritt ein gänzlicher Umschwung ein. Er ist zwar in der Elementarmathematik vollkommen zu Hause und nimmt gern Beispiele daraus, aber von der gleichzeitigen höheren Mathematik verrät er keine Kenntnis, und die Mathematik gefördert hat weder er noch einer seiner Schüler. In der Meteorologie gibt er eine nicht ganz klare mathematische Theorie des Regenbogens, und sein Beitrag zur mathematischen Astronomie ist eine höchst unglückliche Änderung der eudoxischen Sphärentheorie, die er sonst adoptiert in der von Kallippos aus Kyzikos reformierten Gestalt. In den musikalischen und mechanischen Problemen der aristotelischen Schule ist wenig von Mathematik die Rede, und die Μηχανικά desselben Ursprungs machen zwar ehrenwerte Anläufe zu einer rationellen Mechanik, aber es bleibt bei den Anläufen.

Dagegen hat Aristoteles, der als Sohn eines Arztes naturwissenschaftliche Bildung von Hause mitbrachte, die von Platon zurückgestellte empirische Forschung um ein gewaltiges Stück vorwärts gebracht.

Aristoteles macht energisch das Recht der empirischen Forschung geltend und hebt die wissenschaftliche Befriedigung, die sie gewährt, mit der Wärme des Selbsterlebten hervor, überall dringt er auf die Erforschung der Tatsachen als einzige Grundlage der Theorie und warnt vor übereilten Schlüssen aus ungenügendem Materiale. Und in Übereinstimmung mit diesen Grundsätzen hat er selbst sowohl in seiner Meteorologie als in den zoologischen Werken eine Masse von Beobachtungen über Großes und Kleines zusammengebracht, wie sie die Welt noch nicht gesehen hatte. Natürlich hat der große 'Leser' dabei auch die Literatur benutzt, und mit Kritik, daneben auch Jäger und Fischer befragt, obgleich er mit Recht ihrem Zeugnisse in rein theoretischen Fragen wenig Gewicht beimißt; aber das meiste hat er selbst beobachtet und untersucht; namentlich hat er Tiere zergliedert und den anatomischen Befund zeichnen lassen. Noch mehr Bewunderung als der Umfang des bewältigten Stoffes erregt der Scharfsinn, womit sein weitschauender Geist ihn ordnet und gliedert. Seine Einteilung des Tierreiches beruht auf wirklich wesentlichen Merkmalen, und seine biologischen Ansichten, besonders über Zeugung und Fortpflanzung, gehen weit über seine Zeit hinaus und treffen mit genialer Intuition oft das Richtige. Daß daneben zuweilen grobe Fehler im Tatsächlichen vorkommen, erklärt sich daraus, daß auch seine Arbeitskraft nicht | reichte, um alles verifizieren zu können; besonders in der Anatomie des Menschen hat er ungenügende Quellen benutzt und sogar einen Rückschritt getan, indem er die von Alkmaion und einigen Hippokratikern erkannte Bedeutung des Gehirns nicht erfaßt hat, wie er in der Astronomie die schon vermutete Achsendrehung der Erde mit Scheingründen bekämpfte. Daß er trotz seiner richtigen Grundsätze vorschnell allgemeine Schlüsse

gezogen hat, wo das Beobachtungsmaterial es noch nicht erlaubte, ist verständlich, da er ohne die modernen Hilfsmittel der Beobachtung, ohne Mikroskop, Präzisionswage und Thermometer, keine Ahnung haben konnte von der Schwierigkeit der Probleme und glauben mußte, mit seinem Materiale auskommen zu können. Besonders in der Physik sperren seine philosophischen Grundansichten ihm den Weg; so kann er z. B. den Begriff des spezifischen Gewichts nicht gewinnen wegen der Vorstellung vom begrenzten Kosmos und von den absoluten Eigenschaften der vier Elemente, und seine teleologische Betrachtungsweise führt ihn öfter irre als dem Ziele zu. Die moderne empirische Wissenschaft mag auf die Hilfsmittel, die sie sich ersonnen hat, stolz sein; aber dem Aristoteles vorzuwerfen, daß er nicht bei der Beobachtung stehen geblieben ist, sondern sie in den Dienst seines Systems gestellt hat, hieße übermenschliche Forderungen an ihn stellen, die auch die modernste Naturwissenschaft nicht erfüllen kann noch darf. Noch törichter wäre es, ihn dafür verantwortlich zu machen, daß die Autorität seiner Lehre tatsächlich später fast zwei Jahrtausende lang dem selbständigen Denken der Menschheit ein Hindernis gewesen; was kann der Riese dafür, daß Durchschnittsmenschen zu ihm aufschauen müssen und dabei sich den Hals verrenken.

Aristoteles, der eine bedeutende Bibliothek besaß (vgl. Bd. I[3] 6), berücksichtigt bei jeder Frage sorgfältig die ältere Literatur darüber. Dabei hat er das Bedürfnis einer Geschichte der Fachwissenschaften empfunden und die Arbeit an seine Schüler verteilt. Eudemos schrieb die Geschichte der exakten Wissenschaften, Menon exzerpierte die ältere medizinische Literatur, Theophrastos stellte die physikalischen Ansichten der Philosophen zusammen, und Aristoxenos bearbeitete die Musik (wofür Aristoteles ein sehr feines Verständnis zeigt) sowohl historisch als theoretisch unter Bekämpfung der bisherigen rein mathematischen Behandlungsweise. Die Natur der Töne hatte ein Freund des Aristoteles, Herakleides aus Pontos, vollkommen richtig erklärt, und dieser originale Geist, der auch von Platon beeinflußt war, hat als Antwort auf die platonische Anforderung an die Astronomen nicht nur das sog. tychonische Planetensystem (Merkur und Venus um die Sonne kreisend, diese und die übrigen Planeten um die Erde) aufgestellt, sondern vielleicht sogar, wenigstens als Möglichkeit, das koppernikanische System, sowie er auch gegen Aristoteles die Unendlichkeit des Weltalls behauptete.

Nachfolger des Aristoteles als Schulvorsteher war Theophrastos, der ganz im Geiste seines Meisters ein Gebiet, das dieser nur gestreift zu haben scheint, für die Wissenschaft erobert hat: die Botanik, wobei er die wissenschaftliche Ausbeute des Alexanderzuges benutzen konnte; auch mit Mineralogie hat er sich eingehend beschäftigt.

Sein Nachfolger Straton machte einen energischen Versuch, die noch immer überwiegend spekulative Physik auf eine empirische Grundlage zu stellen und durch Experimente aufzubauen; u. a. hat er, auf Experimente gestützt, gegen Aristoteles, der die Existenz eines leeren Raums überhaupt leugnete, ein Vakuum zwischen den Teilchen der Körper angenommen, während er die Lehre Demokrits | von der Existenz eines kontinuierlichen Vakuums in der Natur mit aristotelischen Gründen bekämpfte. Auf die alexandrinische Wissenschaft hat er einen vielseitigen Einfluß geübt.

4. Alexandrinische Periode. Wie die Bibliothek des Aristoteles (mit Ausnahme seiner eigenen Schriften und Papiere) den Grundstock der alexandrinischen Bibliothek bildete, so wurde die Art seiner Gelehrsamkeit und seine Organisation der wissenschaftlichen Arbeit durch Vermittlung von Demetrios aus Phaleron vorbild-

lich für die Studien in Alexandreia, wo sämtliche Fachwissenschaften im Laufe des 3. Jahrh. zur höchsten Blüte gelangten, freigebig und vorurteilslos von den Ptolemäern unterstützt auch auf andere Weise als durch die Gründung der Bibliotheken und des Museions.

So haben sie die Sektion menschlicher Leichen gestattet, was durch die Sitte des Balsamierens in Ägypten erleichtert werden mußte (sie sollen sogar zum Tode verurteilte Verbrecher lebend den Ärzten zur Verfügung gestellt haben). Dadurch wurde die Heilkunde zum erstenmal in den Stand gesetzt, auf der ihr von Anfang an vorgezeichneten empirischen Bahn um ein wesentliches weiter zu kommen; jetzt erst konnte die Anatomie des Menschen auf exakter Beobachtung aufgebaut werden, und die alexandrinische Schule blieb die einzige, die Präparate für den anatomischen Unterricht besaß. Der eigentliche Bahnbrecher war Herophilos, der die Nerven entdeckt und die Anatomie des Gehirns, des Auges, der Genitalien wesentlich gefördert hat; außerdem hat er für die ärztliche Praxis, für Diagnose und Prognose, Hervorragendes geleistet, u. a. den Puls eingehend studiert. Seine Untersuchungen wurden berichtigt und weitergeführt von Erasistratos, der zuerst die Gefühls- und Bewegungsnerven unterschied und die von Herophilos vorbereitete Entdeckung der Chylosgefäße durchführte; auch verdankt ihm die Anatomie die erste richtige Beschreibung des Herzens und die ersten systematischen pathologisch-anatomischen Untersuchungen durch Obduktion. Im Gegensatze zu Herophilos verwarf er die hippokratische Humoralpathologie und nahm die seltsame Ansicht eines älteren Anatomen, Praxagoras, wieder auf, wonach die Arterien nicht Blut, sondern Luft führten; in seiner scharfsinnigen Verteidigung dieses Irrtums, der für seine ganze theoretische Forschung verhängnisvoll wurde, spürt man den Einfluß Stratons.

Neben den zwei großen Meistern verdient noch Eudemos genannt zu werden als Mitarbeiter auf den von ihnen eröffneten Gebieten der Nerven- und der Drüsenlehre.

Während Erasistratos mehr auf Diät hielt als auf Arzneien, hatte Herophilos sich eingehend mit den Wirkungen der Heilmittel beschäftigt. Er war hierin ohne Zweifel angeregt durch all das Neue, das auch auf diesem Gebiete durch den Zug Alexanders nahegerückt wurde. Daß die Botanik sich sofort der neuen Entdeckungen bemächtigte, wurde schon erwähnt. In der blühenden Alexanderliteratur kamen gelegentlich botanische und zoologische Beschreibungen aus der neuerschlossenen Welt vor, und viel neues Material ist zusammengetragen worden, u. a. über edle Steine, die jetzt erst nach orientalischem Muster eine größere Rolle zu spielen anfingen. Gelehrte wie Kallimachos und Aristophanes von Byzantion haben sich auch mit Zoologie beschäftigt; aber wissenschaftlich kam man über Aristoteles und Theophrastos nicht hinaus.|

Viel bedeutender war die geographische Ausbeute der an die Kriegszüge Alexanders anknüpfenden Literatur, obgleich ihre früh entwickelte Neigung für das Märchenhafte gerade auf diesem Gebiete üppig wucherte. Hervorragende geographische und ethnographische Schilderungen gab Aristobulos, die Südküste Asiens wurde von Alexanders Admiral Nearchos zuverlässig beschrieben, und über Indien brachte das Werk des Megasthenes trotz einiger Unkritik mancherlei Aufklärung. Im Geiste Alexanders haben die Ptolemäer und die Seleukiden Entdeckungsreisen unternehmen lassen; so wurde u. a. sowohl Äthiopien als das Kaspische Meer erforscht. Auch bei anderen erwachte die Unternehmungslust, halb Kaufmannsgeist halb Wißbegierde, die vor Jahrhunderten die Küsten des Mittelmeers mit griechischen Kolonien übersät hatte; von ihrem westlichen Vorposten Massilia ging die kühne Entdeckungsfahrt des Pytheas aus, wodurch die ersten, von einigen mit

unberechtigtem Mißtrauen aufgenommenen Nachrichten über Britannien und den Norden Europas an die Griechen gelangten. So konnte der Versuch gewagt werden, ein wissenschaftliches Bild der Oikumene auf die Erdkugel einzuzeichnen. Einen Anlauf tat schon ein unmittelbarer Schüler des Aristoteles, Dikaiarchos; aber seine Leistungen in der physischen Geographie wurden bald in den Schatten gestellt durch die des Eratosthenes (3. Jahrh.). In seinem geographischen Hauptwerke gab dieser zuerst in der Weise des Aristoteles eine kritische Übersicht über die Geschichte der Erdkunde, darauf eine Erdbeschreibung nach einer schematischen Einteilung der Erdoberfläche in ungleich große, von sieben Meridianen und ebensoviel Parallelen begrenzte Vierecke; dabei legte er den von ihm früher durch eine Gradmessung ermittelten Erdumfang zugrunde, den er mit anerkennenswerter Annäherung zu 250000 Stadien berechnete. Überhaupt scheint Eratosthenes erreicht zu haben, was bei dem damaligen Stande der Forschung erreichbar war; aber unter den mühsam zusammengetragenen Angaben, worauf er bauen mußte, waren die meisten wenig exakt, und den strengen Forderungen der Fachwissenschaft genügte sein Werk bald nicht mehr, wie denn überhaupt seine Vielseitigkeit nicht ohne einen Anflug von Dilettantismus ist. Auch als Mathematiker war er tätig; u. a. hat er eine sehr mäßige mechanische Lösung des alten Problems der Würfelverdopplung angegeben, die er selbst einer Votivgabe und eines Epigramms wert erachtete.

Die Erdmessung des Eratosthenes war nur durch die Fortschritte der Mathematik ermöglicht, die in dieser Periode einen Höhepunkt erreichte, wozu sie sich erst im 16. Jahrh. wieder emporgearbeitet hat. Den Faden wieder aufnehmend, wo die Akademie ihn hatte fallen lassen, schrieb Eukleides (3. Jahrh.) für den mathematischen Unterricht in Alexandreia seine ausgezeichnete Elementargeometrie, indem er namentlich die Entdeckungen des Eudoxos für das System verwertete und ein Lehrgebäude der Stereometrie hinzufügte, wahrscheinlich zum erstenmal. Auch in der Darstellung der irrationalen Größen scheint das meiste seine persönliche Leistung zu sein; aber sonst war der Inhalt im wesentlichen da, und ihm gehört nur der straffe Aufbau des Systems, die Vervollkommnung der Terminologie und die lückenlose Fassung der Beweise. Darin hat er aber auch eine solche Vollkommenheit erreicht, daß sein Werk nicht bloß durch das ganze Altertum die anerkannte Unterlage aller weiteren geometrischen Untersuchungen geblieben ist, sondern auch heute noch mit allen Ehren als Lehrbuch dient. Für das analytische Verfahren hat er in seinen Δεδομένα ein ähnliches Hilfsmittel geschaffen, das ebenfalls allgemeine Geltung bekam, während sein Lehrbuch der Kegelschnitte, das die | Arbeiten seiner Vorgänger, besonders seines älteren Zeitgenossen Aristaios, ergänzend zusammenfaßte, bald überholt wurde. Dagegen waren seine 'Porismen' auch später ein geschätztes Hilfsmittel der höheren Geometrie. Außer selbständigen Untersuchungen über Teilung der Figuren und einer Theorie der mathematischen Trugschlüsse hat Eukleides noch die mathematischen Elemente der Astronomie, der Optik und der Musik in kurzen Lehrbüchern behandelt.

Während Eukleides wesentlich die bisherigen Ergebnisse für den Unterricht zurechtlegte, hat Archimedes (3. Jahrh.), der genialste Mathematiker des Altertums und den größten der neueren ebenbürtig, durch eine Reihe von Entdeckungen der Wissenschaft neue Gebiete eröffnet. Seine Untersuchungen, die sich ebensosehr durch Eleganz wie durch Exaktheit auszeichnen, beziehen sich zunächst auf Areal- und Volumenbestimmungen, unter denen er selbst seine Bestimmung der Oberfläche und des Rauminhalts von Kugel und Zylinder am meisten schätzte; eine darauf hindeutende Figur fand Cicero auf seinem Grabmale in Syrakus vor. Außerdem hat er

die Quadratur eines Parabelsegments und den Flächeninhalt der Ellipse gefunden, die nach ihm benannte Schneckenlinie sowie die durch Kegelschnitte hervorgebrachten Umdrehungskörper der Konoiden und Sphäroiden erschöpfend behandelt und die halbregulären Polyeder untersucht. Die Kegelschnitte handhabt er mit überlegener Meisterschaft zur Lösung schwieriger Probleme höherer Ordnung, ebenso die Exhaustionsmethode des Eudoxos, und seine Operationen kommen mehrmals den Integrationen der modernen Infinitesimalrechnung gleich. Seine Kreismessung, die nur verstümmelt vorliegt, gab nicht nur eine Methode an, um den Kreisumfang mit beliebiger Annäherung bestimmen zu können, sondern führte auch eine lange Reihe der dabei notwendigen mühsamen Wurzelausziehungen mit einer Genauigkeit durch, die ungefähr der jetzt durch Kettenbrüche erreichten entspricht, und überwand so die Abneigung der griechischen Geometrie gegen die Benutzung von Zahlen und Näherungswerten. Zur Bezeichnung von beliebig großen Zahlen hat er ein eigenes System ausgedacht, das er in einer geistreichen, dem Prinzen Gelon von Syrakus gewidmeten Abhandlung zur Veranschaulichung der Unendlichkeit der Zahlenreihe verwendet. Von seinen Verdiensten um rationelle Mechanik und um die Astronomie wird später die Rede sein.

Archimedes hat ohne Zweifel seine Studien in Alexandreia gemacht; nachher lebte er in seiner Vaterstadt Syrakus, deren Dialekt er wider die literarische Gewohnheit der Zeit in seinen Schriften benutzte, stand aber mit den alexandrinischen Gelehrten in wissenschaftlicher Korrespondenz und machte sich einmal den Spaß, ihre professionelle Allwissenheit durch falsche Problemstellung zu foppen. Der dritte große Mathematiker der Periode, Apollonios aus Perge (3. Jahrh.), trat sowohl in Alexandreia als in Pergamon als Lehrer auf. Von Archimedes angeregt, hat er die annähernde Berechnung des Kreisumfangs etwas weiter geführt und Rechenmethoden für große Zahlen entwickelt; auch seine Untersuchungen über die Schraubenlinie waren vermutlich durch die Arbeit seines großen Vorgängers über die Schneckenlinie veranlaßt. In anderen Schriften (über reguläre Polyeder, über irrationale Größen) erscheint er als Fortsetzer von Aristaios und Eukleides, und die Grundlagen der Mathematik hatte er aus neuen und interessanten Gesichtspunkten theoretisch untersucht. Aber seine Haupttat ist die Aufstellung eines neuen Systems der Kegelschnittlehre, das für diesen Zweig der Wissenschaft ebenso kanonisch wurde wie die Στοιχεῖα Euklids für die Elementargeometrie; er gab neue Definitionen der drei Kegelschnitte, die erst durch ihn ihre heutigen Namen erhalten haben, und durch systematische Berücksichtigung des zweiten Hyperbelastes konnte er vielen Sätzen eine allgemeinere Fassung geben. Sein Hauptwerk, die Κωνικά, beschränkte sich aber nicht darauf, die Elemente der Kegelschnittlehre neu zu gestalten und zu vervollständigen; die zweite Hälfte enthielt weitergehende Untersuchungen der höheren Geometrie, und eine Reihe schwieriger Probleme aus ihr hat er außerdem in allgemeinster Fassung monographisch behandelt.

Mechanik. Wenn Archimedes der einzige Mathematiker ist, um den die nicht fachwissenschaftliche Literatur sich gekümmert hat, so wird das nicht seinen epochemachenden theoretischen Entdeckungen verdankt, sondern den Kriegsmaschinen, womit er zur Verteidigung seiner Vaterstadt gegen die Römer beitrug; auch sonst verschmähte er nicht, seine theoretische Einsicht für praktische Zwecke nützlich zu machen, und seine Erfindungen auf diesem Gebiete haben das Staunen der Zeitgenossen erregt. Für die Folgezeit hat er eine erheblich größere Bedeutung als Schöpfer der rationellen Mechanik. Die Gesetze des Gleichgewichts hat er zuerst exakt bewiesen, eine Reihe von Schwerpunktsbestimmungen ausgeführt, den Begriff

des spezifischen Gewichts klar erfaßt und in der bewundernswerten Abhandlung über Gleichgewicht schwimmender Körper die Prinzipien der Hydrostatik festgelegt. Ferner ist er allem Anscheine nach in der Optik der Begründer der Lehre von der Refraktion und Reflexion (Katoptrik), woran die Fabel von seinen Brennspiegeln sich angesetzt hat. Parabolische Brennspiegel hat nachher Apollonios theoretisch untersucht.

Auch in Alexandreia hat die Mechanik, z. T. durch die physikalischen Theorien Stratons angeregt, große Fortschritte gemacht und teils für die Kriege der Zeit vervollkommnete Wurfmaschinen von großer Spannkraft geliefert, teils das erweiterte Verständnis der mechanischen Potenzen und des Luftdrucks zu nützlichen Apparaten oder auch zu unterhaltenden mechanischen Kunststücken verwendet, wie sie den Bedürfnissen der großstädtischen Zivilisation entsprachen. Nach beiden Richtungen. haben Ktesibios und Philon (3. Jahrh.) Bedeutendes geleistet.

Auch der Astronomie mußte die gesteigerte Leistungsfähigkeit der Mechaniker zugute kommen; die sehr einfachen Instrumente für Beobachtungen und Vermessungen auf dem Himmel, womit man sich bisher begnügt hatte, konnten verbessert und durch feinere ersetzt werden, und Archimedes vermochte es, ein sehr kompliziertes und genaues Planetarium zu konstruieren, dessen Einrichtung er in einer besonderen Abhandlung beschrieben hatte. Archimedes war der Sohn eines Astronomen und hatte selbst Beobachtungen gemacht, um die genaue Länge des Jahres festzustellen. Überhaupt war die Entwicklung der Mathematik für die Astronomie noch weit förderlicher als die der Mechanik. Apollonios hat die Theorie der Epizyklen entworfen und über die Bahn und die Entfernung des Mondes Untersuchungen angestellt. Dem Probleme, Größe und Entfernung der Sonne und des Mondes zu bestimmen, das früher unmaßgeblichen Mutmaßungen preisgegeben war, hatte nach dem Vorgange des Eudoxos schon ein Schüler Stratons, Aristarchos von Samos, auf mathematischem Wege beizukommen versucht. In seinem erhaltenen Schriftchen über diesen Gegenstand verspürt man nichts davon, daß er nach zuverlässiger Überlieferung der entschiedenste Vertreter des koppernikanischen Systems im Altertume ist; die Astronomen der Folgezeit haben sich immer mehr von dieser Hypothese abgewandt; nur Seleukos (um 150) schloß sich ihr unbedingt an.

Die Hauptsätze der sphärischen Geometrie waren schon früh zusammengestellt worden, wahrscheinlich von Eudoxos; wenigstens wird ein solches Lehrbuch vorausgesetzt nicht nur in den Φαινόμενα des Eukleides, sondern auch bei dem etwas älteren Autolykos, dessen zwei erhaltene Schriftchen sich wie das genannte Lehrbuch des Eukleides mit der astronomischen Anwendung der Sphärik beschäftigen. Durch Untersuchungen wie die obenerwähnte des Aristarchos wurde man auf Winkelmessungen geführt, und hieraus entstand nach und nach eine Trigonometrie; die dafür notwendigen Tafeln wurden nach dem den Chaldäern entlehnten Sexagesimalsysteme berechnet, das zum erstenmal in einer kleinen Abhandlung (über Aufgang der Tierkreiszeichen) von Hypsikles aus der ersten Hälfte des 2. Jahrh. auftritt und seitdem in der Astronomie die Herrschaft behielt, während das gewöhnliche Rechenverfahren noch immer die altägyptischen Stammbrüche benutzte. Auch die für die Astronomie wie für die Geographie gleich wichtige Projektion der Kugelfläche in der Ebene war mit den Mitteln der damaligen Mathematik ausführbar. Über dieser Ausbildung der mathematischen Astronomie wurde ihre Grundlage, die Beobachtung des Himmels, nicht vergessen; das Observatorium in Alexandreia war fortwährend tätig, und die uralten Beobachtungen der Chaldäer, die durch Alexander den Großen zugänglich geworden waren, scheint schon Konon, der Freund des Archimedes, verwertet zu haben.

Die Summe aus allen diesen Vorarbeiten zog der Bithynier Hipparchos, ein exakt denkender, kritischer Geist, der die Astronomie auf die höchste Stufe brachte, die sie überhaupt im Altertume erreicht hat. Er hat einerseits die mathematische Form der Planetenberechnung systematisch entwickelt und die Trigonometrie weitergeführt (u. a. hat er eine genaue Sehnentafel berechnet), andererseits mit verbesserten Instrumenten als Grundlage und Kontrolle der Theorie sorgfältige Beobachtungen angestellt (meist auf Rhodos). Durch diese und die babylonischen Observationen, die er ausgiebig benutzte, wurde er in den Stand gesetzt, die Präzession zu entdecken. Außerdem hat er einen Katalog der Fixsterne zusammengestellt. Man hatte zwar längst Himmelsgloben gehabt mit Angabe der wichtigsten Sternbilder; den des Eudoxos hat Aratos seinem Gedichte Φαινόμενα zugrunde gelegt; aber Hipparchos, von dem wir einen kritischen Kommentar zu Aratos besitzen (vgl. Bd. I² 290), hat zuerst seinem Verzeichnisse eine feste mathematische Form gegeben durch Einführung eines Koordinatensystems der Länge und Breite; die Zahl der in solcher Weise vermessenen Sterne hat er wahrscheinlich auf etwa 850 gebracht (nach einer vereinzelten und wenig glaubhaften Nachricht gar auf 1080).

Auch die mathematische Geographie unterwarf Hipparchos einer kritischen Revision, indem er die Ungenauigkeiten des Eratosthenes nachwies und für die Kartenzeichnung eine exakte Grundlage forderte; als Anfänge einer solchen hat er selbst eine Finsternistabelle und ein Verzeichnis der astronomisch ermittelten Breiten ausgearbeitet und Untersuchungen über die Projektion der Kugelfläche angestellt.

5. Die Epigonen. Hipparchos gehört dem 2. Jahrh. an, und trotz der großen Bedeutung seiner Leistungen verspürt man doch selbst an ihm, daß die eigentlich schöpferische Periode der alexandrinischen Wissenschaft vorüber ist; Alexandreia selbst büßte unter der Mißregierung des Ptolemaios Physkon die Führerstellung ein.

Es wurde zwar noch immer im 2. und 1. Jahrh. in allen Zweigen der Wissenschaft emsig gearbeitet, und manch schönes Einzelergebnis wurde erreicht; aber zu durchgreifenden Neuschöpfungen ist es nirgends gekommen. |

Am schlechtesten stand es mit der beschreibenden Naturwissenschaft. Ehrenwerte Einzeluntersuchungen, z. T. mit der Landwirtschaft und sonstigen praktischen Zwecken verknüpft, stehen bescheiden im Schatten, während Kompilationen wie das zoologische Sammelwerk des Alexandros von Myndos sich in der Gunst des Publikums sonnen; er gab aristotelisches Gut weiter, bequem zurechtgeschnitten und mit allerlei Wunderkram gewürzt, und hat unter Zurückdrängung des echten Aristoteles die Richtung der ganzen späteren zoologischen Literatur des Altertums bestimmt bis zu Ailianos und den Fabelbüchern des angehenden Mittelalters hinunter.

Wundersucht und Aberglaube, die in Traumbüchern und Werken über Zauberkräfte der Steine üppig blühten, haben sich auch der nüchternen Astronomie bemächtigt; die ersten Spuren einer Beschäftigung mit der aus Babylon importierten Astrologie reichen bis in die unmittelbare Nähe des Hipparchos hinauf. Als Zeugnis des Fortlebens der mathematischen Astronomie besitzen wir eine sphärische Geometrie, die vermutlich in diese Zeit gehört und im wesentlichen nur ein voreuklidisches Lehrbuch reproduziert; sie trägt den Namen des Theodosios, von dem noch ein paar unedierte astronomische Abhandlungen erhalten sind. Von größerer Bedeutung ist die sphärische Trigonometrie des Menelaos aus dem 1. Jahrh. n. Chr., der auch als Observator tätig war.

In der Mathematik ließ man es, was die Elementargeometrie betrifft, bei den Στοιχεῖα des Eukleides bewenden; erst eine viel spätere Zeit hat ihnen als 14. Buch

die hübsche Abhandlung des Hypsikles über regelmäßige Körper angehängt, die vielmehr eine Arbeit des Apollonios aus Perge ergänzen will. An Archimedes knüpft dagegen die Untersuchung des Zenodoros über isoperimetrische Figuren an. Auf dem Gebiete der höheren Geometrie wurden die fruchtbaren Methoden der großen Zeit zu Spezialuntersuchungen ausgenutzt; namentlich hat man sich mit der Auffindung neuer Kurven beschäftigt; die Konchoide wurde von Nikomedes, die Kissoide von Diokles behandelt und beide zu neuen Lösungen der Würfelverdopplung benutzt, die spirischen Linien von Perseus entdeckt und wahrscheinlich schon um diese Zeit im Anschlusse an Archimedes und Apollonios die auf einer Kugelfläche beschriebene Spirale untersucht.

Ein reges Leben herrschte auf dem Gebiete der Heilkunde. Gegen die Schule des Herophilos, die in Alexandreia herrschte, aber sich von da aus nach Kleinasien verbreitete, traten die Erasistrateer auf und bald auch die von den Herophileern abgezweigten Empiriker, die gegenüber dem Widerstreite der physiologischen Hypothesen auf alle Theorie verzichteten. Als Leibärzte der Fürsten und in öffentlicher Stellung als ἀρχιατροί gelangten die Ärzte oft zu hohem Ansehen, und bald bot auch Rom ihnen für einträgliche öffentliche und private Praxis ein ergiebiges Feld. Festen Fuß in Rom gewann in der zweiten Hälfte des 1. Jahrh. Asklepiades, ein Kleinasiate wie die meisten Ärzte dieser Zeit und ursprünglich Rhetor. Er war etwas von einem Scharlatane, wie es der Kampf ums Dasein in der neuen Weltstadt mit sich brachte, aber dabei nicht ohne Verdienste, namentlich um die Diätetik; seiner Physiologie legte er die Atomlehre zugrunde, und seine Schule war lange Zeit einflußreich.

Die Verehrung, die Hippokrates, besonders bei den Herophileern, genoß, führte entsprechend der Richtung des alexandrinischen Zeitalters zu philologischer Beschäftigung mit dem hippokratischen Schriftenkorpus; es wurden Ausgaben veranstaltet und das Verständnis sowohl sprachlich als sachlich durch Kommentare gefördert nach dem Muster der Grammatiker. Der Kommentar des Apollonios von | Kition (um 50 v. Chr.) zu der Schrift von den Verrenkungen ist dadurch besonders interessant, daß die Einrenkungsmethoden durch Abbildungen veranschaulicht sind.

Die Illustration, von der die Astronomie zur Darstellung der Sternbilder ebenfalls Gebrauch gemacht hatte, war der Heilkunde noch zu einem anderen Zwecke nützlich, nämlich für die Pharmakologie; ein illustriertes Kräuterbuch mit pharmakologischem Texte hatte Krateuas, Leibarzt des Mithridates, herausgegeben.

Die gewaltigen Ansprüche, die Hipparchos an die Exaktheit der Geographie gestellt hatte, riefen eine Reaktion hervor; man empfand die Unmöglichkeit, der Mathematik zu genügen, und die alte Art der Länderkunde und Perihegese kam wieder zu Ehren. Ausgestorben war sie freilich nie; der ältere Zeitgenosse des Hipparchos, Agatharchides, hatte in seinen historischen und geographischen Schriften vortreffliche ethnographische Schilderungen gegeben, besondens von Afrika und Arabien. Die Reaktion gegen die mathematische Geographie ging, wie natürlich, von den Historikern aus; bei Polybios, der ein ganzes Buch seines Werks der Geographie der römischen Welt widmete, ist sie deutlich zu spüren. Der Hauptvertreter dieser Gegenströmung ist Artemidoros, dessen Beschreibung der Mittelmeerländer ein richtiger Periplus gewesen zu sein scheint.

Die Geographie lenkte aber bald wieder etwas ein. Der Stoiker Poseidonios (1. Jahrh.) beschränkte sich nicht darauf, in seinen vielgelesenen Schriften die Ergebnisse seiner Forschungsreise für Länderkunde und Ethnographie mitzuteilen, sondern berücksichtigte auch die mathematische Geographie und die Astronomie

und ging auf physikalische Fragen ein. Ohne auf diesen Gebieten wirklich Neues zu bringen, hat er einen bedeutenden Einfluß geübt, weil er in gefälliger Form den Bedürfnissen des gebildeten Publikums entgegenkam. Aus seinem astronomischen Werke haben Geminos und noch im 2. Jahrh. n. Chr. Kleomedes Kompendien hergestellt, und den Römern war er eine Hauptquelle. So wurde die Auswahl, die er unter den Ansichten seiner Vorgänger traf, für ihre Geltung maßgebend; er hat z. B. die richtige Auffassung von Ebbe und Flut dem Seleukos entlehnt und zum Gemeingute gemacht, während seine Ablehnung das heliozentrische System dem Vergessen übergab.

Diese Strömungen innerhalb der Geographie sind beide bei Strabon (Zeit des Augustus) kenntlich; er wagt es nicht, die Leistungen der eratosthenischen Richtung unberücksichtigt zu lassen, obgleich er die Selbständigkeit der Geographie behauptet und entschieden der Auffassung des Polybios zuneigt; wie dieser wollte er zu Nutz und Frommen des römischen Publikums ein praktisch brauchbares Werk liefern, die Beschreibung der Oikumene römischen Horizonts, mit literarischer Gelehrsamkeit und möglichst wenig Fachwissenschaft.

6. Die Römer. Der Umschwung in der geographischen Forschung von Polybios an ist zweifellos durch Rücksicht auf die Römer mitbestimmt worden; daß diese Sinn hatten für Länderkunde, beweisen die geographischen Schilderungen bei den Historikern wie Cato, Caesar, Sallustius und Tacitus und in der Poesie. Selbst haben sie durch die Reichsvermessung Agrippas der Geographie ein ausgezeichnetes statistisches Material geliefert, das zu sehr mäßigen Routenkarten und Itinerarien verarbeitet wurde; für die geographische Wissenschaft haben sie so gut wie nichts geleistet; das Beste ist das Handbüchlein von Pomponius Mela (1. Jahrh. n. Chr.).

Noch weniger kommt die römische Literatur in Betracht für die übrigen hier behandelten Wissenschaften; sie haben für die wirkliche Wissenschaft die Verachtung der praktischen Leute gehegt und zur Schau getragen, und über dürftige Auszüge aus der griechischen Fachliteratur sind sie nie hinausgekommen.

Am tiefsten standen sie in den exakten Wissenschaften der Mathematik und Astronomie, mit denen sich kaum einer und der andere zum Staunen der Zeitgenossen aus Liebhaberei abgab. Was Varro, der wissenschaftlichste Kopf unter den Römern, hierfür geleistet hat, entzieht sich unserer Beurteilung; der Sonderling Nigidius Figulus interessierte sich hauptsächlich für pythagoreische Zahlenmystik, fand aber wenig Anklang. Größerer Gunst erfreute sich die Astrologie (Manilius, Firmicus Maternus); durch sie und das Gedicht des Aratos, das Übersetzer (u. a. Cicero) und Erläuterer fand, wurde etwas Sternkunde erhalten. Sehr dürftig sind die Auszüge aus der griechischen Geometrie, mit denen die agrimensores sich behalfen, oder die in den Enzyklopädien der Spätzeit figurieren; erst am Ausgange des Altertums hat Boetius durch seine Übersetzungen griechischer Werke etwas mehr Kenntnis verbreitet, die dem Mittelalter zugute kam. Etwas Rechenfertigkeit zeigt die Schrift des Frontinus De aquis, die durch knappe und sachliche Darstellung angenehm überrascht; dagegen macht das rätselhafte Werk des Vitruvius De architectura die billige Gelehrsamkeit aus griechischer Quelle durch die sonderbarste Sprachverirrung noch unschmackhafter.

Zoologie und Botanik, wofür die Römer, namentlich wegen der Landwirtschaft, etwas mehr Interesse hatten, sind, abgesehen von ganz elenden Kompendien, nur durch die ungeheure Kompilation des Plinius vertreten, die auch Mineralogie, Medizin und Astronomie umfaßt; physikalische und astronomische Fragen behandeln

die Naturales quaestiones Senecas, und auch bei Censorinus De die natali ist allerlei Astronomisches zu finden.

Bei weitem das Beste, was die römische Literatur für die Fachwissenschaften bietet, ist der erhaltene medizinische Teil der Enzyklopädie des Celsus; ohne Fachmann zu sein, gibt er seine griechischen Quellen mit Verständnis wieder. Dasselbe gilt von dem Spätlinge Caelius Aurelianus, während die sonstigen medizinischen Arbeiten, wenig an Zahl und meist sehr spät, ohne besondere Bedeutung sind.

7. Römische Kaiserzeit. Poseidonios hat sich auch mit der pythagoreischen Mathematik beschäftigt, und von seinem Kommentare zum platonischen Timaios leitet man die Neubelebung des Pythagoreismus ab. In der griechischen Mathematik zeigt sich diese im 1.—2. Jahrh. n. Chr. in dem arithmetischen Lehrbuche des Nikomachos, das durch Altertum und Mittelalter für die Zahlenlehre klassisch geblieben ist und viel kommentiert wurde; einer ähnlichen Verbreitung hat sich auch sein Lehrbuch der Musiktheorie erfreut, während seine Theologumena arithmetica, worin er die pythagoreische Zahlenmystik dargestellt hatte, verloren sind. Über diesen Gegenstand besitzen wir ein Schriftchen des Bischofs Anatolios (3. Jahrh.) und eine spätere Kompilation aus ihm und anderen. Die Zahlenmystik ist ebenfalls behandelt in dem Werke des Astronomen Theon von Smyrna, der aus verschiedenen Quellen zusammengestellt hat, was aus den mathematischen Wissenschaften für das Verständnis Platons nötig schien.

Auf die Anregung des Poseidonios darf man auch das wichtige, leider verlorene Werk des obenerwähnten Geminos zurückführen, worin er Grundlagen und Methode der Mathematik mit reichem historischen Materiale behandelt hatte. Seinen Einfluß verspürt man ebenfalls in der Schriftstellerei Herons, der | im Gegensatze zu früheren Ansätzen jetzt mit großer Wahrscheinlichkeit in die spätere Kaiserzeit hinuntergerückt wird. Wir besitzen von ihm ein Handbuch der rechnenden Geometrie, eine Anleitung zum Gebrauche der Dioptra und eine Reihe von Schriften über alle Zweige der Mechanik, worin er die Arbeiten der alexandrinischen Mechaniker, namentlich des Philon, ausgenutzt hat; mit dem späten Ansatze seiner Lebenszeit stimmen besonders gut eine Sammlung mathematischer Definitionen, worin Poseidonios benutzt ist, und sein Kommentar zu den Elementen des Eukleides.

An dem allgemeinen literarischen Aufschwunge des 2. Jahrh. nahm auch die exakte Wissenschaft teil. Ihm verdanken wir die Μαθηματικά (Syntaxis, Almagest) des Ptolemaios, ein Werk, dessen wissenschaftlicher Wert allerdings zu seinem ungeheuren Einflusse in keinem Verhältnisse steht, das aber doch den Standpunkt der bloßen Kompilation weit überragt. Die eigenen Zutaten des Ptolemaios sind meist nicht hervorragend und zuweilen vom Übel; aber er hat doch selbst mitgearbeitet, beobachtet und gerechnet, und seine Kodifizierung der bisherigen Ergebnisse der Astronomie ist in wissenschaftlichem Geiste unternommen. Außer dem großen Werke, das kanonische Geltung gehabt hat bis Koppernikus, hat er mehrere astronomische, mathematische und physikalische Schriften verfaßt; seine astronomischen Handtafeln blieben lange im Gebrauch.

Auch für die Geographie hat Ptolemaios eine ähnliche Bedeutung. Für sein geographisches Werk, einen erläuternden Text zu einer Weltkarte mit Längen- und Breitenangaben für etwa 8000 Orte, haben seine Vorgänger das meiste Material geliefert, namentlich der fleißige Marinos, der kurz vor ihm sowohl die älteren Angaben als die neueren Entdeckungen für eine verbesserte Karte mit regelmäßigem

Koordinatennetze verwertet hatte; aber Ptolemaios hat das Material vermehrt und vor allen Dingen handlich und übersichtlich zurechtgelegt.

Alexandrinische Schule. Ptolemaios hat in Alexandreia seine Studien gemacht. Von dem mathematischen Unterrichte, der dort im 3. Jahrh. erteilt wurde, gibt die Sammlung des Pappos eine Vorstellung. Man besaß und studierte noch alle Hauptwerke der großen Mathematiker, kommentierte sie sorgfältig, war aber auch imstande, bescheidene selbständige Beiträge zu liefern. Diesen Charakter tragen auch die beiden Abhandlungen des Serenos über Schnitte im Kegel und Zylinder, und wenn die Arithmetik des Diophantos uns als etwas ganz Neues erscheint, wird das an dem Verluste der Vorarbeiten liegen; es tritt bei ihm scheinbar unvermittelt eine staunenswerte Fertigkeit auf in der Behandlung von allerlei numerischen, auch unbestimmten, Gleichungen, während seine Schrift über die Polygonalzahlen sich wesentlich in den alten Geleisen bewegt.

Pappos hat außer seiner großen Sammlung noch Kommentare zu Eukleides und Ptolemaios verfaßt. Diese Arbeit wurde im 4. Jahrh. von Theon fortgesetzt, der ebenfalls die Elemente und andere Werke des Eukleides für den Unterricht revidierte. Auch seine Tochter Hypatia war in ähnlicher Weise in Alexandreia tätig. Noch die Neuplatoniker hatten Interesse für Mathematik und Astronomie. Von wenig Bedeutung sind die mathematischen Arbeiten des Iamblichos; aber Proklos hat in seinem Kommentare zu Eukleides viel wertvolles Material verarbeitet, er und seine Genossen haben astronomische Beobachtungen gemacht, sein Schüler Marinos eine Einleitung zu Euklids Δεδομένα verfaßt, und Eutokios hat Archimedes und Apollonios herausgegeben und erläutert. |

Die Heilkunde, deren praktische Bedeutung bei der Entartung der Zivilisation immer größer wurde, trieb noch im 1.–2. Jahrh. neue Sprößlinge. Aus der Schule des Asklepiades gingen die sog. Methodiker hervor, die zwar seine Atomtheorie fallen ließen, aber in seinem Geiste alle Krankheiten vom Zustande des ganzen Körpers herleiteten. Unter ihnen ragt hervor Soranos, dessen Pathologie von Caelius Aurelianus ins Lateinische übersetzt wurde, und dessen zusammenfassendes Werk über Frauenkrankheiten fachlich und kulturgeschichtlich gleich wertvoll ist; er hatte auch über die Geschichte und Literatur seiner Wissenschaft geschrieben.

Während die Methodiker bei ihrer Mißachtung der besonderen Verhältnisse der Einzelfälle meist einer oberflächlichen Routine verfielen, hat die sog. pneumatische Schule, deren System aus der damals weltbeherrschenden stoischen Philosophie abgeleitet war, Tüchtiges geleistet. Ihr bedeutendster Vertreter ist Archigenes, von dessen Beobachtungsgabe die Kompilation des Aretaios eine hohe Vorstellung gibt.

Die Pharmakologie wurde für lange Zeit kodifiziert von Dioskurides, dessen Werk nachträglich mit Pflanzenbildern ausgestattet worden ist, die seine Bedeutung für die Botanik noch erhöhen.

Einen ähnlichen Abschluß wie die Astronomie durch Ptolemaios erhielt die antike Heilkunde durch die weitschichtige Schriftstellerei seines Zeitgenossen Galenos, die bis ins 16. Jahrh. dieselbe unerschütterliche Autorität besaß wie die Syntaxis des Ptolemaios. Auch darin sind sie einander gleich, daß auch Galenos keineswegs ein bloßer Kompilator ist; neben seiner vielseitigen literarischen Tätigkeit hat er in seiner Vaterstadt Pergamon und in Rom erfolgreich praktiziert, und diese Berührung mit der Wirklichkeit gibt ihm wissenschaftliche Haltung und rettet ihn vor dem Ertrinken in unselbständiger Buchgelehrsamkeit. Außer mehreren nicht-medizinischen (meist philosophischen) Abhandlungen hat er eine Menge von z. T. umfangreichen

Werken verfaßt mit dem Ziele, die sämtlichen Errungenschaften der hippokratischen und alexandrinischen Heilwissenschaft den praktischen Ärzten bequem zugänglich zu machen und dadurch seinen Stand vor Verrohung zu schützen. Er hat die schon schwankende Autorität des Hippokrates wieder gefestigt, dessen Schriften er kommentiert hat.

Seit Galenos sinkt die Selbständigkeit der medizinischen Literatur bedeutend; man begnügt sich meist mit Auszügen aus der reichen Produktion der Vorzeit. Unter den zahlreichen Sammelwerken nimmt das von Oreibasios, dem Leibarzte des Kaisers Iulianos, veranstaltete einen hervorragenden Platz ein. Noch aus dem 7. Jahrh. haben wir ein ganz ehrenwertes Sammelwerk von Paulos von Aigina; wichtig ist besonders das VI. Buch, die einzige vollständige Chirurgie, die griechisch erhalten ist.

II. LITERATUR

Vorplatonische Philosophie. Die physikalischen und astronomischen Lehren der ionischen und überhaupt der vorplatonischen Philosophen sind uns fast ausschließlich durch die auf Theophrast zurückgehende doxographische Literatur erhalten, deren Verzweigungen HDiels, Doxographi Graeci, Berl. 1879, klargelegt hat. Derselbe hat in seinem mustergültigen Werke: Die Fragmente der Vorsokratiker, [3]Berl. 1912, durch Zusammenstellung nicht nur der wörtlich erhaltenen Bruchstücke, sondern auch der sonst überlieferten Notizen über Leben und Lehre der von Sokrates nicht beeinflußten Philosophen ein vorzügliches Rüstzeug der Forschung geschaffen.

Die naturwissenschaftlichen Theorien der Philosophen haben bei Zeller und den übrigen neueren Geschichtschreibern der griechischen Philosophie gebührende Berücksichtigung gefunden. Besonders hervorzuheben ist auf diesem Gebiete ThGomperz, Griechische | Denker I–III, Lpz. 1896–1909, [3]I–II, 1911–12, ausgezeichnet durch Originalität und Vertrautheit mit moderner Philosophie und Naturwissenschaft. Viel Eigentümliches bietet auch PTannery, Pour l'histoire de la science hellène, Paris 1877 (von Thales bis auf Empedokles).

Bei der Trümmerhaftigkeit der Überlieferung ist ein Zusammenhang der einzelnen Theorien und Aussprüche nur selten herstellbar, und man darf, wenigstens bei den altionischen Denkern, keine zu großen Forderungen an Konsequenz und System stellen. Die älteren Werke sind offenbar meist früh verschollen; man begnügte sich mit den Auszügen der Doxographen. Auch muß mit allerlei Fälschungen gerechnet werden.

Viel besser steht es mit der Geschichte der schon verselbständigten Fachwissenschaften. In allen sind bedeutende Werke erhalten, die sichere Rückschlüsse erlauben, und die geschichtlichen Notizen aus dem Altertume sind reichlicher und zuverlässiger.

Mathematik. — Historische Quellen. Die Geschichte der Mathematik bis auf die Lehrbücher der Akademie hatte Eudemos geschrieben, aus dessen Werke sehr wertvolle Bruchstücke erhalten sind (LSpengel, Eudemi Rhodii Peripatetici fragmenta, Berl. 1866). Auf ihn geht wahrscheinlich zurück, was man später von der voreuklidischen Mathematik wußte; die Originalwerke hatten nach den großartigen Leistungen des 3. Jahrh. keine praktische Bedeutung mehr, und für ihren geschichtlichen Wert war wenig Sinn da im Fachbetriebe, wo man anfangs alle Hände voll hatte von neuen Problemen und nachher über die weit vollkommeneren Werke der Glanzzeit auf die überholten Anläufe nicht zurückgreifen mochte. Das Werk des Eudemos ist noch im 6. Jahrh. von Eutokios und Simplikios direkt benutzt worden. Auch das systematische Werk des Geminos Περὶ τῆς τῶν μαθημάτων τάξεως enthielt viele historische Notizen. Es ist eine Hauptquelle des Proklos (In primum Euclidis Elementorum libr. commentarii rec. GFriedlein, Lpz. 1873; eine Neubearbeitung auf breiterer handschriftlicher Grundlage unter Berücksichtigung der Exzerpte in den Euklidscholien erwünscht). Über Proklos handelt die sorgfältige und besonnene Arbeit IGvanPesch, De Procli fontibus, Diss. Leiden 1900, über Geminos KTittel, De Gemini stoici studiis mathematicis quaestiones philologae, Diss. Lpz. 1895. Das Buch von PTannery, La

géométrie grecque, comment son histoire nous est parvenue et ce que nous en savons, Paris 1887, enthält viel Wichtiges und Anregendes, aber seine Ansichten über das Quellenverhältnis sind nicht haltbar (er bestreitet die direkte Benutzung des Eudemos durch Proklos; die Annahme einer pythagoreischen Quellenschrift beruht nur auf falscher Auffassung der Worte ἐκαλεῖτο δὲ ἡ γεωμετρία πρὸς Πυθαγόρου ἱστορία, Iamblichos de Pythag. vit. 89).

Die Werke der großen Mathematiker des 3. Jahrh. waren erhalten und in lebendigem Gebrauche bis zum Ausgange des Altertums, besonders in der alexandrinischen Schule. Unter den Kommentatoren ist Pappos für die Geschichte der Mathematik der wichtigste; die Kenntnis mehrerer Schriften, namentlich des Eukleides und des Apollonios, verdanken wir seinen Auszügen und Erläuterungen.

Moderne Bearbeitungen. Die Geschichte der griechischen Mathematik ist in den letzten 5 Dezennien Gegenstand eines eifrigen Studiums gewesen und hat namentlich bei den Mathematikern sehr viel Interesse und Förderung gefunden. Die Zeitschrift für Mathematik und Physik bekam unter der Leitung von MCantor seit 1875 eine 'historisch-literarische Abteilung' und seit 1877 ein Supplement von 'Abhandlungen zur Geschichte der Mathematik'; ihre Rolle als Zentralorgan für mathematisch-historische Forschung übernahm seit 1900 die Bibliotheca mathematica (XIV. Bd. 1913–14).

Gesamtdarstellungen. Die älteren Gesamtdarstellungen der Geschichte der Mathematik (wie JEMontucla 1758, [2] 1799–1800) haben jetzt nur geringen Wert. Dagegen verdienen zwei Werke über Teile der Mathematik, die auf die Quellen zurückgehen, noch immer einen Ehrenplatz: MChasles, Aperçu historique sur l'origine et le développement des méthodes en géométrie, [2] Brüssel 1875, deutsch von LASohncke, Halle 1839, und GHFNesselmann, Algebra der Griechen, Berl. 1842. Letztgenanntes Werk gibt einen guten Überblick des Vorhandenen; bei Chasles ist der Gesichtspunkt und die Behandlung einzelner Fragen (in | den Anmerkungen) von Interesse. Sehr bedeutend, aber leider nur fragmentarisch HHankel, Zur Geschichte der Mathematik im Altertum und Mittelalter, Lpz. 1874. Das beste Handbuch ist noch immer trotz einiger von unbilliger Kritik aufgebauschter Mängel MCantor, Vorlesungen über Geschichte der Mathematik I, [3] Lpz. 1907. Daneben nützlich GLoria, Le scienze esatte nell' antica Grecia, Modena 1893–1902, [2] Milano 1914 (Manuali Hoepli). Die Entwicklung der Ideen und Methoden ist vom Standpunkte des Mathematikers dargestellt von HGZeuthen, Geschichte der Mathematik im Altertum und Mittelalter, Kopenhag. 1896; dänisch ebd. 1893; französisch (mit Zusätzen) Paris 1902. Dem Bedürfnisse eines Handbuchs, etwa in der Form von Teuffels Geschichte der römischen Literatur, das neben einer kritischen Übersicht des heutigen Standes der Forschung auch das vollständige Quellenmaterial und reichliche Literaturangaben (auch der älteren Literatur) brächte, ist nicht abgeholfen durch das schon veraltete Buch von JGow, A short history of greek mathematics, Cambridge 1884, noch durch die sehr anfechtbaren Werke von MSimon, Geschichte der Mathematik im Altertum, Berl. 1909, und EHoppe, Mathematik und Astronomie im klassischen Altertum, Heidelb. 1911.

Einzeldarstellungen. Von Darstellungen einzelner Zweige und Perioden der Mathematik sind hervorzuheben: GJAllman, Greek geometry from Thales to Euclid, Dublin 1886; HGZeuthen, Die Lehre von den Kegelschnitten im Altertum, Kopenhag. 1886; AvBraunmühl, Vorlesungen über Geschichte der Trigonometrie I, Lpz. 1900. Über die Entwickelung der Mathematik zu einer exakten Wissenschaft hervorragend HGZeuthen, Hvorledes Mathematiken i Tiden fra Platon til Euklid blev rationel Videnskab (Schr. dän. Akad., math. Abt. 8. Reihe I 5, 1917), mit vielen neuen Gesichtspunkten, auch für die Würdigung von Euklids Elementen wichtig. Das literargeschichtliche Material über die alexandrinischen Mathematiker ist zusammengestellt bei FrSusemihl, Geschichte der griechischen Literatur der Alexandrinerzeit, Lpz. 1891, Kap. 23. Zu vergleichen die einschlägigen vortrefflichen Artikel von FrHultsch in RE. — Die z. T. grundlegenden Abhandlungen PTannerys, gesammelt in Mémoires scientifiques I–III, Toulouse-Paris 1912–15. — MCPSchmidt, Realistische Chrestomathie aus der Literatur des klassischen Altertums, Lpz. 1900–1901. Kulturhist. Beiträge zur Kenntnis des gr. u. röm. Altertums I, [2] Lpz. 1914 (über die math. Terminologie); II, Lpz. 1912 (Wasseruhr).

Ausgaben. Die meisten erhaltenen Werke liegen jetzt in neuen kritischen Ausgaben vor. Vermißt wird (außer einigen kleineren Sachen von geringerer Bedeutung und den byzantinischen Kompendien, die für die Geschichte des Studiums wichtig, aber meist ungenügend bekannt sind) namentlich eine Neubearbeitung des Nikomachos (Ἀριθμητικὴ εἰςαγωγή) und seiner Scholiasten; die Ausgabe von RHoche, Lpz. 1866, beruht zwar wesentlich auf der ältesten Hds. (Gotting. s. X), läßt aber die Hdss. italienischer Bibliotheken unbenutzt und gibt kein Bild der Überlieferung des vielgelesenen Werkes, sowenig wie die Ausgaben der Scholien von demselben (Philoponos, Wesel 1864–67; Soterichos, Elberfeld 1871).

Die Elemente des Eukleides wurden zuerst Basel 1533 griechisch gedruckt nach zwei jungen und wertlosen Hdss. FPeyrard, Paris 1814–18, benutzte den cod. Vatic. 190 und erkannte seine Wichtigkeit; es ist der einzige Vertreter (s. X) einer ursprünglicheren Redaktion, die älter ist als Theon (s. IV), auf dessen Ausgabe alle übrigen Hdss. (auch einige Palimpsestblätter im Britischen Museum) zurückgehen. Auf neuen Kollationen des Vat. 190 und mehrerer z. T. sehr alter Hdss. der theonischen Ausgabe beruht die kritische Ausgabe von JLHeiberg, Lpz. 1883–86. Hinzugekommen sind einige Papyrusfragmente, die das Urteil über Theons Ausgabe etwas modifizieren (JLHeiberg, Herm. XXXVIII [1903] 46 ff.). Der V. Bd. der genannten Ausgabe (1888) enthält außer Untersuchungen über die Geschichte des Textes (über die nicht benutzten Hdss. Herm. XXXVIII [1903] 59 ff. 161 ff. 321 ff.) die Scholien, die im wesentlichen aus zwei Sammlungen bestehen, einer älteren, die Auszüge aus dem Kommentare des Pappos gibt, und einer byzantinischen (Schr. dän. Akad., philos. Abt. 6. Reihe II 3, 1888). Bruchstücke des Kommentars Herons sind außer bei Proklos arabisch erhalten bei Al-Narizi (RBesthorn und JLHeiberg, Kopenhag. 1893–1910, noch unvollendet; lateinische Übersetzung von Gherardo da Cremona, entdeckt und herausgegeben von MCurtze, Lpz. 1899, als Supplement zur Euklidausgabe von JLHeiberg-HMenge). Die Scholien sind u. a. wichtig für die Säuberung des Textes von den vielen Interpolationen, die das Werk Euklids im beständigen Dienste des Unterrichts erfahren hat (Herm. XXXVIII [1903] 54 ff.). Englische Übersetzung mit guter Einleitung von TLHeath, Cambridge 1908, 3 Bde.

Auch die Δεδομένα liegen in doppelter Redaktion vor (HMenge, Lpz. 1896, als VI. Bd. der Euklidausgabe, mit Prolegomena über die Textgeschichte und den Scholien nebst der Einleitung des Marinos); die theonische ist hier allein durch einen cod. Bonon. (s. XI) vertreten, die ältere außer durch Vatic. 190 namentlich durch Vatic. 204 und Vatic. 1038.

Vatic. 204 (s. X) ist einzige Textquelle für die von Theon zum Abschlusse gebrachte Sammlung Μικρὸς ἀςτρονομούμενος (s. u.), worin die pseudoeuklidische (wohl von Theon verfaßte) Katoptrik und die theonische Redaktion der Optik erhalten sind. Die echte Optik (JLHeiberg, Litterargeschichtliche Studien über Euklid, Lpz. 1882) hat sich in Vindob. 31, 13 (s. XII) und einem Bodleian. (s. XIII) erhalten (beide Redaktionen mit den Scholien | und die Katoptrik ed. JLHeiberg 1893, VII. Bd. der Euklidausgabe). Die Überlieferung der Φαινόμενα entspricht der der Optik (die vortheonische Redaktion in Vindob. 31, 13 und Vat. 1039, am Schlusse defekt; beide Redaktionen mit Scholien ed. HMenge 1916, im VIII. Bd. der Euklidausgabe, nebst den Schriften über Musik; für diese vgl. Music. script. ed. KvJan, Lpz. 1895; einzige Quelle Marcian. app. VI 3 s. XII). Die namentlich bei Pappos erhaltenen Fragmente und die arabisch teilweise vorhandene Schrift Περὶ διαιρέςεων (FrWoepcke, Journ. asiat. 1851, 233 ff.; RCArchibald, Euclid's book on division of figures, Cambridge 1915) sind zusammengestellt von JLHeiberg in Bd. VIII 225 ff.

Die Schriften des Archimedes waren viel weniger gelesen und daher dem Untergange ausgesetzt. Eutokios, der zu den drei gelesensten (Περὶ ςφαίρας καὶ κυλίνδρου, Κύκλου μέτρηςις, Περὶ ἰςορροπιῶν) Kommentare verfaßte, kennt Τετραγωνιςμὸς παραβολῆς und Περὶ ἑλίκων nicht. Seine beiden zuerst genannten Kommentare wurden mit den betreffenden Schriften des Archimedes neu aufgelegt (in interpolierter Gestalt) in der Schule des Vollenders der Sophienkirche, Isidoros. Ein Exemplar davon, mit anderen Werken des Archimedes vereinigt, gehörte im 9. Jahrh. dem Erneuerer des höheren Unterrichts in Konstantinopel, Leon (JLHeiberg, Biblioth. math. N. F. II [1887] 33 ff.), und kam im 13. Jahrh. in die päpstliche Bibliothek, später in den Besitz Georg Vallas; es ist jetzt verschollen, läßt sich aber aus mehreren Abschriften wiederherstellen. Nach dieser Hds. hat WilhvMoerbek

1269 eine lateinische Übersetzung verfaßt, die in seinem Originalexemplare erhalten ist (Ottobon. lat. 1850, entdeckt von VRose; JLHeiberg, Abh. z. Gesch. d. Mathem. V 1ff.); daneben hat er eine jetzt verschollene Hds. griechischer Mechaniker benutzt, worin u. a. Archimedes' Schrift Περὶ ὀχουμένων enthalten war. Diese wichtige Schrift lag bisher nur in seiner Übersetzung vor; 1906 wurde ein großer Teil des griechischen Textes in einem Jerusalemer Palimpseste (im Metochion des h. Grabes zu Konstantinopel) aufgefunden, der auch eine höchst interessante, dem Eratosthenes dedizierte Abhandlung, Ἔφοδος, enthält, worin Archimedes über seine Verwendung der Statik zur Auffindung mathematischer Sätze Mitteilungen macht; seine Methode ist wesentlich die der Infinitesimalrechnung (deutsch mit mathemat. Erläuterungen JLHeiberg-HGZeuthen, Biblioth. math. N. F. VII [1907] 321ff.; englisch The Monist XIX [1909] 202ff., TLHeath, Cambridge 1912). Über die Datierung dieser Schrift und die relative Chronologie der Werke des Archimedes TKierboe, Biblioth. math. XIV (1913–14) 33ff. und FArendt ebd. 289ff. Außerdem enthält die Hds. den Anfang seiner Abhandlung über das στομάχιον, eine Art von 'Neckspiel' (JLHeiberg, Herm. XLII [1907] 235ff.). Archimedes hat dorisch geschrieben (über den Dialekt JLHeiberg, Jahrb.f.Phil. Suppl. XIII [1884] 531ff.), aber Περὶ σφαίρας καὶ κυλίνδρου und Κύκλου μέτρησις sind (nach Eutokios, 6. Jahrh.) vollständig in die gewöhnliche Literatursprache umgeschrieben worden und dabei stark interpoliert (ebd. XI [1880] 384ff.); daß die Kreismessung nur einen Teil der Berechnungen des Archimedes enthält, wie PTannery schon früher vermutet hatte (Mém. Soc. Sc. Bordeaux IV [1882] 313ff.), steht jetzt durch die echten Μετρικά Herons (s. u.) fest, die überhaupt unser Wissen über Archimedes' Werke bereichern. Während die älteren Ausgaben wertlos sind, ist die Übersetzung von ENizze, Stralsund 1824, als sehr verdienstlich zu erwähnen. Kritische Ausgabe (mit Eutokios und den Fragmenten) von JLHeiberg, Lpz. 1880–81, gänzlich erneuert mit Ausnutzung der neuen Funde ebd. 1910–15, 3 Bde. (die Prolegomena des 3. Bandes geben eine ausführliche Geschichte des Textes und der Hdss.). Englische Übersetzung von TLHeath, Cambridge 1897.

Von dem dritten großen Mathematiker Apollonios besitzen wir griechisch nur die erste Hälfte seines Hauptwerks, der Κωνικά, in der Ausgabe und mit dem Kommentare des Eutokios; das letzte Buch (VIII) ist ganz verloren, die Bücher V–VII arabisch erhalten (das Ganze griech. u. lat. EHalley, Oxford 1710, das V. Buch arabisch LNix, Lpz. 1889); die griechisch erhaltenen Bücher I–IV mit Eutokios und den Fragmenten JLHeiberg, Lpz. 1891–93 (einzige Textquelle Vatic. 206 s. XII, für Eutokios Vatic. 204). Das Werk ist nach den eigenen Worten des Apollonios aus Vorlesungen in Alexandreia und Pergamon hervorgegangen und kursierte schon vor der Herausgabe in Abschriften; Spuren davon haben sich in Dubletten der Beweise bei Eutokios erhalten, und auch sonst sind Interpolationen nachweisbar (JLHeiberg in der Ausg. Bd. II). Arabisch erhalten ist die Abhandlung Λόγου ἀποτομή (lateinisch EHalley, Oxford 1706) und Bruchstücke des Werkes über irrationale Größen (im Kommentare des Pappos zum X. Buche Euklids, FrWoepcke, Acad. Sc. Mém. présent. XIV 658ff.). Zu mehreren verlorenen Spezialabhandlungen gibt Pappos B. VII Inhaltsübersichten und Ergänzungen, ebenso B. II zu dem mit Archimedes' Ψαμμίτης verwandten Werke Ὠκυτόκιον ('Schnellrechner'). Reste einer merkwürdigen Schrift über Grundlagen und System der Geometrie finden sich bei Proklos. Die Epizyklentheorie des Apollonios gibt Ptolemaios Σύντ. B. XII wieder.

Die Trümmer der Epigonenliteratur müssen aus Pappos, Proklos und Eutokios zusammengesucht werden. Die Abhandlung des Zenodoros hat Theon dem I. Buche seines | Kommentars zur Syntaxis des Ptolemaios einverleibt (Auszüge bei Pappos V. Buch und von einem Anonymus in FrHultsch' Pappos Bd. III). Selbständig erhalten ist nur die stereometrische Abhandlung des Hypsikles (mit Euklids Elementen, JLHeiberg-HMenge, Bd. V, besser überliefert für sich im Monac. 427 s. XIII).

Von den mathematischen Schriften Herons lagen früher nur verschiedene Brechungen und Umarbeitungen vor als byzantinische Rechenbücher in jungen Hdss. (FrHultsch, Berl. 1864; eine der wenigen Hdss. nicht okzidentalischen Ursprungs, Paris. suppl. 387, ist nicht ausgenutzt). Daß eine alte Hds. (s. XI) in der Bibliothek des Serails lag, war schon durch EMiller bekannt geworden, aber erst RSchöne hat sie aus dem Verstecke hervorgezogen,

und danach hat HSchöne die Μετρικά in unzweifelhaft ursprünglicher Gestalt herausgegeben (Lpz. 1903, als III. Bd. der von ihm und WSchmidt angefangenen Heronausgabe); sie stimmen weder in Form noch Inhalt mit den bisher bekannten Sammlungen, wenn auch Berührungspunkte nicht fehlen. Am cod. Constantinop., der auch neue Stücke von der Art der von FrHultsch herausgegebenen enthält, kann beobachtet werden, wie diese byzantinischen, für die Praxis bestimmten Sammlungen nach und nach auf Herons Namen geschoben werden, obgleich sie nur sporadisch Exzerpte seiner Μετρικά enthalten. Die Μετρήσεις (bei FrHultsch S. 188) galten schon im 9. Jahrh. als ein Werk Herons; sie waren in der verlorenen Archimedeshds. unter diesem Titel enthalten. Die Ὅροι τῶν γεωμετρίας ὀνομάτων, die unter Herons Namen an der Spitze einer byzantinischen Sammlung von Exzerpten aus verschiedenen mathematischen Werken erhalten sind (wesentlich in Paris. suppl. 387), können unbedenklich dem Heron vindiziert werden, wenn man die späte Datierung seiner Lebenszeit annimmt (s. u.). Sie und die verschiedenen Brechungen der immer magerer werdenden byzantinischen Sammlungen sind zusammengestellt nach den ältesten Hdss. Bd. IV—V der Heronausgabe (Lpz. 1912—14, besorgt von JLHeiberg; die Prolegomena des V. Bds. geben über die Überlieferung Auskunft). — Die berühmte heronische Dreiecksformel (FrHultsch, Zeitschr. f. Math. u. Phys. IX [1864] 225ff.), die früher nur in seiner Beschreibung der Dioptra erhalten war, findet sich jetzt auch in den Μετρικά (I 8), übrigens ohne eine Andeutung davon, daß sie vom Verfasser selbst herrühre; sie ist ohne Zweifel aus älteren Quellen übernommen.

Der cod. Constantinop. enthält auch die den heronischen Μετρήσεις ähnlichen Μέτρα μαρμάρων καὶ παντοίων ξύλων des Didymos (FrHultsch 238).

Arithmetik. Über die Entwicklung der Arithmetik sind wir schlechter unterrichtet als über die der Geometrie. Eukleides verfolgt in den arithmetischen Büchern (Elem. VII—IX) besondere Zwecke, die durch die Entdeckung der Irrationalität bedingt sind. Den Anteil des Theodoros und besonders des Theaitetos an dem systematischen Aufbau dieser Bücher erläutert vortrefflich HGZeuthen, Bull. dän. Ges. d. Wiss. 1910, 395ff. (vgl. das o. S. 334 angeführte Werk Zeuthens). Gegen HVogt, Biblioth. math. IX (1908—9) 15ff., X (1910) 97ff., der die Entdeckung der (späteren) Pythagoreer auf die Irrationalität von $\sqrt{2}$ beschränken will, verteidigt er mit Erfolg die bisherige Ansicht, daß schon die ältesten Pythagoreer den Begriff der Irrationalität voll erfaßt haben (vgl. dazu HVogt, Biblioth. math. XIV [1913—14] 9ff.). Über Theaitetos ESachs, De Theaeteto Atheniensi mathematico, Berl. 1914. Die Zahlenspekulationen der Pythagoreer, die neben allerlei Mystik auch wertvolle zahlentheoretische Sätze und eine entwickelte Proportionslehre abwarfen, vertritt für uns Nikomachos (s. o. S. 331). Weitere Nachrichten finden sich in dem Werkchen des älteren Theon (aus Smyrna) Τὰ κατὰ τὸ μαθηματικὸν χρήσιμα εἰς τὴν Πλάτωνος ἀνάγνωσιν (EdHiller, Lpz. 1878; in zwei Teilen überliefert in Marcian. 307 s. XII und 303 s. XIV, nur ein Bruchstück über Musik auch in anderen Hdss., namentlich Marcian. 512) und bei Iamblichos (Περὶ τῆς Νικομάχου ἀριθμητικῆς εἰσαγωγῆς, EPistelli, Lpz. 1894, und Περὶ τῆς κοινῆς μαθηματικῆς ἐπιστήμης, NFesta, Lpz. 1891, beide nach cod. Laurent. 86, 3). Theons Hauptquelle ist der Timaioskommentar des Peripatetikers Adrastos, der ebenfalls von Chalcidius (JohWrobel, Lpz. 1876) und Proklos (EDiehl, Lpz. 1903) benutzt ist. Die Zahlenmystik, die auch bei Theon berücksichtigt wird, ist ausführlich dargestellt in dem anonymen Werke Θεολογούμενα τῆς ἀριθμητικῆς (FrAst, Lpz. 1817), worin Auszüge aus Nikomachos (dessen Theologumena Photios cod. 187 noch las) und Anatolios (JLHeiberg, Ann. internat. d'histoire, Congrès de Paris 1900, 5e sect., Paris 1901, 27ff.) enthalten sind; die Quelle ist Poseidonios (Kommentar zum Timaios, s. GBorghorst, De Anatolii fontibus, Diss. Berl. 1905). Von dem Neuplatoniker Domninos aus Larissa, einem Zeitgenossen des Proklos, gibt es zwei kleine arithmetische Lehrbücher (Ἐγχειρίδιον ἀριθμητικῆς εἰσαγωγῆς, | Boissonade, Anecdota Gr. IV 413ff., und Πῶς ἔστι λόγον ἐκ λόγου ἀφελεῖν, ChERuelle, RevPhil. VII [1883] 82ff.); vgl. PTannery, Rev. ét. gr. XIX (1906) 359ff.

Die Algebra in arithmetischer Form ist uns fast nur durch Diophantos bekannt (PTannery, Lpz. 1893—95, mit den Scholien, nach cod. Matrit. 48 s. XIII); unsere Überlieferung geht vielleicht auf die von Hypatia besorgte Ausgabe zurück; eine kommentierte Ausgabe von Maximos Planudes liegt in mehreren, noch nicht ausgenutzten Hdss. vor.

Das wichtige Werk des Pappos (leider nicht vollständig erhalten) ist von FrHultsch vortrefflich herausgegeben und erläutert (Berl. 1876–78; einzige Quelle cod. Vatic. 218).

Serenos (JLHeiberg, Lpz. 1896) ist mit den Κωνικά des Apollonios erhalten, mit den Elementen Euklids als deren XV. Buch, ein Konglomerat über Stereometrie von einem Schüler des Isidoros (JLHeiberg im V. Bd. der Euklidausgabe; vgl. GKluge, De Euclidis Elementorum libris qui feruntur XIV et XV, Diss. Lpz. 1891).

Cassiodor bezeugt, daß erst Boetius die Elemente Euklids lateinisch übersetzt hat. Diese Übersetzung ist verloren; denn was im Mittelalter als 'Geometria Boetii' in verschiedenen Fassungen überliefert wird, ist eine Fälschung. Aber darin sind Reste einer spätlateinischen Übersetzung erhalten, von der auch sonst Spuren nachweisbar sind. Von einer älteren Übersetzung, die wahrscheinlich nie über das Originalexemplar des Übersetzers hinausgekommen ist, hat WilhStudemund in einem Veroneser Palimpseste Stücke entziffert, aber eine vollständige Veröffentlichung ist nicht erfolgt. Ein Stück einer Euklidübersetzung findet sich auch in der kleinen Enzyklopädie, die FrHultsch mit Censorinus, Lpz. 1867, herausgegeben hat. Die Fragmente des Nigidius Figulus hat ASwoboda zusammengestellt, Wien 1889. Für Cassiodor und Boetius ist wichtig HUsener, Anecdoton Holderi, Wiesbaden 1877, über Cassiodors Geometrie VMortet, RevPhil. XXIV (1900) 103 ff. Die Arithmetik des Boetius, eine Übersetzung des Nikomachos, hat GFriedlein herausgegeben, Lpz. 1867 (das überreiche handschriftliche Material ist nicht ausgenutzt). Die Quellen, woraus die römischen Agrimensores ihr bißchen Theorie schöpften, müssen jetzt, wo die frühere Annahme (MCantor, Die römischen Agrimensoren und ihre Schriften, Lpz. 1875), daß sie Heron benutzt hätten, nicht mehr haltbar ist, neu untersucht werden. Ihre Schriften sind gesammelt und erläutert in FrBlume, KLachmann u. ARudorff, Die Schriften der römischen Feldmesser, Berl. 1848–52. Neue Bearbeitung von CThulin, I, Lpz. 1913. Über die Hdss. CThulin, AbhAkBerl., Anh. 1911; die Haupthds. ist cod. Arcerianus in Wolfenbüttel (aus Bobbio). Neues Material gibt VMortet, Not. et Extr. XXXV (1896) 511 ff.

Musik. Boetius hat ebenfalls das Ἀρμονικὸν ἐγχειρίδιον des Nikomachos übersetzt (GFriedlein, Lpz. 1867), das im Originale erhalten ist (KvJan, Musici scriptores Graeci, Lpz. 1895; Appendix 1899, mit anderen, meist späten Schriftstellern über Musiktheorie und den erhaltenen Musikstücken). Ein Hauptwerk über die mathematische Musiktheorie, noch nicht erschöpfend behandelt, sind die Ἀρμονικά des Ptolemaios mit dem wertvollen Kommentare des Porphyrios (und des Pappos. Beide Werke JWallis, Opera mathematica III, Oxford 1695). Vgl. noch Aristeides Quintilianus Περὶ μουσικῆς (AJahn, Berl. 1882). Eine befriedigende Gesamtdarstellung dieser Seite der antiken Musik fehlt (einige Beiträge PTannery, Mémoires scientifiques III [Paris 1915] 68 ff., 220 ff., 299 ff.); sonst vgl. außer den grundlegenden Einzeluntersuchungen von AugBöckh und FrBellermann besonders FAGevaert, Histoire et théorie de la musique de l'antiquité, Gand 1875. RWestphal, Die Fragmente und die Lehrsätze der griechischen Rhythmiker, Lpz. 1861. — Über die von Ktesibios erfundene Orgel HDegering, Die Orgel, Münster i. W. 1905.

Physik. Die Geschichte der Physik ist, auch nachdem die übrigen Fachwissenschaften sich von der Philosophie losgelöst hatten, schwer gesondert zu behandeln, und eine erschöpfende Darstellung ihrer Entwicklung gibt es noch nicht (brauchbar FRosenberger, Die Geschichte der Physik in Grundzügen I, Braunschw. 1882. AHeller, Geschichte der Physik von Aristoteles bis auf die neueste Zeit I, Stuttg. 1882. EGerland, Geschichte der Physik, Münch. Berl. 1913); ein wichtiger Baustein zu einer solchen ist die Abhandlung von HDiels, Über das physikalische System des Straton (S.Ber.Berl.Akad. 1893, 101 ff.). IHammer-Jensen, Den äldste Atomläre, Kopenh. 1908, deutsch ArchGeschPhilos. XXIII (1909). Viel Material ist gesammelt in der kommentierten Ausgabe der Meteorologie des Aristoteles von JLIdeler (Lpz. 1834–36). Zusammenfassend OGilbert, Die meteorologischen Theorien des griechischen Altertums, Lpz. 1907. Über die Bedeutung der Wörter μετέωρος und μετεωρολογία WCapelle, Phil. LXXI (1912) 414 ff. Die meteorologische Literatur, die an Aristoteles anknüpft, behandelt WCapelle, Herm. XLVIII (1913) 321 ff.

Mechanik. Von den für die rationelle Mechanik grundlegenden Schriften des Archimedes über Gleichgewicht der Ebenen und über Hydrostatik war oben die Rede; sein

Hauptwerk über die Wage ist verloren, wie ein ähnliches von Ptolemaios; aus der Mechanik Herons und vielleicht auch aus mittelalterlichen Quellen sind Aufschlüsse darüber zu gewinnen (GVailati, Atti Accad. Scienze, Torino 1897 = Scritti, Lpz.-Firenze 1911, 79ff., | 91 ff.). Welchen Anteil Aristoteles an den unter seinen Schriften erhaltenen Μηχανικά (OApelt, Lpz. 1888) und mechanischen Problemen hat, ist noch immer zweifelhaft; vermutlich stammt die Grundlage von Archytas her. Nützliche Zusammenstellungen: Thibel, Die Wage im Altert. u. Mittelalt., Diss. Erlangen 1908, und HBauerreiß, Zur Gesch. d. spezif. Gewichtes im Altert. u. Mittelalt., Diss. Erlangen 1914 (beide aus der Schule EWiedemanns, dessen Beiträge z. Gesch. d. Naturwissenschaften, S.Ber. d. phys.-med. Soz. in Erlangen 1902 ff., manches für die Nachwirkung der griechischen Naturwissenschaft und Technik bei den Arabern bringen). Vgl. im allgem. PDuhem, Les origines de la Statique, Paris 1905, und EMach, Die Mechanik in ihrer Entwicklung historisch-krit. dargestellt, [5]Lpz. 1904.

Für die theoretische und praktische Mechanik ist unsere Hauptquelle Heron, von dessen Werken eine kritische Ausgabe durch HSchöne und WSchmidt angefangen ist (bisher 5 Bde., Lpz. 1899–1914); von den mechanischen Schriften sind darin bis jetzt veröffentlicht: Πνευματικά (über die Verwendung des Luftdrucks), Περὶ αὐτοματοποιητικῆς (über die Verfertigung eines Automatentheaters; beide nach Marcian. 516 s. XIII, neben dem die zahlreichen Hdss. des 15. und 16. Jahrh. nicht in Betracht kommen), die Mechanik, bis auf einige Auszüge bei Pappos nur arabisch erhalten (zuerst herausgegeben von Carra de Vaux, Paris 1894, für die Ausgabe auf besserer handschriftlicher Grundlage bearbeitet von LNix; in den arabischen Hdss. scheint zu Anfang ein Stück der Spezialabhandlung erhalten zu sein, die Pappos unter dem Titel Βαρουλκός zitiert), und Περὶ διόπτρας (Visierinstrument), einzige Quelle Paris. suppl. gr. 607 (s. X). Für die artilleristischen Schriften Herons, Βελοποιικά und Χειροβαλίστρας κατασκευὴ καὶ συμμετρία, ist vorläufig auf AWescher, Poliorcétique des Grecs, Paris 1867, zu verweisen, worin auch die übrigen Schriften der Poliorketiker (Athenaios, Biton, Apollodoros, byzantinische Sammlungen u. a.) beisammen sind; benutzt sind außer Paris. suppl. 607 noch Vatic. 1164, Coisl. 101, Paris. 2442 (mit Barb. II 97 zusammengehörend), alle s. XI; für die wichtige byzantinische Exzerptensammlung ist Vatic. 1605 s. XI einzige Quelle (KKMüller, RhMus. XXXVIII [1883] 454 ff.). Neue Bearbeitung mit Übersetzung und Reproduktion der Abbildungen, die natürlich so gut wie der Text auf Überlieferung beruhen, von RudSchneider, RömMitt. XXI (1906) 142 ff. (Cheirobalistra); Geschütze auf handschriftlichen Bildern, Metz 1907 (ein Teil der Belopoiika); Griechische Poliorketiker, AbhGG. X (1908) (Apollodoros Πολιορκητικά); ebd. XI (1908) (die byz. Exzerptensammlung. Leider ist Vat. 1605 übersehen); ebd. XII (1912) (Athenaios). HDiels u. ESchramm, Herons Belopoiika, AbhAkBerl. 1918. Zur praktischen Herstellung ESchramm, Griechisch-römische Geschütze, Metz 1910.

Dieselben Hdss. (Vatic. 1164 und Paris. 2442 mit Barb. II 97) enthalten auch die Überreste der großen Mechanik Philons (RSchöne, Berl. 1893; B. IV HDiels u. ESchramm, AbhAkBerl. 1918; Exzerpte aus Philons Mechanik B. VII u. VIII, ebd. 1919); noch ein Bruchstück (über Pneumatik) in lateinischer Übersetzung aus dem Arabischen bei VRose, Anecdota Graeca et Graecolatina II, Berl. 1870, 297 ff.; die Abschnitte über Pneumatik und Hydraulik vollständig in arabischer Übersetzung Carra de Vaux, Not. et Extr. 1902. Philon zitiert öfters den Ktesibios, der neben Archimedes als Begründer der Kriegsmechanik erscheint und auch darüber geschrieben hat.

Daß Heron diese Hauptwerke aus der Blütezeit der alexandrinischen Mechanik (3. Jahrh.) benutzt hat, ist sicher; in welchem Umfange, ist noch zu untersuchen, und diese Untersuchung, die von selbst auf die Frage nach dem Zeitalter Herons führen wird, ist die Vorbedingung für die Datierung nicht nur der übrigen Mechaniker, sondern auch des Vitruvius, dessen sonderbares Werk vieles hierher Gehörige enthält, freilich in ungenießbarer Darstellung (VRose u. HMüller-Strübing, Lpz. 1867, [2] von VRose, Lpz. 1899, mit Benutzung einer neuentdeckten Hds. aus Schlettstadt s. X).

Zu den praktischen Leistungen der antiken Technik CMerckel, Die Ingenieurtechnik im Altertum, Berl. 1899 (interessant, aber philologisch nicht recht befriedigend). HDiels, Antike Technik, [2]Lpz. 1920. — Archiv für die Gesch. d. Naturwissensch. u. d. Technik, Lpz. 1909 ff.

Optik. Bd. II der Heronausgabe enthält auch die unter dem Titel Ptolemeus de speculis lateinisch erhaltene Katoptrik, die GVenturi (Commentarj sopra la storia e le teorie dell' ottica, Bologna 1814) und HMartin (Recherches sur la vie et les ouvrages d'Héron d'Alexandrie, Acad. Ins. Mém. présent., Paris 1854) mit großer Wahrscheinlichkeit dem Heron vindiziert haben. Sie ist von WilhvMoerbek (vgl. VRose, Anecd. II 283 ff.) aus dem Griechischen übersetzt; er benutzte dabei die o. S. 336 erwähnte Hds. griechischer Mechaniker; Ottobon. lat. 1850 ist sein Originalexemplar und die einzige Textquelle. Von der wissenschaftlichen Literatur über Optik (vgl. JHirschberg, Gesch. d. Augenheilkunde I, Berl. 1899, 149 ff.) ist außer der Optik Euklids und der im Μικρὸς ἀςτρονομούμενος ihm zugeschriebenen Katoptrik (s. o. S. 335) griechisch nur das Schriftchen eines unbekannten Damianos erhalten (RSchöne, Berl. 1897; die erweiterte Gestalt der Abhandlung, die EBartholin nach einem cod. Barberin. herausgab, Paris 1657, ist eine Fälschung des Angelus Vergetius, | s. PTannery, Archives des missions XIV [1888] 409 ff.). In lateinischer Übersetzung (von Eugenius, Gouverneur von Sizilien unter den Normannen) nach dem Arabischen liegt die große Optik des Ptolemaios vor (das I. Buch fehlt; ungenügende ed. princeps von GGovi, Torino 1885). Im Gegensatze zur rein mathematischen Optik (Perspektivlehre) des Eukleides berücksichtigt Ptolemaios auch die physikalische Seite. Ähnlich scheint die Schrift gewesen zu sein, von der unbedeutende Bruchstücke im Papyrus 7733 des Louvre erhalten sind (KWessely, WienStud. XIII [1891] 312 ff.). Die Quellen des Ptolemaios sind noch gar nicht untersucht.

Sphärik. Die Geometrie der Kugel als Hilfsdisziplin der Astronomie ist in mehreren erhaltenen Schriften behandelt. Ordentlich herausgegeben sind nur die beiden Abhandlungen des Autolykos Περὶ κινουμένης cφαίρας und Περὶ ἐπιτολῶν καὶ δύςεων I—II (mit Scholien FrHultsch, Lpz. 1885). Er gehört ins 4. Jahrh. und ist somit der älteste uns erhaltene mathematische Schriftsteller; aber seine Werke setzen schon ein elementares Lehrbuch der Sphärik voraus, das kaum jemandem anders als dem Eudoxos zugetraut werden kann (FrHultsch S. XI ff.). Nur eine Bearbeitung des alten Lehrbuchs sind die erhaltenen Cφαιρικά des Theodosios (s. ANokk, Über die Sphärik des Theodosius, Karlsruhe 1847; neueste Ausgabe von ENizze, Berl. 1852, ohne handschriftliche Grundlage; wenig bedeutende Scholien dazu FrHultsch, Abh.sächs.Ges. X [1887] 381 ff.). Zwei astronomische Werkchen desselben Theodosios, Περὶ οἰκήςεων und Περὶ ἡμερῶν καὶ νυκτῶν, sind überhaupt noch nicht griechisch herausgegeben. Sie sind wie die Cφαιρικά und Autolykos im Μικρὸς ἀςτρονομούμενος erhalten (einzige Quelle Vat. 204; im Autolykos ist die Abschrift Vat. 191 von Hultsch zugrunde gelegt, vgl. HMenge, Jahrb.f.Phil. CXXXIII [1885] 680 ff.); nur von den Cφαιρικά des Theodosios scheint es auch eine selbständige Überlieferung zu geben (für diese Schrift bleibt überhaupt noch alles zu tun). Die Sphärik (sphärische Trigonometrie) des Menelaos ist griechisch nicht erhalten; außer arabischen (und hebräischen) Hdss. (nach solchen herausgegeben von EHalley, Oxon. 1758) liegt die lateinische Übersetzung (nach dem Arabischen) des Gerardus von Cremona in vielen Hdss. vor (s. vorläufig ABjörnbo, Abh. z. Gesch. d. Mathem. XIV [1902] 1 ff.).

Astronomie. Die Geschichte der astronomischen Systeme bis auf die Zeit des Aristoteles hatte Eudemos gegeben (LSpengel 140 ff.; wichtiges Material bei Aristot. de caelo II 12 und dazu Simplikios 492 ff. aus Eudemos und Sosigenes). Von neueren Gesamtdarstellungen sind noch immer brauchbar: JKSchaubach, Geschichte d. gr. Astronomie bis auf Eratosthenes, Gòtting. 1802, und MDelambre, Histoire de l'astronomie ancienne I—II, Paris 1817 (kritisches Referat des Vorhandenen). Einzelfragen sind wesentlich gefördert von JLIdeler, AugBöckh, HMartin und besonders GVSchiaparelli (I precursori di Copernico nell' antichità, Milano 1873. Le sfere omocentriche di Eudosso, di Calippo e di Aristotele, ebd. 1875). Hauptwerk: PTannery, Recherches sur l'histoire de l'astronomie ancienne, Paris 1893 (rekonstruiert, von der Syntaxis des Ptolemaios ausgehend, die Vorgeschichte der darin behandelten Probleme in genialer Weise). Eine lichtvolle Übersicht gibt FrHultsch in RE. Art. Astronomie (mit Literaturangaben). Die griechischen Kalender CWachsmuth, Laurentii Lydi liber de ostentis, [2] Lpz. 1897, 177 ff. Vgl. FrBoll, S.Ber. Heidelb. Ak. 1910—11, ARehm, ebd. 1913.

Außer den schon erwähnten Schriften über Sphärik und Euklids Φαινόμενα sind im Μικρὸς ἀστρονομούμενος, der für den Unterricht in Alexandreia nach und nach zusammengestellten Sammlung von Hilfsbüchern und älterer astronomischer Literatur, noch folgende zwei kleine Abhandlungen erhalten: Aristarchos (von Samos) Περὶ μεγεθῶν καὶ ἀποστημάτων ἡλίου καὶ σελήνης (ed. TLHeath, Oxford 1913, nach Vat. 204, mit ausführlicher historischer Einleitung) und Hypsikles Ἀναφορικός (KManitius, Dresd. 1888; die Haupthds., Vat. 204, ist nicht benutzt). Sonst ist von den älteren Astronomen wenig erhalten. Auf Eudoxos, dessen System GVSchiaparelli glänzend aufgeklärt hat (über ihn HKünßberg, Der Astronom, Mathematiker und Geograph Eudoxos von Knidos I–II, Dinkelsbühl 1888–90), geht teilweise zurück die in einem Pariser Papyrus zufällig erhaltene Εὐδόξου τέχνη (JALetronne und Brunet de Presle, Not. et Extr. 1865. FBlaß, Kiel 1887), eine Schülernachschrift der Vorträge eines unbekannten Leptines (2. Jahrh. v. Chr.), worin FBlaß Spuren des in Iamben verfaßten Lehrbuchs des Eudoxos entdeckt hat. Von Hipparchos ist nur eine Jugend- | arbeit erhalten, Τῶν Ἀράτου καὶ Εὐδόξου φαινομένων ἐξήγησις (KManitius, Lpz. 1894; älteste Hds. Laur. 28, 39 s. XI, eine angeblich ältere Redaktion wesentlich vertreten von Vat. 191 s. XIV). Eine Sammlung der Fragmente seiner astronomischen Schriften ist sehr wünschenswert (vgl. u. a. FrHultsch, Ber.sächs.Ges.d.Wiss. 1900, 169ff.; die Reste seines Fixsternkatalogs FrBoll, Biblioth. math. II [1901] 185ff.). Poseidonios hat, ohne Astronom zu sein, astronomische Fragen sowohl in seiner Meteorologie behandelt als in einer eigenen Abhandlung über Größe und Entfernung der Sonne (EMartini, Quaestiones Posidonianae, Diss. Lpz. 1895; FrHultsch, AbhGG. N.F. I [1897] Nr. 5). Noch weniger sachkundig, aber wegen einiger historischer Notizen wichtig ist die auf ihn zurückgehende Κυκλικὴ θεωρία μετεώρων des Kleomedes (HZiegler, Lpz. 1891; Haupthds. Laur. 69, 13 s. XII. Vgl. ABoericke, Quaestiones Cleomedeae, Diss. Lpz. 1905). Dagegen ist die Εἰσαγωγὴ εἰς τὰ φαινόμενα, die unter dem Namen des Geminos erhalten ist, ein zwar elementares, aber doch fachmännisches Lehrbuch (KManitius, Lpz. 1898, nach jungen Hdss.; die älteste, ein Constantinopolitanus s. XIV, scheint neuerdings verschollen zu sein); eine Übersicht der Kontroverse über Zeit und Ursprung des Werkchens und sein Verhältnis zu Poseidonios gibt KManitius 237ff. Das Hauptwerk des Ptolemaios, die Σύνταξις (μεγάλη im Gegensatze zum Μικρὸς ἀστρονομούμενος, arab. Almagest, d. h. ἡ μεγίστη) oder richtiger Μαθηματικά, liegt jetzt in einer kritischen Ausgabe vor (JLHeiberg, I 1–2, Lpz. 1898–1903; ed. pr. Basel 1548). Die griechische Überlieferung (s. die Prolegomena im II. Bd. der genannten Ausgabe) spaltet sich in eine durch drei sehr alte Hdss. (Paris. 2389, Vatic. 1594 s. IX, Marc. 313 s. X) vertretene, die auf die Neuplatoniker (Proklos) zurückgeht, und eine alexandrinische, die zwar nur in zwei jüngeren und schlechten Hdss. (Vat. 180 s. XII, 184 s. XIII) erhalten ist, aber mehrfach durch die alexandrinischen Kommentatoren bestätigt wird. Die Ausnutzung der arabischen Überlieferung ist noch nicht in Angriff genommen. Die kleineren astronomischen Schriften (JLHeiberg, Lpz. 1907, II. Bd. der genannten Ausgabe) sind mangelhaft überliefert (älteste, aber nicht immer beste Quelle Vat. 1594, für den z. T. wegen Verstümmelung Paris. 2390 und andere Abschriften eintreten müssen). Von den Φάσεις ἀπλανῶν ἀστέρων, einem Kalender der Sternenaufgänge nebst Wetterzeichen (CWachsmuth mit Laur. Lydus de ostentis, ²Lpz. 1897, nach sekundären Hdss.), ist nur das zweite Buch erhalten, die Einleitung gar nur in einer jungen Hds. (Vat. 318), von den Ὑποθέσεις τῶν πλανωμένων (Halma, Paris 1820) griechisch nur das erste Buch; das vollständige Werk liegt arabisch vor (im II. Bd. der Ausgabe von JLHeiberg von LNix übersetzt). Die Πρόχειροι κανόνες sind in ursprünglicher Fassung nicht mehr vorhanden, lassen sich aber herstellen mit Hilfe der bisher fast unbeachteten Begleitschrift Προχείρων κανόνων διάταξις καὶ ψηφοφορία (im II. Bd. der genannten Ausgabe, wie auch die folgenden Schriften). Von den beiden Abhandlungen über (verschiedene) Projektionen der Kugelfläche ist das Planisphaerium nur lateinisch erhalten (von Hermannus Secundus aus dem Arabischen übersetzt; ed. pr. Basel 1536), von Περὶ ἀναλήμματος, das WilhvMoerbek nach dem Griechischen übersetzt hat (Ottobon. lat. 1850), sind griechische Bruchstücke in dem Palimpseste Ambros. L 99 sup. aufgefunden worden (JLHeiberg, Abh. z. Gesch. d. Mathem. VII 1ff.). Von den zwei Erläuterungsschriften Theons zu den Handtafeln des Ptolemaios ist nur die kleinere herausgegeben (Halma, Paris 1822, mangelhaft);

Optik. Bd. II der Heronausgabe enthält auch die unter dem Titel Ptolemeus de speculis lateinisch erhaltene Katoptrik, die GVenturi (Commentarj sopra la storia e le teorie dell' ottica, Bologna 1814) und HMartin (Recherches sur la vie et les ouvrages d'Héron d'Alexandrie, Acad. ins. Mém. présent., Paris 1854) mit großer Wahrscheinlichkeit dem Heron vindiziert haben. Sie ist von WilhvMoerbek (vgl. VRose, Anecd. II 283 ff.) aus dem Griechischen übersetzt; er benutzte dabei die o. S. 336 erwähnte Hds. griechischer Mechaniker; Ottobon. lat. 1850 ist sein Originalexemplar und die einzige Textquelle. Von der wissenschaftlichen Literatur über Optik (vgl. JHirschberg, Gesch. d. Augenheilkunde I, Berl. 1899, 149 ff.) ist außer der Optik Euklids und der im Μικρὸς ἀστρονομούμενος ihm zugeschriebenen Katoptrik (s. o. S. 335) griechisch nur das Schriftchen eines unbekannten Damianos erhalten (RSchöne, Berl. 1897; die erweiterte Gestalt der Abhandlung, die EBartholin nach einem cod. Barberin. herausgab, Paris 1657, ist eine Fälschung des Angelus Vergetius, | s. PTannery, Archives des missions XIV [1888] 409 ff.). In lateinischer Übersetzung (von Eugenius, Gouverneur von Sizilien unter den Normannen) nach dem Arabischen liegt die große Optik des Ptolemaios vor (das I. Buch fehlt; ungenügende ed. princeps von GGovi, Torino 1885). Im Gegensatze zur rein mathematischen Optik (Perspektivlehre) des Eukleides berücksichtigt Ptolemaios auch die physikalische Seite. Ähnlich scheint die Schrift gewesen zu sein, von der unbedeutende Bruchstücke im Papyrus 7733 des Louvre erhalten sind (KWessely, WienStud. XIII [1891] 312 ff.). Die Quellen des Ptolemaios sind noch gar nicht untersucht.

Sphärik. Die Geometrie der Kugel als Hilfsdisziplin der Astronomie ist in mehreren erhaltenen Schriften behandelt. Ordentlich herausgegeben sind nur die beiden Abhandlungen des Autolykos Περὶ κινουμένης σφαίρας und Περὶ ἐπιτολῶν καὶ δύσεων I—II (mit Scholien FrHultsch, Lpz. 1885). Er gehört ins 4. Jahrh. und ist somit der älteste uns erhaltene mathematische Schriftsteller; aber seine Werke setzen schon ein elementares Lehrbuch der Sphärik voraus, das kaum jemandem anders als dem Eudoxos zugetraut werden kann (FrHultsch S. XI ff.). Nur eine Bearbeitung des alten Lehrbuchs sind die erhaltenen Σφαιρικά des Theodosios (s. ANokk, Über die Sphärik des Theodosius, Karlsruhe 1847; neueste Ausgabe von ENizze, Berl. 1852, ohne handschriftliche Grundlage; wenig bedeutende Scholien dazu FrHultsch, Abh.sächs.Ges. X [1887] 381 ff.). Zwei astronomische Werkchen desselben Theodosios, Περὶ οἰκήσεων und Περὶ ἡμερῶν καὶ νυκτῶν, sind überhaupt noch nicht griechisch herausgegeben. Sie sind wie die Σφαιρικά und Autolykos im Μικρὸς ἀστρονομούμενος erhalten (einzige Quelle Vat. 204; im Autolykos ist die Abschrift Vat. 191 von Hultsch zugrunde gelegt, vgl. HMenge, Jahrb.f.Phil. CXXXIII [1885] 680 ff.); nur von den Σφαιρικά des Theodosios scheint es auch eine selbständige Überlieferung zu geben (für diese Schrift bleibt überhaupt noch alles zu tun). Die Sphärik (sphärische Trigonometrie) des Menelaos ist griechisch nicht erhalten; außer arabischen (und hebräischen) Hdss. (nach solchen herausgegeben von EHalley, Oxon. 1758) liegt die lateinische Übersetzung (nach dem Arabischen) des Gerardus von Cremona in vielen Hdss. vor (s. vorläufig ABjörnbo, Abh. z. Gesch. d. Mathem. XIV [1902] 1 ff.).

Astronomie. Die Geschichte der astronomischen Systeme bis auf die Zeit des Aristoteles hatte Eudemos gegeben (LSpengel 140 ff.; wichtiges Material bei Aristot. de caelo II 12 und dazu Simplikios 492 ff. aus Eudemos und Sosigenes). Von neueren Gesamtdarstellungen sind noch immer brauchbar: JKSchaubach, Geschichte d. gr. Astronomie bis auf Eratosthenes, Götting. 1802, und MDelambre, Histoire de l'astronomie ancienne I—II, Paris 1817 (kritisches Referat des Vorhandenen). Einzelfragen sind wesentlich gefördert von JLIdeler, AugBöckh, HMartin und besonders GVSchiaparelli (I precursori di Copernico nell' antichità, Milano 1873. Le sfere omocentriche di Eudosso, di Calippo e di Aristotele, ebd. 1875). Hauptwerk: PTannery, Recherches sur l'histoire de l'astronomie ancienne, Paris 1893 (rekonstruiert, von der Syntaxis des Ptolemaios ausgehend, die Vorgeschichte der darin behandelten Probleme in genialer Weise). Eine lichtvolle Übersicht gibt FrHultsch in RE. Art. Astronomie (mit Literaturangaben). Die griechischen Kalender CWachsmuth, Laurentii Lydi liber de ostentis, ²Lpz. 1897, 177 ff. Vgl. FrBoll, S.Ber. Heidelb. Ak. 1910—11, ARehm, ebd. 1913.

Außer den schon erwähnten Schriften über Sphärik und Euklids Φαινόμενα sind im Μικρὸς ἀστρονομούμενος, der für den Unterricht in Alexandreia nach und nach zusammengestellten Sammlung von Hilfsbüchern und älterer astronomischer Literatur, noch folgende zwei kleine Abhandlungen erhalten: Aristarchos (von Samos) Περὶ μεγεθῶν καὶ ἀποστημάτων ἡλίου καὶ σελήνης (ed. TLHeath, Oxford 1913, nach Vat. 204, mit ausführlicher historischer Einleitung) und Hypsikles Ἀναφορικός (KManitius, Dresd. 1888; die Haupthds., Vat. 204, ist nicht benutzt). Sonst ist von den älteren Astronomen wenig erhalten. Auf Eudoxos, dessen System GVSchiaparelli glänzend aufgeklärt hat (über ihn HKünßberg, Der Astronom, Mathematiker und Geograph Eudoxos von Knidos I–II, Dinkelsbühl 1888–90), geht teilweise zurück die in einem Pariser Papyrus zufällig erhaltene Εὐδόξου τέχνη (JALetronne und Brunet de Presle, Not. et Extr. 1865. FBlaß, Kiel 1887), eine Schülernachschrift der Vorträge eines unbekannten Leptines (2. Jahrh. v. Chr.), worin FBlaß Spuren des in Iamben verfaßten Lehrbuchs des Eudoxos entdeckt hat. Von Hipparchos ist nur eine Jugend- | arbeit erhalten, Τῶν Ἀράτου καὶ Εὐδόξου φαινομένων ἐξήγησις (KManitius, Lpz. 1894; älteste Hds. Laur. 28, 39 s. XI, eine angeblich ältere Redaktion wesentlich vertreten von Vat. 191 s. XIV). Eine Sammlung der Fragmente seiner astronomischen Schriften ist sehr wünschenswert (vgl. u. a. FrHultsch, Ber.sächs.Ges.d.Wiss. 1900, 169ff.; die Reste seines Fixsternkatalogs FrBoll, Biblioth. math. II [1901] 185ff.). Poseidonios hat, ohne Astronom zu sein, astronomische Fragen sowohl in seiner Meteorologie behandelt als in einer eigenen Abhandlung über Größe und Entfernung der Sonne (EMartini, Quaestiones Posidonianae, Diss. Lpz. 1895; FrHultsch, AbhGG. N.F. I [1897] Nr. 5). Noch weniger sachkundig, aber wegen einiger historischer Notizen wichtig ist die auf ihn zurückgehende Κυκλικὴ θεωρία μετεώρων des Kleomedes (HZiegler, Lpz. 1891; Haupthds. Laur. 69, 13 s. XII. Vgl. ABoericke, Quaestiones Cleomedeae, Diss. Lpz. 1905). Dagegen ist die Εἰσαγωγὴ εἰς τὰ φαινόμενα, die unter dem Namen des Geminos erhalten ist, ein zwar elementares, aber doch fachmännisches Lehrbuch (KManitius, Lpz. 1898, nach jungen Hdss.; die älteste, ein Constantinopolitanus s. XIV, scheint neuerdings verschollen zu sein); eine Übersicht der Kontroverse über Zeit und Ursprung des Werkchens und sein Verhältnis zu Poseidonios gibt KManitius 237ff. Das Hauptwerk des Ptolemaios, die Σύνταξις (μεγάλη im Gegensatze zum Μικρὸς ἀστρονομούμενος, arab. Almagest, d. h. ἡ μεγίστη) oder richtiger Μαθηματικά, liegt jetzt in einer kritischen Ausgabe vor (JLHeiberg, I 1–2, Lpz. 1898–1903; ed. pr. Basel 1548). Die griechische Überlieferung (s. die Prolegomena im II. Bd. der genannten Ausgabe) spaltet sich in eine durch drei sehr alte Hdss. (Paris. 2389, Vatic. 1594 s. IX, Marc. 313 s. X) vertretene, die auf die Neuplatoniker (Proklos) zurückgeht, und eine alexandrinische, die zwar nur in zwei jüngeren und schlechten Hdss. (Vat. 180 s. XII, 184 s. XIII) erhalten ist, aber mehrfach durch die alexandrinischen Kommentatoren bestätigt wird. Die Ausnutzung der arabischen Überlieferung ist noch nicht in Angriff genommen. Die kleineren astronomischen Schriften (JLHeiberg, Lpz. 1907, II. Bd. der genannten Ausgabe) sind mangelhaft überliefert (älteste, aber nicht immer beste Quelle Vat. 1594, für den z. T. wegen Verstümmelung Paris. 2390 und andere Abschriften eintreten müssen). Von den Φάσεις ἀπλανῶν ἀστέρων, einem Kalender der Sternenaufgänge nebst Wetterzeichen (CWachsmuth mit Laur. Lydus de ostentis, ²Lpz. 1897, nach sekundären Hdss.), ist nur das zweite Buch erhalten, die Einleitung gar nur in einer jungen Hds. (Vat. 318), von den Ὑποθέσεις τῶν πλανωμένων (Halma, Paris 1820) griechisch nur das erste Buch; das vollständige Werk liegt arabisch vor (im II. Bd. der Ausgabe von JLHeiberg von LNix übersetzt). Die Πρόχειροι κανόνες sind in ursprünglicher Fassung nicht mehr vorhanden, lassen sich aber herstellen mit Hilfe der bisher fast unbeachteten Begleitschrift Προχείρων κανόνων διάταξις καὶ ψηφοφορία (im II. Bd. der genannten Ausgabe, wie auch die folgenden Schriften). Von den beiden Abhandlungen über (verschiedene) Projektionen der Kugelfläche ist das Planisphaerium nur lateinisch erhalten (von Hermannus Secundus aus dem Arabischen übersetzt; ed. pr. Basel 1536), von Περὶ ἀναλήμματος, das WilhvMoerbek nach dem Griechischen übersetzt hat (Ottobon. lat. 1850), sind griechische Bruchstücke in dem Palimpseste Ambros. L 99 sup. aufgefunden worden (JLHeiberg, Abh. z. Gesch. d. Mathem. VII 1ff.). Von den zwei Erläuterungsschriften Theons zu den Handtafeln des Ptolemaios ist nur die kleinere herausgegeben (Halma, Paris 1822, mangelhaft);

die größere, in fünf Büchern, wartet noch immer auf einen Herausgeber (Vat. 190 s. X, Laur. 28, 12 s. XIV, beide am Schlusse defekt); s. vorläufig HUsener, Monum. hist. German., Chronica III 355ff., wo die Konsulliste Theons und spätere Fasti herausgegeben sind (nach Leid. 78 s. IX, Laur. 28, 26 s. IX–X; eine dritte wichtige Quelle für die Handtafeln, Vat. 1291 s. IX, ist beschrieben von FBoll, S.Ber.bayr.Ak. 1899, 110ff.). Der umfangreiche Kommentar Theons zur Syntaxis ist in byzantinischer Zeit in Stücke gegangen und teilweise in Randscholien exzerpiert worden. Eine Zusammenstellung des Erhaltenen ist um 1400 auf dem Athos angefangen (Vat. 198) und von Bessarion weitergeführt (Marc. 310); es fehlten damals einige Stücke, die nur z. T. aus dem Kommentare des Pappos ergänzt werden konnten, auf dem die Arbeit Theons fußt. Auf Marc. 310 geht die ed. pr. (Basel 1558) durch Regiomontanus zurück; Halmas Ausgabe, Paris 1821, ist ungenügend und dazu unvollendet, eine vollständige Neubearbeitung daher | dringend notwendig (von FrHultsch vorbereitet, Pappos Bd. III, S. XIIIff., vgl. Ber.sächs.Ges.d.Wiss. 1900, 169ff.). Das treffliche Lehrbuch des Proklos, Ὑποτυπώσεις τῶν ἀστρονομικῶν ὑποθέσεων, liegt jetzt endlich in einer genügenden Ausgabe vor (KManitius, Lpz. 1909; älteste Hds. Laur. 28, 48).

Sternbilder. Den außerordentlichen Einfluß von Aratos' Gedicht (EMaaß, Berl. 1893) bis tief ins Mittelalter hinein hat namentlich EMaaß verfolgt (Aratea, Phil.Unters. XII, Berl. 1892. Commentariorum in Aratum reliquiae, Berl. 1898). Antike lateinische Bearbeitungen außer Cicero, von dessen Übersetzung Bruchstücke erhalten sind, durch Germanicus (ABreysig, ²Lpz. 1899) und Avienus (u. a. ABreysig, Lpz. 1882). Auch die unter dem Namen des Eratosthenes erhaltenen Katasterismen (CRobert, Berl. 1878. AOlivieri, Lpz. 1897 = Mythographi Gr. III¹. Vgl. ARehm, Eratosthenis Catasterismorum fragmenta Vaticana, Ansbach 1899) haben einen lateinischen Bearbeiter gefunden in einem unbekannten Hyginus (BBunte, Lpz. 1875, ganz ungenügend; vgl. GKauffmann, De Hygini memoria, Bresl. 1888. GDittmann, De Hygino Arati interprete, Lpz. 1900. MManitius, Herm. XXXVII [1902] 501ff., XL [1905] 278ff.). An Aratos knüpfen die mittelalterlichen, aber auf antike Vorbilder zurückgehenden astronomischen Bilderhandschriften an, die auch kunstgeschichtlich interessant sind (GThiele, Antike Himmelsbilder, Berl. 1898; dazu FrBoll, S.Ber.bayr.Ak. 1899, 77ff. über Vat. gr. 1291). Vgl. FSaxl, Verzeichnis astrolog. u. mythol. illustr. Hdss. d. lat. Mittelalt. in röm. Bibliotheken, S.Ber. Heidelb. Ak. 1915. Ein Hauptwerk über die Geschichte der Sternbilder ist FrBoll, Sphaera, Lpz. 1903 (bringt neues Material vortrefflich bearbeitet). Dasselbe Werk erläutert eingehend die astronomischen Fragmente des Nigidius Figulus und enthält auch manche Beiträge zur Geschichte der Astrologie.

Astrologie. Astrologische Spekulation war von jeher mit der chaldäischen Astronomie untrennbar verbunden. Von da aus drang sie sowohl in Ägypten ein als auch in Griechenland, wo ihre ersten Spuren Ende des 4. Jahrh. v. Chr. auftreten; schon Eudoxos warnte davor (Cicero de div. II 87). Ein systematisches Lehrgebäude unter dem Namen Nechepso und Petosiris (ERieß, Phil.Suppl. VI [1891–93] 325ff.) war, wie es scheint, schon im 2. Jahrh. verbreitet; das für das Altertum abschließende Hauptwerk ist die Τετράβιβλος des Ptolemaios (Camerarius, Basel 1553), deren Echtheit FrBoll (Studien über Claudius Ptolemäus, Lpz. 1894) bewiesen hat (dagegen ist der auf denselben Namen getaufte Καρπός unecht); ihr Ansehen wird schon durch das Vorhandensein einer Paraphrase unter Proklos' Namen (PhMelanchthon, Basel 1554) und zweier Kommentare (HierWolf, Basel 1559; der eine trägt den Namen des Porphyrios) bestätigt. Das Interesse der Römer für Astrologie beweist das Gedicht des M. Manilius aus der Zeit des Tiberius (JosScaliger, Argentor. 1655, mit Kommentar; JvWageningen, Lpz. 1915) und das umfangreiche Werk (Matheseos libri VIII) des Iul. Firmicus Maternus (kritische Ausgabe von WKroll u. FrSkutsch, I. Bd. Lpz. 1897, II. 1913). Hauptwerk der späteren griechischen Astrologie, die Ἀνθολογίαι des Vettius Valens (2. Jahrh. n. Chr.), zum erstenmal herausgegeben von WKroll, Berl. 1908. Eine Neubearbeitung des ganzen sehr vernachlässigten Gebiets hat angefangen mit dem Catalogus codicum astrologorum Graecorum (von FrBoll, FrCumont, WKroll, AOlivieri u. a., 8 Bde., Brüssel 1898–1912). Neueste Gesamtdarstellung ABouché-Leclercq, L'astrologie grecque, Paris 1899; EPfeiffer, Studien zum antiken Sternglauben, Lpz. 1916; zur Einführung ERieß in RE. Art. Astrologie. FrBoll, Sternglaube u. Sterndeutung, Lpz. 1918.

Chemie. Wenig behandelt war bis vor kurzem auch die zweite Geheimwissenschaft des Altertums, die Alchimie. Jetzt sind die vorhandenen Texte gesammelt (Haupthds. Marc. 299 s. X–XI) und zur Bearbeitung der Grund gelegt durch MBerthelot (und ChERuelle), Collection des anciens Alchimistes grecs (3 Bde., Paris 1888, philologisch nicht genügend). Ein Katalog der alchimistischen Hdss. ist geplant. Diese ganze Literatur, die unter ägyptischem Einflusse entstanden ist, gehört in eine späte Zeit, obgleich sie z. T. unter alten Verfassernamen auftritt (z. B. Demokrit). Eine gute Übersicht gibt ERieß in RE. Art. Alchemie. Die sonstigen praktischen Kenntnisse der Alten in der Chemie verzeichnen HKopp, Geschichte der Chemie, Braunschw. 1843 ff., MBerthelot, Die Chemie im Altertum und im Mittelalter, deutsch von EKalliwoda, Wien 1909, EOvLippmann, Entstehung u. Ausbreitung d. Alchimie, Berl. 1919. Die aristotelischen Grundlagen der Alchimie weist nach JLorscheid, Aristoteles' Einfluß auf die Entwickelung der Chemie, Münster 1872. | — Chemische Rezepte für Färbung u. ä. in Papyrus Leid. X (ed. CLeemans, Leiden 1885) und Pap. Holmiensis (ed. OLagercrantz, Uppsala 1913), nicht alchimistisch (JHammer-Jensen, Bull. dän. Akad. 1916, 279 ff.). Anfänge der Chemie weist JHammer-Jensen nach im sog. IV. Buche der Meteorologie des Aristoteles, das sie dem Straton zuweisen will, Herm. L (1915) 113 ff. Die Entdeckung des Alkohols führt HDiels, AbhAkBerl. 1913 Nr. 3, auf Alexandreia zurück.

Eine Geschichte der exakten Wissenschaften in Byzanz kann noch nicht geschrieben werden, weil viel Material noch unediert ist; für die Überlieferung der alten Fachliteratur wäre viel daraus zu lernen, aber auch für andere wichtige Fragen, z. B. die Aufnahme des Positionssystems, das nur zufällig für uns zuerst im Rechenbuche des Maximos Planudes (EGerhardt, Halle 1865) im Zusammenhange dargestellt ist; es war viel früher in Byzanz verbreitet. Ein bedeutender Mechaniker war der Baumeister der Sophienkirche, Anthemios (ein Bruchstück von ihm, über Brennspiegel, in AWestermanns Paradoxographi, Braunschw. 1839, damit verwandt das fragmentum mathematicum Bobiense, s. ChBelger, CWachsmuth u. MCantor, Herm. XVI [1881] 261 ff., 637 ff., JLHeiberg, Zeitschr. f. Math. u. Phys. XXVIII [1883] 121 ff., TLHeath, Biblioth. math. VII [1906] 225 ff.). Wichtig für die Geschichte der Logistik PTannery, Notice sur les deux lettres arithmétiques de Nicolas Rhabdas, Not. et Extr. XXXII 1, Paris 1886. Eifrig gepflegt wurde, schon wegen der Osterberechnung und des Kalenders, das Studium der Astronomie, das im 14. Jahrh. durch persischen Einfluß neu belebt wurde (HUsener, Ad historiam astronomiae symbola, Bonn 1876. De Stephano Alexandrino, ebd. 1880). Ein sehr beliebtes, in zahlreichen, stark abweichenden Hdss. vorliegendes Kompendium des Quadriviums (ursprünglich gehört noch dazu ein Kapitel über Logik) ist unter dem Namen des Psellos gedruckt (u. a. Xylander, Basel 1556), ist aber älter und trägt in Hdss. auch andere Verfassernamen (VRose, Herm. II [1867] 465 ff.). Das Quadrivium des Pachymeres ist nur teilweise herausgegeben. Im allgemeinen vgl. KKrumbacher, Gesch. der byz. Lit.,[2] Münch. 1897, 620 ff.

Erdkunde. Die grundlegenden Werke der Urheber der wissenschaftlichen Erdkunde, Eratosthenes und Hipparchos, sind nur in Bruchstücken erhalten (eingehend behandelt von HBerger, Die geographischen Fragmente des Eratosthenes, Lpz. 1880. Die geographischen Fragmente des Hipparch, ebd. 1869). Zur Geschichte des Erdmessungsproblems OViedebantt, Klio XIV (1915) 207 ff. Die Geographie Strabons, die übrigens auch nicht ganz vollständig auf uns gekommen ist, bietet dafür wegen ihrer ganzen Anlage und der popularisierenden Richtung des Verfassers nur bedingterweise einen Ersatz (kritische Ausgabe von GKramer I–III, Berl. 1844–52; verhältnismäßig wenig förderlich die Textausgabe von AugMeineke, Lpz. 1866; neues Material hat GCozza Luzzi, Studj e docum. di stor. e diritto XVII [1896] 237 ff., 315 ff., XVIII [1897] 57 ff., 273 ff., in einem Palimpseste aus Grottaferrata entdeckt; eine Neubearbeitung notwendig). Die ganz oder teilweise erhaltenen kleineren geographischen Arbeiten sind bequem zusammengestellt bei CMüller, Geographi Graeci minores (Paris 1855–61, 2 Bde. und ein Heft mit Karten; Haupthdss. Paris. Suppl. 443 s. XIII und Palat. Heidelb. 398 s. X). Durch umfassende Gelehrsamkeit ausgezeichnet ist GBernhardys kommentierte Ausgabe des Dionysios Periegetes und seiner Kommentatoren (Lpz. 1828). Eine kritische, wenn auch nicht völlig befriedigende Ausgabe der Geographie des Ptolemaios ist angefangen von CMüller (I[1] Paris 1883, I[2] nach seinen Pa-

pieren von CThFischer, ebd. 1901), aber nur bis zum V. Buche gefördert; sonst muß man sich mit der Ausgabe von FANobbe, Lpz. 1843–45, behelfen. Die römischen Geographen sind wenig bearbeitet (Pomponius Mela: LFrick, Lpz. 1880). Plinius behandelt die Geographie in B. II–VI.

Die Entwicklung der griechischen Geographie, die in den allgemeinen Darstellungen von CRitter und OPeschel berücksichtigt wird und in den tüchtigen älteren Arbeiten von KMannert, FAUkert und AForbiger speziell behandelt ist, hat HBerger (Geschichte der wissenschaftlichen Erdkunde der Griechen, ²Lpz. 1903) musterhaft klargelegt. Nützlich auch SGünther, Handbuch der mathematischen Geographie, Stuttg. 1890.

Zoologie. Von dem Hauptwerke der antiken Zoologie, Aristoteles Περὶ ζῴων ἱστορίας (Text von LDittmeyer, Lpz. 1907), besitzen wir eine ausgezeichnete Ausgabe mit reichhaltigem Kommentare von JGSchneider, I–IV, Lpz. 1811; gut auch HAubert u. FrWimmer, Aristoteles' Tierkunde, Lpz. 1868, 2 Bde., mit deutscher Übersetzung und sachlichen Erläuterungen. Zur Erklärung der wichtigen Schriften Περὶ ζῴων μορίων (Text von BLangkavel, Lpz. 1868) und Περὶ γενέσεως καὶ φθορᾶς (CPrantl, Lpz. 1881) vgl. AvFrantzius, A. vier Bücher über die Teile der Tiere, Lpz. 1853, und HAubert u. FrWimmer, A. von der Zeugung der Tiere, Lpz. 1860. Lehrreich auch für die Beurteilung der zoologischen Arbeiten ist REucken, Die Methode der aristotelischen Forschung, Berl. 1872; ohne geschichtlichen Sinn, aber nützlich als Gegengewicht gegen ebenso ungeschichtlich übertriebene Lobsprüche ist GHLewes, Aristoteles (aus dem Englischen von VCarus, Lpz. 1865). Von der Tiergeschichte des Ailianos ist wertvoll die kommentierte Ausgabe von FrJacobs I–II, Jena 1832; Textausgabe von RHercher, Lpz. 1864. Die auf Aristoteles zurückgehende Tiergeschichte des Aristophanes von Byzanz war die Grundlage der zoologischen Exzerptensammlung des Konstantinos Porphyrogennetos, die teilweise erhalten ist (VRose, Anecd. Gr. II, Berl. 1870, 3ff. nach Paris. Suppl. 495, vollständiger SpLambros, Suppl. Aristot. I, Berl. 1885, nach einem Athous).

Das System des Aristoteles ist ausführlich dargestellt von JBona Meyer (Des Aristoteles Tierkunde, Berl. 1855); eine erschöpfende Untersuchung über den Weg, der von der ernsten Wissenschaft des Aristoteles zum mittelalterlichen Physiologus führt, fehlt noch. Am besten HOLenz, Die Zoologie der alten Griechen und Römer, Gotha 1855. Einen Abriß gibt VCarus, Gesch. d. Zoologie, Münch. 1872, eine Aufzählung der erhaltenen Verfassernamen EOder in FrSusemihls Gesch. d. alex. Lit. I, Lpz. 1891, 850ff. Ebd. 856ff. findet man eine Übersicht über die Schriften Περὶ λίθων. Die älteste ist von Theophrastos (FrWimmer, Theophrasti opera Bd. III, Lpz. 1862). Diesen ganzen Literaturzweig faßt zusammen FdeMély, Lapidaires de l'antiquité et du moyen âge (II. Bd., Paris 1898).

Botanik. Ein der Zoologie entsprechendes Werk über das Pflanzenreich hat Aristoteles nicht selbst fertiggestellt. Das unter seinem Namen erhaltene Büchlein Περὶ φυτῶν (OApelt, Lpz. 1888) ist unecht, wenn auch aus seiner Schule hervorgegangen; was wir haben, ist nach der merkwürdigen Vorrede eine griechische Rückübersetzung (aus welcher Zeit, ist noch nicht untersucht) der erhaltenen lateinischen Übersetzung (ed. EHFMeyer, Lpz. 1841) eines Alfredus aus dem Arabischen. Wie in der Zoologie Aristoteles einsam emporragt über den sonstigen Wunder- und Notizenkram, so in der Botanik die beiden Werke des Theophrastos Περὶ φυτῶν ἱστορία und Περὶ φυτῶν αἰτίων (FrWimmer, Lpz. 1854, unzureichend; guter Kommentar von JGSchneider, Lpz. 1818–21). Für die Würdigung seiner Arbeit und ihrer Quellen ist wichtig das hervorragende Buch von HBretzl, Botanische Forschungen des Alexanderzuges, Lpz. 1903. Fleißige Zusammenstellungen über botanische Literatur des Altertums und Mittelalters bietet EHFMeyer, Geschichte der Botanik, Königsb. 1854–57, über Pflanzennamen bei den Späteren BLangkavel, Botanik der späteren Griechen, Berl. 1866. Brauchbar HOLenz, Botanik der alten Griechen und Römer, Gotha 1859. Plinius behandelt die Botanik in B. XII–XXVII, z. T. mit Rücksicht auf die Medizin (die Zoologie B. VIII–XI, Mineralogie B. XXXIII–XXXVII). Manches Einschlägige findet man bei den Ackerbauschriftstellern, sowohl in der von Konstantinos Porphyrogennetos veranlaßten Sammlung des Cassianus Bassus (Geoponica rec. HBeckh, Lpz. 1895, ungenügend) als bei den römischen Scriptores rei rusticae. Unentbehrlich für das Studium

der antiken Zoologie und Botanik ist natürlich die moderne Fachliteratur über Fauna und Flora der Mittelmeerländer.

Kräuterbücher. Nach Plinius (XXV 8) hatten Krateuas, Dionysios und Metrodoros illustrierte Herbarien herausgegeben mit Angabe der medizinischen Wirkungen der abgebildeten Pflanzen (aber ohne ihre Beschreibung). Aus diesem Werke des Krateuas sind einige Exzerpte erhalten in der berühmten Dioskurideshds. der Iuliana Anicia (Vindob. med. 3 s. V–VI, Faksimile Leyden 1906). Derselbe hat auch eine Pharmakologie geschrieben, worin die Bilder durch Beschreibungen ersetzt waren. Sie war eine Hauptquelle des Dioskurides, dessen umfangreiches Werk Περὶ ὕλης ἰατρικῆς (CSprengel, Lpz. 1829–30, kritische Ausgabe auf neuer Grundlage von MWellmann, I–III, Berl. 1906–14) auf diesem Gebiete maßgebend blieb. Es liegt sowohl in ursprünglicher Gestalt als alphabetisch umgeordnet vor, und in mehreren, z.T. sehr alten Hdss. sind Illustrationen beigegeben (z.B. in dem schon erwähnten Vindob. med. 3, in einem Neapolit. s. VII, jetzt ebenfalls in Wien, im Paris. 2179 s. IX). Daß diese nicht ursprünglich zugehörig sind, sondern aus dem Herbarium des Krateuas herstammen, hat MWellmann, AbhGG. N.F. II (1897), nachgewiesen. |

Heilkunde. Die Hauptlehren der ionischen Ärzte hat Aristoteles seinen Schüler Menon zusammenstellen lassen. Von diesem wichtigen Werke, das früher nur durch wenige Zitate bekannt war, hat FGKenyon in dem Londoner Papyrus 137 Fragmente entdeckt (herausgegeben von HDiels, Suppl. Aristotel. III[1], Berl. 1893, Nachtrag S.Ber.Berl.Ak. 1901, 1319ff.); sie sind der medizinischen Exzerptensammlung eines unbekannten Verfassers aus dem 1. Jahrh. n. Chr. einverleibt. Von den biographischen Arbeiten des Soranos haben sich nur schwache Spuren erhalten (AWestermann, Vitar. scriptt. Graeci minores, Braunschw. 1845, 449ff.), etwas mehr von seinen doxographischen. Sonst sind wir für die verlorene, sehr bedeutende medizinische Literatur auf Galenos und die späteren Ausschreiber angewiesen. Eine wirklich befriedigende Geschichte der antiken Heilkunde im philologischen Sinne gibt es noch nicht; die beste ist noch immer CSprengels Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde ([3]Halle 1821ff., [4]bearbeitet von JRosenbaum, Lpz. 1846); einigermaßen brauchbar auch HHaeser, Lehrbuch der Geschichte der Medizin I, [3]Jena 1875. Von den neueren Einzeldarstellungen ist zu erwähnen JHirschberg, Geschichte der Augenheilkunde I, Lpz. 1899, ThPuschmann, Geschichte des medizinischen Unterrichts, Lpz. 1889, englisch Lond. 1891, und EIngerslev, Fragmenter af Fødselshjelpens Historie I, Kopenhag. 1906. Literarische Nachweise über die alexandrinischen Ärzte gibt FSusemihl, Gesch. der alex. Lit. I, Lpz. 1891, 777ff. (z. T. von MWellmann herrührend), über die nachgalenischen ACorlieu, Les médecins grecs depuis la mort de Galien, Paris 1885, über die byzantinischen Kompilatoren KKrumbacher, Gesch. d. byz. Lit., [2]Münch. 1897, 613ff. Manches Einschlägige in den Zeitschriften Janus 1846ff. und Mitteilungen z. Gesch. d. Medizin u. der Naturwissenschaften, Hamb. 1902ff. Bei dem Zustande unserer Überlieferung sind Quellenuntersuchungen und darauf beruhende Fragmentsammlungen vor allem nötig; ein vielversprechender Anfang ist MWellmann, Die pneumatische Schule, Berl. 1895, und desselben Fragmentsammlung der griechischen Ärzte I, Berl. 1901. Die medizinische Literatur enthält einen ungehobenen Schatz von mannigfaltigen Beiträgen zur Altertumskunde; die Geschichte der Philosophie und der Kultur, im engsten wie im weiteren Sinne, kann darin die schönsten Bausteine finden. Als Beispiele seien genannt die Vorschriften für die tägliche Gesundheitspflege aus Diokles (4. Jahrh.) und aus Athenaios (1. Jahrh. n. Chr.), die nicht nur ein detailliertes Bild des täglichen Lebens geben, sondern auch den Unterschied der Lebensweise der zwei Zeitalter vor Augen führen (UvWilamowitz, Gr. Lesebuch I, [2]Berl. 1902, 279ff.), der Nachweis herakliteischer Lehren in Περὶ διαίτης von JBernays, Ges. Abh. I, Berl. 1885, ferner OBröcker, Die Methode Galens in der literarischen Kritik, RhMus. XL (1885) 415ff., RvGrots Nachprüfung der Medikamente der Hippokratiker (Histor. Studien aus dem Pharmakol. Inst. Dorpat I, Halle 1889), JIlbergs Abhandlung Aus Galens Praxis, NJahrb. XV (1905) 276ff. Auch für die Geschichte der Heilkunde ergiebig sind die Arbeiten von WHRoscher (in den Publikationen der sächs. Gesellsch. d. Wiss.): Die Hebdomadenlehren der griechischen Philosophen und Ärzte, Lpz. 1906; Enneadische Studien, ebd. 1907; Die Tessarakontaden und Tessarakontadenlehren der Griechen und anderer Völker, ebd. 1909.

Viel Interessantes über Leben und Sitten der Kaiserzeit enthält auch das Hebammenbuch des Soranos.

Aber bei jeder tiefergehenden Untersuchung werden die Mängel der bisherigen philologischen Behandlung der medizinischen Literatur empfindlich. Um von den überhaupt nicht herausgegebenen Schriften zu schweigen (GCostomiris, Rev. ét. gr. II–V [1889–92]), liegen viele Werke nur in gänzlich veralteten Ausgaben vor, und nur von wenigen gibt es kritische Bearbeitungen, die modernen Ansprüchen genügen. Ein Korpus der antiken Medizin ist ein dringendes Bedürfnis und von den Akademien Berlin, Kopenhagen und Leipzig in Angriff genommen. Erschienen sind bis jetzt die neuentdeckte Schrift Philumeni de venenatis animalibus eorumque remediis, ed. MWellmann, Lpz. 1908, und 3 Bde. Galenos, Lpz. 1914–15. Vgl. vorläufig die Zusammenstellung der vorhandenen Hdss. in den AbhAkBerl. 1905–06, Nachtrag ebd. 1908.

Das Korpus der auf den Namen des Hippokrates getauften Schriften ist in keiner alten Hds. ganz erhalten, aber für größere Teile liegen ausgezeichnete alte Quellen vor (Vindob. med. 4 s. X, Paris. 2253 s. X, Laur. 74, 7 s. X, aus der Bibliothek des Hospitals der 40 Märtyrer in Konstantinopel, Marc. 269 s. XI, Vatic. 276 s. XII). Die beste, aber philologisch nicht ganz befriedigende Gesamtausgabe ist bis jetzt die von ELittré (10 Bde., Paris 1839–61); daneben ist zu nennen die Ausgabe von FZErmerins (Utrecht 1859–63). Eine kritische Bearbeitung auf Grund neuer Kollationen ist angefangen von HKühlewein (bis jetzt 2 Bde., Lpz. 1894–1902; im 1. Bd. eine Übersicht der Hdss. von JIlberg). Die interessante Schrift Περὶ τέχνης hat ThGomperz (S.Ber.Wien.Ak. CXX 9, 1890; [2]1910) vortrefflich herausgegeben und erläutert. Die hippokratische Schrift Περὶ φυσῶν, Text u. Studien, v. ANelson, Uppsala 1909. Περὶ φύσεως ἀνθρώπου ed. OVillaret, Berl. 1911. De aëre, aquis, locis von GGundermann, Bonn 1911 (mit der alten latein. Übersetzung).

Wichtig für die Textkritik sind die Hippokrateszitate bei Galen, besonders in seinen Kommentaren zu mehreren Schriften, worin er auch öfters Varianten anführt und überhaupt die Tätigkeit früherer Herausgeber und Erklärer in lehrreicher Weise bespricht; aber die in dieser Beziehung wichtigen Werke Galens können natürlich erst dann für kritische Zwecke benutzt werden, wenn sie in kritischen Ausgaben vorliegen; die 3 Bde. des Corpus medicorum enthalten die Kommentare zu De natura hominis, De victu acutorum, De diaeta in morbis acutis – Prorrheticum I, De comate, Prognosticum und den unechten, nur arabisch erhaltenen zur Abhandlung Über die Siebenzahl. Von den sonstigen Erläuterungsschriften zu Hippokrates ist erhalten der Kommentar des Apollonios aus Kition zu Περὶ ἄρθρων (HSchöne, Lpz. 1896, mit guten Reproduktionen der auch kunstgeschichtlich interessanten Bilder; die Bilder, die Primaticcio für die lateinische Übersetzung mehrerer chirurgischen Werke durch Guido Guidi gezeichnet hat, sind herausgegeben von HOmont, Paris 1908) und das Lexikon des Erotianos (ENachmanson, Uppsala 1918; dazu desselben Erotianstudien, Uppsala 1917; über die ursprüngliche Anlage des Werks JIlberg, Abh. sächs. Ges. d. Wiss. XIV [1893] 101 ff.). Anderes von geringerer Bedeutung bei FrRDietz, Scholia in Hippocratem et Galenum, Königsb. 1834. Von neueren philologischen Arbeiten über Hippokrates ist hervorzuheben KFredrich, Hippokratische Untersuchungen (Phil. Unters. XV, Berl. 1899).

Die erhaltenen Gedichte medizinischen Inhalts sind mit verwandten Sachen in Versen gesammelt in den Didotschen Poetae Bucolici et Didactici (Paris 1862, von FrDübner u. UBussemaker). Von Nikandros' Theriaka und Alexipharmaka ist die beste Ausgabe OSchneiders Nicandrea, Lpz. 1856, mit den wichtigen Scholien.

Was von den Schriften des Rufus aus Ephesos (zu Traians Zeit) erhalten ist, findet man in der Ausgabe von ChDaremberg u. ChEmRuelle, Paris 1879.

Von Soranos Περὶ γυναικείων ist sowohl ein Auszug griechisch (entdeckt von FrDietz im Paris. 2153 s. XV) als eine spätlateinische Bearbeitung erhalten (beide VRose, Lpz. 1882); vgl. JIlberg, Die Überlieferung der Gynäkologie des Soranos von Ephesos, Abh. sächs. Ges. d. Wiss. XXVIII (1910) Nr. II. Die lateinischen Übersetzungen anderer Werke von ihm durch Caelius Aurelianus harren noch der kritischen Bearbeitung (am besten JKAmman, Amsterd. 1772). Neue Fragmente in VRoses Anecdota II, Berl. 1870, 1 ff. Auf Soranos gehen wahrscheinlich auch zurück die doxographischen Fragmente eines Anonymus (RFuchs,

RhMus. XLIX [1894] 532ff.) und des Vindicianus (MWellmann, Fragmentsamml. I, Berl. 1901, 208ff.). Einiges aus Soranos auch bei JLIdeler, Physici et medici graeci minores I–II, Berl. 1841–42, wo eine Menge meist byzantinischer Schriften beisammen sind.

Aretaios ist zwar mehrfach in neuerer Zeit herausgegeben (am besten von FZErmerins, Utrecht 1847), aber eine Neubearbeitung ist notwendig (in Vorbereitung) sowohl wegen des wichtigen Inhalts (der allerdings nicht dem Verfasser, sondern seiner Quelle, dem Archigenes, verdankt wird) als auch wegen des (ionischen) Dialekts.

Bei der großen historischen Bedeutung der weitschichtigen und wortreichen Schriftstellerei des Galenos ist das Fehlen einer kritischen Gesamtausgabe besonders empfindlich, und die Herstellung einer solchen ist die erste Forderung der medizinisch-historischen Forschung. Praktisch ist man auf die Ausgabe CGKühns (20 Bde., Lpz. 1821–33; der XX. Bd. enthält einen nützlichen Realindex von FrWAssmann) angewiesen, die sehr flüchtig gemacht ist und über die Überlieferung keine Rechenschaft gibt (die Hdss. sind überaus zahlreich, z. T. alt und vortrefflich; vom Προτρεπτικός existiert jetzt keine Hds. mehr). Eine kritische Ausgabe der kleineren Schriften ist angefangen von JMarquardt, IwMüller und GHelmreich (I–III, Lpz. 1884–93. Περὶ κράσεων von GHelmreich, ebd. 1904), außerdem einige Sonderausgaben (Erlangen 1873–80) von IwMüller und von GHelmreich (Augsburg 1878, Hof 1901, Lpz. 1904). Προτρεπτικός von GKaibel, Berl. 1894. Εἰσαγωγὴ διαλεκτική von CKalbfleisch, Lpz. 1896. Περὶ τῶν Ἱπποκράτους καὶ Πλάτωνος δογμάτων von IwMüller, Lpz. 1874. Περὶ τῶν παρὰ τὴν λέξιν σοφισμάτων von CGabler, Rostock 1903. Περὶ χρείας μορίων I–II von GHelmreich, Lpz. 1907–09. Ὅτι αἱ ποιότητες ἀσώματοι (unecht) von JWestenberger, Marb. 1906. Εἰ κατὰ φύσιν ἐν ἀρτηρίαις αἷμα περιέχεται von FrAlbrecht, Marb. 1911. Εἰ ζῷον τὸ κατὰ γαστρός (unecht) von HWagner, Marb. 1914. Περὶ χρείας ἀναπνοῆς von RNoll, Marb. 1915. Περὶ λεπτυνούσης διαίτης ist erst von CKalbfleisch, Lpz. 1898, griechisch herausgegeben (nach Paris. Suppl. 754 s. XIV, von Mynas gefunden; ders. hat auch Paris. Suppl. 635 s. XIII mitgebracht, nach dem CKalbfleisch, AbhAkBerl. 1895, Anh. I, die Schrift Περὶ τοῦ πῶς ἐμψυχοῦται τὰ ἔμβρυα herausgegeben hat, die er mit Recht dem Porphyrios vindiziert). Die Funde des Mynas beweisen, wie wenig erschöpfend die Galenhdss. ausgebeutet waren; auch die neueste Zeit hat ein paar hübsche Entdeckungen zu verzeichnen (HSchöne, S.Ber.Berl.Ak. 1901, 1255ff. u. 1902, 442ff.). Einiges ist nur lateinisch erhalten, wie die Subfiguratio empirica (MBonnet, Bonn 1872), De causis continentibus (CKalbfleisch, Marb. 1904), De partibus artis medicativae (HSchöne, Greifsw. 1911), alle von Nicolaus aus Reggio di Calabria im 14. Jahrh. übersetzt.

Von den späteren Sammelwerken liegen nur das des Oreibasios (UBussemaker u. ChDaremberg, 6 Bde., Paris 1851–76) und das des Alexandros von Tralles (ThPuschmann I–II, Wien 1878–79, Nachträge Berl. 1886; mit wertvollen Erläuterungen) in ziemlich befriedigenden Ausgaben vor. Paulos von Aigina ist nur zu Venedig 1538 und Basel 1588 in seltenen Ausgaben erschienen (nur das VI. Buch, die Chirurgie, von RBriau, Paris 1855), Aëtios nicht einmal vollständig (I.–VIII. B., Venedig 1534, äußerst selten; die von Skévos Zervós, Lpz. 1901, angefangene Ausgabe der noch fehlenden neun Bücher ist unbrauchbar). Zu erwähnen ist noch Nemesios (Bischof in Emesa im 4. Jahrh.) Περὶ φύσεως ἀνθρώπου, ed. CFMatthäi, Halle 1802, eine doxographische Kompilation (über ihre Quellen WWJaeger, Nemesios von Emesa, Berl. 1914), von deren Beliebtheit sowohl die Benutzung bei Meletios Περὶ τῆς τοῦ ἀνθρώπου κατασκευῆς (JACramer, Anecd. Oxon. Bd. III, Oxf. 1836) als das Vorhandensein zweier lateinischer Übersetzungen zeugt, von Alfanus, 11. Jahrh. (CRHolzinger, Lpz. 1887; CJBurkhard, Lpz. 1917), und von Burgundio, 13. Jahrh. (CJBurkhard, Wien 1891–1902).

Bei den Römern fand die Medizin Aufnahme in die Enzyklopädien von Varro und von Cornelius Celsus, von dessen Werke eben nur die Heilkunde erhalten ist (ChDaremberg, Lpz. 1859; FMarx, Lpz. 1915). Über seine Quelle MWellmann, A. Cornelius Celsus, Berl. 1913. Bei Plinius enthalten, abgesehen von zerstreuten Bemerkungen in den Büchern über das Mineralreich, namentlich die Bücher XX–XXVII (Heilmittel aus dem Pflanzenreiche) und XXVIII–XXXII (aus dem Tierreiche) Notizen zur Heilkunde. Sie sind im 4. Jahrh. in der sog. Medicina Plinii für praktische Zwecke exzerpiert worden, die sich im Mittel-

alter großer Verbreitung erfreute (VRose, Lpz. 1875, mit dem Ackerbauschriftsteller Gargilius Martialis, dessen medizinische Notizen ebenfalls auf Plinius zurückgehen). Überhaupt schrumpft die medizinische Literatur bei den Römern alsbald zu Rezeptbüchern zusammen, wie das des Scribonius Largus aus dem 1. Jahrh. n. Chr. (GHelmreich, Lpz. 1887) und das versifizierte des Q. Serenus (FVollmer, Lpz. 1916), Marcellus de medicamentis (GHelmreich, Lpz. 1889), Theodorus Priscianus Euporiston libri III (VRose, Lpz. 1894, mit anderen, verwandten Arbeiten, u. a. von Vindicianus, dem Lehrer des Theodorus). Diese späten, für den praktischen Gebrauch bestimmten Schriften sind sprachlich sehr interessant, indem sie die Zersetzung des Lateins vor Augen führen. Auf dem Gebiete der Medizin ist überhaupt der allmähliche Übergang des Altertums ins Mittelalter besonders gut zu beobachten; die Kuren und Heilmittel der antiken Ärzte haben in arg verkümmerter Gestalt immer weiter gelebt und gewirkt, weil man jahrhundertelang nichts an ihre Stelle zu setzen hatte. So gibt es, außer den schon erwähnten Übersetzungen des Caelius Aurelianus nach Soranos, aus dem 5. Jahrh. die ähnlichen des Cassius Felix (VRose, Lpz. 1879) und aus dem 6. Jahrh. die an einen Frankenkönig gerichtete diätetische Kompilation des Anthimus (VRose, Lpz. 1877, vgl. desselben Anecdota II [Berl. 1870] 43ff.), und von mehreren Schriften des Hippokrates liegen frühmittelalterliche lateinische Übersetzungen vor (Prognosticon HKühlewein, Herm. XXV [1890] 113ff. Περὶ ἀέρων usw. ders., ebd. XL [1905] 248ff. Περὶ ἑβδομάδων vgl. JIlberg, Gr. Studien Lipsius dargebr., Lpz. 1894, 22ff.; dieser merkwürdigen, nur arabisch und lateinisch [bis auf ein kleines Bruchstück in Paris. gr. 2142] erhaltenen Schrift will WHRoscher, Über Alter, Ursprung und Bedeutung der hippokratischen Schrift von der Siebenzahl, Abh.sächs.Ges.d. Wiss. XXVIII [1911] Nr. 5, ein sehr hohes Alter vindizieren). Die Sprache und die Entstehungsverhältnisse dieser Spätlinge verdienen sehr eine gründliche Untersuchung.

Veterinärwissenschaft. Etwas Tiermedizin enthalten die griechischen und römischen Ackerbauschriftsteller nebenbei; es gibt aber auch besondere Schriften über diese im Altertume hoch entwickelte Disziplin. Griechisch ist eine byzantinische Sammlung Ἱππιατρικά erhalten (Basel 1537; EMiller, Not. et Extr. 1865), lateinisch mehrere Werke aus dem 4.–5. Jahrh.: Pelagonius (Mihm, Lpz. 1892), die Mulomedicina Chironis (EOder, Lpz. 1901, entdeckt von WilhMeyer) und der schamlose Ausschreiber Vegetius (in den Scriptt. r. rust.).

III. PROBLEME

Die griechische **Mathematik** stieß in ihrem schnellen Siegeslaufe im 5. Jahrh. bald auf drei Probleme, denen mit den bisherigen Mitteln der Geometrie nicht beizukommen war: die Quadratur des Kreises, die Verdopplung des Würfels und die Dreiteilung des Winkels. Aus den Bemühungen, sie zu bewältigen, ist die nichtelementare Geometrie hervorgegangen.

Dreiteilung des Winkels. Das zuletzt genannte Problem ist nach unserer Überlieferung allerdings erst im 3. Jahrh. gelöst worden (u. a. von Nikomedes mittels der Konchoide, s. Proklos in Eucl. 272; eine Lösung auch in den unter Archimedes' Namen arabisch erhaltenen Lemmata prop. 8); aber aus Pappos IV 57ff. darf mit GJAllman (Greek geom., Dublin 1889, 90ff.) geschlossen werden, daß schon vor der Erfindung der Kegelschnitte das Problem die Mathematiker beschäftigt hatte. So ist es nicht unmöglich, daß schon Hippias aus Elis die Kurve, die unter dem Namen ἡ τετραγωνίζουσα bekannt war, ursprünglich nicht um der Kreisquadratur willen erfunden hat, sondern zur Dreiteilung des Winkels, wofür sie unmittelbarer geeignet ist (PTannery, Pour l'histoire des lignes et surfaces courbes dans l'antiquité, Bull. d. sc. math. VII [1883] 278ff. = Mémoires scientifiques II [Paris 1912] 1ff.). Denn daß mit Hippias bei Proklos der bekannte Sophist gemeint ist, haben MCantor und PTannery (a. a. O.) gegen GJAllman u. a. erwiesen. Aber Proklos 272, 7 sagt, daß andere die τετραγωνίζουσα des Hippias zur Dreiteilung des Winkels verwendet haben, und es bleibt sonderbar, daß Pappos a. a. O. nur von den vergeblichen Versuchen der Alten spricht, ohne die gelungene Lösung des Hippias zu erwähnen; die Verdienste des Hippias um die Dreiteilung des Winkels bleiben daher unsicher.

Kreisquadratur. Viel besser sind wir über die Geschichte der Kreisquadratur unterrichtet, die nach einer freilich wenig verbürgten Nachricht (Plut. de exil. 17) schon den

Anaxagoras beschäftigte, und die Aristophanes in den Vögeln (1005) seinem Publikum als die neueste Abstrusität der Mathematiker vorführen konnte. Die Hauptstelle darüber, im Kommentare des Simplikios zu Aristoteles' Physik, wurde zum erstenmal ausgenutzt von KABretschneider, Die Geometrie und die Geometer vor Euklides, Lpz. 1870, allerdings auf unzuverlässiger Grundlage und mit mangelhaftem sprachlichen Verständnisse. Jetzt liegt der Text kritisch gesichert vor in der Ausgabe von HDiels, Berl. 1882, 53ff.

An die Worte des Aristoteles (Phys. I 2, 185 a 14): ἅμα δ' οὐδὲ λύειν ἅπαντα προςήκει ἀλλ' ἢ ὅςα ἐκ τῶν ἀρχῶν τις ἐπιδεικνὺς ψεύδεται, ὅςα δὲ μὴ οὔ· οἷον τὸν τετραγωνιςμὸν τὸν μὲν διὰ τῶν τμημάτων γεωμετρικοῦ διαλῦςαι, τὸν δ' Ἀντιφῶντος οὐ γεωμετρικοῦ knüpft Simplikios zuerst einen Auszug aus Alexandros von Aphrodisias, der die Kreisquadratur des Sophisten Antiphon mitteilt (wahrscheinlich aus zweiter Hand nach Eudemos; einen besseren Parallelbericht hat Themistios in Phys. paraphr. 4) und zur Erklärung der Worte τὸν διὰ τῶν τμημάτων eine Quadratur des Mondes auf der Seite des eingeschriebenen Quadrates und eine darauf beruhende Pseudoquadratur des Kreises anführt und kritisiert; Alexandros schreibt sie dem Hippokrates von Chios zu und hält sie, wenn auch mit Vorbehalt, für die von Aristoteles mit ὁ διὰ τῶν τμημάτων bezeichnete, obgleich dieser genauer διὰ τῶν μηνίςκων hätte sagen sollen. Darauf teilt Simplikios, ebenfalls nach Alexandros, noch eine absurde Quadratur διὰ μηνίςκων und eine späte, rein sophistische Zahlenspielerei mit und weist beides richtig ab. Um über die Quadratur des Hippokrates ins klare zu kommen, schlägt er dann den Eudemos nach und gibt einen ausführlichen Auszug aus seiner von Alexandros gänzlich abweichenden Darstellung der Mondquadraturen des Hippokrates, mit eigenen erläuternden Zusätzen. Die schwierige Aufgabe, aus diesem Referate die ursprüng-| liche Darstellung des Eudemos, das bedeutendste Dokument über die voreuklidische Mathematik, herzustellen, hat zuerst GJAllman in Angriff genommen. Beiträge dazu geben HDiels, HUsener und PTannery bei HDiels, S. XXIIIff., PTannery auch in Mém. Soc. Sc. Bordeaux, 2. sér. V (1883) 215ff. = Mém. scientif. I (Paris 1912) 339ff. und in einem Berichte über diese Arbeiten JLHeiberg, Phil. XLIII (1884) 337ff. Einer erneuten gründlichen Behandlung hat FRudio die Frage unterzogen (Biblioth. math. 3. Folge III [1902] 7ff.; Der Bericht des S. über die Quadraturen des Antiphon und des Hippokrates, Lpz. 1907), ohne indes die Hauptschwierigkeiten befriedigend zu heben; vgl. PTannery, Biblioth. math. 3. Folge III (1902) 342ff. (= Mém. scientif. III [Paris 1915] 119ff.), dagegen FRudio ebd. IV (1903) 13ff. und WSchmidt ebd. 118ff. So ist der Ausweg, τμῆμα S. 61, 12–13, als Sektor (τομεύς) aufzufassen statt als Segment, unstatthaft, da ὅμοια τμήματα hier unmöglich etwas anderes bedeuten kann als Z. 6 u. 15; schon der Zusammenhang macht den Verweis auf S. 55, 27 κύκλου γὰρ τμῆμα ὁ μηνίςκος ἐςτίν unzutreffend (diese Worte sind übrigens dem Alexandros entnommen, während Simplikios ausdrücklich Abstand von ihnen nimmt unter Anführung der euklidischen Definition von τμῆμα S. 69, 7ff.); eine Unklarheit, doch wohl des Simplikios, liegt also jedenfalls vor.

Simplikios kommt schließlich zu dem wahrscheinlich richtigen Resultate, daß Aristoteles mit τὸν διὰ τῶν τμημάτων (τετραγωνιςμόν) den letzten Satz des Hippokrates (bei Eudemos) meint, den er Anal. pr. 69a 30ff. deutlich bezeichnet, während er unter ὁ διὰ μηνίςκων, den er Περὶ ςοφιςτ. ἐλ. 171b 15 neben τὸ Ἱπποκράτους nennt, die von Alexandros mitgeteilte und irrtümlich dem Hippokrates zugeschriebene Pseudoquadratur versteht.

Jedenfalls hat aber Aristoteles dem Hippokrates einen Fehlschluß vorgeworfen, und die gewöhnliche Annahme, er habe sich darin geirrt, halte ich für sehr gewagt; sie beruht schließlich auf der unhistorischen Auffassung, daß ein so tüchtiger Mathematiker wie Hippokrates einen logischen Schnitzer unmöglich habe begehen können. Nun geht das Schlußproblem des Hippokrates darauf hinaus, einen Kreis **nebst** einem Monde zu quadrieren; daraus folgt, daß er bei der ganzen Untersuchung über die Monde die Kreisquadratur im Auge hatte. Wenn er vorher nicht nur den Mond auf dem Halbkreise quadriert, sondern auch einen zu einem größeren und einen zu einem kleineren Segmente gehörigen, wird er geglaubt haben, alle Fälle erschöpft zu haben, jeden Mond und somit auch den Kreis quadrieren zu können, während es ihm nur in drei Spezialfällen gelungen ist, wie Simplikios (S. 69, 10ff.) deutlich sagt unter Hervorhebung des logischen Fehlers (Z. 23ff.). Daß auch Eudemos den Fehlschluß angedeutet hatte, wird mit Unrecht bestritten; sonst hätte er doch hervorheben müssen, daß der Tadel des Aristoteles unberechtigt sei (sein Lob der hippokratischen Darstellung S. 61, 3 κατὰ τρόπον bezieht sich nur auf die Quadrierung der Monde). Auch aus S. 60, 22ff. geht hervor, daß Eudemos gesagt hatte, Hippokrates habe den Mond καθόλου quadriert; die Zusätze ὡς ἄν τις εἴποι Z. 24 und ὡς δοκεῖ Z. 27, die wenigstens inhaltlich auf Eudemos zurückgehen müssen, zeigen, daß er sich darüber

klar war, daß Hippokrates nicht wirklich jeden Mond quadriert hatte, setzen aber voraus, daß diese irrige Ansicht irgendwie bei ihm hervortrat. Dasselbe geht hervor aus S. 67, 3ff. οὕτως μὲν οὖν ὁ Ἱπποκράτης πάντα μηνίσκον ἐτετραγώνισεν, εἴπερ καὶ τὸν ἡμικυκλίου καὶ τὸν μείζονα ἡμικυκλίου καὶ τὸν ἐλάττονα ἔχοντα τὴν ἐκτὸς περιφέρειαν. Schon die sprachliche Form zeigt, daß diese Worte von Z. 7ff. nicht getrennt werden dürfen (πάντα μηνίσκον ἐτετραγώνισεν......, ἀλλ' οὐχὶ τὸν ἐπὶ τῆς τοῦ τετραγώνου πλευρᾶς μόνον ὡς ὁ Ἀλέξανδρος ἱστόρησεν); dann gehören sie aber der Form nach dem Simplikios und wiederholen, was S. 60, 22ff. gesagt wurde, nur mit Weglassung der Einschränkungen ὡς ἄν τις εἴποι und ὡς δοκεῖ (εἴπερ S. 67, 4, das FRudio falsch mit „wenigstens insofern" übersetzt, bedeutet natürlich si quidem = quippe qui). Wahrscheinlich hatte Eudemos sich auf die in diesen Worten liegende Andeutung des Fehlschlusses beschränkt; sonst hätte Simplikios sich wohl von Anfang an bestimmter ausgedrückt und wäre nicht erst nach einigem Hin- und Herreden auf das Richtige gekommen (S. 69, 12ff.). Der Standpunkt des Eudemos geht übrigens auch daraus hervor, daß Eutokios (in Archim.[2] III 228, 15ff.) für die Paralogismen des Hippokrates und des Antiphon auf ihn verweist. Einen bewußten Sophismus des Hippokrates nimmt AABjörnbo RE. VIII 1796ff. an.

Auch über die Quadratur Antiphons hat Aristoteles ohne Zweifel richtig geurteilt. Sie beruht auf der Annahme, daß der Umkreis eines eingeschriebenen Vielecks durch fortwährende Verdopplung der Seitenzahl schließlich mit der Kreisperipherie zusammenfallen werde, was nach den Voraussetzungen der antiken Geometrie — und nur von diesen spricht Aristoteles — unstatthaft ist (so richtig Simplikios S. 55, 16ff. gegen Alexandros). Auch Archimedes operiert in seiner Kreismessung keineswegs mit dem Begriffe des Unendlichen, sondern schließt die Peripherie zwischen den Umkreisen zweier Vielecke ein und zeigt, daß man die Annäherung beliebig weit treiben kann. Daß in der Quadratur Antiphons ein moderner Gedanke (der Kreis ein Vieleck mit unendlich vielen Seiten) in nuce verborgen liegt, ist etwas anderes.

Wenn man auch in der Quadratur des Sophisten Bryson (Aristot. Περὶ σοφιστ. ἐλ. 172a 4 mit den Anmerkungen des Alexandros und des Philoponos) einen mathematischen Gedanken hat finden wollen, so beruht das auf Irrtum (KABretschneider hat die Stelle des Philoponos gänzlich mißverstanden); sie besteht einfach in dem Trugschlusse: wenn a und b beide größer sind als c und kleiner als d, sind sie gleich groß. Auch sie hat also Aristoteles richtig als ein bloßes Sophisma charakterisiert.

Dagegen ist er über die eigentliche Natur des Problems nicht zur Klarheit gelangt, wie seine Worte Κατηγ. 7b 31 beweisen: ὁ τοῦ κύκλου τετραγωνισμὸς εἴ γε ἔστιν ἐπιστητόν, ἐπιστήμη μὲν αὐτοῦ οὐκ ἔστιν οὐδέπω, αὐτὸς δὲ ἐπιστητόν ἐστιν. An diese Stelle knüpft sich eine interessante Diskussion zwischen Ammonios und seinem Schüler Simplikios (in Phys. S. 59, 23ff.), die alle beide den fundamentalen Unterschied zwischen Lösbarkeit überhaupt und Lösbarkeit mit elementaren Mitteln nicht begriffen haben. Ammonios behauptet, die Kreisquadratur sei überhaupt unmöglich, jedenfalls noch nicht gefunden, auch von Archimedes nicht; Simplikios meint dagegen, daß man die Hoffnung noch nicht aufzugeben brauche, und führt eine Stelle aus Iamblichos (zu den Kategorien a. a. O.) an, wonach die Pythagoreer nach der Behauptung des Sextios die Lösung besessen hätten und später u. a. Archimedes das Problem bewältigt habe διὰ τῆς ἑλικοειδοῦς γραμμῆς, Nikomedes διὰ τῆς ἰδίως Τετραγωνιζούσης καλουμένης, Apollonios διά τινος γραμμῆς, ἣν αὐτὸς κοχλιοειδοῦς ἀδελφὴν προσαγορεύει (ἡ αὐτὴ δέ ἐστι τῇ Νικομήδους, d. h. der Konchoide), Karpos διά τινος γραμμῆς, ἣν ἁπλῶς Ἐκ διπλῆς κινήσεως καλεῖ. Die pythagoreische Lösung ist sicher Schwindel, wenn nicht dabei an Hippokrates gedacht ist, der sein mathematisches Wissen von den Pythagoreern haben soll. Archimedes hat Περὶ ἑλίκων 18 mittels der Spirale eine Gerade gefunden, die einer Kreisperipherie gleich ist. Über die Verwendung der Τετραγωνίζουσα des Hippias durch Nikomedes und Deinostratos teilt Pappos IV 45ff. Näheres mit. Von den Kurven des Apollonios und des Karpos ist nichts Näheres bekannt. Einen ganz anderen Weg schlug Archimedes in seiner Kreismessung ein; in der klaren Erkenntnis, daß das Problem mit den Mitteln der Elementargeometrie nicht zu lösen war, hat er eine Näherungsmethode angegeben, die jede beliebige Genauigkeit erreichen kann, und hat sowohl (in der erhaltenen Κύκλου μέτρησις) den praktisch genügenden Wert $3\frac{10}{70} > \pi > 3\frac{10}{71}$ bestimmt als auch in einer verlorenen Schrift eine feinere Annäherung berechnet (Heron, Metr. I 26; die Zahlen sind leider verschrieben, ein Emendationsversuch JLHeiberg, Nord. Tidsskr. f. Filologi XX [1911] 48), und darin ist Apollonios noch etwas weiter gegangen, ebenso Philon von Gadara (Eutokios in Archim.[2] S. 258, 25ff.). So war das Problem sowohl geometrisch als rechnerisch vollkommen bewältigt und hatte unterwegs die schönsten Früchte gezeitigt.

Würfelverdopplung. Eine ganz ähnliche Rolle hat das Problem der Würfelverdopplung gespielt, das 'delische Problem', wie es nach einer von Eratosthenes im Πλατωνικός (EdHiller, Eratosthenis carminum reliquiae, Lpz. 1872, 131 ff.) erzählten Sage gewöhnlich benannt wird. Schon Hippokrates hatte es auf die Konstruktion zweier mittlerer Proportionalen zurückgeführt (Eutokios in Archim. [2] III S. 88, 18 ff., Proklos in Eucl. S. 213), und zu diesem Zwecke haben in der folgenden Zeit die hervorragendsten Mathematiker von Archytas und Eudoxos an geometrische Lösungen gegeben mittels verschiedener Kurven, die z. T. für dies Problem erfunden wurden, so Eudoxos durch die nicht näher bekannten καμπύλαι γραμμαί (eine ansprechende Vermutung über sie bei PTannery, Mém. Soc. Sc. Bordeaux, 2. sér. II [1878] 277 ff. = Mém. scientif. I [Paris 1912] 53 ff.), Menaichmos und Apollonios durch die Kegelschnitte (Apollonios setzt die Lösung als bekannt voraus Con. V 52), Nikomedes durch die Konchoide, Diokles durch die Kissoide. Besonders interessant ist die Lösung des Archytas (mittels der Durchdringungskurve eines Zylinders und eines Kegels), die große Fertigkeit in der Handhabung geometrischer Örter zeigt. Die Lösungen des Apollonios und des Diokles wurden für praktische Zwecke zurechtgelegt von Philon-Heron und Sporos-Pappos. Auch wurden besondere Instrumente erfunden für die praktische Ausführung, so von Platon (wahrscheinlich apokryph) und von Eratosthenes, dessen darauf bezügliches Epigramm erhalten ist (UvWilamowitz, GGN. 1894, 1 ff., wo er die Echtheit nachweist; den angehängten Brief hält er dagegen für unecht). Archimedes behandelt das Problem als gelöst Περὶ σφαίρ. καὶ κυλ. II 1 ([2] I S. 172, 12), und zu dieser Stelle hat Eutokios [2] III S. 56 ff. die erwähnten Lösungen zusammengestellt (aus unbekannter Quelle; nur die des Archytas entnimmt er dem Eudemos); sie sind z. T. auch sonst bezeugt (s. namentlich Pappos III 21 ff.), die des Heron und des Pappos im Originale erhalten. Bei Pappos III 1 ff. findet sich noch eine interessante Lösung durch Annäherung. Die neueste Zusammenstellung ist ASturm, Das Delische Problem I—III, Linz 1895—97.

Wie im Altertume die Behandlung der genannten Einzelprobleme für die Entwicklung der Mathematik äußerst förderlich gewesen ist, so wurde bei der Neubelebung des Studiums der Geschichte der Mathematik das dabei unentbehrliche Interesse der Fachmänner besonders durch zwei Spezialfragen gewonnen, die deshalb eine kurze Erwähnung verdienen.

Boetiusfrage. In einer unter dem Namen des Boetius erhaltenen Ars geometriae findet sich ein Abacus mit den indischen Zahlzeichen und beigeschriebenen barbarischen Namen; als Quelle werden die Pythagoreer angeführt. Die Stelle wurde schon von JFWeidler (1727) und KMannert (1801) hervorgezogen, galt aber seit AugBöckh (1841) allgemein als apokryph, bis MCantor (1856) nach dem Vorgange von MChasles für die Echtheit eintrat und (Mathematische Beiträge zum Kulturleben der Völker, Halle 1863) im Anschlusse an AJHVincent und HMartin eine Hypothese entwickelte, die erklären sollte, wie diese Kunde den (Neu-)Pythagoreern in Alexandreia zugeflossen, nachher in Rom durch einen gewissen Architas verbreitet und so dem Boetius vermittelt worden sei. Der ganzen abenteuerlichen Theorie ist der Boden entzogen, seitdem es feststeht, daß die Ars geometriae eine Fälschung des 11. Jahrh. ist (HWeißenborn, Abh. z. Gesch. d. Mathem. II [1879] 185 ff.; vgl. JLHeiberg, Phil. XLIII [1884] 507 ff.). Aber ihr zuliebe sind sorgfältige Untersuchungen über Zahlzeichen und Rechnen angestellt worden (z. B. GFriedlein, Die Zahlzeichen und das elementare Rechnen der Griechen und Römer, Erlangen 1869), und ihr wird die Ausgabe der Ars geometriae verdankt (GFriedlein, Lpz. 1867; Haupthds. cod. Erlang. 288 s. XI). Die Herkunft der darin enthaltenen sonderbaren Namen der Zahlzeichen ist noch nicht völlig aufgehellt (semitisch sind sie jedenfalls z. T.), und auch sonst ist eine Untersuchung über Ursprung und Quellen der Fälschung vonnöten. Benutzt ist die ebenfalls unechte Boetiusgeometrie in 5 Büchern, die in mehreren Hdss. seit dem 9. Jahrh. vorliegt (JLHeiberg, Zeitschr. f. Math. u. Phys. XXXV [1890] 41 ff., 81 ff.; PTannery, Biblioth. math. 3. Folge I [1900] 39 ff.), und eine Euklidübersetzung (JLHeiberg a. a. O.; weitere Bruchstücke derselben MCurtze, Biblioth. math. X [1896] 1 ff.).

Wurzelausziehung. Die zweite, viel diskutierte Frage bezieht sich auf die antiken Methoden zur Berechnung irrationaler Quadratwurzeln. In der Kreismessung des Archimedes findet sich eine Reihe von Näherungswerten für $\sqrt{3}$, die bis auf zwei denen entsprechen, die durch Kettenbrüche gefunden werden; es galt also eine Methode anzugeben, die diese Abweichungen erklären konnte. Ausgehend von dieser Aufgabe, die am befriedigendsten von FrHultsch, Zeitschr. f. Math. u. Phys. XXXIX (1894) 121 ff., 161 ff., gelöst ist, haben die Untersuchungen sich auf alle Näherungswerte der Alten erstreckt. Zusammenfassend SGünther, Abh. z. Gesch. d. Mathem. IV (1882) 1 ff.; neuere Arbeiten bei FrHultsch, GGN.

1893, 367 ff. Im Kommentare zu Archimedes beschränkt sich Eutokios auf eine Nachprüfung; für die Methode verweist er (²III 232, 14 ff.) auf Pappos und Theon zu Ptolemaios (die Wurzelausziehung mit Sexagesimalbrüchen gibt Theon in Syntax. S. 44 ff.) und auf Herons Μετρικά; in diesem Werke liegt jetzt nicht nur die Methode für Quadratwurzeln (I 8), sondern auch die für Kubikwurzeln (III 20) vor (vgl. MCurtze, Zeitschr. f. Math. u. Phys. XLII [1897] 113 ff.).

Stereometrie. Die Vorarbeiten, worauf die Elemente Euklids beruhen, lassen sich im allgemeinen erkennen. Eigentümlich ist das Verhältnis bei den stereometrischen Büchern (XI–XIII). Daß die regulären Polyeder schon die Pythagoreer beschäftigten, ist sicher; aber dennoch ist Platon (Staat VII 528 b–c, vgl. Gesetze VII 819 c ff.) mit dem Zustande der Stereometrie sehr unzufrieden. Wahrscheinlich gab es noch kein systematisches Lehrgebäude; denn gewisse Unvollkommenheiten der stereometrischen Bücher Euklids lassen sie im Gegensatze zu den plangeometrischen als einen ersten Versuch erscheinen. Einen Fingerzeig für die Vorgeschichte der Stereometrie gibt | ein Scholion (wohl des Pappos) zu Euklid XIII (nr. 1 S. 654), wo die Konstruktion von Würfel, Pyramide und Dodekaeder den Pythagoreern, die von Oktaeder und Ikosaeder dem Theaitetos zugeschrieben wird; ohne Zweifel sind Dodekaeder und Oktaeder zu vertauschen, die Pythagoreer werden auch hier vor der Irrationalität zurückgeschreckt sein. Vgl. aber ESachs, Die fünf platonischen Körper, Berl. 1917. Die Fortschritte, die dem Eudoxos verdankt werden, sind deutlich zu erkennen (GJAllman, Greek Geom. [s. o.] 135 ff.).

Aristoteles. Einigen Aufschluß über Einzelheiten der voreuklidischen Lehrbücher, namentlich wohl der Elemente des Theudios, geben die mathematischen Zitate und Anspielungen des Aristoteles (JLHeiberg, Abh. z. Gesch. d. Math. XVIII [1906] 1 ff.). Über seine Stellung zur Mathematik im allgemeinen AGörland, Ar. u. d. Mathematik, Marb. 1899.

Platon. Die mathematischen Stellen bei Platon haben CBlaß (De Platone mathematico, Bonn 1861) und BRothlauf gesammelt (Die Mathematik zu Platons Zeiten und seine Beziehungen zu ihr, Jena 1878), aber die Behandlung läßt zu wünschen übrig. Den Stand der Mathematik zu seiner Zeit schildert trefflich PTannery, L'éducation Platonicienne (Revue philosophique X [1880] 515 ff., XI [1881] 283 ff., XII [1881] 151 ff., 615 ff.). Vgl. HUsener, Vorträge und Aufsätze, Lpz. 1907, 67 ff. Die beiden vielbehandelten Stellen, Menon 86 e–87 a und Staat VIII 546 b–c, sind leider noch nicht vollständig aufgehellt. Zum Menon sind außer ABenecke (Über die geometrische Hypothesis in Platons Menon, Elbing 1867), bei dessen Erklärung manche sich beruhigen (vgl. aber FSchultz, Jahrb. f. Phil. CXXV [1882] 19 ff.), die neuesten Versuche von OApelt (Festschr. f. ThGomperz, Wien 1902) und JCook Wilson (Journ. of Philol. XXVIII [1903] 222 ff.) zu vergleichen. Die 'platonische Zahl' ist u. a. mehrmals von JDupuis behandelt worden (zuletzt Le nombre géométrique de Platon, Paris 1885); vgl. auch JAdam, The nuptial number of Plato, Lond. 1891; Phil. LXXIII (1914) 109 ff.; PTannery, Y a-t-il un nombre géométrique de Platon, Rev. ét. gr. 1903, 173 ff. (= Mém. scientif. III [Paris 1915] 188 ff.). Mehr bei FrUeberweg, Gesch. d. Philos. (¹¹ Berl. 1920) 110* f. Selbst der Kommentar des Proklos (WKroll, Lpz. 1901, mit Erläuterungen von FrHultsch) schafft dies Kreuz nicht aus der Welt. Vgl. AGLaird, Plato's Geometrical Number and the Comment of Proclus, Madison, Wisconsin 1918.

Heronische Frage. Die Lebenszeit Herons und seine geschichtliche Stellung ist noch immer kontrovers (am weitesten in maßloser Überschätzung geht EHoppe, Mathematik u. Astronomie im klassischen Altertum S. 334 ff.; Referat bei KTittel in RE.). Früher verteilte man die unter dem Namen Herons erhaltenen Schriften an drei Personen. Nach Ausscheidung des Lehrers von Proklos und der byzantinischen Kompilation über Poliorketik, die sich später als anonym herausgestellt hat (KKMüller, RhMus. XXXVIII [1883] 462 ff.), wies HMartin (Recherches sur la vie et les ouvrages d'Héron d'Alexandrie, Acad. Ins. Mém. présent. IV, Paris 1854) alle übrigen Werke dem alexandrinischen Mechaniker zu, den er ins 1. Jahrh. v. Chr. setzte. Die einzige Grundlage für diesen Ansatz, dessen Schwierigkeiten Martin sich weniger verhehlte als seine Anhänger, war und ist die Überschrift der Βελοποιικά, die in allen maßgebenden Hdss. lautet: Ἥρωνος Κτησιβίου, was man mit 'Heron, Schüler des Ktesibios' übersetzt; so auch der Urheber der byzantinischen Kompilation S. 263 (ed. ChWescher): ὁ Ἀσκρηνὸς Κτησίβιος ὁ τοῦ Ἀλεξανδρέως Ἥρωνος καθηγητής. Wer nun wie HMartin (und übrigens schon einige antike Quellen) den Mechaniker Ktesibios mit dem gleichnamigen Barbier identifiziert, der unter Ptolemaios Physkon eine sogenannte Wasserorgel erfand, muß mit MCantor, Die röm. Agrimensoren, Lpz. 1875, u. a. (zuletzt RMeier, De Heronis aetate, Diss. Lpz. 1905) Heron um 100 v. Chr. ansetzen; nur durch sehr gezwungene Berechnungen kann HMartin S. 27 ff. seine Werke bis ca. 50 hinunterrücken. Wer

aber den Mechaniker Ktesibios von dem Barbier trennt (Athenaios IV 174d—e) und ihn unter Ptolemaios Philadelphos und Euergetes leben läßt, wie bei Athen. XI 497d überliefert ist (FrSusemihl, Gesch. d. alex. Litt. I, Lpz. 1891, 734ff.), muß Heron bis um 200 v. Chr. hinaufrücken. Aber die genannte Überschrift ist eine zu schwache Stütze für das ganze Gebäude. Ihre Form (nach dem Muster Εὐσέβιος ὁ Παμφίλου, aber ohne den kaum entbehrlichen Artikel) ist ohne Analogie nicht nur unter den sonstigen Schriften Herons, sondern überhaupt in dieser Literaturgattung (denn bei Δαμιανοῦ τοῦ Ἡλιοδώρου Λαρισσαίου Κεφάλαια τῶν ὀπτικῶν ὑποθέσεων kann Heliodoros sehr wohl der Vater sein) und rührt sicher nicht von Heron selbst her, der den Ktesibios nie erwähnt. Dann ist sie aber nur ein Ausdruck der auch durch die angeführte Stelle der poliorketischen Kompilation vertretenen Auffassung byzantinischer Fachkreise des 10. Jahrh., deren tatsächliche Grundlage sich unserer Beurteilung entzieht. Wir müssen also, wie sonst immer in ähnlichen Fällen, die Schriften selbst befragen. Einen festen Anhaltspunkt gibt die Mechanik I 24, wo unzweifelhaft Poseidonios der Stoiker zitiert wird (wenn es nachher den Anschein hat, als ob Poseidonios älter sei als Archimedes, so darf das dem Ungeschick der arabischen Übersetzung zugeschrieben werden), und seine Spuren sind auch in den heronischen Ὅροι nachgewiesen (WSchmidt, Heron I, S. XVff.); sie vor der Hand als Interpolationen entfernen zu wollen oder die Ὅροι einfach für unecht zu erklären, wie u. a. RMeier, RhMus. LXI (1906) 178ff., CSaß, De Heronis Alexandrini quae feruntur Definitionibus geometricis (Diss. Greifsw.), Strals. 1913 (ganz oberflächlich, s. FArendt, Sokrates LXVIII [1914] 652ff.), EHoppe, Phil. NF. LXXV (1919) 202ff. (rückständig), wäre bloße Willkür. Dagegen ist auf die Pliniusstelle, woraus Carra de Vaux (WSchmidt, S. XIX) schließen wollte, daß Heron nach 55 n. Chr. geschrieben habe, nicht viel zu geben, da sie unklar ist, und da die Zuverlässigkeit der Angabe des Plinius, die Schraubenpresse sei erst vor 22 Jahren 'erfunden', mindestens zweifelhaft ist (EHoppe, Ein Beitrag zur Zeitbestimmung Herons von Alexandrien, Hamb. 1902). Auch die Gründe, die Carra de Vaux und PTannery für das 2. Jahrh. n. Chr. geltend machen, sind wenig überzeugend (WSchmidt, S. XXIIIff.). Hauptanhaltspunkt bleibt die Berücksichtigung Roms Περὶ διόπτρας 35 und die Latinismen (WSchmidt, S. XIII), woran schon HMartin Anstoß nahm. Daraufhin wies HDiels (S.Ber.Berl.Ak. 1893, 107 Anm.) den Heron frühestens dem Anfange unserer Zeitrechnung zu; später (DLZ. 1895, 43ff.) hat er die Datierung ins 2. Jahrh. n. Chr. angenommen. Und in der Tat empfehlen nach allem, was wir wissen, die Latinismen der technischen Sprache einen möglichst späten Ansatz, und dafür spricht auch die Art der Schriftstellerei Herons, besonders sein Kommentar zu den Elementen Euklids, ferner die Richtung auf das Praktische, hinter der überall bei ihm das Wissenschaftliche zurücktritt, und das öfters mangelhafte Verständnis der übernommenen Theorien und Apparate. Nur so ist es verständlich, daß er von 'den Alten' an einer Stelle redet (Mechan. II 8), wo er namentlich an Archimedes denken muß. IHammer-Jensen, NJahrb. XXV (1910) 413ff., 480ff., macht mit Recht neben sprachlichen Gründen die sachlichen Mängel der Pneumatik für einen möglichst späten Ansatz geltend und zeigt (Herm. XLVIII [1913] 224ff.), daß ein so feines Instrument wie die Dioptra, die Heron in einer unzweifelhaft echten Abhandlung beschreibt, unmöglich vor Ptolemaios hergestellt sein kann, der sich mit viel unvollkommeneren Apparaten begnügen muß. Heron ist bei Vitruvius nicht genannt, ob benutzt, ist umstritten. Aber das Verhältnis zu Vitruv ist vorläufig für die Datierung nicht verwendbar, da der schon 1856 von CFLSchultz ausgesprochene Zweifel an dem herkömmlichen Ansatze des Vitruvius unter Augustus von neuem geltend gemacht ist von JLUssing (Schr. dän. Ges. d. Wiss., 6 R. IV 3, 1896; englisch Lond. 1898); seine Begründung einer ganz späten Datierung verdient wenigstens eine genaue Prüfung (gegen sie u. a. HDegering, RhMus. LVII [1902] 8ff.), um so mehr, als auch von anderer Seite eine Umdatierung versucht wird (in die Zeit Vespasians: VMortet, Rev. arch. 1902, 39ff.). Eine Rolle spielt dabei sein Verhältnis zum Mechaniker Athenaios, den HDiels (S.Ber.Berl.Ak. 1893, 111) aus sprachlichen Gründen ins 2. Jahrh. n. Chr. versetzt, während man ihn sonst zu einem Zeitgenossen des Archimedes macht. Die sehr weitgehenden Übereinstimmungen zwischen Athenaios und Vitruv will man (MThiel, Quae ratio intercedat inter Vitruvium et Athenaeum mechanicum, Diss. Lpz. 1895) aus einer gemeinsamen Quelle herleiten. Entscheidend ist hier die Stelle S. 15, 5 (Wescher): τὸν δὲ κόρακα οὔ φημι εἶναι ἄξιον κατασκευῆς. Es ist von den von Diades angegebenen Maschinen die Rede, die S. 10, 10ff. aufgezählt werden; S. 11—15 werden dann zwei von ihnen nach Diades beschrieben, die vierte (ἡ ἐπιβάθρα) hatte er trotz seines Versprechens nicht beschrieben (S. 15, 5ff.); die dritte (ὁ κόραξ) läßt nach den angeführten Worten Athenaios selbst, nicht Diades, als unpraktisch weg. Wenn nun Vitruv. X 19, 8 von Diades sagt: de corace nihil putavit scribendum, quod animadverteret, eam machinam

nullam habere virtutem, so kann er das doch nur aus der mißdeuteten Äußerung des Athenaios haben. Diese Instanz aus der Welt zu schaffen durch die Änderung οὔ φησιν (RSchneider, Griech. Poliorketiker III, S. 18) ist unzulässig; Diades kann doch unmöglich eine Maschine, die er als seine Erfindung nennt, als „der Konstruktion nicht wert“ bezeichnen.

Straton. Die schon öfters erwähnte Abhandlung von HDiels (S.Ber.Berl.Ak. 1893), wodurch die heronische Frage wieder angeregt worden ist, beschäftigt sich mit dem physikalischen Systeme Stratons. Zuerst wird nachgewiesen, daß die Lehre des Erasistratos von den Pneuma führenden Arterien auf einem philosophischen Systeme beruht, das, zwischen Demokrit und Aristoteles vermittelnd, zwar die Existenz eines kontinuierlichen Vakuums (κενὸν ἀθροῦν) leugnet, aber ein feinverteiltes zwischen den Teilchen der Körper annimmt. Dieselbe Theorie wird in Herons Vorrede zur Pneumatik vorgetragen, die auf Philon zurückgeführt wird; in dem lateinisch erhaltenen Fragmente seiner Pneumatik gibt nämlich Philon dieselbe Theorie wieder in genauer Übereinstimmung mit Heron, nur kürzer unter Verweisung auf die ausführlichere Behandlung in seinen Αὐτόματα. Ihr Urheber, den Philon als unum ex sapientibus den Atomistikern entgegensetzt (VRose, Anecd. II, Berl. 1870, 302), ist Straton nach Simplikios in Arist. Phys. S. 693, 11, der in der Wiedergabe seiner Lehre wörtlich mit Heron übereinstimmt. So ist durch die Vorrede Herons ein für Stratons Methode äußerst lehrreiches Bruchstück seiner Schrift Περὶ κενοῦ (Diog. Laert. V 59) mit Sicherheit gewonnen.

Vorläufer des Koppernikus. Diels hat ferner hervorgehoben, daß Straton auch den Astronomen Aristarchos von Samos beeinflußt hat. Daß dieser die Sonne als Mittelpunkt der Welt annahm und die Erde um sie kreisen ließ, steht durch eine Äußerung des Archimedes ([2] II 218) fest; umstritten ist dagegen die Vorgeschichte des heliozentrischen | Systems bei den Griechen. Daß die Pythagoreer nicht nur den Umlauf der Erde um ein Zentralfeuer, sondern auch ihre Achsendrehung gelehrt haben, kann nicht wohl bezweifelt werden. Denn die Hypothese (OVoß, De Heraclidis Pontici vita et scriptis, Diss. Rostock 1896; PTannery, Rev. ét. gr. 1897, 133ff.), daß Hiketas und Ekphantos, denen die doxographische Literatur diese Theorien zuschreibt (Vorsokr. [3] I 340), lediglich Personen einer oder mehrerer Dialoge des Herakleides Pontikos seien, ist mehr als gewagt; sie sind zwar für uns nur Schatten, aber Theophrast hat sie für wirkliche Menschen gehalten. Trotz alten und neuen Widerspruches scheint Platon in seinen letzten Jahren diese pythagoreischen Ideen angenommen zu haben; Aristot. de caelo II 293b 30 versteht (ε)ἰλλομένην im Timaios 40b von der Achsendrehung, und Theophrast (HDiels, Doxogr. 494) bezeugt seine Annahme des Zentralfeuers (vgl. GVSchiaparelli, I precursori di Copernico, Milano 1873, 14ff.). Es war also nichts absolut Neues, wenn Herakleides Pontikos, wie sicher bezeugt ist (Schiaparelli 47), die Achsendrehung der Erde mit aller Bestimmtheit behauptete. Er ist aber weiter gegangen und hat die Sonne als Zentrum der Kreisbewegung für Venus und Merkur angenommen (nach Adrastos, dessen Bericht in mehreren Brechungen vorliegt, s. FrHultsch, Jahrb.f.Phil. CLIII [1896] 305ff.); vielleicht hat er sogar alle Planeten um die Sonne kreisen lassen (GVSchiaparelli, Origine del sistema planetario eliocentrico presso i Greci, Milano 1898). Aus Simpl. in Aristot. Phys. S. 292, 20 (HDiels) διὸ καὶ παρελθών τίς φησιν Ἡρακλείδης ὁ Ποντικός, ὅτι καὶ κινουμένης πως τῆς γῆς τοῦ δὲ ἡλίου μένοντός πως δύναται ἡ περὶ τὸν ἥλιον φαινομένη ἀνωμαλία σῴζεσθαι hat man ferner schließen wollen (GVSchiaparelli a. a. O., HStaigmüller, Beiträge zur Gesch. d. Naturwissenschaften im klass. Altert., Stuttg. 1899, und ders., ArchGeschPhilos. XV [1902] 141ff.), daß Herakleides neben dem erwähnten Systeme auch das rein heliozentrische wenigstens als gleichberechtigte Hypothese aufgestellt habe. Aber die Stelle, die oben nach den Hdss. aufgeführt ist, hat doch in ihrer Form manches Bedenkliche; das muß man PTannery (Rev. ét. gr. 1899, 305ff.) zugeben, wenn auch seine Streichung von Ἡρακλείδης ὁ Ποντικός als Glossem sie nicht in Ordnung bringt. ἡ περὶ τὸν ἥλιον φαινομένη ἀνωμαλία (die scheinbare Ungleichmäßigkeit in der Bewegung der Sonne) kann nicht mit HStaigmüller als 'scheinbare Anomalie der Planetenbewegungen im Verhältnis zur Sonne' aufgefaßt werden; vgl. Simpl. S. 292, 15–18, wo ausdrücklich von einer Anomalie auch der Sonne die Rede ist; das καί (vor κινουμένης) Z. 21 bezieht sich natürlich auf die geozentrische Annahme. So wird aber auch diese Simplikiosstelle ebenso unklar wie die anderen, die HStaigmüller für seine These heranzieht, und es bleibt das Wahrscheinlichste, daß in unserer Stelle ein Fehler steckt, und daß Simplikios, wo er sonst von Herakleides spricht, überhaupt nur die Achsendrehung der Erde meint, die er z. B. in Aristot. de caelo S. 519, 9 ausdrücklich, wie andere Quellen auch, ihm vindiziert.

Gegensätze in der Geographie. Auf die alte ionische ἱστορία, die auch in der Geographie den Stamm bildet, wurde in Alexandreia ein mathematisch-astronomisches Reis aufgepropft. Unter dem dadurch entstandenen Zwiespalte hat niemand mehr zu leiden gehabt als der Urheber, Eratosthenes, von dem Strabon (II 94) sehr treffend sagt: τρόπον τινὰ ἐν μὲν τοῖς γεωγραφικοῖς μαθηματικός, ἐν δὲ τοῖς μαθηματικοῖς γεωγραφικὸς ὤν, ὥστε πρὸς ἄμφω δίδωσιν ἀφορμὰς τοῖς ἀντιλέγουσιν. Ohne den Hintergrund dieser sich bekämpfenden Richtungen kann der besondere Charakter von Strabons Werke nicht erfaßt werden, den HBerger im Anschlusse an MDubois (Examen de la Géographie de Strabon, Paris 1891) beleuchtet hat. Strabons Neigung ist entschieden für die praktisch-politische Richtung des Polybios. Die Geographie ist wesentlich eine Wissenschaft περὶ τὰς ἡγεμονικὰς χρείας (I 11), und ihre Nützlichkeit für Herrscher und Feldherren, die durch sie den Schauplatz ihrer Tätigkeit kennenlernen, wird ausführlich| auseinandergesetzt (I 9); dem Geographen ist daher unsere οἰκουμένη das einzige Ziel, allgemeine Fragen über die ganze Erde und die Bewohnbarkeit anderer Teile gehen ihn nichts an (II 118). Aber andererseits muß er einige mathematische und astronomische Kenntnisse haben (I 11) und bei seinen Lesern voraussetzen können (I 12–13), und die Periplusschreiber werden (I 13) getadelt wegen Vernachlässigung der Mathematik (es ist damit wohl besonders Artemidoros gemeint, dessen unwissenschaftliche Haltung III 172 scharf gerügt wird). Damit man aber über die Natur dieser Zugeständnisse nicht im Zweifel sei, wird immer gleich darauf nachdrücklich hervorgehoben, daß Mathematik, Astronomie und Physik für den Geographen nur Hilfsdisziplinen sind, denen er seine Voraussetzungen entnehmen soll, ohne sie selbst zu beherrschen (II 110); sein Buch darf nur so viel davon mitnehmen, daß es nicht aufhört, πολιτικὸν καὶ | δημωφελές zu sein (I 13); der Staatsmann und Feldherr muß sich zu orientieren wissen mit Hilfe der astronomischen Resultate, hat aber keine Zeit, das einzelne kennenzulernen und die Ursachen zu erforschen (I 12). Mit Befriedigung bemerkt er: πολλαχοῦ ἡ ἐνάργεια καὶ τὸ ἐκ πάντων συμφωνούμενον ὀργάνου πιστότερόν ἐστιν, und hebt schadenfroh hervor, daß selbst der gestrenge Hipparchos gelegentlich mit den Periplen fürlieb nimmt (II 71). Man erkennt deutlich die Umrisse des römischen, der Wissenschaft abholden Bildungsideals (ἡ ἐγκύκλιος καὶ συνήθης ἀγωγή I 13); selbst wo die θεωρία an der Geographie hervorgehoben wird, die fachwissenschaftliche wie die mythographische (für alles Homerische interessiert Strabon sich außerordentlich), wird sie doch sofort wieder durch Rücksicht auf das Praktisch-Nützliche eingeengt, weil οἱ πράττοντες μᾶλλον σπουδάζουσιν ὡς εἰκὸς περὶ τὰ χρήσιμα (I 11). Daß dennoch, wenn auch widerstrebend, den Fachwissenschaften soviel zugestanden wird, und daß Eratosthenes trotz aller Kritik (z. B. I 15) soviel Berücksichtigung findet, ist sicher dem Einflusse des Poseidonios zu verdanken, von dessen Buch Περὶ ὠκεανοῦ Strabon (II 94) so urteilt: δοκεῖ ἐν αὐτοῖς τὰ πολλὰ γεωγραφεῖν τὰ μὲν οἰκείως τὰ δὲ μαθηματικώτερον; daß er auch allgemeine Fragen, die außerhalb der Geographie liegen, behandelt hat, müsse man ihm wegen seines Themas zugute halten (II 98). Es wird ebenfalls auf Poseidonios zurückzuführen sein, wenn Cicero, als es ihm einmal einfällt, über Geographie zu schreiben, vor allem nach Eratosthenes greift; charakteristisch genug sieht er sich sofort in fachwissenschaftliche Diskussion hineingezogen, der er nicht folgen kann, und läßt daher den Gedanken fallen (ad Attic. II 6).

Beschreibende Naturwissenschaft. Eine Aufgabe der geschichtlichen Behandlung der beschreibenden Naturwissenschaft, die für die philologische Interpretation wichtig ist, liegt in der Identifizierung der bei den Schriftstellern genannten Tiere und Pflanzen; viel öfters als notwendig wird man von den Wörterbüchern mit dem leidigen 'ein Vogel', 'ein Fisch' abgespeist. Als Beispiel sei der Ruf des Epops bei Aristophanes (Vögel 227ff.) angeführt. Nach der Natur der Sache sind alle Hauptgruppen der Vögelwelt bezeichnet, V. 230–37 die Feldvögel, die Finken 230–33, die sehr treffend 'im schnellen Fluge weich zwitschernd' genannt werden (das ist z. B. für den in Griechenland so häufigen Distelfink charakteristisch), während 234–36 die Bachstelzen unverkennbar gezeichnet sind (τιό 237 entspricht ganz gut ihrem lustigen Piepsen, ἡδομένᾳ φωνᾷ); 238–42 sind die Wald- und Gartenvögel gemeint, zuerst (238–39) gewiß ein ganz bestimmter Vogel, der im Efeu herumhüpft, vielleicht eine Meise, dann die Krammetsvögel und Drosseln, deren Schlag V. 242 gut wiedergibt; dann werden die Sumpf- und Wiesenbewohner herbeigerufen, zuerst die kleineren (Rohrsänger u. ä.) 244–45, dann die richtigen Sumpfvögel 245–46, endlich 250–51 die Strandvögel. V. 247 gilt als verderbt; wenn man aber mit cod. Paris. B (der allerdings meist billige Konjekturen macht) ὄρνις τε πτεροποίκιλος liest (τε fehlt sonst), ist das Metrische in Ordnung (OSchroeder, Berl.ph.W. 1905, 303), und wir bekommen einen Vertreter der sonst fehlenden Hühnervögel; τε leitet also wie 230, 238, 250 eine neue Vogelgruppe ein, was

durch das sonst anstößige ὄρνις hervorgehoben wird, und der onomatopoetische Name ἀτταγᾶς 249 (2 mal, weil der Vogel τὸ ἴδιον ὄνομα ᾗ σθένει φωνῇ φθέγγεται καὶ ἀναμέλπει αὐτό Ailian. h. an. IV 42) entspricht den Gesangnachahmungen 237, 242. Die Stelle besagt also nicht, daß Attagas ein Wiesenvogel (etwa die Schnepfe) sei; nach der trefflichen Beschreibung bei Athen. IX 387 ff. ist es das Steinhuhn (caccabis saxatilis), dessen Gack-gack man in Griechenland im Frühling erschallen hört 'wie in einem Hühnerhofe'. AWThompson (A Glossary of greek birds, Oxford 1895, eine bequeme Zusammenstellung der antiken Belege für jeden Vogelnamen) hält den Attagas weniger wahrscheinlich für tetrao francolinus, der auf dem griechischen Festlande gar nicht vorkommt.

Für die Nomenklatur der griechischen Pflanzen ist ziemlich viel geleistet (vgl. außer den Arbeiten GHeldreichs auch KKoch, Die Bäume und Sträucher des alten Griechenlands, ²Berl. 1884); aber eine wirkliche Würdigung der antiken Botanik ist erst von HBretzl (s. o. S. 344) angebahnt worden. Die überraschend genauen Beschreibungen indischer Vegetation bei Theophrast werden auf die an Alexandros eingegangenen Originalberichte sachkundiger Begleiter (Strabon II 69) zurückgeführt. An der Terminologie der Blattformen wird gezeigt, wie trefflich die griechische Wissenschaft die Aufgabe bewältigt hat, ohne Hilfe von Abbildungen eine ganz fremde Pflanzenwelt anschaulich zu schildern durch Vergleiche mit sorgfältig gewählten heimischen Typen. Die Beobachtungen stellen sich als so genau heraus, daß aus dem Schweigen der Berichte sogar chronologische Schlüsse auf die Jahreszeit der Beobachtung gezogen werden können; so erklärt sich das Schweigen des | Theophrastos (Hist. pl. IV 7, 8) von der Frucht der Tamarinde daraus, daß Androsthenes den Baum auf der Insel Tylos nur im Winter sah und nur das beschrieb, was er selbst beobachtet hatte. Daß die Griechen etwas so Fremdartiges wie die Mangrovevegetation morphologisch richtig auffassen und vollkommen befriedigend beschreiben konnten, ist ein glänzendes Zeugnis für ihre wissenschaftliche Schulung durch Aristoteles. Die Untersuchungen Bretzls werfen gelegentlich ein helles Licht auf die Überlieferung der botanischen Kenntnisse. Als Beispiel kann die Beschreibung des riesigen indischen Feigenbaums (ficus bengalensis) dienen. Sie steht bei Theophrastos (Hist. pl. IV 4, 4) und kann sich bei aller Kürze mit den besten der modernen messen; das Wesen der Stützwurzeln ist klar erfaßt und ihr Entstehen in einiger Entfernung von der treibenden Spitze der Äste richtig beobachtet, den ungeheuren Umfang sowohl des ganzen Baums als des Hauptstammes gibt er ohne jede Übertreibung. Daß die allerdings auffallend kleinen Früchte ein wenig zu klein gemacht werden, erklärt sich daraus, daß sie etwa im Oktober in einem frühen Entwicklungsstadium beobachtet wurden. Dagegen ist die Angabe der Blattgröße οὐκ ἔλαττον πέλτης ein zufälliger Irrtum; sie gehört in die unmittelbar darauffolgende Beschreibung der Banane (Musa sapientum, ebd. 5). In den sonstigen Schilderungen der Alexanderliteratur (Onesikritos und Aristobulos bei Strabon XV 694, Curtius IX 1, 10) ist die Zuteilung zum Genus ficus weggelassen, die Stützwurzeln werden als umgebogene Äste aufgefaßt, die nachher Wurzel fassen und zu Stämmen werden, und der eine Baum löst sich in einen Wald zusammenhängender Bäume auf; hieraus erklären sich die abweichenden Größenangaben; bei Theophrast (und Nearchos bei Arrian. Ind. 11, 7) beziehen sie sich auf den ganzen Baum, bei Strabon auf die einzelnen 'Stämme', d. i. Stützwurzeln, auch kommen Übertreibungen vor. Plinius endlich (XII 22) benutzt den Theophrast, flüchtig und nicht ohne Mißverständnisse, aber in der Auffassung der Stützwurzeln als Äste folgt er der populären Ansicht, die dann für lange Zeit die herrschende blieb, und die falsche Angabe über die Blätter (noch dazu verdreht: foliorum latitudo peltae effigiem Amazonicae habet) wiederholt sich bei ihm wie bei Strabon (ἀσπίδος οὐκ ἐλάττω). Nur die Größe der Frucht gibt er etwas genauer an, wohl nach ostindischen Kaufleuten.

Hippokratische Schriften. Ein Hauptbedürfnis für die Geschichte der Heilkunde ist die Analyse und Klassifikation der hippokratischen Schriften. Im allgemeinen steht fest, daß die Sammlung fast nur Werke des 5. Jahrh. enthält, und daß der Name Hippokrates sehr früh eine Kollektivbezeichnung geworden ist für alles, was man von ionischer Literatur über Medizinisches besaß. Die Sammlung umfaßt daher sehr Verschiedenartiges. Von den populären, an naturphilosophische Spekulation sich anlehnenden Vorträgen der Iatrosophisten, die u. a. das Buch Περὶ ἀρχαίης ἰητρικῆς so heftig bekämpft, sind Proben erhalten in Περὶ φυσῶν und Περὶ φύσιος ἀνθρώπου; verwandt damit ist auch Περὶ τέχνης. Die Anklänge der zuletzt genannten Schrift an Protagoras sind unleugbar (ThGomperz, s. o. S. 346). Eine zusammenhängende Reihe von Schriften über Frauenkrankheiten scheint der knidischen Schule anzugehören, gegen die in Περὶ διαίτης ὀξέων polemisiert wird. Die ausgezeichneten Schriften Περὶ ἀέρων ὑδάτων τόπων und Περὶ ἱερῆς νούσου atmen einen

scharfen rationalistischen Geist, während andere, wie die nur in Übersetzung erhaltene Περὶ ἑβδομάδος, stark mystisch und abergläubisch sind. Die beiden genannten Werke, die sich hier und da fast wörtlich wiederholen, rühren höchst wahrscheinlich von demselben Verfasser her (UvWilamowitz, S.Ber.Berl.Ak. 1901, 1ff.); die Verachtung der Barbaren Asiens, die in Περὶ ἀέρων zu Worte kommt, spricht dafür, daß der Verfasser älter ist als Hippokrates. Einige der Schriften, wie z. B. die Ἐπιδημίαι (die übrigens von verschiedenen Verfassern herrühren), sind überhaupt nicht für die Öffentlichkeit bestimmt; manche sind aus verschiedenen Bestandteilen zusammengestoppelt. Aus dieser ungeordneten Masse den echten Hippokrates herauszufinden, ist sehr schwer, wenn man sich nicht damit begnügen will, das Beste auf den großen Namen zu taufen. Das (trotz der verschiedensten Bemühungen nicht sicher nachweisbare) Zitat bei Plat. Phaidr. 270 c, wo Hippokrates gelobt wird, weil er für die Kenntnis des Körpers die τῆς τοῦ ὅλου φύσεως als Vorbedingung verlangt, ist eher dazu geeignet, Bedenken zu erregen; es sieht viel eher den naturphilosophischen Schriften der Sammlung ähnlich als den empirischen, die man gern dem Meister zutrauen möchte. Aristoteles hielt die Sophistenrede Περὶ φυσῶν für hippokratisch nach dem Zeugnisse des Menonpapyrus (V 35ff.), wogegen schon der Verfasser dieser Kompilation opponiert (VI 43ff.). Daß Aristoteles (Hist. anim. III 3) die Beschreibung der Adern, die in der Schrift Περὶ φύσιος ἀνθρώπου zu lesen ist, dem Polybos, dem Schwieger- | sohne des Hippokrates, zuschreibt, gibt keinen sicheren Anhaltspunkt für die Ermittelung des echt Hippokratischen (HDiels, Herm. XXVIII [1893] 407ff.); denn Περὶ φύσιος ἀνθρώπου ist eine äußerliche Zusammenstellung verschiedener Exzerpte, wie schon Galenos sah (XV 11ff., vgl. KFredrich, Hippokr. Unters. [Phil.Unters. XV, Berl. 1899] 13ff.); der Menonpap. (XIX 2ff.) hält freilich Polybos für den Verfasser, und das wird Aristoteles auch getan haben, ohne sich dadurch beirren zu lassen, daß in Περὶ φύσιος ἀνθρώπου gerade Schriften von der Art der Περὶ φυσῶν angegriffen werden. Die radikale Skepsis FSpaets (Die geschichtliche Entwickelung der sogenannten Hippokratischen Medizin, Berl. 1897) ist daher nicht ohne weiteres abzuweisen. Auf Galenos XVIII¹ 731, wonach Ktesias das Buch Περὶ ἄρθρων dem Hippokrates zugeschrieben zu haben scheint (HSchöne, Deut.medizin.Wochenschr. 1910, Nr. 9–10), ist schwerlich etwas zu bauen (HDiels, S.Ber.Berl.Ak. 1910, 1140), eher vielleicht auf Ἐπιδημίαι I und III (UvWilamowitz a. a. O.); denn diese Krankenjournale rühren von einer Praxis in Thessalien Ende des 5. Jahrh. her (AMeineke, S Ber.Berl.Ak. 1852), und in Thessalien war Hippokrates begraben (AWestermann, Vitt. scriptt., Braunschw. 1845, 451). Zur Frage vgl. noch ThGomperz, Phil. LXX (1912) 213ff.

GESCHICHTE DER PHILOSOPHIE

VON ALFRED GERCKE

DIE HISTORISCHE ENTWICKLUNG

Wie in der Poesie und in der darstellenden Kunst haben die Griechen auch in Philosophie und Wissenschaft bewundernswerte Leistungen aufzuweisen, deren Glanz nicht erlöschen wird, solange die Erde besteht. Unter den antiken Denkern überstrahlt alle anderen das Zweigestirn im Zenit, Platon und Aristoteles. Helle Gestirne weisen den Weg zur Höhe hinauf, zahlreiche Sterne, oft in Gruppen und Nebelflecken aufgelöst, bezeichnen den Abstieg. Denn der Gang historischer Entwicklung endet nicht jäh auf dem mühsam erreichten Gipfel, sondern der Beobachter sieht die Wanderer auf mannigfachen Pfaden wieder hinab in die Ebene gelangen. Ein starker Strom, der seine Wassermenge von klaren Gebirgsflüssen und unscheinbaren Quellen erhält, teilt sich schließlich in mehrere Arme und führt auf ihnen befrachtete Kähne, der stärkste und längste dieser Arme erhält vor der Mündung noch Zufluß aus tiefen Seen und trüben Morästen und trägt, künstlich vertieft, große Schiffe, die mit stolzem Wimpel dem Weltmeere zustreben.

I. DIE ANFÄNGE

Das Kindesalter jedes Volkes legt seine ersten Versuche spekulativer Betrachtung in mythischen Bildern und Erzählungen nieder, um Naturvorgänge durch übernatürliches Eingreifen höherer Mächte begreiflich zu machen. Diese bei den Griechen besonders entwickelte naive Spekulation ist bei Homer und Hesiod bereits überwunden: im Epos von Dichterlaune zurückgedrängt, die auch den Götterglauben meistert, in der Theogonie von genealogischen Konstruktionen überwuchert. Viele Dichtungen sind bis auf einzelne Spuren verlorengegangen, in denen wie in der Titanomachie der Kampf himmlischer und irdischer Mächte geschildert war; die Entstehung des Menschengeschlechtes und der Tierwelt durch Prometheus schilderte eine Schöpfungsgeschichte des 8. oder 7. Jahrh. Aber auch die Abenteuer der so menschlich gezeichneten Helden im Epos sind aus alten Göttermythen erwachsen. Welcher Abstand, wenn statt ihrer in Hesiods Erga der Bauer mit seinen Nöten und Sorgen auftritt! Damit greift die Dichtung der Wissenschaft vor, da der Mensch erst merkwürdig spät Objekt der Forschung zu werden beginnt. Natur und Gott, die Materie und eine höhere Weltordnung sind es zunächst allein, die das Denken bewegen; und wesentlich aus praktischen Anlässen gesellt sich zu ihnen dann die Beschäftigung mit dem Menschengeiste. Daher lassen sich drei Richtungen scheiden, die das 6. und 5. Jahrh. ausfüllen, teils nebeneinander hergehend, teils sich berührend und kreuzend. — Das Quellenmaterial übersieht man leicht bei HDiels, Die Fragmente der Vorsokratiker I—II, [3]Berl. 1912 (A. Leben und Lehre, B. Fragmente, C. Imitation). II 2 (Wortindex von WKranz) 1910. Dazu vgl. auch JBurnet, Die Anfänge der griech. Philos., deutsch [2]Lpz. Berl. 1913 (eingehend und umsichtig).

1. Naturphilosophie

Schule von Milet. Bei den politisch wie kulturell früh gereiften Ioniern erstanden in Milet aus Geometern die ersten Philosophen, die ungefähr ein Jahrhundert lang, bis zur Zerstörung der Stadt (494), hier grübelten und lehrten, indem sie der anorganischen Natur (ὕλη: daher Hylozoïsten), dem Urstoffe (ἀρχή) und dem Werden alles Seins (φύσις = natura 'Wachstum') auf den Grund zu kommen versuchten. Merkwürdig ist es, wie wenig naturwissenschaftliche Einzelbeobachtung von ihnen berichtet wird: daraus möchte man schließen, daß die Denker nicht hiervon ausgegangen sind, sondern von den spekulativen Ansätzen in den alten dichterischen Theogonien. So erklärt sich auch, wie sie in kindlicher Frühreife gleich begannen, die letzten Fragen zuerst zu stellen. Sonst traten sie zur Alleinherrscherin Poesie in ausgesprochenen Gegensatz, sowohl in der prosaischen Form ihrer Lehrvorträge wie in deren Inhalte.

Zuerst Thales, dessen Epoche durch die Sonnenfinsternis vom 28. Mai 585 bestimmt wird. Mit der religiösen Volksanschauung verband ihn die Überzeugung, daß alles von Göttern oder Geistern erfüllt sei; auch die Kraft des nach Magnesia benannten Wundersteines wußte er dafür anzuführen. Die größte Bedeutung erhielt in seiner Lehre das Wasser: dies sollte der Urstoff selbst sein, auf Wasser auch die ganze Erde schwimmen. Schriftliches hat Thales nicht hinterlassen. Jedoch werden mehrere Sätze der Elementargeometrie über Dreiecke und Kreis auf ihn zurückgeführt; und es ist glaublich, daß er Finsternisse erklären, wenngleich schwerlich genau vorher berechnen konnte.

Anaximandros war der erste Forscher, der sein Lebenswerk herausgab, vielleicht das älteste Prosabuch überhaupt (Bd. I[2] 4), und zwar mit sechzig Jahren 547 v. Chr. Darin stellte er der alten poetischen Weltschöpfung eine naturwissenschaftliche Kosmogonie gegenüber. Er verzichtete darauf, einen einzelnen Urstoff herauszugreifen: 'im Anfang war das Unendliche' (fr. 9), ein stoffliches Chaos von ewiger Dauer, woraus alles entsteht, Welt nach Welt, und in das alles vergeht. Die jetzige Erde dachte er sich zylinderförmig; von der bewohnten Erde entwarf er, der erste Geograph, sogar eine Karte. Um die Erde lagert, nachdem sich Wärme und Kälte geschieden, dem Himmelsgewölbe entsprechend die Luft, darum wie die Rinde eines Baumes Feuer, das sich zu den Feuerscheiben Sonne, Mond und Sternen zusammenschließt (fr. 10). Ihre Entfernungen und Größenverhältnisse bestimmte er mit Benutzung der Finsternisse, wußte auch die meteorologischen Erscheinungen zu erklären. Die organische Welt hat im Feuchten ihren Ursprung: nur Fische konnten sich hier halten und fischartige Tiere, aus denen daher auch der Mensch hervorgegangen sein muß. So bricht An. mit der herkömmlichen Anschauung von der göttlichen Abstammung des Menschengeschlechtes, ohne doch dafür eine glaubliche Hypothese einsetzen zu können: eine mythische Verwandlung muß aushelfen, an eine Entwicklung denkt Anaximander noch nicht.

Der dritte Milesier, Anaximenes, kehrte zu einem bestimmten Urstoffe zurück, aus dem er die übrigen abzuleiten sich getraute: es ist die Luft, die sich durch Wärme zu Feuer verdünnt, in der Kälte sich zu Wasser verdichtet, und aus der auch unsere Seele besteht.

Die Schule bestand noch z. Z. des peloponnesischen Krieges. Diogenes von Apollonia stellte ein 423 von Aristophanes (Wolk. 225 ff.) verspottetes, fein durchdachtes System auf mit Verwendung zahlreicher naturwissenschaftlicher und medizinischer Beobachtungen; darin schrieb er dem belebenden Lufthauche auch alle Geisteskraft zu. Diese Lehre wurde im nächsten Jahrhundert von Herakleides Pontikos und Straton

und dann auch von den Stoikern aufgenommen. | Auch die Atomistik ging von Milet aus.

Pythagoreer. Eine eigenartige Stellung nehmen die alten Pythagoreer ein, ganz abgesehen von ihrer religiösen und zeitweilig politischen Bedeutung (S. 365). Die vielen hervorragenden Mitglieder der Sekte waren von Hause aus Mathematiker, und das gleiche darf man mit Sicherheit auch von ihrem Stifter sagen, dessen Lebensbild in der romanhaften Überlieferung des Altertums frühzeitig mehr Dichtung als Wahrheit aufweist. Pythagoras war in dem ionischen Samos etwa 585 geboren, unternahm wissenschaftliche Reisen bis nach Ägypten und siedelte schließlich nach Kroton über. Sein vielseitiges Wissen hebt Herakleitos tadelnd hervor (fr. 40. 129); er hatte es jedoch nicht in Schriften niedergelegt, sowenig wie Thales oder später Sokrates. Er kannte gewiß die mathematischen und physikalischen Lehren der Milesier genau, aber das Rätsel des Urstoffes lockte ihn gar nicht; er fand vielmehr den Schlüssel, der alle Geheimnisse der Welt verschloß, in dem wunderbar tiefen Sinne und der Gesetzmäßigkeit der Zahl, und seine Schüler verfolgten ihre realen wie ihre symbolischen Werte. So galten die Drei und die Sieben seit alters als heilige Zahlen.| Geometrisch betrachtet, zerfallen die geraden in Quadrat- und Oblongzahlen. Die auch den Praktikern geläufige Gleichung $3^2 + 4^2 = 5^2$ stellt sich als ein spezieller Fall des berühmten Lehrsatzes dar, der in später Zeit dem Pythagoras selbst zugeschrieben wird (Prokl. zu Eukleides 428 Fr.).

Viel mehr als Feuer, Erde und Wasser können diese Zahlen aufklären, sie führen in das Wesen der Dinge ein, ja ihre Elemente sind die Elemente der ganzen Natur, denn die ganze Welt ist Harmonie und Zahl. Der Gegensatz 'Gerade und Ungerade' ist (weil 2 teilbar ist, 1 nicht) eng verwandt dem von ἄπειρον und πέρας, metaphysische Prinzipien, die auch den gealterten Platon lebhaft beschäftigen sollten. Die Pythagoreer haben es auf zehn Paare solcher Gegensätze gebracht. Aber auch die Zeit und Begriffe wie Gerechtigkeit waren ihnen Zahlen. Namentlich Philolaos von Kroton, ein Zeitgenosse des Sokrates, hat diese Zahlenmystik ausgebildet, die in zwei verschiedenen Perioden in der Akademie einen günstigen Boden zum Fortwuchern fand.

Für alle Zeiten ist die mathematisch-physikalische Grundlage der Akustik bestimmt worden durch exakte Beobachtung der Länge der Saiten (vielleicht an einem Monochorde, dessen Steg verschoben wurde): in der Oktave ist ihr Verhältnis 6 : 12, in der Quarte 9 : 12, in der Quinte 8 : 12. Eine Sphärenharmonie nahm man deswegen an, weil die Bewegung von Körpern nicht tonlos erfolgen kann und die Abstände der Himmelskörper harmonisch geregelt sind. Dieses Postulat hat sogar auf die moderne Astronomie bestimmend eingewirkt (vgl. WFörster, Keppler und die Harmonie der Sphären, Berl. 1862). Glänzend waren vermutlich die Leistungen der alten Schule auf diesem Gebiete. Bewegliche Sternsphären hat schon Anaximandros angenommen (fr. 18). Das System des Pythagoras soll besonders Hiketas von Syrakus (um 400?) in zehn Sphären ausgebildet haben: für Fixsterne, fünf Planeten, Sonne und Mond, Erde und Gegenerde, endlich in der Mitte unbeweglich der Herd des Weltalls, das Zentralfeuer. Die ἀντίχθων war schon dem Aristoteles unverständlich; das Zentralfeuer ist vielleicht aus dem Erdschatten bei Mondfinsternissen erschlossen. Wie der Mond uns immer nur die eine Seite zukehrt, so die Erde diesem Feuer und der dazwischenliegenden Gegenerde; daher können wir beide nicht sehen. Hiketas ließ nun die beiden Erden sich in täglicher Drehung um das Zentralfeuer von West nach Ost bewegen, was einer Achsendrehung in der Wirkung gleichkommt, während die Mondsphäre zur Umdrehung 28 Tage, die der Sonne ein Jahr braucht. So berichtete

in einer Art wissenschaftlichen Romanes der Platoniker Herakleides, | der Vorläufer Tycho de Brahes, als er um 350 die geozentrischen Anschauungen scharfsinnig bekämpfte (vgl. S. 354). Leider sind die echten altpythagoreischen Lehren für uns meist verschollen. Ihre religiöse und politische Stellung gehört nicht in diesen Zusammenhang (u. S. 365).

Naturphilosophen des 5. Jahrh. Mit einem Fuße stand noch in den alten Anschauungen Herakleitos von Ephesos, während er den andern bereits in Neuland setzte (u. S. 366ff.). Er suchte, ein Vorläufer des Diogenes, in der Natur einen Stoff, der zugleich Kraft oder Träger des Geistigen sei, und fand | ihn im Feuer verwirklicht, das als Feuerkraft die Vernunft und göttliche Einsicht bedeutet, als Feuermasse zu Wasser und dann zu Erde werden kann, wie auch der umgekehrte Weg der Verwandlung offensteht. Das ergibt einen ewigen Wechsel aller Dinge aus Feuer und zu Feuer (fr. 90), ein ewiges Fluten. Alle Verbindungen bestehen aus Gegensätzen, Ganzem und Nichtganzem, Einträchtigem und Zwieträchtigem, Einklang und Mißklang; aus allem wird eins, aus einem alles (fr. 10). Selbst das Recht beruht auf Streit; und alles, was wird, wird dem Streite gemäß (fr. 80). Heraklit, der noch keinen sprachlichen Ausdruck für den Begriff 'relativ' (das πρόϲ τί πωϲ ἔχον der Stoa) geprägt hat, will sich nicht auf die Sinne verlassen, auf die Ohren noch weniger als auf die Augen (fr. 101 a): sie seien Zeugen nur für Barbarenseelen (fr. 107).

Empedokles von Akragas (Vorsokr. I Nr. 21), geb. um 492, entwarf eine ausführliche Entwicklungsgeschichte, ein Vorgänger von Lamarck und Darwin, teils auf eigenen Beobachtungen fußend, teils den Anregungen seiner Vorgänger folgend. Sein Werk 'Die Natur' war in gebundener Sprache verfaßt, wie seine religiöse Offenbarung, die Καθαρμοί (Bd. I² 140), weil ihr Verfasser zwei Seelen hat. Gegenüber der ihn umgebenden Natur verleugnet er die eines echten Naturforschers nicht. So lehrt er zum ersten Male klar die Ewigkeit des Stoffes, der weder aus dem Nichts entstehen, noch zu Nichts vergehen kann (fr. 12). Das ist im Grunde die unendliche und ewige ἀρχή Anaximanders (vgl. dessen fr. 9), aber diesen unveräußerlichen Grundsatz straff formulieren zu können, verdankt Emp. den Eleaten (S. 368). Die alten Bezeichnungen φύϲιϲ und τελευτή sollen nicht gelten (fr. 8), alles scheinbare Entstehen und Vergehen führt er durchaus heraklitisch auf zwei entgegengesetzte Veränderungen des Stoffes zurück, Mischung und Trennung. In Liebe geeint, bildet der Stoff einen nichtchaotischen Ball (ϲφαῖροϲ), durch Haß wird er getrennt in die Elemente (ῥιζώματα 'Wurzeln'), deren Vierzahl volkstümlich war, und die mythisch mit vier Götternamen bezeichnet werden (fr. 6). Zu dem Stoffe gesellt sich also die ebenfalls ungewordene und unvergängliche, in sich zwiespältige Kraft. Unsere Welt mit ihren Einzelwesen bildet sich in den Übergängen, wo weder νεῖκοϲ noch φιλία allein herrschen. Auch diese sind ungeworden und unvergänglich: die Kraft neben dem Stoffe und doch nichts Selbständiges. Mechanisch vollzieht sich die Bildung der Welt, auch die der organischen Wesen. Zuerst erfolgt die Urzeugung der Pflanzen, dann der Tiere, oder vielmehr lauter einzelner Glieder, die durch die Liebe in den verschiedensten Zusammenstellungen zusammengebracht werden; viele Mißbildungen mußten im Kampfe ums Dasein zugrunde gehen, nur die lebensfähigen Bildungen erhielten sich und pflanzten sich fort. Eine Mischung und Neubildung ist nur denkbar, wenn körperhafte Ausstrahlungen in die Poren anderer Stoffe oder Körper eindringen. So kommen auch die Sinneswahrnehmungen zustande: feine Stoffteilchen strahlen von unseren Sinnesorganen aus und begegnen den Ausflüssen der Sinnesobjekte, ihre Vereinigung ergibt die Töne, Sehbilder usw. Diese rein materialistische, grobsinnliche Erklärung, die Gorgias (S. 373f.) einfach wiederholte (Plat. Men. 76C), findet sich ähn-

lich bei den Atomistikern (Leukippos: Vorsokr. II 54 A 33; s. unten; er nahm zuerst einen Sinneseindruck in dem Wahrnehmenden an: A 30). Weiter schließt Empedokles: nur gleichartiger Stoff in uns kann gleichartigen draußen wahrnehmen, Wasser das Wasser, Luft die göttliche Luft, Liebe die Liebe und Haß den Haß (fr. 109). Damit begründet er seine Analogieschlüsse (fr. 110) und gibt den Anfang einer wissenschaftlichen Erkenntnistheorie. Unbefriedigt von dem Schweigen der Eleaten,| wirft er die schwerwiegende Frage auf, woher der Irrtum stamme und die Widersprüche der Anschauungen. Seine Antwort ist recht einfach: bei der Kürze des Lebens und der Beschränktheit der Sinnesorgane erkennt der einzelne Mensch nur Teile des Ganzen und vertraut seinem Funde (fr. 2, vgl. 11), statt jede Sinneswahrnehmung gegen die anderen abzuwägen (fr. 4): dies letzte im Widerspruche zu Herakleitos, geschweige zu Protagoras (S. 372f.), der später in bewußtem Gegensatze die Subjektivität jeder Wahrnehmung behauptete. — Empedokles veröffentlichte sein Werk vor Anaxagoras, um 462, obwohl er an Lebensjahren der jüngere war.

Anaxagoras von Klazomenai, geb. 500, lebte seit 460 als Freund des Perikles in Athen; 431 wegen Gottlosigkeit angeklagt, floh er und starb 428. Aristoteles schätzte ihn als nüchternen Denker, Euripides bewunderte ihn; obwohl vielleicht kein originelles Genie, zeigte er doch ein äußerst gesundes Urteil in dem Gewirre von Hypothesen, die er meisterhaft beherrschte. Demokrit warf ihm Plagiat vor. Die Erklärung der Nilschwelle (Vorsokr. I 46 A 91) war älter als sein um 459 (vor Aisch. Eum. 658ff.) erschienenes Buch, da Aischylos sie schon in den Hiketiden (559) anbringt. Sicher wandelte A. in den Spuren des Empedokles, dessen System er im einzelnen klug verbesserte. So erklärte er die Sinne, die übrigens die Dinge durch Ungleichartiges, z. B. Wärme durch Kälte, wahrnähmen (dies mit Heraklit: Theophr. Π. αἰσθ. 1), für zu schwach, die Wahrheit zu scheiden: nur dem Geiste erschließt das Sichtbare den Blick ins Unsichtbare (fr. 21. 21a. 7. 12). Auch beseitigte er die unwissenschaftlichen vier Elemente und ließ ganz atomistisch, wiewohl er keine unteilbaren kleinsten Teile annahm, die Urmischung sich in unendlich viele Stoffe, die Samen aller Dinge, zertrennen, und zwar durch einen Wirbel. Ihn bewirkte der νοῦς, der statt Liebe und Haß die Welt ordnet, das feinste und reinste von allen Dingen, von allem Stofflichen reinlich geschieden, und doch ursprünglich als Denkstoff mit jenem eins und wesensgleich. Damit ist der Dualismus des Aristoteles fast erreicht: keine mythischen Kräfte wie bei Empedokles, kein Materialismus wie bei den Atomisten und kein Verleugnen der Materie wie bei den Eleaten. Nur wo die Naturerklärung versagt, wird eine supranaturalistische herangezogen. Das mutet uns beinahe modern an.

Atomisten. Eine folgerichtige, einheitliche, rein mechanische Erklärung der Welt hat nur die Schule der Atomisten in Abdera gegeben: Leukippos und Demokritos. Jener, aus Milet stammend, war dem Anaxagoras ungefähr gleichaltrig. Sein Widerspruch gegen das einheitliche Sein des Parmenides (S. 368) veranlaßte ihn zu einer rein theoretischen Teilung ad infinitum; diese ergab schließlich kleinste mathematische Größen, die zwar unteilbar sein, aber körperlich noch existieren sollten: die ἄτομοι. Aus dieser Spekulation machte erst Demokrit ein naturwissenschaftliches Lehrsystem. Er war um 428 (427), als Anaxagoras starb und Platon geboren wurde, ein junger Mann, mag also 450—360 gelebt haben. Als er, ein weitgereister Naturforscher und äußerst fruchtbarer Schriftsteller, in seiner 'matura vetustas' (fr. 24) nach Athen kam, kannte ihn keiner, wie er selbst bitter bemerkte (fr. 116). Wirklich hat ihn der Kreis der Sokratiker ignoriert, Platon scheinbar nur wenig und spät berücksichtigt, erst Aristoteles voll gewürdigt. Daheim und für alle Zukunft hat er den Ruhm seines Lehrers früh verdunkelt, zumal der unglaublich vielseitige Forscher eine große Fülle

von Untersuchungen in eigenen Schriften herausgab; mit den wenigen Leukipps zusammen zählte man in hellenistischer Zeit 13 Tetralogien und einiges Ungeordnete. Sie waren von einer durchsichtigen Klarheit der Beweisführung und Schönheit des Stiles (einzelne kühne Neubildungen, wie δέν als Gegensatz zu οὐδέν, | trüben das Bild kaum). Ihr Verlust ist um so schmerzlicher, als darin auch Spezialwissenschaften wie sogar die Landwirtschaft behandelt waren. Die Ethik enthielt maßvolle hedonistische Lehren, mit trefflichen Wahrheiten gestützt, der Gemütsruhe zustrebend. Dem allgemeinen Rationalismus widerstand er auf das glücklichste, indem er für den Dichter Entrückung und Verzückung in Anspruch nahm.

Seine Hauptschrift hieß wie die Leukipps Διάκοσμος. Darin erklärte er die φύσις, ihre ἀρχή wie ihr Endergebnis, die Weltbildung, aber die Frage der Milesier nach einem Urstoffe kümmerte ihn nicht. Die Materie ist ewig und besteht aus lauter kleinsten, unteilbaren Atomen. Diese sind zwar unsichtbar, müssen aber in Gestalt (und Größe), Ordnung und Lage verschieden gedacht werden; der Größe entspricht ihre Schwere. Anfänglich bewegen sie sich frei im unendlichen Raume, getrennt durch das Leere oder Nichtseiende, für dessen Annahme vier Gründe sprechen. Irgendwo treffen dann einige Körperchen aufeinander, es entsteht ein Wirbel (δίνη), und nun ballt sich das Gleichartige zusammen, wie sich beim Wirbeln des Siebes Linse zu Linse, Gerste zu Gerste ordnet (fr. 164). Die Weltkugel bildet sich, darin Erde und Gestirne. Die Erde ist ursprünglich selbst in Bewegung(!): allmählich, je größer und schwerer sie wird, hört diese Bewegung auf. Aus dem feuchten Erdschlamme kriechen die organischen Wesen hervor. Die durch den Leib verteilte Seele ist Feuer und besteht wie dieses aus Feueratomen, die leicht, glatt und rund sind. Alles Leben und alle Seelentätigkeit ist Atombewegung: man atmet die Luftatome ein. Da alle Dinge ausdünsten oder ausstrahlen, werden Gerüche, Töne usw. wahrnehmbar: in das Auge dringen zahlreiche Abbilder (εἴδωλα) der Objekte ein, freilich von der Luft zusammengedrückt und entstellt. Daraus folgt die Trüglichkeit der Sinne (fr. 7. 10. 117). Demokrit läßt einmal die Sinne zum Verstande sagen: 'du armer Verstand, von uns nimmst du deine Beweisstücke und willst uns damit besiegen? Dein Sieg ist dein Fall' (fr. 125); die Antwort des Verstandes ist nicht überliefert: er mußte 'echte' Erkenntnis (fr. 11) als möglich erweisen. |

Wir tun Demokrit unrecht, wenn wir ihn zu den Vorsokratikern rechnen. In Wahrheit war er der Vater des antiken Materialismus, wie Platon der des Idealismus. Aber er hat so gut wie gar nicht Schule gemacht, da seine Anhänger bald zum Skeptizismus abschwenkten und Epikur, der die Atomistik in breiter Ausmalung vertrat, sie verballhornte. Am besten haben die Peripatetiker Aristoteles und Straton die hervorragendsten naturwissenschaftlichen Gedanken der Atomistik verstanden und verwertet. So bedeutet also dies System für das Altertum weniger einen Ansatz neuer Forschung als den Höhepunkt und Abschluß einer von ihm in einsamer Größe durchdachten Weltanschauung.

2. Religiöse Strömungen und abstraktes Denken

Das ionische Epos hatte seine Götter ausgewählt und aus Naturmächten zu menschenähnlichen Gestalten umgebildet, nicht einem religiösen Triebe folgend, sondern aus rein poetischen Motiven (S. 215f.). Darin verleugnen die alten ionischen Physiker ihre Verwandtschaft mit den Dichtern nicht, daß auch sie sich kaum abhängig fühlen von höheren Mächten, ja diese grundsätzlich beiseite lassen. Anders | das Volk, das an seinen Lokalkulten überall festhielt, wenn auch vom Epos freiere Gottesvorstellungen ausgingen. Auch Hesiods Theogonie zeigt neben starker Einwirkung des

Epos zugleich ein auch in anderen alten Kosmogonien nach Gestaltung ringendes Grübeln über enge Zusammenhänge zwischen Gott und Welt.

Die Religiosität. Die religiöse Reaktion ist zunächst kein Ausfluß überquellender Gefühle, nur das Gefühl der menschlichen Schwäche bleibt und verstärkt sich; durch den Widerspruch gegen die Frivolität der Dichter und ihres Publikums wird sodann eine ziemlich verstandesmäßige Kritik wachgerufen, die zur Läuterung des Gottesbegriffes selbst führt; und endlich bilden sich durch eine Vereinigung von Gemüt und Verstand tiefere Ahnungen verborgener Zusammenhänge von Gott und Welt in abstrakter philosophischer Spekulation.

Daß die Religion Herzenssache sei, verraten weder Homer noch Hesiod; wer in alter Zeit das Walten höherer Mächte anerkennt, nimmt dies rein tatsächlich. Selbst der Gedanke an den Tod (so die epische Vorstellung vom Schattenreiche) läßt das Gemüt ganz unbefriedigt. Aber immer mehr drängt sich dem nachdenklichen Menschen die Frage auf, was aus ihm nach dem Tode wird, welchen Einfluß die Unterirdischen auf ihn ausüben können, und wie er selbst sich verhalten soll. Im Ahnenkulte wird seit alters der Glaube an ein begrenztes Weiterleben gepflegt. Daran kann sich später der an eine allgemeine Unsterblichkeit anlehnen, aber er tritt unvermittelt als ein Wunderglaube auf. Vgl. darüber die glänzenden Untersuchungen von ERohde, Psyche, Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen, [1]Freib. 1894.

Zunächst fast noch wichtiger waren verwandte Vorstellungen von der Sündhaftigkeit des Menschen, die durchweg für ungriechisch gelten, und die doch im urgriechischen Kultus und Rechtsleben wurzeln können. Wenn man auch Mord und Totschlag in alter Zeit nicht viel anders beurteilte als Eigentumsverbrechen, so muß doch Vatermord und Muttermord von jeher als ganz verabscheuungswürdig gegolten haben. Das ist eine Blutschuld, die durch keine Blutbuße abzukaufen oder zu sühnen ist, worüber sich auch die Gemeinde beim Ausbau des Blutrechtes kein Urteil anmaßt: der Vatermörder ist der Rache der Unterirdischen verfallen. Von hier aus ist die Macht der chthonischen Gottheiten, wie es scheint, auch auf andere Mörder und Totschläger ausgedehnt worden, die nun nicht mehr die Verwandten des Erschlagenen allein zu fürchten oder durch Blutgeld zu versöhnen hatten, sondern sich mit den zürnenden Unterirdischen abfinden mußten. So entwickelt sich aus der Furcht vor diesen Gewalten die Vorstellung von Schuld und Buße, von einer eigenen Verantwortlichkeit des einzelnen gegenüber dem Ewigen an der Schwelle des Lebens, ja ein weitgehender Pessimismus.

Wie allgemein diese Vorstellung in der ersten Hälfte des 6. Jahrh. bereits geworden ist, und wie tief sie in den Gemütern auch der Ionier haftet, lehrt überraschend der Physiker Anaximandros, der die Notwendigkeit des Absterbens der Dinge so begründet: 'denn sie zahlen einander Strafe und Buße für ihre Ruchlosigkeit nach der Zeit Ordnung' (fr. 9): d. h. der Tod ist der Sünde Sold, nicht nur für den Menschen, sondern auch für die gesamte organische Natur. Das 6. und 5. Jahrh. hallen wider von den Rufen 'Schuld' und 'Buße', von Sibyllen und Propheten werden solche Anschauungen verbreitet, die Orakelpriester, an der Spitze die delphischen (S. 225 f.), übernehmen sie, Dichter und Denker wie Xenophanes und die Eleaten, Herakleitos und Empedokles fußen darauf; auf ihnen beruht der tragische Konflikt wie seine Lösung in Aischylos' Choephoren und Eumeniden. Platon | lebt in solchen Gedanken, und der nüchterne Sokratiker Antisthenes hat, wie ich glaube, eine rationelle Lehre von der Sündhaftigkeit des Menschengeschlechtes (vgl. Heraklit fr. 104) ausgebildet, die im Systeme der stoischen Philosophie dem Christentume den Boden bereitet hat.

Gegen die Verschuldung, die lange nur als Befleckung aufgefaßt wird, hilft eine rituelle, ganz äußerliche Reinigung; so reinigen sich in der Ilias die Achäer nach Aufhören der Pest und werfen den Schmutz ins Meer (Hom. A 314). Im Kulte der Lustrationsgötter wie Φοῖβος wird diese Reinigung geübt und zur Versöhnung der Unterirdischen angewendet: hier muß Blut Blutschuld abwaschen. Sühnepriester wie der famose Epimenides von Kreta durchziehen die Länder, Orakel heischen Reinigung von ganzen Städten und Stämmen, wenn sie in der Not, etwa nach Beendigung von Bürgerkriegen, angerufen werden. Kreise von Gläubigen sondern sich ab, um dauernd Leib und Leben rein und unbefleckt zu halten, in Linnengewändern, mit Waschungen, Enthaltung von Fleischspeisen u. dgl. Besondere Bedeutung haben der Orden der Pythagoreer und die Gemeinde der Orphiker erhalten. Jener, in Kroton gestiftet und bald über die Griechenstädte Unteritaliens verbreitet, ging im 5. Jahrh. daran zugrunde, daß seine aristokratischen Mitglieder praktische Politik trieben; nur wenige Forscher überlebten den Zusammenbruch der großen Bewegung. Pythagoras, in dem man heute gern einen Träger apollinischer Religion erblicken möchte, vereinte selbst bereits religiöse Mystik mit mathematischer Forschung (S. 360); seine Lehre von der Seelenwanderung, der auch Empedokles anhing, ist ihrem Ursprunge nach noch nicht aufgeklärt. Älter war die Gemeinde der Orphiker. Sie haben ihre Mysterien (Sakramente) an einen orgiastischen Dionysoskult angelehnt, der aus Thrakien nach Eleusis und anderen Stätten gewandert war; ihr Einfluß auf die Vertiefung der Religion (vgl. S. 241 f.) war namentlich im 6. und 5. Jahrh. bedeutend und tritt dann wieder in römischer Zeit bei Neupythagoreern und Neuplatonikern hervor; selbst dem jungen Christentume haben sie ihren Stempel aufgeprägt. Wohl in beiden Sekten bildete sich die Lehre aus, der Leib sei das Gefängnis oder Grab (σῶμα : σῆμα) der Seele, in das sie um einer Verschuldung willen gebannt sei. Es ist das eine Überspannung des Pessimismus, aus dem die Ahnung einer Fortdauer der Seele unter günstigeren Umständen einen tröstlichen Ausweg verheißt. Wie den Göttersöhnen im Epos Entrückung zu den Inseln der Seligen bevorsteht, statt versammelt zu werden zu den wesenlosen Schatten in Hades' Reich, so den Geweihten der eleusinischen Mysterien reines Glück (o. S. 225 f.); sie entgehen dem furchtbaren Totengerichte und ewiger Verdammung zu Höllenstrafen, deren Furchtbarkeit bereits die Odyssee ausmalt in plastischen Bildern der Büßer (λ 596—639, einer von UvWilamowitz nachgewiesenen orphischen Interpolation). Diese Grundzüge einer Eschatologie, von der sich noch das heutige Christentum nicht freigemacht hat, sind schon im alten Demeterhymnos 480 ff. angedeutet, Pindar weiß in der 2. olympischen Ode u. ö. die künftige Seligkeit der Geweihten zu schildern, worauf auch Aischylos mehrfach hindeutet, und sogar die Komödie (Aristoph. Frösche 145 ff.) nimmt Rücksicht auf diesen tiefwurzelnden Glauben weniger Erwählter, der doch der Nation im ganzen fremd bleiben sollte. Die philosophische Lehre von der Unsterblichkeit der Einzelseele, die bei Platon ausgebildet, aber verquickt mit der von ihrer Präexistenz vorliegt, hat erst nach Jahrhunderten größere Kreise ergriffen.

So weitete sich frühzeitig der Horizont ins Unendliche, und die sinnlich wahrnehmbaren Dinge hörten auf, die Schranke der Beobachtung und Kombination zu | bilden. Während die Physiker in Milet nur körperliche Welten nebeneinander oder auch nacheinander annahmen, erschloß sich jetzt dem geistigen Blicke eine ganz andere, transzendentale Welt, das Ziel sehnsüchtiger Wünsche, dessen Ahnung neue Hoffnungen und kühne Gedanken weckte.

Auch die Gottesvorstellungen mußten sich wandeln. Im Epos greifen die Götter in außerordentlichen Augenblicken in das Leben des einzelnen wie ganzer

Völker ein. Aber sie sind doch auch Spender des Guten im allgemeinen, freilich auch Urheber des Bösen im Zorne oder aus Bosheit; sie lenken sogar die Seelen und seelischen Regungen der Menschen. Doch treten diese Züge uralten Dämonen- und Gottesglaubens zurück. Hesiod, nicht der Dichter der Theogonie, wohl aber der der Erga (197ff. 249ff. 276ff. 833f.), Solon u. a. stehen fest in der inneren Überzeugung, daß menschliches Unrechttun göttliche Strafen nach sich zieht; und bei Pindar wie Aischylos, die bewußter (S. 391) ähnliche Anschauungen vertreten, kann es kaum noch zweifelhaft sein, daß sie die Göttermythen und -namen nur als Dichter in ihren Dichtungen beibehielten. Die alten epischen Dichter und Rhapsoden hatten schließlich selbst nicht mehr an die Göttergestalten geglaubt, die ganz zu Schöpfungen ihrer rücksichtslosen und oft frivolen Phantasie geworden waren, geschweige ihr Publikum. Noch verwarf man nicht radikal alle Religion, sondern nahm empört an dem Unfrommen dieser poetischen Fiktionen Anstoß: so Xenophanes und Herakleitos, sowie später Platon; teils durch Reflexion, teils in prophetischer Vision ergründeten sie das Wesen der Gottheit, indem sie sie allem Irdischen entrückten.

Die Philosophen. Xenophanes aus Kolophon, der elegische Dichter und Denker (572–480?), war durch den Einfall der Perser 547 aus der Heimat vertrieben worden, aber mit 67 Jahren noch nicht zur Ruhe gekommen: wie Pythagoras hatte er sich nach Unteritalien gewendet und fand bei den Phokäern in Elea (Velia) Verständnis für seine tiefen Gedanken. Scharf geißelte er in seinen Spottgedichten (Cίλλοι) Homer und Hesiod, daß sie den Göttern angedichtet, was bei den Menschen als Schmach und Schande gelte:

κλέπτειν μοιχεύειν τε καὶ ἀλλήλους ἀπατεύειν (Vorsokr. I 11B 11.12).

Aber er erklärte auch das Gestalten der Gottheit nach dem Bilde des Menschen: schwarzer Götter mit Stumpfnasen bei den Äthiopen, bei den Thrakern blauäugiger mit roten Haaren (fr. 16); so würden die Tiere, wenn sie malen könnten, Götter nach ihrem eigenen Bilde malen, Ochsen ochsenähnliche usw. (fr. 15). Das also ist kein Anhalt für das wirkliche Wesen der Gottheit (vgl. fr. 14). Die Wahrheit weiß niemand, nur Raten ist uns beschieden; auch wer etwa Vollendetes vorbringt, weiß es selbst nicht (fr. 34): nur nähern kann man sich der Wahrheit (fr. 36). Zudem ist nicht das Alter Homers (fr. 13), von dem wir alle gelernt haben (fr. 10), entscheidend für die Richtigkeit seiner Schilderungen oder das Alter unserer eingebildeten Vorstellungen für ihre Wahrheit; denn gerade darin gibt es einen allmählichen Fortschritt (vgl. fr. 18). Wirklich kommt Xenophanes, der ähnliche Naturanschauungen wie Thales über Wasser und Erde, die Beseeltheit des Alls usw. hat und selbst Versteinerungen beobachtet (fr. 27–33), doch zu erhabeneren theologischen Vorstellungen: ein einziger Gott existiert, er ist ganz Auge, ganz Ohr und ganz Geist, bewegt mit Geisteskraft mühelos das All und verharrt, selbst unbeweglich, am selben Orte (fr. 23–26). Mag man in diesen später von Anaxagoras' Nuslehre (S. 362) aufgenommenen Sätzen nur pantheistische Lehren oder die Anfänge eines reinen Monotheismus sehen, jedenfalls wurde die durch negative Kritik entstandene Lücke unseres Wissens durch eine divinatorisch erschlossene Spekulation ausgefüllt, den bewunderungswürdigen Anfang abstrakten Denkens.

Herakleitos. Nichts ist schwerer, als abstrakt denken zu lernen und die Sprache in den Dienst dieser neuen Aufgabe zu stellen. Dies ist ein Hauptgrund, weshalb der gedankentiefe Herakleitos von Ephesos, 'ein königlicher und prachtvoller Einsiedler des Geistes' (FNietzsche), im Altertume den Beinamen 'der Dunkle' erhalten hat. In prachtvoller Bildersprache erläuterte er viel Schwerverständliches. Seine Lehre ist in

ihrem Hauptziele strittig; die 139 von ihm zufällig, ohne jeden Zusammenhang erhaltenen Aphorismen (HDiels, Her. v. Ephesos, [2]Berl. 1909. Vorsokr. I Nr. 12) können nicht volle Klarheit bringen, die nicht einmal die Leser seines Lebenswerkes im Altertume gewonnen haben.

Wie die Sibylle mit rasendem Munde Unbelachtes, Ungeschmücktes, Ungesalbtes verkündet, ihres Gottes voll (fr. 92), so will auch Herakleitos seine Stimme erheben; aber wie der Herr von Delphoi nichts sagt und nichts birgt, sondern nur andeutet, so begnügt sich auch der Prophet, Dunkles zu künden und auszulegen (fr. 93. 1). Der Physiker weiß, von Anaximenes u. a. belehrt, den Wechsel der Erscheinungswelt überall aufzufinden (o. S. 361 f.), aber der Theologe beruhigt sich nicht dabei: er hat höhere Ziele. Vielwissen braucht der Forscher (fr. 35), und doch hat es einen Pythagoras oder Xenophanes nicht gelehrt Verstand haben (fr. 40): eins ist not, und dieses Eine zu erkennen, nämlich die all und jedes lenkende Vernunft (γνώμη): das ergibt eine Weisheit ganz für sich (fr. 41. 108). So tritt das Eine für alles ein, das bald Zeus genannt wird, wie bei den Eleaten, bald nicht (fr. 32), das alle Gegensätze überwindet und in sich vereinigt, sogar Leben und Tod. Das Auseinanderstrebende vereinigt sich, und aus den Gegensätzen entsteht die schönste Harmonie, sagt Her. (fr. 8. 51) mit Pythagoras; diese Weltordnung, dieselbe für alle und für alles, die kein Gott, kein Mensch geschaffen, war immer und ist und wird sein: immerglimmendes Feuer, das sich nach Maßen entflammt, nach Maßen verlöscht (fr. 30). Alles führt auf den ewigen λόγος (fr. 1. 50. 72), trotz menschlichem Wahne und eingebildeter Einsicht.

Überall tritt uns das Janusantlitz des Propheten entgegen, der die Sinnenwelt in ihrem unaufhörlichen Wechsel der Erscheinungen schildert und dagegen eine andere, höhere Welt kündet. Welcher Welt er die größere Bedeutung, wenn nicht gar alleinige Existenz, zugesprochen hat, kann nicht zweifelhaft sein: der unsichtbare Einklang steht über dem sichtbaren (fr. 54). Wunderbar scheint auch H.s **Erkenntnistheorie**. Er war der erste, der die Trüglichkeit der Sinneswahrnehmungen erkannte (o. S. 361) und nachwies; darauf fußen Empedokles (S. 361 f.) und Protagoras. Aber Her. selbst muß statt der Sinne eine andere Erkenntnisquelle eingesetzt haben. Nicht Demokritos (S. 362 f.) und nicht Anaxagoras (S. 362) haben [illegible] dem Verstande als einem besonderen und feineren Organe echte Erkenntnis abgeleitet: schon Parmenides von Elea hält die sinnliche Erkenntnis und die von ihr bezeugte Sinnenwelt für abgetan, und gleichzeitig erklärt der tiefsinnige Komödiendichter Epicharmos (Vorsokr. I 13 B 12):

νοῦς ὁρῇ καὶ νοῦς ἀκούει· τἆλλα κωφὰ καὶ τυφλά.

Diese [illegible] die nicht Gott als Geist behandelt (Xenophanes: o. S. 366), kann Ep. meines Erachtens [illegible] Herakleitos haben, bei dem in der unergründlich tiefen Seele des Menschen [illegible] das Beste auf die göttliche Vernunft zurückging (fr. 114. 78). Das ergab freilich [illegible] unüberbrückbare Kluft gegen die Sinneswahrnehmungen, die den Menschen Trug [illegible] über die sichtbaren Dinge, den Inhalt der Erscheinungswelt (fr. 56). Keiner gelangt [illegible] Einsicht, ὅτι σοφόν ἐστι (l. σοφὸν ἕν τι?) πάντων κεχωρισμένον (fr. 108). Die von der [illegible] erleuchtete und geleitete Vernunft geht eben auf ein ganz anderes Objekt der [illegible] und vermittelt ein Eindringen in die göttliche Weisheit.

[illegible] ist nun die Übereinstimmung Platons, nicht etwa nur in seiner 'Prophetensprache', [illegible] mehr in seinen eigensten Lehren (HDiels, Herakl. S. XI). Der Sinnenwelt stellt dieser [illegible] andere, unsichtbare Welt entgegen, die keinem Wechsel unterliegt und völlig [illegible] für sich existiert; ihr schreibt er nicht nur einen höheren Grad der Realität zu, [illegible] erklärt sie allein für real (ihren Inhalt bilden statt des göttlichen λόγος Heraklits [illegible] göttlichen νοῦς des Anaxagoras bei Platon die Ideen). Diese beiden Reiche [illegible] sich als die νοητά und die αἰσθητά nach den beiden Erkenntnisquellen, die [illegible] völlig getrennt sind. Vom νοῦς allein geht das Wissen (ἐπιστήμη) aus, das sich nur [illegible]änderliche Objekte bezieht (Phaidr. 247 C): diese allein sind wirklich erkennbar ([illegible] 477 B. Krat. 439 C ff. Soph. 249 B. Phileb. 8 A). Dagegen liefern die Wahrnehmungen [illegible] Sinne im besten Falle nur Meinungen und Vorstellungen, weil sie nur

über die immerwährend veränderlichen Objekte der Sinnenwelt Aussagen machen (Theaitetos). Auf dieser Trennung des wirklichen Wissens von der (richtigen) Meinung beruht die Realität der Ideenwelt (Tim. 51C); und das Leugnen der Wirklichkeit der Ideen würde umgekehrt die Möglichkeit jeder wissenschaftlichen Untersuchung von Grund aus zerstören (Parm. 135B). So eng verbunden ist diese Erkenntnistheorie mit der Annahme einer übersinnlichen Gedankenwelt von wahrer, unveränderlicher Realität.

Das kurz nach 494 veröffentlichte Werk des Herakleitos ist viel gelesen worden, von dem alten sizilischen Komiker Epicharmos bis herab zu den Stoikern, den Juden (Buch der Weisheit, Koheleth, Philon von Alexandreia) und Christen. Eine Schule der Herakliteer hat bis mindestens 400 v. Chr. existiert. Zwei medizinische Schriften, Περὶ διαίτης und Π. τροφῆς, in der Sammlung der hippokratischen erhalten, haben große Stücke der Schullehre bewahrt. Kratylos, zwar als Denker herzlich unbedeutend, aber doch der Jugendlehrer Platons (S. 395), nach dem dieser einen Dialog über den objektiven Wert der Worte benannt hat, übertrieb die Anschauungen vom Flusse aller Dinge und die Unzuverlässigkeit aller Wahrnehmungen. Wahrscheinlich stand er auch unter dem Einflusse der Eleaten, von ihrer Negation der Scheinwelt beeinflußt, und ebenso von dem Sensualismus und Skeptizismus des Protagoras (S. 372). Daß bei ihm das Feuer Mittler zwischen Sinnenwelt und λόγος gewesen, ist weder überliefert noch wahrscheinlich; mindestens hat Platon nur ohne eine solche hylozoistische Vermittlung seine Ideenlehre gewinnen können. Des Kratylos wilde Etymologien (schon Her. fr. 45 βιός = βίος) haben auf die Kyniker und Stoiker nur allzu großen Eindruck gemacht.

Die Eleaten. Die unseren Sinnen sich darstellende Welt, diese Welt des Scheines, ist bereits bei Parmenides in Elea (geb. 540) um 480 in prachtvollen Versen, mit didaktischer Breite und apodiktischer Sicherheit aus der Gedankensphäre des Philosophen gestrichen. Nach ihm gibt es nur ein ewiges, unwandelbares Sein ohne Werden und Vergehen, dem Lichte vergleichbar, allein Gegenstand des Wissens oder der Vernunft, mit dem Denken selbst zusammenfallend. Alles übrige mit seinen scheinbaren Gegensätzen und seinem ewigen Wechsel, diese scheinbare Vielheit, beruht auf Sinnentrug: es existiert nicht und ist undenkbar. So hebt der erste Denker, der scharf den Dualismus durchführt, ihn sofort dadurch auf, daß er die Sinnenwelt ableugnet, ohne die Tatsache des angeblichen Sinnentruges zu erklären. Doch malt er, um nicht einseitig zu sein, die Trugbilder unseren Wahrnehmungen entsprechend aus und deutet sogar die Götter als Erscheinungen und Kräfte dieser vorgeblichen Natur. Melissos von Samos füllt die Lücke nicht aus. Zenon von Elea versteigt sich sogar zu der paradoxen Lehre, daß es keine Bewegung gebe. Er verteidigt seine für die Welt des Seins theoretisch zulässigen, für die Sinnenwelt aber bodenlosen Behauptungen indirekt mit sophistischen oder eristischen Trugschlüssen, die viel schlimmer sind als die ganze Scheinwelt. Damit öffnet der Erfinder der (rhetorischen) Dialektik dem Scharfsinne ein weites Feld. Der 'Lügner' hat noch Sancho Pansa in Ratlosigkeit versetzt (ARüstow, D. Lügner, Diss. Erl. 1910); der 'fliegende Pfeil' und der 'Wettlauf Achills und der Schildkröte' haben wohl die unendliche Teilung Leukipps zugrunde gelegt; der am weitesten verbreitete Haufenschluß hebt die geläufigen relativen Bezeichnungen wie 'viel' und 'wenig' auf. So | gelingt es dem Eleaten, die Gegner, die die paradoxe Einheitslehre als widerspruchsvoll lächerlich zu machen suchen, in Schwierigkeiten innerhalb ihrer eigenen Aufstellungen zu verwickeln (Plat. Parm. 128B = Vorsokr. I 19 A 12, vgl. JBurnet S. 285), um nun siegreich die Begriffe der Vielheit und des Raumes, vermutlich auch die der Zeit, aufzuheben, also ein Sein allein gelten zu lassen, mit dem doch niemand mehr etwas anfangen kann.

Sichtlich hat die Spitzfindigkeit Zenons Gorgias von Leontinoi instand gesetzt, seinen öden Nihilismus zu beweisen, daß 1. nichts existiere, 2. wenn doch, wir es nicht nachweisen könnten, und 3. wenn wir es könnten, wir es nicht auszudrücken vermöchten. Das ist bei allem Scharfsinne Scheinweisheit und entweder bodenlos dumm oder eine geradezu meisterhafte Parodie. Unmittelbar übten die unsagbaren Fangschlüsse eine so große Wirkung noch über ein Jahrhundert lang aus, daß Platon im Euthydemos sie lächerlich zu machen für nötig hielt und Aristoteles in einer eigenen Schrift sie zu widerlegen versuchte. Eukleides von Megara, der Schüler des Sokrates und Freund Platons, hatte damals das Erbe der Eleaten angetreten; seine ganze Schule war wegen ihrer eristischen Trugschlüsse berüchtigt. Die Kyniker verschmähten diese Kampfweise nicht. Selbst die ersten beiden Stoiker schwelgten noch in Lehrbeweisen, die um kein Haar besser waren.

Unendlich wertvoller war trotz ihrer dogmatischen Form die Vertiefung des abstrakten Denkens und das Anbahnen einer metaphysischen Betrachtung des Weltganzen. Schon der abstrakten Spekulation Heraklits und der älteren Eleaten (bevor noch Empedokles sie ganz auf die Physik anwendete) muß man zugestehen, daß sie eine Grundlage der metaphysischen Systeme der Folgezeit geliefert hat. Ihr Ausgangspunkt, die Reformation der religiösen Anschauungen, wurde aber dabei stiefmütterlich bedacht: die Bewegung ging über die so sehr zurückgebliebene Theologie einfach hinweg, indem sie den Göttern kaum mehr als den Namen ließ und nicht aus den volkstümlichen Vorstellungen erhabenere entwickelte, sondern ganz neue, abstrakte Begriffe an ihre Stelle setzte. Den Gipfelpunkt erreicht diese Spekulation in der Theologie des Aristoteles, die jedes Stoffartige und damit zugleich auch alles Persönliche ausscheidet.

3. Der Mensch und seine Aufgaben

Erste Ansätze. Die anorganische und organische Natur unter uns und um uns, die Götter und Dämonen über uns und bei uns, der Mensch selbst der Mittelpunkt und die Krönung der Welt: das ist das Bild, das die Menschen sich von jeher unbewußt gemacht haben, und das am naivsten, aber bewußt, die Stoa gezeichnet hat. Deswegen brauchte man über den Menschen nicht zu philosophieren, den man so genau kannte: lange Zeit hindurch überließ man ihn, seine Ruhmestaten und seine Nöte der Poesie und dem praktischen Leben mit seinen Gewohnheiten und Einrichtungen, der Rechtspflege usw. Zum tieferen Nachdenken regte wohl die ewige, | bange Frage an, was aus ihm werde nach dem Abschlusse seiner Erdenlaufbahn, und der Versuch ihrer Beantwortung leitete hinüber zu jenen überirdischen Mächten.

Daneben war es die noch sagenhafte Geschichte, nicht der Menschheit oder des Volkes, aber doch die hervorragender Helden und ihrer Geschlechter, die weitere Kreise fesselte, längst bevor (zur Zeit der Perserkriege) die eigentliche Geschichtschreibung einsetzte.

Dieser historische, aber seiner selbst nicht Herr gewordene Sinn drängte frühzeitig dazu, auch den dichten Schleier zu lüften, der über den Anfängen des Menschengeschlechtes liegt: die Entstehung der Welt aus dem Chaos und die Genealogie der Götter konnte ihm nicht genügen. In den vier Weltaltern der hesiodischen Erga (109—155. 174—201), die später um ein fünftes erweitert wurden, schuf er ein Bild der prähistorischen Entwicklung des Menschengeschlechtes, freilich ganz mythisch, aber doch die erste gewaltige Skizze einer Kulturgeschichte, wie sie später Dikaiarchos im Βίος Ἑλλάδος und die Stoa mehrfach ausführten. Die Voraussetzung dabei war, daß die Menschheit aus seligen Zuständen im goldenen Zeitalter unter

Kronos' Herrschaft in stoßweisen Etappen zum Schlechteren fortgeschritten sei. Dem stellten bald die Naturphilosophen im Verfolge ihrer physikalischen Entwicklungslehren, die auch die organische Natur einbegriffen, Gegenstücke gegenüber, indem sie ein Fortschreiten der menschlichen Kultur aus rohen Urzuständen zu einem menschenwürdigen Dasein zeichneten. Solche Bilder hat vielleicht Aischylos im Palamedes (fr. 180 f.) und Befreiten Prometheus (fr. 194) bereits berücksichtigt, Kritias im Sisyphos klar und doch leidenschaftlich gezeichnet; in dem wahrscheinlich erst nach 430 gedichteten Prometheus δεcμώτηc (Bd. I[2] 78) tritt der Held des tiefsinnigen, effektvollen Dramas nicht nur als ehemaliger Feuerbringer, sondern als erster Kulturträger überhaupt auf und malt das Elend des Menschen ehedem mit satten Farben (Prom. 440–550). In diesen grandiosen Hypothesen wird der Mensch sich selbst interessant. Aber man muß gestehen, daß religiöse und naturwissenschaftliche Anregungen den historischen Sinn der Griechen auf diese prähistorischen Bilder gelenkt haben.

Der Mensch, wie er lebt und leidet, strebt und sich bescheidet, ist damit noch nicht ein Objekt der Forschung geworden: sein inneres Leben und das Problem der Sittlichkeit ist noch nicht berührt, und an psychologische Untersuchungen denken die Philosophen trotz einzelner treffender Beobachtungen und Aphorismen Heraklits zuletzt, erst im Ausgange des 5. Jahrh.

Die Anfänge einer Ethik kann man in den Grundzügen des ritterlichen Idealbildes sehen, die die Elegie im 7. und 6. Jahrh. von dem Vaterlandsverteidiger entwirft, sowie in den ihm entgegengestellten Zügen des Feiglings. Mit glühenden Worten wissen die Dichter die Vorkämpfer der nationalen Freiheit, die Schirmer von Haus und Hof, Familie und Stadt anzuspornen und ihnen die Schande und ihre Folgen auszumalen. Auch auf die Homeriden der jüngeren Zeit hat diese παραίνεcιc Eindruck gemacht (DMülder, Homer und die altion. Elegie, Hildesh. 1906), und im Prooimion der Theogonie wird das Idealbild des gerecht urteilenden Gerichtskönigs gezeichnet (81–92). Bei Solon tritt die Elegie auch in den Dienst der Politik, und der Megarer Theognis (um 540) scheut sich nicht, sie voller Leidenschaft zu Parteizwecken zu mißbrauchen und gut und böse für aristokratisch und demokratisch zu setzen; dabei kommt freilich allerhand Lebensweisheit vor, die auch ein Studium der menschlichen Seele verrät. Selbst die Frau tritt in den Kreis dieser Betrachtungen: Semonides von Amorgos (7. Jahrh.) weiß sehr amüsant die ver|schiedenen Charaktertypen auszumalen, ein Vorläufer Theophrasts; dieser Vielheit gegenüber steht nur die eine gute Frau, die arbeitsam und sparsam ist wie die Biene. Solche Sittenspiegel werden später die Sophisten des 5. Jahrh. in Prosa geliefert haben; die dem Sokrates in den Mund gelegte erste Rede in Platons Phaidros ist von dieser Art: sie warnt vor Liebesleidenschaft, spart es sich aber, den nüchternen Liebhaber als einen Tugendbold zu zeichnen. Aus solchen Bildern der Sokratiker entsteht dann, halb Predigt, halb Theorie, einerseits die Zeichnung des Weisen oder Mustermenschen, später trocken schematisch bei Epikureern und besonders in der Stoa durchgeführt, andrerseits die sehr viel lustigeren Skizzen der fehlerhaften Abweichungen von der Norm in den leichten Karikaturen eines Theophrast, Ariston von Keos usw. bis auf Poseidonios – ein Zusammenhang, den man noch nicht verfolgt hat, und der doch, auch für die Beurteilung mancher christlichen Predigt, wichtig ist.

Das Ziel dieser Ermahnungen ist die ἀρετή 'das Gedeihen': denn das bedeutet sowohl das Verbum ἀρετάω Hom. ϑ 329. τ 114 wie auch das Substantiv noch bei Herodot und Thukydides z. B. in γῆc ἀρετή, d. i. 'Fruchtbarkeit', zugleich aber auch die vorzügliche Eigenschaft, die das Gedeihen hervorruft und sichert; so wird von Homer bis Platon von der 'Trefflichkeit' eines Fußes oder eines Hundes, sogar eines

Steuerruders gesprochen. Bei Menschen ist es mehr die geistige Gediegenheit oder Tüchtigkeit; vor allem treten bei Männern in der Feldschlacht Schnelligkeit, Tapferkeit und Gewandtheit hervor (Hom. O 642, vgl. Hdt. VIII 92); und konkret sind die ἀρεταί der Helden ihre Kriegstaten von Pindar an (Isthm. 5, 11) bis zu den Rednern. Dem Hesiodverse πλούτῳ δ' ἀρετὴ καὶ κῦδος ὀπηδεῖ (Erga 313) liegt noch die alte Anschauung zugrunde, daß dem Wohlstande Glück und Ansehen entspringen. Das hat Sappho aufgegeben: πλοῦτος ἄνευ ἀρετᾶς οὐκ ἀσινὴς πάροικος (fr. 80). Das Verhältnis kehrt sich jetzt um: Reichtum, Ruhm und alle Glücksgüter müssen mit Gediegenheit und Tüchtigkeit erworben werden, oder auch durch sie. Die ἀρετή wird Mittel zum Zwecke, über sie erhebt sich als eigentlicher Endzweck des Lebens die εὐδαιμονία, d. h. von keiner überirdischen Macht gestörte 'Glückseligkeit'. Die Wege zu diesem Ziele zu finden, wird noch dem einzelnen überlassen. Für Herakleitos ist τὸ φρονεῖν ἀρετὴ μεγίστη (fr. 112), in der Sokratik wird es τὸ σωφρονεῖν.

Gute Ratschläge fürs Leben geben mannigfache Sprichwörter des Volkes, zu Hexametern erweitert und zu einem Sittenspiegel zusammengefaßt in Hesiods Erga. Wie wenig aber im ganzen noch im 6. Jahrh. vorlag, und mit wie wenig man sich begnügte, zeigt die Spruchweisheit der sieben Weisen, deren in Delphoi anerkannte Devisen unvergänglich geworden sind. Mehr geben die Überreste der Dichtungen Solons aus, der unter ihnen die erste Stelle einnimmt, und in der nächsten Generation die Gnomen eines Phokylides und Theognis. Doch erheben sich ihre Aussprüche nicht über praktische Lebensregeln und allgemeine Wahrheiten, die den eigenen Erfahrungen und der Gemütsstimmung der Dichter entsprossen sind; gegenüber den Erga Hesiods liegt eher ein Rückschritt vor. Nur die Gefühlspoesie der lesbischen Lyriker zeigt eine Vertiefung sittlicher Probleme und eine Versittlichung der Auffassung. Wie herbe zürnt die reine Sappho dem auf Abwege geratenen Bruder, und mit welch mütterlicher Liebe verzeiht sie ihm und sucht ihm die Wege zu ebnen, als er reuig zurückkehrt! Solch tiefes Seelenleben, in Fühlung mit fremdem und fremdartigem Menschenschicksale, auf das es ganz eigen reagiert, so daß es sich selbst unerwartet verleugnet, all das zugleich mit einer solchen Zartheit des Empfindens ausgedrückt, daß volle Anteilnahme in der Brust des Hörers und | Lesers ausgelöst wird — das war eine Errungenschaft, die sich die attische Tragödie des 5. Jahrh. erst allmählich erwerben mußte. Erreicht ist sie von Sophokles und dann durch Euripides bis zu einer virtuosen Malerei der verschiedenartigsten Seelenstimmungen und Leidenschaften ausgeführt (Bd. I² 159f.). Dadurch ist die dramatische Handlung schließlich ganz in die Seele des Helden oder der Heldin verlegt und die Spannung des in Mitleid und Furcht teilnehmenden Zuschauers veredelt. So wird ein größeres Publikum von den so vertieften, Gefühle und Gedanken zugleich aufwühlenden ethischen Problemen ergriffen und dadurch reif, auch auf allgemeinere Lösungen hinzuhören, wie sie aus dem kecken Esprit der Sophisten und den etwas eintönigen Fragen des Sokrates herauszuklingen schienen. Aber der neue Geist, der nach älteren Ansätzen zur Zeit des Euripides erwachte und diesen ganz in seinen Bann zwang, hat sich nicht von der Bühne her und nicht aus dem stillen Stübchen eines Dichters oder Denkers, sondern im praktischen Leben Bahn gebrochen. Die Wissenschaft haben seine Vertreter oft mehr als Sprungbrett benutzt, um ihre Künste zu zeigen.

Die Sophisten. Um die Mitte des 5. Jahrh. entwickelte sich ein neuer Beruf und Stand, dessen Vertreter für Geld jedem, der Lust hatte, praktische Tüchtigkeit beibringen wollten. Am vielseitigsten von ihnen war Sokrates' Zeitgenosse Hippias von Elis (Vorsokr. II Nr. 79), der über Arithmetik, Geometrie und Astronomie, über

Literatur und ihre Geschichte, Poetik und Grammatik, Mnemotechnik und vieles andere Vorträge hielt. Dem geltenden Rechte scheint er zuerst die ungeschriebenen ewigen Gesetze, das natürliche Recht der Menschheit, entgegengestellt zu haben, was dann Antiphon in der 'Wahrheit' (HDiels, S.Ber.Berl.Ak. 1916, 931 ff.), Thrasymachos, vielleicht auch Alkidamas ausführten. Die meisten beschränkten sich auf einzelne Gebiete. Prodikos von Keos (Vorsokr. II Nr.77) war in seinen Unterscheidungen synonymer Worte äußerst anregend. Seine Ethik blieb seicht oder erscheint uns wenigstens so, die wir daraus fast nur den Herakles am Scheidewege in Xenophons Wiedergabe (Mem. II 1, 21 ff.) kennen; sein auf die Ursprünge der Religion angewendeter platter Nützlichkeitsstandpunkt stiftete Schaden.

Der eigentliche Begründer der neuen Richtung war Protagoras von Abdera (485–415, Vorsokr. II Nr. 74), eine hinreißende Persönlichkeit, von den Besten in Athen wie Perikles und Euripides bewundert, schließlich als Atheist zum Tode verurteilt; seine Flucht, nach der er bald starb, rettete den Ruf des attischen Demos für einige Jahre. Aus seiner Heimat mag er eine Kenntnis der Atomistik mit einem leisen skeptischen Einschlage mitgebracht haben, von Herakleitos und jüngeren Philosophen lernte er die großen Gegensätze der Anschauungen — auch bei alten und neueren Dichtern ging er eifrig in die Schule und brachte vor allem allgemeinen gesunden Sinn für Lebenserfahrung und Erfahrungsbeweise nebst dem für einfache und große Linien in die Wissenschaft. Mit großer Schärfe wendete er sich gegen die eleatische Lehre von dem Einen Seienden (fr. 2), indem er sich auf die heraklitische vom Flusse aller Dinge stützte und die Folgerungen keineswegs auf die Sinnenwelt und unsere Wahrnehmung beschränkte, sondern seinen Zweifel an einem unveränderlichen Wesen der Objekte und an der Möglichkeit, dies Wesen zu erkennen, zu einem verschieden ausgelegten Sensualismus in seinem Homo-mensura-Satze verallgemeinerte. Eine allgemein gültige Wahrheit ist nicht möglich; denn (fr. 1) πάντων χρημάτων μέτρον ἄνθρωπος, τῶν μὲν ὄντων, ὡς (= daß) ἔστι, τῶν δὲ οὐκ ὄντων, ὡς οὐκ ἔστιν. Mit diesem Motto begann sein aufsehenerregendes Hauptwerk, die 'Wahrheit'. Nicht die Menschheit (ThGomperz) sondern der Einzelmensch (Platon, Aristoteles) gibt den Maßstab für alle Dinge ab. Diesen Subjektivismus trieb Aristippos auf die Spitze (wie mir etwas erscheint, so ist es für mich), und ein von Demokrit gekannter Sophist Xeniades (Vorsokr. II Nr. 75) übertrumpfte ihn durch plumpe Negation der Wahrheit jeder Wahrnehmung und jeder Meinung; von da aus ist es nur noch ein kleiner Schritt zu dem Nihilismus des Gorgias (S. 369). Von solcher unwissenschaftlichen, nicht ernst zu nehmenden Übertreibung hielt | sich Prot. fern. Sein theologischer Grundsatz (fr. 4): 'von den Göttern kann ich nichts wissen, weder daß sie sind, noch daß sie nicht sind, noch welcher Art sie sind; denn viel ist es, was das Wissen verhindert, die Dunkelheit (der Sache) ebenso wie in seiner Kürze das Leben des Menschen' erinnert an das vorsichtige Abwägen des Empedokles (S. 361), erscheint jedoch mehr wie eine vornehme Zurückhaltung, die seine Weltanschauung mit dem Schleier bedeutender Umsicht umgibt und zugleich die kritische Schärfe des Geistes aus der Hülle hervorleuchten läßt. Moderne Forscher haben darin die tiefgreifendsten Lehren (von Hume, Stuart Mill usw.) in ihren ersten Anfängen sehen wollen. Prot. selbst hat diese Lehren bewußt zu dem praktischen Zwecke verwendet, sich einen Nimbus und seinem eigentümlichen Auftreten einen wissenschaftlichen Hintergrund von respektabler Tiefe zu geben.

Erstaunlich und packend war das Auftreten des Prot., als er die Ringerkünste zuerst auf den Ringplatz des Geistes übertrug und seine Schüler die 'niederwerfenden' Reden lehrte, mit denen man auch die schwächere Sache zur stärkeren machen konnte.

Er hatte zu diesem Behufe fertige Proben ausgearbeitet, offenbar paarweise, von denen immer die eine Beweisreihe durch die entgegengesetzte geschlagen wurde. Eben dieser Sammlung von Paradestücken schickte Protagoras jene tiefsinnige Leugnung alles festen Wissens voraus, um den ἀντιλογίαι den Boden zu bereiten. Aber den Inhalt dieser sich bekämpfenden Redestücke bildeten nicht metaphysische Spekulationen, sondern praktische Probleme des öffentlichen Lebens, deren Lösungen der Meister wie spielend in utramque partem gab. Formell klangen sie noch in den Vorträgen nach, die 155 der skeptische Akademiker Karneades zu Rom hielt, und inhaltlich sollen sie auch Platons Staatsideen beeinflußt haben. Prot. suchte jedenfalls seine Hörer und Leser praktisch zu schulen, damit sie in keiner Lebenslage versagten, sondern ihre bürgerliche Tüchtigkeit sich überall bewähre. Zu diesem Zwecke behandelte er die griechische Erziehung von Grund auf, und ihm in erster Linie ist die Erweiterung und Vertiefung des höheren Unterrichts zu verdanken, wie er in Attika in Perikles' letzter Zeit bei den Bessergestellten üblich zu werden begann. Theoretisch forderte er gute Anlage und Übung als die beiden Voraussetzungen für Entwicklung der ἀρετή und ihre Lehre (τέχνη), die selbst als Wissen das Dritte und Wichtigste, bei Sokrates und den Sokratikern fast das Einzige, wurde, während Gorgias gerade die Lehrbarkeit der Tugend als einer Charaktereigenschaft leugnete. Im ganzen beschränkte Prot. seine Anweisungen zur Bürgertugend auf mehr empirische Zusammenstellungen der verschiedenen Pflichten jedes Geschlechtes, Alters und Standes, worin ihm dann Gorgias folgte (im Homerschol. α 1 ist fälschlich Pythagoras genannt). Da diese pädagogischen Lehren ohne psychologischen Untergrund undenkbar sind, dürfen wir wohl Prot. als den eigentlichen Begründer der Psychologie ansehen. Auch das Strafrecht verdankt ihm die erste Beachtung des Strafzweckes: den Verbrecher zu bessern und andere abzuschrecken, ließ er gelten, nicht aber den Gesichtspunkt der Wiedervergeltung oder Rache (Plat.Prot. 324 B), während Thukydides III 45 in der Rede des Diodotos fast leidenschaftlich die andere Seite vertrat (ThGomperz, Gr.D. II 409). Gegen einzelne wissenschaftliche Disziplinen erhoben er und seine Schule scharfe Einwände, z. B. gegen die Medizin, worauf ein Apologet [Hippokr.] π. τέχνης ἰητρικῆς eingehend geantwortet hat (bei ThGomperz, Die Apologie der Heilkunst, ²Lpz. 1910, sind die Rollen vertauscht). In anderen Fächern hat er selbst Grundlegendes gelehrt, so in der Grammatik die drei Geschlechter und als erster Syntaktiker vier Satzarten geschieden, vortreffliche Beobachtungen mit blendenden Folgerungen, von denen Mitwelt und Nachwelt das Gute und Bleibende meist danklos als selbstverständlich angenommen haben, während man über das Verkehrte und z. T. Komische leicht lachen konnte.

Die folgende Generation verdankte dem Prot. ohne Zweifel viel mehr, als wir nachweisen können. Platon hat sich vielfach mit ihm berührt und dies bezeugt. Viel | stärker wird der Kyniker Antisthenes von ihm abhängen, außer in der Pädagogik und Psychologie vielleicht auch in der Ablehnung metaphysischer Spekulation und der Anwendung dialektischen Scharfsinnes, der alles bestreitet und alle Dialektik und Logik aufhebt, namentlich in der Leugnung jedes Widerspruches. Aber auch die Ethik und Elenktik des Sokrates hätte ohne den Wetzstein der Antithesen schwerlich die so streng methodische Schärfe erhalten, sogar die sokratische Fragemethode wird Protagoras bereits gelegentlich geübt haben.

Gorgias von Leontinoi war gegen ihn unbedeutend, als Physiker ganz von Empedokles abhängig (o. S. 361), dann in seinem fragwürdigen Nihilismus von Protagoras, Xeniades und Zenon (S. 368), endlich in seiner jüngsten Phase (HDiels, G.u.Emp., S.Ber.Berl.Ak. 1884, 342ff.) ganz von Prot., dessen Redepaare er in seiner Τέχνη

nachahmte. Seine Eitelkeit hatte ihn verleitet, nach den Lorbeeren eines Denkers zu greifen, wofür er trotz seiner zahlreichen hübschen und oft auch fruchtbaren Gedanken nicht das Zeug, den sittlichen Ernst, die Selbstkritik, Selbstlosigkeit und Geduld besaß. Sein ausgebildeter Formensinn wies ihn auf die Redebühne, und als Redelehrer feierte er rasch Triumphe, indem er mit großem Geschicke eine virtuose Technik ausbildete und eine dialektfreie Kunstprosa schuf. Für die unglaubliche Wirkung seines Vortrages kam ihm wahrscheinlich auch ein gutes, wohlklingendes Organ zustatten, während Prot. sich die Stimme eines Vorlesers leihen mußte (wohl das erste Mal, daß diese spätere Sitte vorkommt: Diog. L. IX 54, Vorsokr. II 74 A 1). Von seinen zahlreichen Schülern warfen sich die meisten, wie Isokrates, ganz auf die Beredsamkeit; aber Alkidamas, Lykophron, Polos haben auch philosophische Lehren aufgestellt, z. B. Alk. die Berechtigung der Sklaverei geleugnet, wie Kynismus und Stoa. Radikaler im Umbiegen des Rechtes war ihr Konkurrent Thrasymachos von Chalkedon (Plat. Staat B. I) und der aus Platons Gorgias bekannte vornehme Sophistenschüler Kallikles. Der bei den Griechen überhaupt auffallende Mangel an Rechtssinn trat am sichtbarsten hervor bei den sizilischen Rhetoren Korax und Teisias, die fast zwecklos den Tatbestand um des εἰκός willen zu verdrehen lehrten, und bei den attischen Gefolgsmännern Antiphon dem Rhetor und Lysias.

Erhalten sind uns Überreste einer sophistischen Schrift bei Iamblichos, von FBlaß nachgewiesen und dem Sophisten Antiphon grundlos zugeschrieben (Vorsokr. II Nr. 82), ferner das dorisch um 400 niedergeschriebene Kollegheft eines Sophistenschülers, δισσοὶ λόγοι oder Dialexeis genannt (Vorsokr. II Nr. 83), und kleinere Bruchstücke. Namentlich von dem genialen Kritias, dem Oheime Platons, ist relativ viel erhalten aus Poesie und Prosa. Er führte alle Religion auf Menschenerfindung und Priestertrug zurück. Auch viele Dramen des Euripides sind Dokumente der Sophistik, deren verschiedenartigste Seiten sich in ihnen widerspiegeln, von der Physik des Anaxagoras und Diogenes von Apollonia bis zu den gewagtesten Rechtslehren; auch Herakliteer ist der Sophistenschüler bisweilen (WNestle, Eur. d. Dichter der griech. Aufklärung, Stuttg. 1901, u. Unters. ü. d. philos. Quellen, Phil. Suppl. VIII [1899—1901] 559 ff.), aber keine den Dichter der Aufklärung für ein bestimmtes System festlegende Formel genügt dem reichen und wechselnden Inhalte seiner verschiedenartigsten δισσοὶ λόγοι. Selbst der abgeklärte und altgläubige Sophokles verdankte den wunderbaren Schätzen der Gelehrten, die unter dem Namen Sophisten zusammengefaßt werden, m. E. tiefgehende Anregungen. Auch Thukydides verleugnet nicht, daß er ein Kind dieser Zeit war.

Die Bedeutung der Sophistik. Früher hatten die Denker, selbst wo beinahe eine Schulfolge erschien, wie in Milet oder Elea, oder ein Klub oder Verein die Genossen zusammenband, wie bei den Pythagoreern, doch zu ihren Studien nur die Muße (σχολή) benutzt, die ihnen eine relativ unabhängige Stellung gewährte, und aus Gefälligkeit ihre Ansichten mitgeteilt und befreundeten Jüngern, wenn sie wollten, Anleitungen gegeben. Aber Lehrer, die sich jedem Wissensdurstigen gegen Geld zur Verfügung stellten und von den Honoraren lebten, hatte es bisher nicht gegeben, auch kaum in den Rhapsodenschulen. Schon früh mag im ärztlichen Berufe das Bedürfnis mit der engen Familientradition der Asklepiaden zu brechen genötigt haben; die erhaltene Eidesformel schützt die alten Geschlechter, indem sie ihren Mitgliedern freie Ausbildung sichert. Mit Neid oder Bewunderung konnten die älteren, sich selbst überlassenen Politiker jetzt auf jene geregelte Schulbildung blicken (Xen. Mem. II 2), die zur Nachahmung einlud. Je mehr nun das Selbstbewußtsein in den griechischen Kleinstaaten erstarkte und der souveräne Demos, zu Wohlstand gekommen, an der

Staatsverwaltung auch in öffentlichen Verhandlungen teilnahm, in seiner Prozessierlust die Parteien vor Gericht brachte und die Tätigkeit der stets wechselnden Volksgerichte ungeheuer steigerte, um so mehr mußte sich herausstellen, daß der einzelne diesen Aufgaben nicht gewachsen war. Da genügten gute Freunde oder vornehme Ratgeber nicht mehr, sondern überall in Griechenland, voran in Sizilien und Athen, begannen einsichtsvolle, praktische Leute, sich ein Gewerbe aus dem Ratschlagen, Helfen und Vorbereiten zu machen. Sie wollten nicht nur in augenblicklicher Verlegenheit aushelfen, sondern vorausschauend eine jüngere Generation gleich von vornherein in den Stand setzen, etwas Tüchtiges im Staate zu leisten und jeder vor Gericht seinen Mann zu stehen. Denn es wurde jetzt klar, daß man die Erziehung nicht mehr einfach dem Hause und dann dem Leben selbst überlassen konnte. Wie richtig diese Volkserzieher geurteilt hatten, stellte sich nur zu bald heraus: sehr rasch merkte ein großes Publikum, daß wenn nicht Wissen so doch Redekunst eine Macht war.

Die anfänglich auf Rechtsverdrehung vor Gericht zugeschnittene Rhetorik, wie sie zuerst in Sizilien erblühte, trug selbst für die Praxis zu kurze Beine und mußte erst Wandlungen durchmachen, verfehlte aber auf die Dauer nicht einen ungeheuren und immer noch verderblichen Einfluß. Schneller erfreuten sich die mehr die allgemeine Tüchtigkeit und Bildung ins Auge fassenden Lehrer eines großen Zuspruches, wenn sie von Stadt zu Stadt zogen oder in einem Zentrum wie Athen sich dauernder niederließen, um dort festliche Vorträge zu halten, hier umfassende Lehrkurse zu veranstalten. Hatten sich Handwerker und Künstler längst ihrer Geschicklichkeit (σοφία, σοφίζεσθαι) gerühmt (Hes.E. 649, altatt. Inschr. ἐσθλὸν τοῖσι σοφοῖσι σοφίζεσθαι κατὰ τέχνην, Herm. LIV [1919] 330), so nannten sich jetzt die Vortragskünstler mit berechtigtem Stolze σοφισταί, d. h. geschickte, erfahrene, kundige und kluge Leute und Lehrer, während die Spötter sie als 'Klügler' ansahen. Gorgias zog die vielleicht schon von Herakleitos (fr. 35) gebrauchte Bezeichnung φιλό-σοφοι vor, die Platon dann für Sokrates und sich in Anspruch nahm; aber auch diese Philosophen wurden noch wiederholt als Sophisten bezeichnet, so Aristoteles im Marmor Parium vom Jahre 264. Wiederholt hechelte die Komödie die Vertreter der neuen Richtung durch; in untilgbaren Mißkredit hat die Sophistik aber erst Platon gebracht, der in heftigem Kampfe gegen Rede- und Weisheitslehrer diese abschüttelte, immer wieder zwischen sich und ihnen einen Strich zog und seinen Gegnern ohne Unterschied als Sophisten den immer unverhüllteren Vorwurf der Liebedienerei, Käuflichkeit und Unwahrhaftigkeit machte. Der Verfasser des Jagdbuches im Nachlasse Xenophons, der sich gegen 'die sogenannten Sophisten' lebhaft wehrt (Kyneg. 13), sieht in der Bezeichnung bereits einen Schimpfnamen (ὄνειδος § 8), streng geschieden von dem des Philosophen, was vor dem Zuge des Kyros und Platons Dialoge Gorgias undenkbar ist.

Nun läßt sich nicht leugnen, daß der Kampf nicht unberechtigt war: die ganze Zeitrichtung ging nicht nur darauf aus, eine Grundlage alles allgemeineren Wissens zu legen und die alten Anschauungen und Begriffe über Recht und Sittlichkeit zu vertiefen, sondern oft, erst mit ihnen zu brechen und alle sittlichen Werte umzuprägen. Oft genug war es dabei nicht das Suchen nach Wahrheit oder der Glaube, sie gefunden zu haben, was ihre umstürzenden Lehren diktierte, denn der Schönheitssinn war bei den Griechen zu allen Zeiten stärker ausgebildet als der Wahrheitssinn, aber dieser trat am stärksten in dieser Epoche zurück (vgl. RhMus. LXII [1907] 176ff. GMisch, Gesch. d. Autobiographie I, Lpz. 1907, 109, 1); auch Eitelkeit war vielfach sichtlich die Triebfeder: die Sucht, etwas Neues, Unerhörtes zu sagen und damit zu sprunken oder durch überraschende Einkleidung alter Sätze zu verblüffen und Bewunderung der Hörer zu erwecken. Damit war ein unglaubliches Selbstvertrauen

der Neuerer verbunden und ein siegreicher Glaube an die | Macht des λόγος, dem sie dienten, d. h. der Vernunft und der vernunftmäßigen Darlegung. Denn dieser ganze Lehrstand stand, wie die Elementarlehrer unserer Zeit, vollständig im Dienste der Aufklärung, die freilich auch um 450/20 nicht neu war — sie hatte schon ein Jahrhundert vorher eine erste Blüte gesehen (Xenophanes gegen den Götterglauben) —, die sich aber erst jetzt auf dem Gebiete der Ethik völlig entfaltete und aus der Zersetzung der althergebrachten ethischen Vorstellungen und Gewohnheiten ihre Kraft sog. Daß dabei die Vertreter der modernen Anschauungen einander widersprachen, schadete praktisch nichts: jeder konnte um so mehr im Kampfe seinen Geist zeigen und durch sein Beispiel die siegreiche Kraft der Vernunft erweisen.

So ließ sich das Recht mit gleicher Beweiskraft auf willkürliche Vereinbarung wie auf natürlichen Ursprung zurückführen: einer der größten Gegensätze dieser Zeit. Ähnlich fand die Forderung eines Phaleas von Chalkedon ἴσας εἶναι τὰς κτήσεις τῶν πολιτῶν (Vorsokr. I 27,1), die in der Idealverfassung der Spartaner wiederkehrt, ihr absolutes Gegenstück in der von Platon dem Kallikles in den Mund gelegten Lehre vom Übermenschen und dem Herdenvieh. Beide Extreme wurzeln in derselben Zeit, und das behauptete Recht des Stärkeren mußte den Zusammenschluß der Schwachen hervorrufen und umgekehrt. Man kann sich nicht wundern, daß sich die Komödie mit grimmer Spottlust und manchmal mit tiefer wurzelnder Erregung, wie nachher Platon, gegen die Auswüchse wendete, wenn sie auch gelegentlich fehlgriff, und daß sich in einer im Grunde ganz gesunden Reaktion gegen alle die Kunststücke das Volk selbst den Kopf nicht weiter verdrehen lassen wollte. Freilich entledigte sich sein durch das viele Blutvergießen des peloponnesischen Krieges abgestumpfter Sinn mit allen Mitteln persönlicher Hetze bis zur Vernichtung der Gegner, ohne selbst vor Justizmord zurückzuschrecken, auch solcher Männer, die den Anklägern nicht einmal genauer bekannt waren, und ließ daher auch die Unrechten leiden. Aber die Waffen des Geistes bleiben scharf, auch wenn ihre Erfinder und ersten Träger dahingemäht werden.

Die Gärung der Sophistik war keineswegs etwa nur ein vorübergehender Durchgangsprozeß, eine Kinderkrankheit des griechischen Volkes, sondern der Beginn einer neuen Zeit, die den Menschen in den Mittelpunkt des Denkens stellte und nicht nur die Anregung zu vielen Forschungen aus den revolutionären Behauptungen jener Volkserzieher nahm, sondern in Methode und mannigfaltigen Lehren unmittelbar an jene anknüpfte. Man gibt sich viele Mühe nachzuweisen, daß noch im 4. Jahrh. Vertreter der alten Sophistik gelebt haben wie Polyxenos, der sich am Hofe des Dionysios II. aufhielt und gegen die Verdopplung der Menschen und Dinge in Platons Ideenwelt zuerst auftrat mit der Forderung des τρίτος ἄνθρωπος, einem in keiner Weise sophistischen Einwande. So ist das Problem viel zu eng gestellt. Warum rechnet man zu den jüngeren Sophisten nicht auch die Skeptiker? Warum nicht Euhemeros von Messana? Dieser von Kassandros († 298) begünstigte Fabulist (S. 264 f.) war durch und durch Rationalist und vollendete im Anschlusse an Prodikos und Kritias die Vernichtung des alten Götterglaubens, indem er alle Gottheiten für ehemalige Menschen erklärte, die um hervorragender Verdienste willen nach ihrem Tode vergöttlicht worden seien. Diese seichte und unhistorische Lehre, der Euhemerismus, hat einen riesigen Eindruck auf die Mitwelt und Nachwelt gemacht, die dadurch wieder der Religion gegenüber ganz in den Bann der Sophistik traten. Ferner sind die jüngeren Megariker, die mit Zenons Trugschlüssen prunken und deswegen von der Stoa im 3. Jahrh. befehdet werden, nichts | als Sophisten, und nicht besten Schlages: sie hatte Aristoteles vornehmlich im Auge, als er seine 'sophistischen Wider-

legungen' zusammenstellte. Die Bezeichnung war für den Schüler Platons bereits selbstverständlich.

Dieser war selbst mit dem satirischen Dialoge Euthydemos vorangegangen, worin er megarische und kynische 'Sophismen' geißelte. Den Kyniker Antisthenes und von unsokratischen Jugenderziehern besonders den Rhetor Isokrates bekämpfte Platon mit Leidenschaft ohne Unterlaß als Sophisten. Dieser erbitterte und sichtlich erfolgreiche Kampf, den er sein ganzes Leben hindurch führte, und bei dem er wohl nur den Mikkos, einen herzlich unbedeutenden Sophisten, ausnahm (im Lysis), wäre ziemlich zwecklos gewesen, wenn seine Gegner lediglich der Vergangenheit angehört hätten: gerade seine Leidenschaft beweist, daß er die bekämpften Richtungen keineswegs für ausgestorben hält, sondern sogar für schwer ausrottbar. Zudem war das historische Interesse bei Platon gering entwickelt, nicht auf die verstorbenen Persönlichkeiten kam es ihm im Grunde an, sondern auf ihre fortzeugenden Lehren; nur als Dichter stellte er in seinen Gesprächen jene dem Sokrates gegenüber, und als Satiriker scherzte er gern auf ihre Kosten. Aber ernsthaft wollte er gar kein historisches Urteil über die alte Sophistik des 5. Jahrh. fällen. Er gab dem Protagoras als Mitunterredner das Wort, seine Lehren in einem großartigen Vortrage ausführlich zu entwickeln und sich gegen den leisesten Verdacht der Unmoralität kurz und bestimmt zu wehren; in dem Dialoge Theaitetos aber ließ er den Sokrates sich des nicht Anwesenden annehmen, um ihn zu schützen. Auch den Gorgias schonte er offensichtlich, und Prodikos u. a. zog er gar nicht in schwere Waffengänge hinein. Nicht einmal in seiner frühesten Schriftstellerperiode hat der Philosoph einen Zorn gegen die alten Sophisten gehegt und erst später Zeitgenossen zum Ziele genommen (HSidgwick, Journ.of phil. IV [1872] 288ff. V [1874] 66ff.). Platon selbst steht vielmehr in den älteren 'sokratischen' Dialogen der Sophistik nahe, am handgreiflichsten im kleinen Hippias, der die Lüge verteidigt, ebenso an einigen Stellen des Staates, ferner im Phaidros, wo die Beredsamkeit aus dem Betruge hergeleitet wird, und in der Vergewaltigung des Protagoras und des simonideïschen Gedichtes im Protagoras. | Häufig mag der Verfasser unter Bosheiten und Anklagen zu spielen scheinen, aber bisweilen ringt er mit den ihm selbst völlig vertrauten Gedankengängen, die er sich bald ganz zu eigen macht, bald kritisch aussondert und abstößt; ist doch das Hauptstück des Protagoras trotz aller kleinen Bosheiten eine Apologie der alten Sophistik, aber eingeleitet durch prinzipielle Kritik. Wenn somit in dem welthistorischen Prozesse der Hauptankläger versagt, so kann auch der strengste Richter sein Amt nicht ausüben.

Mit divinatorischem Blicke erkannte Hegel und führte George Grote (Hist.of Greece VIII 474, Lond. 1850, deutsche Übers. IV, ²Berl. 1882) aus, daß das überlieferte Bild der älteren Sophistik nur ein Zerrbild ist. Seine vorurteilslose Beurteilung fand rasch prinzipielle Zustimmung, aber im einzelnen Einschränkungen und Einwände, so daß sie sich erst allmählich völlig durchsetzt und dabei Verbesserungen erfährt. Das urkundliche Material Vorsokr. II, Nr. 73b—83. Vgl. Zeller, Windelband, ThGomperz, auch MSchanz, Beiträge, Gött. 1867, HeinrGomperz, Sophistik u. Rhetorik, Lpz. 1912. Die Lit. bei Überweg-Prächter zu § 27. Zum Namen HillervGärtringen, Herm. LIV (1919) 331. Xen. Kyneg. setzte um 354 GKaibel, Herm. XXV (1890) 581; dagegen 402 v. Chr. JMewaldt, Herm. XLVI (1911) 86. Für Isokrates und Alkidamas waren um 390/87 die Sophisten noch berufsmäßige Lehrer ohne Odium in unbegrenzter Zahl, in erster Linie lebende.

Als gesichert ergibt sich, zunächst negativ, daß die Sophistik weder eine geschlossene, einheitliche Bewegung mit einheitlicher Lehre war noch hohle und unsittliche Anschauungen verbreitete noch sich unstatthafter Trugschlüsse, Kniffe und Beweismittel bediente. Die entgegengesetzte, durch Platons Äußerungen scheinbar empfohlene Ansicht hat namentlich HSauppe (Erkl. Ausg. von Platons Protag., Berl. 1857, ⁴1884) vertreten. Aber alle Landschaften Griechenlands besaßen Sophisten, und ihre Ahnen fand Protagoras bei Platon seit

homerischen Zeiten. Untereinander hatten sie meist keine Beziehungen, als daß ihre Schriften, soweit solche vorlagen, den Interessenten zugänglich waren. Nicht einmal der Gedanke der Aufklärung war Vorbedingung des neuen Berufes. Auch Fachleute oder Spezialisten wie Ärzte, Geometer usw. konnten dazu gerechnet werden, und die älteren Rhetoren rechneten sich alle mit Stolz dazu. Eine gemeinsame Überzeugung war also gerade anfänglich ausgeschlossen. Einzelne Lehren wie die vom Naturrechte richteten sich gegen feste ethisch-politische Dogmen und führten in ihren Folgerungen zu bedenklichen Grundsätzen, z. T. sogar jenseits von Gut und Böse. Diese energischen, wenngleich unhaltbaren Versuche, eine neue, nur teilweise tiefere Moral zu begründen, können z. T. als Beweise der Unsittlichkeit gelten, aber das Verhalten einer Gruppe kann nicht das des ganzen Kreises brandmarken. Hohle Phrasen hat gewiß mancher vorgebracht, und die praktischen Ratschläge der Rhetoren verdienten oft strengen Tadel, aber Männer wie Protagoras behielten die Zügel in fester Hand und gaben entgegengesetzte Urteile schwerlich als gleichwertig (JBernays, Ges. Abh. I, Berl. 1885, 120; AGercke, NJahrb. XLI [1918] 158): Platon bezeugt ausdrücklich Prot. 352 E f., wie empfindlich er gegen laxe Moral war. Wenn also ihm die schlimmste Forderung der ganzen Sophistik zugeschrieben wird, τὸν ἥττω λόγον κρείττω ποιεῖν (fr. A 21, C 2), so wird sie zwar in den Niederwerfenden Reden vorgekommen, aber sofort in der Gegenrede zurückgewiesen worden sein: der Gegensatz hieß etwa νικᾷ δ' ὁ μείων τὸν μέγαν, δίκαι' ἔχων (Eur. Hik. 437).

Die größte Überraschung, die die moderne Forschung bereitet hat, ist die Entdeckung, daß die Geschichte der Logik zwar nicht den Begriff, aber doch den Namen 'Sophismen' aufzugeben hat. Alles, was EZeller I 2^5 1112—17 über die sophistische Streitkunst, über Fehlschlüsse, Trugschlüsse oder erschlichene Beweise anführt, stammt aus dem Arsenale der Eleaten und Megariker und nicht von den so schwer verdächtigten Sophisten: vgl. HMaier, Sokrates, Tüb. 1913, 200ff., AGercke, NJahrb. XLI (1918) 149. Zu Beginn des 4. Jahrh. hießen alle solchen Schlüsse noch eristische und in Platons Staat B. I 340/1 sykophantische, aber Platons zielbewußter Kampf hat die Umnennung bewirkt.

Nach Beseitigung der falschen Kriterien bleibt nicht viel Positives, was die Sophisten charakterisiert. Sie waren berufsmäßige Lehrer bürgerlicher und menschlicher Tüchtigkeit gegen Bezahlung. Gerade dieses Entgelt schuf ihnen viel Mißstimmung, Geringschätzung von vorurteilsvollen Wohlhabenden wegen zu geringer Besoldung, und Neid bei hohen Einnahmen seitens der Nichtbesitzenden. Aber vielfach traute man auch den Neuerern und Aufklärern nicht über den Weg, nachdem sie als Erzieher der Jugend rasch einen so riesigen Einfluß gewonnen hatten. Eine neue Zeit war angebrochen, die glückliche, unbewußte Kindheit des griechischen Volkes war vorbei.

Sokrates und die Sokratik. Zu den Sophisten gehörte auch Sokrates, er vor allen. Er war der größte aller Sophisten, wie (nach Goethes Ausspruch) der Durchmesser der größte Radius des Kreises ist. In seiner Lehre und seiner Person erscheint die Aufklärung auf die Spitze getrieben. Diese Anschauung hat sich heutigestags allmählich Bahn gebrochen gegenüber der sich zähe behauptenden Überlieferung. Diese zu überwinden war nicht leicht, weil sie sich von den ältesten und denkbar besten Zeugen, Platon und Aristoteles, herleitet. Der Jünger hat als gesicherte historische Wahrheit angesehen und mit autoritativer Selbstverständlichkeit angegeben, was der Dichter in seinen poetisch-fiktiven Dialogen unermüdlich vor Augen geführt und in mündlicher Rede schwerlich berichtigt hatte: denn in diesen Dialogen war es ja Sokrates, der als Sprachrohr Platons stets den Kampf gegen die bösen Sophisten, ihre Lehren und Methoden führen mußte. Zugleich weiß uns Platon fast durchweg für das Verhalten des Sokrates und gegen seine teils törichten teils böswilligen Widersacher einzunehmen, ohne seine Tendenz zu enthüllen, auch für den Fall, daß sein Sokrates Lehren anderer sokratischer Schulen bekämpfen muß. Die

Sympathie des Lesers mit dem scharfsinnigen Kampfe des Meisters der Dialektik mußte aber eine Einreihung des Sokrates unter die Sophisten so lange erschweren, wenn nicht verhindern, wie die ganze Richtung mit einem Makel behaftet war.

Bald nach seinem Tode wurde Sokrates von dem Rhetor Polykrates ein Sophist genannt, und unseres Wissens hat ihm das Recht niemand bestritten. Dagegen sprach, daß Sokrates kein festes Honorar forderte (Plat. Ap. 31 C, 33 A); freilich bescheidene Gaben mußte er annehmen, um mit seiner Familie existieren zu können (anders Zeller II 1, 56 Anm. 6), aber sein Erwerbssinn war sehr gering. Nach Platons Behauptung erteilte er auch überhaupt keine geordnete Lehre, während eine Notiz Xenophons über kritische Besprechung der Bücherschätze (Mem. I 6, 14) auf größere Kurse führt (nach HDiels in: Philos.Aufs., Lpz. 1887, 239f. auf Schulbestand). Im übrigen aber war Sokrates ein so ausgeprägter Aufklärer, daß die Komödie ihn bereits auf der Höhe seines Lebens als Typus der Sophisten hinstellen konnte, und das mit Recht. Auch die Schulen der Sokratiker zeigen fast durchweg den engsten Zusammenhang mit den Bestrebungen und Lehren des 5. Jahrh., was doch nicht einfach als Rückfall der Schüler gedeutet werden könnte: Sokrates selbst hat offenbar diese Beziehungen zur Sophistik nicht hindern können oder nicht hindern wollen, weil er selbst mitten in der Bewegung stand.

Alles andere, was Sokrates eigentlich gelehrt und gewollt hat, ist strittig, und die Ansichten der modernen Forscher widersprechen sich selbst betreffs der großen Linien derartig, daß das ganze so überaus wichtige Problem zu den Problemen der Geschichte zu gehören scheint, die niemals erledigt werden (AvHarnack). Gerade darum aber ist eine Berücksichtigung der entgegenstehenden Ansichten (vgl. Überweg 147ff. und etwa RvPöhlmann, AusAltert.u.Gegenw. N. F., Münch. 1911, I, Das Sokratesproblem 1ff.) und ein Eingehen auf die Quellen unseres mangelhaften Wissens unerläßlich. Die ältesten Berichterstatter widersprechen sich selbst in oft grotesker Weise: wir erfahren nicht zuwenig sondern zuviel über den von den meisten verherrlichten Denker, und uns fehlt nur das eine objektive Kriterium der Wahrheit, eigene Äußerungen. Denn er selbst hat nichts Schriftliches hinterlassen, und was sich als Ausspruch oder Lehre des Sokrates ausgibt, ist immer nur ein Farbenton der Regenbogenskala, aber nicht das reine, unzerlegte Licht. Dieses Licht wird in der Psyche der Darsteller gebrochen, sei es durch die dogmatische Lehrauffassung der speziellen Schule, sei es durch dichterische Gestaltung, sei es durch polemische Rücksichten: bei Platon treten alle drei Ursachen der Brechung in Tätigkeit, bei Xenophon führt dagegen Mangel an philosophischer Schärfe und künstlerischer Gestaltungskraft zu einer Trübung des Prismas. Die moderne Kritik hat lange Zeit fast ausnahmslos an Platons wundervollen Farbenspielen keinen Anstoß genommen und das Bild des historischen Sokrates durchaus nach dem des platonischen entworfen. Sie wußte allerdings, daß das lediglich ein Idealporträt sei (verkannt hat das außer KLehrs nur IBruns, D. lit. Porträt der Griechen, Berl. 1896, Kap. III. Dagegen AGercke, NJahrb. I [1898] 585ff., auch ESchwartz, Charakterköpfe aus d. ant. Lit., [4]Lpz. 1912, 147ff.). Dadurch wurde der seelenlose Sokrates Xenophons ausgeschaltet, dessen sich besonders warm ADöring (Die Lehre d. Sokr. als soziales Reformsystem, München 1895) annahm. Nach ihm war Sokrates ein mahnender und predigender Moralist, kein wissenschaftlicher Forscher. Dieser Auffassung schadete vor allem die starke Überschätzung des sog. Historikers Xen.: gerade der gedankenarme Gewährsmann müßte vor dem Richterstuhle der Historik als der zuverlässigere Zeuge bestehen. Aber Xenophon kommt als Augen- und Ohrenzeuge für die Tätigkeit des Sokrates außer Anab. III 1, 4 nicht in Betracht, bei der Aufzeichnung der Erinnerungen besaß

er keine lebendige Erinnerung mehr und verließ sich auf andere, deren Schriften er ausplünderte und mosaikartig, nur wenig umgemodelt und stark verflacht, verwendete, nämlich Antisthenes, Platon, Aischines u. a. Das haben Dümmler, Joel, ERichter, Döring, Röck, HMaier, Dittmar nachgewiesen. Das ergibt also ein wenig einheitliches Bild, zu dem Xenophon selbst wohl höchstens einige Züge von Frömmigkeit und Beobachtung des Kultes beigesteuert hat. Viele Einzelheiten widersprechen sich offensichtlich, z. B. der bewußt geübten Kunst des Nichtwissens die Dogmen von Teleologie in Weltschöpfung und Welteinrichtung Mem. I 4 und IV 3, die Krohn für unecht erklärte: er hätte diese Kapitel aber dem Sokrates, nicht dem Xenophon, absprechen sollen. Noch viel buntscheckiger erscheint die Überlieferung, sobald man auch die übrigen Sokratiker zu Rate zieht. Obwohl von ihnen nur jämmerliche Bruchstücke erhalten sind, wissen wir doch, daß die Jünger in den wesentlichsten Lehren auseinandergingen, aber ebensowenig wie Platon und Xenophon Bedenken trugen, ihre persönliche Überzeugung dem Meister selbst zuzuschreiben. Höchstens in Gruppen vertreten sie diese oder jene Lehre, aber größere Übereinstimmung scheinen sie nur in äußerlichen Schilderungen, wie Sokrates sich räusperte und wie er fragte, erreicht zu haben, und sogar darin nicht völlig. Sogar von den wichtigsten Lebensdaten wußten sie wenig und schmückten es ohne jedes historische Bedenken aus. Wo ist da Wahrheit? Eukleides der Megariker sah in der Einsicht das oberste Prinzip der Ethik; dem Aristippos von Kyrene galt dagegen die Lust als höchstes Gut, dem Antisthenes aber die Lust als schlimmstes Übel, und Platon erschien dieser Kampf um die Lust zu niedrig, da er eine Jenseitsmoral aufstellte, er machte aber zeitweilig Zugeständnisse und wollte die Mitte halten zwischen Lust und Einsicht. Er allein lehrte die Unsterblichkeit der Seele. Er und vielleicht Eukleides widmeten sich metaphysischen und erkenntnistheoretischen Spekulationen; Antisthenes lehnte dagegen nicht nur diese sondern mit Eukleides die einfachsten Grundlagen einer formalen Logik ab. Und so fort. Wollte man dem Sokrates alles absprechen, was ein Teil der Sokratiker bestritt oder ignorieren zu dürfen glaubte, so bliebe ihm nichts. Einen solchen Philosophen ohne jede Lehre wird es schwerlich jemals gegeben haben. So viel ergibt sich jedoch mit Sicherheit, daß alle diese Sokratiker, die sich als Schüler des einen Meisters bekannten, von ihm nicht zur Anerkennung einer festen systematischen Lehre gebracht sein können, also auch von ihm nicht darin unterwiesen waren: er verfügte über kein fertiges Lehrgebäude. Die bedeutenderen unter seinen Schülern haben auch keineswegs ihre positiven Lehrsysteme von Sokrates übernommen, sondern aus Büchern oder dazu in mündlichem Verkehre, meist schon vorher, anderen Unterricht genossen. Wie Platon als Herakliteer zu ihm kam, so hat der Megariker Eukleides seine Lehre auf der Grundlage der eleatischen Metaphysik aufgebaut, Aristippos von Kyrene seine Lehre vermutlich aus Hippias u. a. geschöpft, und Antisthenes, der vorher bereits anerkannter Lehrer der Rhetorik war, zeigte in seinen Lehren so viele Elemente von Gorgias, Protagoras und anderen älteren Denkern, auch volkstümliche Anschauungen, daß diese als die eigentlichen Wurzeln seines Systems erscheinen.

Scheinbar ganz einfach und einheitlich wird das Problem in der späteren Literatur. Die jüngeren Berichterstatter und Kritiker des Altertums hängen jedoch ganz von der älteren Generation ab und helfen uns nicht weiter, wo jene versagen. Das gilt auch von Aristoteles, der Platons Gedankengänge bereits als fertige und vollendete historische Tatsachen in sich aufnahm und an ihren Grundlagen nicht rüttelte. Er hat auch anderwärts (z. B. in der Verfassung Athens) keinen Spürsinn für die beste historische Quelle oder eindringende historische Kritik bewiesen. So kam es,

daß er sogar die abgeleiteten Berichte Xenophons als urkundlich bewertete. Die Übereinstimmung beider für die zweier unabhängiger Zeugen zu halten, z. B. betreffs der Logik des Sokrates, war ein Grundirrtum, den nach Ansätzen von Döring und Röck (u. S. 384) erst HMaier jüngst (Sokrates, Tüb. 1913) überwunden hat. Wir haben also auch diesen archimedischen Punkt verloren und sind auf ein Abwägen aller Nachrichten aus inneren Gründen angewiesen, wobei wir allen zünftigen Schuldogmen mißtrauen und am meisten den vollendeten Dialogen Platons.

Am meisten Vertrauen verdienen noch die Dialoge des Aischines, der wenigstens keine eigene Schultradition zu verteidigen hatte, weil er nur Schriftsteller, kein Philosoph, war. Er galt dem Altertume als getreuer Herold des Meisters, mehr noch als Xenophon; doch kann auch er aus Schriften älterer Sokratiker, etwa Aristippos und Antisthenes, gelegentlich geschickte Anleihen gemacht haben. Die Überreste sind neuerdings zweimal bearbeitet worden (von HKrauß, Aeschinis Socratici reliquiae, Lpz. 1911, und mit größerem Weitblicke von HDittmar, Aischines v. Sphettos, Berl. 1912). Je gründlicher wir die erhaltene Literatur der Sokratiker untersuchen, desto näher kommen wir der Lösung des Problemes, das eines der wichtigsten in der Geistesgeschichte des Altertums und damit der Menschheit ist.

S o k r a t e s war um 470 in Athen geboren und kaum je, wie später Kant, über das Weichbild seiner Heimatstadt hinausgekommen, hatte er doch in ihren Mauern die bedeutendsten Männer des perikleischen Zeitalters gesehen und gehört und war tief in die sophistisch-theoretischen Kämpfe, in die revolutionären Thesen und Antithesen, den Umsturz des altväterischen Glaubens und Denkens hineingezogen worden. Wie Protagoras und Gorgias in utramque partem disputierten oder vortrugen, so verstand er es meisterlich, die, die sich mit ihm einließen, abzuführen. Wenn die von Xenophon benutzten Skizzen und Platons Apologie nicht ganz verzeichnet sind, hat er alle möglichen Leute überführt, daß sie ihre Ansichten nicht begründen könnten, und bei verschiedenen Gelegenheiten bald die eine und bald die entgegengesetzte Behauptung widerlegt, ohne daß es ihm darauf ankam, ob seine Ergebnisse in Widerspruch zueinander gerieten. Er war der richtige Professor, der alles besser wußte, und hätte schwerlich die Weltauffassungen oder auch nur e i n e der Lehren gelten lassen, mit | denen ihm ein Eukleides oder Platon, ein Antisthenes oder Aristippos etwa gegenübertrat. Er übte vielmehr seine einschneidende, schonungslose Kritik an jeder positiven Lehre, wahrscheinlich zunächst mit dem Erfolge, daß die schwächeren Geister bald an allem zweifeln mußten, während die anderen wohl die Schwächen ihrer Beweise einsahen, aber aus der Widerlegung der übrigen mit Genugtuung entnehmen konnten, daß deren Anschauungen und Lehren nicht mehr gefestigt waren als die eigenen. Aischines schilderte in dem 'Alkibiades' benannten Dialoge, wie Sokr. den hochbegabten und hochfahrenden Jüngling seiner Unwissenheit und Nichtigkeit überführte, bis er, völlig zerknirscht, in Tränen ausbrach. Diese hübsch erfundene Geschichte ist ihm mehrfach nacherzählt worden, in dem pseudo-plat. Alkibiades I und bei Xenophon Mem. (wo der Jüngling Euthydemos heißt). Sie ist typisch für die Menschenprüfung und Widerlegung (ἔλεγξις), die Sokr. unermüdlich ausübte, und durch die er sich Zorn und Haß achtbarer Bürger zuzog. Seinen eigentlichen Beruf oder, wie es von einer Seite her heißt, eine göttliche Mission sah er in dieser Aufgabe. Das gibt ihm fast die Stellung eines Propheten, obwohl weder der Täufer Johannes (HMaier) noch gar Hiob (EdMeyer) unter Hellenen wandelte; die Bußpredigt von einst (o. S. 364) hatte sich im Zeitalter der Aufklärung in etwas ganz anderes verwandelt, in das Kreuzfeuer eines scharf logischen Verhörs, ganz indivi-

duell zugespitzt. Aber der kynische Sittenprediger trug noch in der Kaiserzeit das Gebaren des Sokrates zur Schau.

Damit ist schon gesagt, daß Sokr. nicht metaphysische Spekulationen trieb, sondern sich mit dem Menschen und menschlicher Ethik beschäftigte: er führte die Philosophie vom Himmel auf die Erde und in die Städte und Häuser der Menschen ein, um zu sehen, was hier Gutes und Böses bereitet. So stand in einer Schrift Aristipps, der sich bereits auf Homer δ 392 berief (Plut.-Eus. bei Diels Dox. 582); auf Sokrates wenden die Worte Cicero Tusc. V 10 u. a. an (zuerst der Peripatetiker Demetrios Byz., Diog. L. II 21): sie würden ebensogut auf die gesamte Sophistik passen, nur nicht auf den Physiker Archelaos, den eine irreführende antike Tradition herangezogen hat. Sokr. war eben Volkserzieher und suchte durch sein Widerlegen und Ermahnen jeden, der standhielt, zu einem tüchtigen Menschen in der Öffentlichkeit und besonders daheim zu machen. Das versuchte er rein verstandesmäßig.

Als Kind der Aufklärung überschätzte er das Wissen und seine Macht. Das liegt zutage in einer Ethik, in der das Wissen zu einer nahezu übernatürlichen, unüberwindlichen Kraft wurde und den ganzen Inbegriff der Sittlichkeit aufsog. **Tugend ist Wissen**, lehrte er: also außer dem Wissen keine Tüchtigkeit, und kein Wissen ohne die Begleiterscheinung der Tüchtigkeit. 'Sokr. hielt die Tugenden für Wissenschaften, so daß ihm das Wissen von der Gerechtigkeit dem Gerechtsein gleich galt' ([Arist.] Eud. Eth. I 5); so warf noch die Stoa später die Einzeltugenden mit dem Wissen zusammen. Das Wissen war im wesentlichen das des Guten; und das Gute schillerte vom objektiv Guten und Schönen zu dem Nützlichen, das für den einzelnen gut ist. Darum schien es dem S. undenkbar, daß jemand tue, was er als schlecht erkannt habe, und das (für ihn) Gute nicht tue: wer also schlecht handelte, brauchte nur über das wahre Gute aufgeklärt zu werden, um fortan das Gute zu wählen und zu tun. Der Wille war damit ausgeschaltet. Mit Recht hat man dem historischen Sokrates die Lehre von einer theoretischen Einsicht und Weisheit zugeschrieben (K Joel, Der echte u. d. Xenophontische Sokr., Berl. 1893, Bd. I), während Xenophon nach kynischem Vorbilde die Enthaltsamkeit als Willenstugend in den Mittelpunkt stellt (Joel, Bd. II, 1901). Ob sich in der Einseitigkeit attischer Volksgeist offenbart, bleibe dahingestellt. Eher überspannte der dem wirklichen Leben entfremdete Rationalist das Verstandeselement, das er in der menschlichen Seele allein annahm, und beging einen Trugschluß mit dem noch nicht genügend untersuchten Begriffe 'gut'. Trotzdem imponierte dieser in seiner Einseitigkeit große Satz 'Tugend ist Wissen' nicht nur den Idealisten Platon und Eukleides, die an der Grundanschauung bis zuletzt festhielten, sondern auch dem Menschenkenner Antisthenes, der sich dabei freilich nicht beruhigte.

Die weitere Konsequenz dieses Satzes war, daß auch die Glückseligkeit auf dem Wissen beruhe und ohne weiteres daraus folge. Daß diese Folgerung sich auf einen zweiten Trugschluß stützt, hat die Folgezeit überhaupt nicht bemerkt. Und doch steckte er in dem Doppelsinne von εὖ πράττειν, wonach dem gut Handelnden zugleich Wohlergehen zukam. Man sieht, wie gefährlich solche Wortdeutung werden konnte, die in Wahrheit eine Wortspielerei war, sich aber einer allgemeinen Weltanschauung gut anpaßte. Denn das praktische Ziel des Lebens setzte S. mit den übrigen Griechen in die Glückseligkeit. Das war wieder ein Postulat, freilich von allgemeiner Gültigkeit. Für S. hatte es aber solche praktische Bedeutung, daß er seine ganze Lebensarbeit auf das ethisch-politische Gebiet beschränkte. |

Aber eigenartig war sein Vorgehen auch in formaler Hinsicht. Wie Protagoras und Gorgias und vielleicht darüber hinaus wußte er die Themata von verschiedenen

Seiten anzugreifen, zerlegte die einzelnen Gedanken bis in ihre Bildung hinein und zeigte mit pedantischer Genauigkeit die Gründe der Verschiedenheiten auf. So lehrte er eine Gründlichkeit, die von nun an Voraussetzung aller wissenschaftlichen Untersuchung wurde. Doch wich er von den übrigen Sophisten in der speziellen Methode ab, in Fragen und Antworten, in lebendiger Aussprache und wechselseitigem Gedankenaustausche den Problemen nachzugehen, damit die Hörer zu gemeinsamer Arbeit zu nötigen und sich selbst zu straffem, lückenlosem Beweisgange zu zwingen: ἐρωτᾶν erhielt dadurch die Bedeutung 'schließen'. Anders konnte sich Platon noch nach Jahrzehnten wissenschaftliches Forschen oder wenigstens wissenschaftliches Lehren nicht denken; eben darum war es für die Sokratiker meist selbstverständlich, ihre Streit- und Lehrschriften in der Form von sokratischen Gesprächen in Fragen und Antworten abzufassen.

Die anschaulichste Probe sokratischer Methode liefert ein Gespräch der Aspasia mit einem Xenophon und seiner Frau, das Cicero de inv. I 51 f. aus Aischines (fr. 9 Krauß, 39 Dittm.) erhalten hat: Asp. 'Wenn deine Nachbarin ein schöneres Prunkstück aus Gold hat als du, Frau Xenophons, wünschst du dir dann das ihre oder das deine?' 'Das ihre', sagte sie. 'Wie aber, wenn sie einen kostbareren Umhang oder sonstigen weiblichen Schmuck hat, als du hast, wünschst du dir deinen oder ihren?' 'Ihren', erwiderte sie. 'Wohlan, wenn sie einen besseren Mann hat, als du hast, wünschst du dir dann deinen oder ihren?' Da errötete die Frau. Aspasia wendet sich nun an den Mann und stellt dem gleiche Fragen nach dem Rosse, dem Hause, dem Weibe seines Nächsten, und da schweigt auch er, so daß Aspasia für beide die fehlende Antwort breit und mit etwas aufdringlicher Moral gibt. Asp. tritt nicht selbst auf, sondern Sokr. berichtet das Gespräch in voller Ausführlichkeit, das ganz seiner Art entspricht; es ist auf Aspasia nur übertragen. Die Prüfung der Menschen, der praktisch-ethische Zweck (hier die Versöhnung zweier Gatten), die Verwendung von einfachen Analogieschlüssen sogar in zwei parallelen Reihen und die Anregung zu gleichen Schlußfolgerungen, das sind die wesentlichen Merkmale dieses elenktischen Verfahrens.

S. selbst zeigte sich in ihnen durchweg als der überlegene, stets siegreiche Debatter, und von diesem wissenschaftlichen Streiten und Disputieren (διαλέγεσθαι) erhielt die Dialektik ihren Namen, die später Logik benannt wurde. Das formale Verfahren konnte aber S. deshalb vollständig ausbilden, weil er nicht über entlegene Wissensgebiete disputierte, die ihm wenig und den Mitunterrednern gar nicht geläufig waren. Vielmehr war der Inhalt des Wissens bei ihm ein wesentlich beschränkter. Wenn er bis dahin alles außerhalb des Forschenden vorhandene Wißbare umfaßte, so beschränkte er sich jetzt auf die Begriffswelt in dem Forschenden selbst. So verstand S. die Mahnung des delphischen Gottes 'erkenne dich selbst'. | Dieses ethische Interesse ermöglichte die Ausbildung der Fragemethode, und die formale Ausbildung kam wieder der Lösung der ethischen Fragen zugute. Ein enger Kreis von Wechselwirkungen. Dementsprechend waren auch seine Beweismittel sehr einfach, in der Hauptsache Analogieschlüsse, aus Beobachtungen und Erfahrungen des täglichen Lebens entnommen, die sich bei ihm mit geringer Abwechselung immer wiederholten. Darauf besonders stolz zu sein hatte er keinen Grund und mit Wissen zu prunken keine Gelegenheit. Geflissentlich hob er sogar sein Nichtwissen hervor, und es ist ihm durchaus zu glauben, daß das keine gespielte Selbstverkleinerung, die berühmt gewordene Ironie des S., war, wohl aber eine bewußte, stolze Bescheidenheit. Denn die Kunst des Nichtwissens war ihm zum Lebensborne seines Lehrberufes und das Bewußtsein dieser Nichtigkeit zu einem kategorischen Imperativ geworden. Auf die Schüler hat wie die eiserne Selbstzucht des S. so besonders dieser Aufbau aus dem Nichts einen tiefen Eindruck gemacht, und mit Bewunderung dachten sie noch spät zurück an die Beschränkung, in der sich der einfache Mann als Meister gezeigt hatte. Daß er einmal in den Ruf kommen würde, Vater der Philosophie genannt zu werden, hat er nicht geahnt und konnte er nicht ahnen.

Er würde aber darauf ein Anrecht haben, wenn er der Erfinder der formalen Logik gewesen wäre, wie wir fast alle (zuletzt Joel) dem Altertume geglaubt haben. Aber Platon ist von allen Schülern des S. der einzige, der ausgebildete Regeln für Definieren von Begriffen und die Grundlagen einer induktiven und deduktiven Logik kennt. Die übrigen, wie Aristippos, interessierten sich nicht einmal dafür, und Antisthenes wie Eukleides lehnten mit Starrsinn jedes synthetische Urteil und damit jede Definition ab. Von einer Vereinigung verwandter Begriffe zu einem Oberbegriffe oder der logischen Zerlegung üblicher Begriffe war also bei den Schülern des S. keine Rede, folglich hat Sokr. selbst dieses Verfahren auch weder gelehrt noch erfunden. Auch Xenophon schweigt davon außer an zwei Stellen, wo er aus der Rolle fällt: Mem. IV 6 und I 1, 16 schreibt er dem S. Definitionen zu, hat diesen Zug aber an beiden Stellen aus Platon entlehnt. Auf diese aber, die er wörtlich abschrieb, stützte sich Aristoteles, als er dem Sokr. die Schöpfung der Logik zuschrieb (Metaph. XII 4; I 6). Offenbar fand er durch Xenophon bestätigt, was er aus den platonischen Gesprächen herausgelesen hatte; und wir haben durch Arist. bestätigt gefunden, was die beiden anderen erzählen. Daß aber alle sokratische Logik auf den einen Platon zurückgeht, hat erst HMaier (96ff.) bewiesen. S. hat weder Begriffe noch Definitionen (schwerlich selbst definitorische Fragen: HRöck, D. unverfälschte Sokr. [s. u.] 361, anders Maier 290) gekannt. Wir müssen uns deshalb hüten, die kleinen Dialoge Platons wie Charmides, Euthyphron, Lysis als 'rein sokratische' anzusehen, weil Begriffsbestimmungen ihren wesentlichen Inhalt und Endzweck bilden. In zweien dieser Gespräche geht S. nicht auf ein solches Ziel aus und erfüllt auch nicht einfache Ansprüche der Logik: im Hippias II bedient er sich nur zahlreicher Analogieschlüsse, indem er den dynamischen Wert der Lüge nachweist, und begeht dabei Denkfehler, die ihm hingehen; als er aber im Protagoras ähnlich falsch Subjekt und Prädikat im Urteile vertauscht, mutzt ihm der Sophist Prot. den elementaren Schnitzer auf und liest ihm (350C–351B) ein kleines collegium logicum (MPohlenz, Aus Platos Werdezeit, Berl. 1913, 61 u. 64. ATorstrik, Lit. Zentralbl. 1860, 587. AGercke, NJahrb. XLI [1918] 166ff. IHeikel, Verh. Finn. Wiss. Soc. LXI [1919] B 2). Ferner verkennt Sokr. im Protag. einmal das Wesen des logischen Gegensatzes und zeigt statt Verständnis und Hinneigung für Begriffsbestimmungen durchweg eine auffällige Unempfindlichkeit gegen alle feineren Unterschiede von Synonymen, die er angeblich bei Prodikos zu beobachten gelernt hatte. So also sah wenn nicht der echte, unverfälschte, so doch der vorplatonische Sokrates aus: Schöpfer der wissenschaftlichen Logik war er m. E. sowenig wie vor ihm Protagoras oder Zenon, denen auch gelegentlich dies Verdienst zugeschrieben worden ist.

Zweifelhaft ist endlich der Grad der Frömmigkeit des Sokr., ob sie nämlich über eine äußerliche und passive Religiosität hinausging. Daß er seinen Lehrberuf infolge eines delphischen Orakelspruches ausgeübt habe, ist so, wie Platon Apol. 20E die Geschichte erzählt, eine Fiktion, die beinahe wie ein übermütiger Scherz aussieht: den berühmten Athener konnte der Gott für den weisesten Menschen erklären, aber nun veranlaßt erst dieses Urteil den Sokrates, seine Mitbürger zu prüfen und zu widerlegen. Das ist schwer glaublich (RvPöhlmann, KJoel, Gesch. I 759). Allen Orakelglauben darf man ihm deshalb aber noch nicht absprechen (HRöck, D. unverfälschte S., d. Atheist u. 'Sophist', Innsbr. 1906): er schickte den jungen Xenophon nach Delphi zur Entscheidung über seine Zukunft. So hörte er auch eine warnende Stimme in seinem Innern, das durchaus irrationale Daimonion; Xenophon wie Platon berichten davon, dieser allerdings obenhin, und die Anklage scheint eine Dämonenlehre vorauszusetzen. S. vereinigte offenbar in sich sehr verschiedene Charaktereigen-

schaften: mit dürrem Rationalismus eine starre Frömmigkeit, mit dem Freiheitsdrange einen sonderbaren Fatalismus, mit persönlicher Bescheidenheit einen felsenfesten Glauben | an seine Sache, mit Selbstverkleinerung eine Energie, die sich zur Halsstarrigkeit steigern konnte, mit dem großen Zuge eine engherzige Borniertheit und wieder einen kasuistischen Scharfsinn. Man kann es verstehen, daß der Sonderling bei vielen unbeliebt, ihnen unbequem war und Anfeindungen erfuhr, die ihn kalt ließen, zuletzt die gerichtliche Anklage wegen Irreligiosität und Irrlehre; und man kann es verstehen, daß er durch seine selbstbewußte Ruhe und Furchtlosigkeit, die himmelweit abstach von den sonstigen Verteidigungen, die zu Gerichte sitzende Volksmasse gegen sich so aufbrachte, daß ihr in der Erregung des Südländers der nicht einmal verschleierte Justizmord wie eine Befreiungstat erschien. Diesen Ausgang hätte der Siebzigjährige selbst leicht vermeiden können, aber er war zu stolz und zu mutig, um außer Landes zu gehen oder seinen Richtern ein gutes Wort zu gönnen. So wurde er zum Märtyrer seiner Überzeugung und besiegelte mit seinem Blute, daß es ihm Ernst im Leben gewesen war. Dieses Blut kittete seine Jünger an ihn, am stärksten Platon.

Der Vergleich des Sokrates mit Christus (FChrBaur, ZwTh. III [1837] 1 ff., auch in Drei Abhandlungen,[2] Lpz. 1876) springt in die Augen; man hat dann Platon als den Herold, der zur Feder greift und die Lehre ausbildet, mit Paulus verglichen. Über den Anlaß zur Anklage, Verurteilung und Hinrichtung des Sokr. handelt ausgezeichnet der Jurist AdMenzel (Unters. zum S.-Prozesse, S. Ber. Wien. Ak., phil.-hist. Kl. 1902, II). Die Hauptschuld an der Verurteilung und besonders an der Schwere der Strafe trug das herausfordernde persönliche Verhalten des Angeklagten, wie schon die Zeitgenossen (Xenophon in der Apologie u. a.) erkannt haben; der viel stärker belastete Andokides erreichte wenige Wochen später einen Freispruch. Politische Beweggründe (GGrote, Gr.Gesch. deutsch v. WMeißner, IV, Lpz. 1850, 621 ff. LSchmidt, Die Ethik d. alt. Gr., Berl. 1882, II 25. RPöhlmann, S. u. sein Volk, Münch. 1899) spielten erst in den gegen 392 einsetzenden literarischen Fehden eine Rolle, als Sokr., der durchaus kein Parteimann war, zum Verächter der ruhmvollen Vergangenheit Athens, zum Feinde seiner Verfassung und gemäßigten Demokratie gestempelt wurde (der Rhetor Polykrates führte damals drei als mit Recht erfolgte Todesurteile gegen Sophisten auf: MSchanz im Komm. zu Pl.s Apol., Lpz. 1893, 38). Politische Umtriebe hatten allerdings die Anklagen gegen Anaxagoras (431), Protagoras (vor 411) und den Dichter Diagoras (vor 414), lauter Fremde, wegen Atheismus gezeitigt und veranlaßten später die gegen Aristoteles (323) und beinahe auch Theophrast (318?) oder den Atheisten Theodoros von Kyrene (317/07); der Gesetzesantrag eines Sophokles um 316/5 bedrohte alle nicht staatlich approbierten Lehrer der Philosophie mit dem Tode: ein Redefragment (des Demochares, fr. 2 bei Ath. XI 508 f.) verrät als Motiv die Furcht vor oligarchischen und tyrannischen Gelüsten. Mit Recht stellt Athenaios (XIII 610 f.) das zusammen mit dem lakedämonischen Verbote philosophischen und rhetorischen Unterrichtes und der wiederholten Ausweisung der griechischen Rhetoren und Philosophen aus Rom (vgl. u.), die auch unter den Kaisern (Nero, Vespasian, Domitian) Nachfolge fanden Ihnen traten jetzt die Christenverfolgungen zur Seite, die seit Traian in größerem Maßstabe betrieben wurden, namentlich in Kleinasien, und häufiger wiederkehrten. Man wird diese Erscheinungen nicht ganz trennen dürfen: die Autorität des Staates wird gegen den Umsturz angerufen mit der Klage ἀσεβείας, sacrilegii et maiestatis (Tert. Apol. 10), weil die Angeschuldigten unbequem und staatsgefährlich werden (vgl. PWendland, Die hell.-röm. Kultur, [2.3]Tüb. 1912, 247 ff. und die dort verzeichnete Lit.). Bei dem souveränen Demos wird das natürlich Parteisache. Aber die rasche Folge der drei oder vier Prozesse innerhalb der 33 Jahre, 431—399, lehrt doch auch, welchen Aufruhr in den Gemütern die Aufklärung hervorgebracht hatte, ähnlich wie später in Rom die griech. Philosophie und dann die fremden Religionen. Daß eine Art Reaktion darauf bisweilen die Unrechten traf, darf niemand wundernehmen.

Die Sokratiker. Man spricht oft von einseitigen Sokratikern, als ob die Schüler zu ihrem Meister so gestanden hätten, daß sie dem Reichtume seines Geistes, seiner Interessen und seines Wissens nicht folgen konnten und daher jeder für sich nur einen Teil herausgriff und ausbildete (das war die Anschauung des späteren Alter-

tums, wenigstens der Akademie: Cic. de or. III 61), natürlich den einen Platon ausgenommen. Die Bezeichnung 'einseitige Sokratiker' sollte jedoch aus unseren Lehrbüchern wieder verschwinden. In Wirklichkeit waren sie alle die Vermittler der reichen Schätze der Sophistenepoche an die spätere Zeit, viel mehr als Sokr.: einseitig war gerade dieser. Das war auch kein Abfall von den sokratischen Grundsätzen (wie z. B. OWillmann, Gesch. d. Idealismus, Braunschw. 1894, 362 glaubt), sondern der weite Kreis aller möglichen Wissensgebiete gehörte zu dem Wesentlichen ihres Berufes und ihres Programmes. Darauf beruhte die Anziehungskraft ihrer eigenen Schultätigkeit, die sich in der Hauptsache nach Sokrates' Tode entfaltete. Nur so konnten sie große, geschlossene Kurse veranstalten, die HvArnim, Dio von Prusa, Berl. 1898, treffend aus den dürftigen Nachrichten erschlossen hat. Hier haben wir auch die Universalität der antiken Schulphilosophie vorgebildet, die in Platons und Aristoteles' Schultätigkeit die höchste Entwicklung finden sollte. Bezeichnend ist die Tatsache, daß Antisthenes als Gorgianer eine Rhetorschule im Peiraieus aufgemacht hatte und mit seinen Schülern täglich zu Sokrates nach Athen wanderte. Die sokratische Menschenprüfung, die er sich hier aneignete, gab für seine weitere Richtung den Ausschlag. Etwa gleichaltrig mit ihm (beide sind ergraut z. Z. von Isokrates' Helena 10, 1) war Eukleides, der in Megara wohl schon früh Schule hielt und von dort während des peloponnesischen Krieges nachts in Verkleidung nach Athen kam. Seine eleatischen Spekulationen erhielten in der Folge einen ethischen Inhalt und vertiefte Bedeutung. Der Ästhet Aristippos wäre ohne das accidens, die sokratische Einsicht, wohl widerspruchslos seiner Lustlehre verfallen; die Schule in Kyrene mag er erst später aufgetan haben. Für Platon, den Erfinder der Logik, wurde die Gipfelung seiner Ideen in dem ethischen und theologischen Guten durch Sokr.' Einfluß frühzeitig eine selbstverständliche Folgerung. Er war einer der jüngsten dieser Philosophen, nur dem Xenophon und Phaidon um wenige Jahre voraus.

So sehen wir das sophistische Fundament bei diesen allen (mit WWindelband, Müller Hdb. V 1² 77ff., und HvArnim, Sophistik, Rhetorik, Philosophie in ihrem Kampfe um die Jugendbildung, Kap. 1 des Dio von Prusa) und den sokratischen Oberbau, der bei den Kyrenaikern nur ein luftiges Sommerzelt geworden war, immerhin aber auch Generationen hindurch gehalten hat. Alle diese Schulen waren wert, daß sie in ihrer Enge in umfassendere Lehrsysteme aufgingen, denen gegenüber sie nur einseitige Richtungen bedeuteten.

Die Einheit der Schüler war keine geschlossene, sie bestand eigentlich nur in der Anhänglichkeit an den überlegenen Meister. Daher traten sie auch meist, außer Aristippos, an die Öffentlichkeit mit sokratischen Dialogen, Antisthenes und Xenophon mit Wahl, Aischines und Platon ausschließlich, vermutlich auch Eukleides. In gewisser Weise schuf Dankbarkeit dieses neue literarische genus, aber zwei äußere Anlässe scheinen den Anstoß gegeben zu haben. Voran ging als erster ein von Aristoteles (fr. 72, Athen. XI 505 B) erwähnter Schriftsteller Alexamenos von Teos, der aber schwerlich ein zünftiger Sokratiker war, sondern vielleicht Reiseerinnerungen wie Ion von Chios festhalten wollte; denn die Dialogform hat sich an derartige Memoiren angelehnt, nicht an das Drama (MPohlenz, Aus Platos Werdezeit, Berl. 1913, gegen UvWilamowitz). Zweitens entfesselten die Verunglimpfungen, die das Andenken des Märtyrers seiner Überzeugung nach seinem Tode erfuhr, einen Sturm der Entrüstung bei seinen Jüngern und Freunden und zugleich eine Hochflut halb wahrheitsgetreu nacherzählter, halb idealisierter Gespräche. Platon für den Erfinder und Tonangeber hinzustellen, wie allgemein geschieht im Anschlusse an eine überlieferungswidrige Annahme der Kaiserzeit (Diog. L. III 48), liegt kein Grund vor:

Aristoteles hat das nicht gesagt, wußte wohl auch bereits nichts Genaues, und die ältesten erhaltenen Dialoge wie Platons Protagoras spiegeln schon nicht mehr den historischen Sokrates wider (s. u.) und verraten unweigerlich, daß nicht bewundernde und dankbare Erinnerung der tiefere Beweggrund gewesen ist, der einem Platon die Feder in die Hand drückte und diese Form aufnötigte: er fand die Form des Gespräches bereits vor. Der λόγος Σωκρατικός ist aus der μίμησις der Sokratesbewunderer hervorgegangen, mit der Aufgabe, Auftreten und Lehre des den Jüngern genommenen Meisters zum Schutze seines Andenkens und zum Werben einer großen Gemeinde in anschaulichen Bildern darzustellen. Das führte einerseits zu einer Idealisierung des Helden und üppiger Legendenbildung, andererseits auch frühzeitig, da ein allgemeiner Zusammenschluß aller Sokratiker mit einheitlicher Lehre schon zu Lebzeiten des Meisters nicht existierte, zum Umbilden der Grundzüge in die Sonderauffassung der einzelnen neuen Schulen. So trat nun in diesen ein megarischer, ein kynischer, ein elischer Sokrates auf, jeder mit dem Anspruche, die echten, unverfälschten Lehren des historischen Denkers und Erziehers wiederzugeben. Schon der Rhetor Polykrates griff etwa sieben Jahre nach dem Prozesse nicht den historischen, sondern einen in der Hauptsache kynischen Sokrates an. Von solcher Schulfärbung hielt sich nur der des Aischines ziemlich frei. Natürlich blieb Widerspruch in der Literatur nicht aus, bestrittene Auffassungen wurden hier und dort gestreift oder ausdrücklich widerlegt, also Sokrates mußte dann den Kampf auch gegen seine eigenen Lehren übernehmen, die irgendwelchen Mitunterrednern in den Mund gelegt wurden: entweder vertraten junge Leute solche Lehren, die sie irgendwo aufgeschnappt hatten, oder berühmte Zeitgenossen, die wirklich oder angeblich die Anregung gegeben hatten, bisweilen auch Sokr. selbst. Das ergab ein buntes Durcheinander, oft ganz unhistorisch, aber eine wunderbare Vertiefung der wissenschaftlichen Probleme, wie wir sie in Platons Gesprächen vor Augen haben.

Für die Sokratiker im allgemeinen vgl. außer den Handbüchern KFHermann, Ges. Abhdl. Gött. 1849, 227ff., RHirzel, Der Dialog I, Lpz. 1895, auch FDümmler (S. 391) und viele Einzeluntersuchungen: eine Zusammenfassung fehlt. Lit über Aischines o. S. 381, über Xenophon S. 391.

Eukleides. Wohl der älteste Schüler des Sokr. war Eukleides in Megara, der ihn von dort aus aufsuchte, vielleicht schon zu Beginn des peloponnesischen Krieges, und sich jedenfalls beim Tode des Meisters in einer gesicherten Stellung daheim befand, so daß er den eingeschüchterten athenischen Schülern ein Asyl bieten konnte. Über seine Lehren ist sehr wenig überliefert (Hauptstelle Diog. Laert. II 106—108), und von seiner Schule, den Megarikern, Dialektikern oder Eristikern, erfahren wir fast nur Einzelheiten über scharfsinnige Angriffe und die Abwehr ihrer Gegner. Im Mittelpunkte seines Denkens stand für E. wie für Parmenides und die Eleaten das einheitliche, unveränderliche, unteilbare Sein. Dies beschränkte er aber nicht auf das metaphysische Gebiet sondern fand es auf ethischem Boden wieder: im Guten, in Gott, der Einsicht, der Vernunft, dem Wissen. Denn das seien nur verschiedene Namen für ein und dieselbe Sache. Ebenso gebe es nur eine Tugend unter verschiedenen Namen. Diese sonderbare und unfruchtbare Einheitslehre verficht Sokrates in Platons Protagoras nicht nur dem Inhalte nach, sondern, wenn ich recht sehe, auch formell mit den Beweisgründen des Eukleides (Eine Niederlage des Sokr., NJahrb. XLI [1918] 163ff.). Die behauptete Identität von Wissen und Gut hat m. E. auch Betrachtungen Platons über ein Wissen vom Wissen im Charmides herausgefordert. Natürlich mußte Platon die Fußfesseln für ein vertieftes Eindringen in psychologische und erkenntnistheoretische Probleme ablehnen. In der älteren Stoa haben

die verblüffenden Behauptungen noch Anklang gefunden, aber sie waren im Grunde schon um 400 nicht mehr zeitgemäß. E. wurzelte eben noch in älteren Anschauungen, und seine Schule mit ihm. Durch und durch Eleat, konnte er auch der Ideenlehre kein Verständnis entgegenbringen, da diese das untrennbare Sein auflöste und zu Atomen zerrieb, ein Extrem, das übrigens Platon selbst später (Soph. 249 B) nicht oder nicht mehr anerkennen wollte. Unbegreiflich, daß hierin eine Zeitlang die moderne Forschung (Schleiermacher, Zeller u. a.) einen Hinweis auf E. sah. Dieser war überhaupt nicht so tief veranlagt, dem Platon auf diesem Gebiete auch nur folgen zu können. Um dabei mitzuhelfen, zwischen Konkretem und Abstraktem eine Brücke zu schlagen, hätte er sich in die Abstraktion erst versenken müssen. Das Problem kannte er ohne Zweifel, Heraklits Einwände werden nicht ohne Eindruck geblieben sein. Aber Platons Lösung mit allem Begrifflichen blieb dem E. fremd: mit den Begriffsbestimmungen lehnte er auch alle feineren ethisch-psychologischen Untersuchungen lächelnd ab und beharrte weiter auf der vorschnell gefundenen, wahrhaft kindlichen Lösung, die in der Übertragung metaphysischer Axiome auf ethisches Gebiet lag. Sein starrer Doktrinarismus führte endlich dazu, die Realität alles dessen zu behaupten, was mit dem einen Sein zusammenfiel, dagegen für alles andere zu leugnen, also für das Schlechte, die Unwissenheit, die in lauter Namen gespaltene Vielheit. Das hatte mit der praktischen Ethik des Sokrates nichts gemein.

E. bewies seine großen Sätze scheinbar stets streng logisch, in Wahrheit aber waren er und seine ganze Schule die heftigsten Gegner der jungen, damals gerade erwachenden Wissenschaft der Logik: sie verstießen oft gegen die einfachen Lehren der Vernunft und bestritten die Versuche, diese in Regeln zu bringen, mit allen Mitteln. Von dem einheitlichen, unveränderlichen und alleinigen Sein ausgehend, kann man das Gute, das unzweifelhaft vorhanden, nicht irreal ist, außerhalb des Kreises des Seins nicht denken: also fällt es mit ihm zusammen. Die Megariker schlossen nun aber auch umgekehrt: 'id solum bonum esse dicebant, quod esset unum et simile te idem semper' (Cic. Acad. II 129). Solche Erklärung ist ethisch völlig inhaltsleer, also keinerlei Gewinn, zugleich aber das Grab der Logik. Dabei vermieden sie (ich glaube, daß es E. war) die uns geläufige Prädikatsaussage 'der Baum ist grün' und zogen das verbale Urteil 'der Baum grünt' vor, was die spätere Schule auch nicht gelten ließ; Platon weist im Euthyphron nach, daß die verbale Aussage die Ursache, die prädikative die Folge angibt. Trotzdem lehnte die Schule alle nicht identischen Urteile ab, damit nicht Eins viel oder Vieles eins werden könne, dies in Übereinstimmung mit den Kynikern. Schlimm war auch der Verzicht auf Scheidung des konträren und des kontradiktorischen Gegensatzes. Noch schlimmer war die Unterdrükkung jedes Versuches, die Begriffe in ein festes Verhältnis zueinander zu bringen. Dem stand aber gegenüber eine sprichwörtliche, unbändige und unverwüstliche Disputierkunst und Disputierwut der gesamten Schule. Hartnäckig und zähe bestritten sie mit der Vielgestaltigkeit und Mannigfaltigkeit des Seins auch jede Veränderung und jede Möglichkeit, das Mögliche als Begriff genommen. Eubulides, Lehrer des Demosthenes und Gegner des Aristoteles, Diodoros Kronos, Alexinos, Stilpon und Menedemos von Eretria waren solche Kampfhähne; berüchtigt waren ihre Fangschlüsse wie 'der Lügner', 'der Machthaber' u. a., die im Grunde noch aus dem Arsenale von Elea stammten und von Zenon ausgebildet waren (o. S. 368). Aristoteles und der Stoiker Chrysippos bekämpften sie und konnten kaum die Fehlerquelle aufdecken. Der platonische Sokrates begeht auch bisweilen derartige Kunstfehler wie Vertauschung verwandter Begriffe (Euthyphr. 10 E f. Prot. 355 B–E), Umdrehung von log. Subjekt und Prädikat (Prot. 350 C), Vermischung der Gegensätze, Aus-

nutzung der Mehrdeutigkeit einzelner Worte usw. Jedes Mittel war den Klopffechtern recht. Allerdings galt der Schulstifter später als weniger 'sophistisch' (Anonymer Komm. zu Plat.s Theait., Berl. 1905, Kol. 4), aber Platons satirische Schilderung im Euthydemos belastet ihn schwer.

Antisthenes, der Begründer des Kynismus, war zweifellos ein bedeutender Mann. Um ihn richtig einzuschätzen, muß man sich frei machen von den gehässigen Urteilen Platons gegen diesen Rivalen, die übrigens auf Gegenseitigkeit und einer mit der Zeit vertieften gegenseitigen Antipathie beruhten. Ursprünglich Gorgianer, ging er erst als fertiger Lehrer der Rhetorik zu dem Philosophen in die Lehre. In den meisten Beziehungen darf man ihn trotzdem als den treuesten Schüler des Sokr. bezeichnen, der dessen eigentliche Lebensaufgabe in seinem Sinne fortsetzte, und er galt dafür auch nach Sokrates' Tode, als er im Gymnasion Kynosarges seine Lehrtätigkeit als Philosoph eröffnete. Auch dem Platon hat er anfänglich als älterer Mitschüler imponiert und ihn viel stärker beeinflußt, als dieser später wahrhaben wollte, und viel stärker, als die moderne Forschung anerkennt. Er vermittelte seiner Zeit und der Nachwelt unendlich viel sonst unrettbar verlorenes Gut der Sophistik und verleugnete diesen Zusammenhang mit der älteren Generation am wenigsten von allen Sokratikern.

A. hatte freilich für metaphysische Probleme, ihre erkenntnistheoretisch-logische Begründung und für die meisten Wissenschaften keinen Sinn und kein Verständnis und mußte daher in all diesen Fragen mit Platon heftig zusammenstoßen, als er sich ein Urteil darüber anmaßen wollte: darum nennt Aristoteles Leute seines Schlages ganz ungebildete Menschen unter Berufung auf seine ablehnende Haltung gegen Urteile und Definitionen, also gegen die formale Logik Platons. Mit Eukleides ließ er nur analytische identische Urteile wie 'Mensch ist Mensch' gelten, also gleich Abälard, Herbart und Brentano aus neuester Zeit, und statt Begriffsdefinitionen nur Erklärungen von Namen oder Substantiven, wie Sigwart. A.' ganze Bedeutung liegt auf dem Gebiete der Ethik und Psychologie, und als Volkserzieher nimmt er sowohl durch den großen Wurf seiner Sozialethik wie durch die Eindringlichkeit seiner bisweilen zur Predigt gesteigerten Sittenlehre eine der ersten Stellen bis zum Auftreten des Christentums ein. Durch und durch Praktiker, in der Rhetorik ausgebildet und dann zunächst Lehrer dieser sophistischen Kunst — zwei recht unbedeutende Deklamationen geben davon ein unzulängliches Bild —, hat er seine Redegabe in den Dienst der sittlichen Erziehung des Menschengeschlechtes gestellt und in dieser Richtung eine völlig neue Kunst der ψυχαγωγία ausgebildet, indem er plastisch und drastisch den Leuten ihre Fehler und Sünden und auf der anderen Seite einen Tugendspiegel vorhielt. Im Aufstellen positiver Ideale, wie es scheint, weniger glücklich und erfolgreich, weil sein in der Schule des Sokrates erstarkter rationalistischer Doktrinarismus und die virtuose Fähigkeit des Rhetors keine Tiefe des Gemütes zum Untergrunde hatte, wußte er als Sittenprediger alle Register zu ziehen; packende Bilder und Vergleiche, feine Antithesen und grobe Witze, Tierfabeln und Anekdoten, politische und persönliche Hiebe aus eigenen Lebenserfahrungen hielten den Hörer in Atem, Personen aller Art, Begriffe und Gegenstände des täglichen Lebens wurden redend wie objektive Zeugen eingeführt, Wortklaubereien und spinöse Begriffsumschreibungen gaben den Ausführungen einen Schein von Wissenschaftlichkeit. Davon hat selbst Platon, dieser Meister des Wortes, gelernt, obwohl er den groben, bäurischen Ton gelegentlich zurückwies und angeblich aus seiner Polemik ausschalten wollte: sein gegen Antisthenes und Eukleides gerichteter Euthydemos ist in den polemischen Teilen zur Burleske geworden und persifliert meisterhaft die Klopffechter mit ihren Fangschlüssen.

Wichtiger ist die kynische Lehre. Der Rationalismus des Sokrates hat dem Antisthenes zwar in vielfacher Beziehung sehr imponiert, und er hat ihn für seine Lebensaufgabe, das Ausrotten der Lust und Töten der Triebe im Menschen, tüchtig ausgenutzt. Aber gerade in diesem Kampfe mußte dem Menschenkenner eins klar werden: die menschliche Seele ist nicht so einfach, daß Wissen und Einsicht allein, ohne die Charakterstärke eines Sokrates, stets zur Tugend führt und somit die rationelle Tugend für die Glückseligkeit genügt (αὐτάρκη δὲ τὴν ἀρετὴν πρὸς εὐδαιμονίαν μηδενὸς προσδεομένην ὅτι μὴ Σωκρατικῆς ἰσχύος D. Laert. VI 11, worin das zweite προς bisher übersehen worden ist). Denn hinderlich ist etwas Irrationales in der Seele, τὸ ἄλογον. Somit sind zwei Bestandteile der Seele zu unterscheiden: aliudque cupido, mens aliud suadet; video meliora proboque, deteriora sequor (Ovid Met. VII 20 nach Eur. Medea 1078 u. Hippol. 380, dieser wohl nach Protagoras). Diese Seelenteile übernahm Platon zunächst (die 'Große Ethik' I 1 berichtet darüber mangelhaft), zerlegte aber später den irrationalen noch in zwei (τὸ θυμοειδές und τὸ ἐπιθυμητικόν). Die Dreiteilung war keine Verbesserung der Theorie. Und die Teilung der Seele überhaupt brachte Platon bald in Konflikt mit seiner Lehre von der Unsterblichkeit, da nun weder die Unsterblichkeit der ganzen Seele (Phaidros) noch die eines Teiles (Timaios) einwandfrei war. Selbst die von ihm durchaus festgehaltene Lehre 'Tugend ist Wissen' verlor nun Glanz und Schärfe. Diese Mängel kannte der Kyniker nicht.

Ant. leitete die sittlichen Fehler des sündhaften Menschengeschlechtes (S. 364) aus dem unvernünftigen Seelenteile in Verbindung mit angeborener Unwissenheit ab, dagegen aus der im Leben gewonnenen Einsicht oder der Vernunft die meisten Tugenden; das Verhalten der beiden Teile zueinander dachte er sich als einen fortwährenden Kampf, bis die Triebe und Begierden von der richtig geleiteten Vernunft überwunden seien und nun nichts mehr zu sagen hätten. Dieser Gegensatz kehrt bei dem Stoiker Kleanthes und als Geist und Fleisch beim Apostel Paulus wieder. Aber Antisthenes schied in dem unvernünftigen Teile verschiedenartige Triebe und rechnete zu ihnen sogar wenigstens eine Tugend, die er schlechterdings der Einsicht nicht unterordnen konnte, die Tapferkeit, die er auch bei Kindern und Tieren fand. Zu dieser unsokratischen Auffassung bekennt sich auch Platon in den Gesetzen, während er früher, im Protagoras, jedoch nicht mehr im Laches, scheinbar die Tapferkeit der Einsicht unterordnete (mit den Megarikern; anders Zeller III[4] 884); auch im Staate (III 410 Bff.: dieses Stück stammt aus einem der ältesten Entwürfe her) hatte er eine Erziehung der Krieger zur Tapferkeit ohne Wissen für möglich gehalten und gefordert. Im Grunde war ihm Tapferkeit mit dem verwandten θυμός die eigentliche Äußerung des θυμοειδές (Arist. Top. V 1. 7. 8), das also um dieser Tugend willen erfunden zu sein scheint, gegen Antisthenes, und doch unter dem Drucke seiner Argumente. Sich diesen zu entziehen, um die Einheit der ins Wissen gesetzten Tugend zu retten, hat sich Platon m. E. gar nicht ernsthaft bemüht.

Antisthenes hat auch Besonnenheit und andere tugendhafte Betätigungen ohne wirkliche Einsicht für möglich gehalten (dies unter Zustimmung Platons) und die Wurzel dieser gewöhnlichen, unbewußten Tugenden in Anlage und Gewöhnung mit Protagoras (S. 373) gefunden; gefestigt und vertieft mußten sie dann durch allseitige Belehrung werden, die ein Zurückfallen ausschloß.

Ausführlich behandelte Ant. die Pflichtenlehre, und zwar nicht so dürr und schematisch wie später der Stoiker Hekaton, auch nicht so fein gebildet und aristokratisch wie Panaitios, sondern aus dem Leben und für das Leben. Empirisch besprach er die einzelnen Tugenden mit Beispielen und Nutzanwendungen. Theoretisch lehrte

er auch eine Kumulation und den Konflikt von Pflichten, wobei der Weise vermöge höherer Einsicht nach dem Vorbilde des πολύτροποϲ Odysseus zu lügen oder zu stehlen unter Umständen verpflichtet war: das beweist Platon im Hippias II, setzt es voraus im Phaidros (261 Ef. 263 B ἀπάτη), auch an einigen Stellen des Staates, und lehnt es dann ab im Kriton. Gerechten Lug und Trug hatte Aischylos der Gottheit selbst zugeschrieben (fr. 310. 311. Pers. 97ff. u. ö.: Rohde II² 230, vgl. auch Pind. fr. 169B). Der höhere Zweck heiligte die Mittel im Kynosarges, wie später in der Stoa und sogar in dem von ihr beeinflußten alten Christentume. Das Kriterium des Weisen war das Gute (ἐπ' ἀγαθῷ oft bei Xenophon), das aber in den Wert des Nützlichen überging. Dieser Utilitarismus, den die Stoa verallgemeinert hat, war erschreckend in seiner Plattheit und in uferlosem Mißbrauche; wenn man aber bedenkt, welche Rolle er z. B. in Darwins natürlicher Zuchtwahl und andererseits in der christlichen Ethik (Belohnung des Frommen) spielt, so wird man nicht den Stab über Ant. brechen.

Die Schriften des Antisthenes waren im Altertume in 10 Bänden gesammelt, die jetzt vollständig verloren sind. Vergeblich hat man neuerdings versucht, die wenigen | Bruchstücke den einzelnen Werken zuzuweisen, worauf ja auch wenig ankommt. Viel wichtiger ist es, die Lehren des Ant. selbst zu begreifen, die großen Richtlinien zur Stoa und zum Christentume zu verfolgen (das letztere ist noch kaum begonnen) und in Ant. nicht nur den Gegner Platons, sondern seinen einst scheinbar überlegenen Mitschüler zu sehen. Gerade für eine der wichtigsten Lehren Platons, den Staat, muß durch solche Vergleichung eine ganz neue Grundlage geschaffen werden: die Sozialethik mit ihren zwei Ständen und der ϲωφροϲύνη als Band (NJahrb. VII [1901] 110) halte ich für kynisch.

Die dürftige Sammlung der namentlichen Antisthenis fragmenta von Aug Winckelmann, Zürich 1842, ist ganz ungenügend; für vier Schriften gibt die Bruchstücke H Dittmar, Aischines von Sphettos, Berl. 1912 = Phil. Unters. XXI 299–310. Außer zerstreuten Nachträgen bringen viel Namenloses in verblüffender Menge FDümmler, Kl. Schriften I, Lpz. 1901, und Akademika, Gieß. 1889, sowie KJoel, D. echte u. d. Xenophont. Sokr., 3 Bde., Berl. 1893. 1901. Damit ist Ant., auf HUseners Anregung, ein vielumstrittenes Problem geworden. Xenophon steht der späteren Stoa merkwürdig nahe, wie aus den Memorabilien AKrohn (Sokr. u. Xen., Halle 1874) nachgewiesen hat, der freilich alle Übereinstimmungen als junge Zusätze streichen wollte. Sie sind vielmehr Vorläufer, ebenso wie die dazu stimmenden Lehren in Symp. und Kyrop. Auf Ant. führt im einzelnen sehr viel zurück der ungemein belesene und scharfsinnige Joel. Übrigens hat Xenophon auch viele platonische Dialoge z. T. wörtlich benutzt und größere Stücke aus Aischines (bes. Mem. IV 2), vielleicht auch aus Aristippos, mit leichter Umarbeitung ausgeschrieben (HMaier, Sokr.; HDittmar, Aisch.); einmal macht er eine große Einlage aus Prodikos' Horen (II 1, namentlich zitiert!) und in Mem. I 2 mehrere Einlagen aus dem Pamphlete des Polykrates, die er wie eine gerichtliche Urkunde behandelt. Auf einzelne Schriften und das Weiterleben der Lehren geht ein ENorden, Beitr. z. Gesch. d. gr. Philos., Jahrb. f. Phil. Suppl. XIX (1892) 368ff. Besonders zu empfehlen ist KUrban, Ü. d. Erwähnungen d. Philos. des Ant. i. d. platon. Schriften, G. Progr. Königsb. 1882.

Wer die eigenartige psychologische Begründung der Ethik des Ant. kennenlernen will, möge die erste Rede des Sokrates in Platons Phaidros (p. 237 A) lesen, die bis in die Form hinein Ant. wiedergibt. Den Nachweis habe ich seit langem im Kolleg geführt, vgl. auch KJoel in Philos. Abh. für MHeinze, Berl. 1906, 78ff. Der fast dithyrambische Rhythmus dieser Rede ist Absicht (Norden 109ff.). Da dieser in Antisthenes' beiden Deklamationen wiederkehrt, war es falsch, hier Verse irgendeines rhetorischen Poeten ausscheiden zu wollen (LRadermacher, RhMus. XLVII [1892] 569ff.), der Prosarhythmus wird vielmehr für Antisthenes durch den Phaidros gesichert. Vgl. Edg Jacoby, De Antiph. soph., Diss. Berl. 1908 (gleichzeitig mit der 1. Aufl., ohne Phaidros), und ABachmann, Aiax et Ulixes ..., Diss. Münster 1911.

Aristippos von Kyrene war von Charakter ein Liederjahn, aber an Leichtigkeit der Auffassung und Weite des Blickes eines der größten Talente, schlagfertig und

witzig, auch ein bedeutender Stilist und Meister des Wortes. Rücksichtslos wendete er sich gegen Pedanterie und Philisterei als Apostel der Lust und des Vorteiles und ließ sich auch durch Sokrates nicht davon abbringen. Nur die sokratische Einsicht nahm auch er an, aber sie wurde bei ihm zur opportunistischen Klugheit und einer Dienerin und Helferin der gebietenden Leitmotive. Man hat daher in alter und neuer Zeit die Berechtigung Aristipps angezweifelt, sich einen Schüler des Sokr. nennen zu dürfen, zumal der Hörer auch in formaler, methodischer Beziehung wenig von dem Meister angenommen hatte. Jedoch war das Ziel seines Unterrichtes bei aller Vielseitigkeit im letzten Grunde das Hinführen (ψυχαγωγία) zur Glückseligkeit, wie bei allen Sokratikern außer Eukleides, und seine Beweisgänge bewegten sich vielfach in denselben Gleisen wie die des Antisthenes, wenn sie auch, zielbewußter zusammengefaßt, zu scheinbar entgegengesetztem Ausgange strebten.

Ar. übernahm die sensualistische Erkenntnistheorie des Protagoras, bildete sie aber vollends zum Subjektivismus um. Platon kritisiert zu Anfang des Theaitetos 166 D ff., ohne deren Urheber zu nennen (Schleiermacher, Bywater), die falsche Interpretation des Homomensurasatzes (ὡς = wie). Der Mensch nimmt nicht die Dinge selbst wahr, sondern hat nur die durch die Sinnestätigkeit hervorgerufenen Empfindungen, die über die Beschaffenheit der Dinge nichts aussagen. Gleichheit der Worte beweist nichts, auch Ähnlichkeit der Empfindungen nicht: jeder ist auf Selbstbeobachtung angewiesen. Unter den Empfindungen sind die für das Wohlbefinden des Menschen wichtigsten Lust und Schmerz, die A. als Erregung oder Bewegung erklärt haben mag (Plat. Gorg. 494 A); ihre Unterscheidung durch die Stärke der Bewegung wird wohl erst Eudoxos aufgestellt haben (Phileb. 53 C). Jedenfalls sind in diesen beiden Affekten die Grundpfeiler der hedonistischen Ethik aufgestellt, mit denen nur der Nutzen oder Vorteil konkurrieren kann. Freilich soll es sich nicht um den Genuß des Augenblicks oder um augenblicklichen Vorteil, sondern um dauernden Gewinn für das Glücksgefühl handeln. Daraus folgen allerhand Lebensregeln, die z. B. Anschluß an mächtige Gönner ohne Übernahme von Pflichten empfehlen. Die Schule der Kyrenaiker hat das ausgeführt und ihren Stifter als den Weltweisen und Mustermenschen aufgestellt. Theodoros 'der Atheist', Hegesias (πεισιθάνατος benannt) u. a. kennen wir; der witzige Bion von Borysthenes vereinigte die kyrenaische Leichtlebigkeit mit der kynischen Strenge, also nicht unvereinbare Gegensätze. Eine längere Dauer wurde der hedonistischen Ethik dadurch verliehen, daß Epikur sie mit geringen Veränderungen in sein System aufnahm, bevor die kyrenaische Schule in frühalexandrinischer Zeit einging.

Aber Aristippos verband mit ihr den sophistischen Kampf gegen das Gewohnheitsrecht auf dem Gebiete der Moral wie des Staatslebens. Er trat für ein Naturrecht ein, wie es Hippias und Antiphon gesucht hatten. Keine Handlung, die als gerecht oder ungerecht, als rühmlich oder schimpflich gilt, ist das von Natur, sondern nur infolge einer Übereinkunft oder eines Brauches. Praktischerweise muß man darauf Rücksicht nehmen und sich meist den geltenden Satzungen fügen, um Strafe und Unehre zu vermeiden; wer sich aber im Innern frei fühlt, also in Wahrheit jenseits von Gut und Böse steht, das ist der eigentliche Weise. Ihn trennt nichts mehr vom Übermenschen, dem Ideale des Kallikles (in Platons Gorgias), Ausführungen, die Schleiermacher mit vollem Rechte auf die kyrenaische Schule zurückführte, zumal Platons heftiger Kampf dagegen viel verständlicher wird, wenn er gegen lebende Vertreter gerichtet war. Er hat übrigens nicht verhindert, daß Theodoros der Lehre anhing und diese später sogar in die Akademie Eingang fand.

Platon verdankte dem Aristippos eine Fülle von Anregungen; ein jüngerer Zeit-

genosse, der Historiker Theopompos, behauptete sogar, Pl. habe die Werke A.' geplündert. Bisher hat sich davon nur blutwenig nachweisen lassen. Aber A. scheint eine beachtenswerte ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts entworfen, auch die Kindespsychologie und eine in die Weite und Tiefe gehende Ästhetik begründet zu haben. Quelle: Diog. L. II 90. Plut. Q. Symp. V 1. Dem guten Grundsatze 'delectare volunt poetae et artifices' haben nur die Epikureer unbedingt zugestimmt; Einzelheiten, z. B. daß das Häßliche und Traurige in der Kunst Vergnügen hervorrufen könne, Platon (Staat X 605 D) und Aristoteles (Poet. 4) wiederholt. Leider ist unser Material sehr gering. Aber gesunder Menschenverstand, eingehende Beobachtungen und wirkliches Verständnis für die Kunst ist dem A. nicht abzustreiten. Vermutlich trat er auch für die Lehre von der Begeisterung und Verzückung des Dichters ein, die Platon im Ion und Phaidros aufnahm. Auch Aischines stand hierin wohl unter seinem Einflusse.

Phaidon. Eine in Elis bestehende sokratische Schule kennen wir erst genauer seit ihrer Übersiedelung nach Eretria Ende des 4. Jahrh.: damals war die Lehre z. T. megarisch. Der Stifter Phaidon von Elis, ein Jahrzehnt jünger als Platon, hatte zwei berühmte Dialoge verfaßt; der eine wurde das viel nachgeahmte Vorbild von Schustergesprächen, in dem anderen erkannte der Phrenologe Zopyros (wie neuerdings Virchow die Verbrechernatur des Sophokles aus dem angeblichen Schädel), daß Sokr. von Natur einfältig, sinnlich und jähzornig war, und dieser bestätigte es mit Bezug auf seine Arbeit an sich selbst. Darin stand Phaidon also dem Aischines und Antisthenes nahe, hielt an der praktischen Pädagogik fest und hatte mit dem Kynismus und Platon die rationalistische Einheit der Seele aufgegeben. Den Schuster Simon konnte er als typisches Objekt dieser Kunst vorführen. Die Wirkung der Erziehung ist langsam, fast unmerklich (Sen. Briefe 94, 41), aber unleugbar. Vgl. U v Wilamowitz, Herm. XIV (1879) 189.

II. PLATON UND ARISTOTELES

Zwei Männer haben die Philosophie zum Range einer gefestigten, umfassenden Wissenschaft erhoben, ja darüber hinaus die Wissenschaft in allen ihren Verzweigungen systematisch gegliedert und ausgebaut, so daß dem auf der ganzen Welt bei allen Völkern nichts Gleichartiges an die Seite zu stellen ist: der geniale Platon, der in halb dichterischer Intuition alle Forschung umspannte, und der scharfe Denker Aristoteles, der außer der erstaunlichen eigenen Arbeitskraft über einen Stab ausgezeichneter Mitarbeiter verfügte. Zwei Jahrtausende hindurch, bis nach der Reformation, haben diese schöpferischen Geister als unerreichte und unerreichbare Vorbilder einer universalen Durchdringung alles Wissensstoffes und aller Forschungsmethoden dagestanden, bis die Neuzeit stückweise ihre Arbeit berichtigt und ersetzt, ihre Namen aber noch zu höherem Ansehen gebracht hat. |

Das 5. Jahrh. hatte den beiden vorgearbeitet, eine große Zahl der wichtigsten Probleme aufgestellt und Lösungen über Lösungen gefunden. Aber diese waren in einer so verwirrenden Fülle nacheinander und nebeneinander erschienen und die Problemstellungen selbst so wenig geklärt und gesammelt, daß erst ein durchgreifender Geist das Wesentliche vom Unwesentlichen scheiden und die großen Linien herausarbeiten mußte, um unter der buntschillernden Oberfläche und im Wechsel der Erscheinungen ein bleibendes Ganzes zu gewinnen. Wo der Verstand der Verständigen nur Einzelheiten, Schulmeinungen und Widersprüche sah, da ahnte der Genius das Gemeinsame und Große und baute unbekümmert ob alles Störenden, das er mit künstlerischem Takte beiseite ließ, aus den großen Werksteinen, die z. T. andere für

ihn behauen und deren schönste er selbst in mühsamer Arbeit hinzugefügt hatte, einen stolzen Monumentalbau auf, die Schöpfung einer staunenerregenden, kühnen und tiefgreifenden Phantasie, die aber in hoher dialektischer Schule gezügelt war. Das war die Tat Platons.

Über Demokrit und die Frage, ob er neben dem Idealisten Platon den Anspruch erheben darf, als realistischer Schöpfer der eigentlichen Philosophie zu gelten, vgl. o. S. 362f. Den Anaxagoras darf man in bescheidenerem Sinne als einen Vorgänger bezeichnen, der wenigstens einen Teil der Probleme geschickt und besonnen zusammengefaßt hat, aber nicht als Vorgänger Platons sondern des Aristoteles. |

1. Platon

Platons Persönlichkeit. Zu Beginn des peloponnesischen Krieges in Athen geboren (Mai 427), erlebte der Achtzigjährige († 347) hier noch die Anfänge Philipps II. von Makedonien. Aber sein Herz gehörte nicht der Heimat. Der größte aller Athener hat zeitlebens die Größen der Demokratie angegriffen. Die Massen wagten es jedoch nicht, sich an dem vornehmen Manne zu vergreifen, der ihnen so deutlich seine Verachtung zeigte und im Verkehre mit Männern, die andere Staatswesen zu leiten ausersehen waren, selbst die Grundzüge eines nach seinen Überzeugungen verwalteten Staates entwarf und auf der Höhe seines Lebens auf ihre Verwirklichung durch Dion und Dionysios II. von Syrakus rechnete. In dieser kalten Menschenverachtung und den kühnen Plänen verrät sich die Familientradition, es lebte etwas vom Blute seines Oheims Kritias in den Adern Platons.

Er hatte aber auch hinausgesehen über die Mauern seiner Heimatstadt. Nach dem erschütternden Tode des Sokrates ging ein Teil der Jünger nach Megara, wie später die verschüchterten Jünger Jesu nach Galiläa; der damals 28jährige Platon reiste dann allein weiter: nach Ägypten, Kyrene und Sizilien soll ihn die Reise geführt haben; nach Syrakus ging er später noch zweimal (365. 361) zu kürzerem Besuche. Nach Jahr und Tag, etwa als Fünfunddreißigjähriger mag er heimgekehrt sein — unsere Überlieferung versagt hier vollständig — um seine neugewonnenen Anschauungen an denen der Zurückgebliebenen zu messen, zu festigen, vorzubereiten und zu veröffentlichen, auch dabei umzugestalten, in die literarischen Tagesfragen von höherer Warte aus einzugreifen und als Lehrer aufzutreten. Nicht auf dem Markte und in den Werkstätten und Kramläden wie Sokrates setzte er dessen Arbeit fort, wendete sich auch nicht an all und jeden, sondern in dem Haine des Akademos draußen vor dem Dipylon ließ er sich von wißbegierigen Jünglingen finden und zog sich am liebsten mit ihnen in die Stille eines Landhauses mit Garten zurück, das er käuflich erwarb. So erwuchs hier unter dem Schutze des Eros und der Musen die Akademie; das Symposion ist das Hohelied des Schutzgeistes der Forschung und der Schule. Ihr stand Platon fast ein halbes Jahrhundert vor, von weit her aufgesucht, gefeiert und gefürchtet. Seine Porträtbüste, ein Werk des Erzgießers Silanion, eine Widmung des Mithradates von Pontos (Diog. Laert. III 25, vgl. o. S. 174f.; UvWilamowitz' Bedenken [Platon I, Berl. 1919] kann ich nicht teilen), war hier aufgestellt (um 380?); die uns noch heute erhaltenen Repliken zeigen klare, scharfe, fast finstere Züge, nichts von dem Propheten einer anderen Welt, nichts von der apollinischen Gottheit, die seine Verehrer in ihm sahen. Eine andere Büste mit seinem Namen, die vermutlich den Philosophen in vorgerücktem Alter darstellt (NJahrb. XIV [1904] 457), trägt der größeren Milde des Alters Rechnung. Aber eindrucksvoller als diese Gesichtszüge sprechen zu uns seine in bewundernswürdiger Vollständig-

keit auf uns gekommenen Werke und eine Schule, die nicht nur die Selbständigkeit Griechenlands, sondern sogar die Einheit des römischen Reiches überdauert hat.|

Der Werdegang Platons ist uns ziemlich unbekannt. Wir erfahren nur, daß er beim Tode des Sokrates dessen Schüler und vorher der des Herakliteers Kratylos (Arist. Metaph. I 6) gewesen war. Alles übrige muß aus Platons Lehren erschlossen oder aus den z. T. irreführenden Angaben entnommen werden, die er dem Sokrates in den Mund legte. Diese hat man freilich nicht mit IBruns als Aussagen über den historischen Sokrates anzusehen, aber auch als eingekleidete Selbstaussagen Platons nur mit Vorsicht zu verwenden. Daher ist die Notiz des Aristoteles unschätzbar. Als einfacher Sokratiker wäre Platon gar nicht zu verstehen. Herakleitos, der phantasievollste und tiefste der alten Denker, hatte neben und statt der sinnlichen Welt mit ihren Gegensätzen und der Flucht der wechselnden Erscheinungen tieferen Zusammenhängen nachzugehen gelehrt. Die Rätsel der Logoslehre waren es auch, die den jungen Feuergeist besonders beschäftigten, ihm die Ahnung einer unsichtbaren Welt zur Gewißheit brachten und die Möglichkeit transzendentalen Forschens und Wissens erwiesen. 'Auf den jungen Platon wirkte die poetische Anschauung H.s von dem lebendurchfluteten All mächtig ein, und es war ihm unmöglich, auf das Suchen der Einheit zu verzichten, die in Welt und Mensch, im Werden und im Handeln, im Denken und im Wollen alles zusammenhält' (ESchwartz). Aber er lernte in der Schule des Kratylos darauf zu verzichten, aus Axiomen heraus, die doch nur petitiones principii sind, mit Urelementen oder ein bis zwei Urkräften die Erscheinungswelt aufzubauen. In diesem Verzichte stimmte Kr. mit den Eleaten und auch mit Eukleides überein. Platons Dialoge beweisen, daß er selbst die meisten Lehren seiner Zeit und der Vergangenheit genau kannte, genau und gründlich: denn er hat sie mit einer wahrscheinlich schon bei Kr. geübten, später oft bis zu ihren Wurzeln grabenden Kritik studiert und im einzelnen verwendet, bisweilen zustimmend, wie die optische Wahrnehmungstheorie des Empedokles und Gorgias, öfter sie ablehnend und widerlegend, wie die sensualistische Theorie des Protagoras. Am tiefsten hatten sich in die Seele Platons neben den heraklitischen Orakelworten orphisch-pythagoreische Jenseitsbilder eingenistet, die er vermutlich schon als Knabe, etwa aus den eleusinischen Mysterien, kennengelernt hatte, und die kein Rationalismus dauernd in ihm ertöten konnte. Gerade darum scheint er sich gegen Anaxagoras und seine nüchterne Naturlehre ablehnend verhalten zu haben;| dessen Berufung auf die göttliche Vernunft befriedigte Platons Wissensdurst auf die Dauer nicht, oder es ging ihm mit Anax. so wie dem modernen Jünger, der einen Psychophysiker nach Erscheinungen wie Trauer, Humor oder Phantasie fragt und dann von Ganglienzellen und Gehirnteilen hören muß. Der Weg von solchen deskriptiven Einzelerklärungen zu der einen obersten Ursache, bei Anax. der göttlichen Vernunft, war einem Platon zu weit, die Generalerklärung zu unbefriedigend. Immerhin bedeutet dieser Mangel keine prinzipielle Absage an die Naturwissenschaften, da Platon vielmehr beschreibende Naturwissenschaften in seiner Schule trieb (nach dem Zeugnisse des Komikers Epikrates: fr. 11, FCA. II 287 K.), als erster unter allen Laien die medizinischen Errungenschaften eines Hippokrates verfolgte und in der Astronomie und Mathematik sogar selbständig auftrat und imstande war, Fachgelehrten Probleme zu stellen. Wenn er trotzdem, wie Aristoteles behauptet, von früh auf mit Krat. die Möglichkeit eines Wissens von der Sinnenwelt geleugnet hat, so war das reine Theorie: Platons eigene Praxis widerspricht einer solchen Einseitigkeit, sowohl sein zu allen Zeiten lebhaftes Interesse für die Erscheinungswelt und für die vielen Versuche ihrer Erklärung wie auch seine eigenen Bemühungen. Noch weniger als sein Jugendlehrer fand er hierin den Aus-

gangspunkt und Kern einer eigenen Weltanschauung, die sich ihm frühzeitig erschlossen hatte durch ein visionäres Schauen (θεωρεῖν: die in den Bruchstücken des Propheten Herakleitos wohl zufällig nicht nachweisbare 'Theorie' wird bei Platon die eigentliche wissenschaftliche Betrachtung, der höchste Grad der Erkenntnis). Aber damit sie nicht ganz in der Luft zu schweben schiene, wollte er Verbindungslinien seiner Gedankenwelt mit den Erscheinungen ziehen und in ihnen ewige Gesetze aufzuspüren versuchen. Zunächst bot ihm die Dialektik, in späterer Zeit die Mathematik eine Vermittlung zwischen beiden Welten. Diese Brücke mochte er in der heraklitischen Lehre vermissen; als er selbst sie gefunden, empfand er diesen Mangel, und das veranlaßte ihn später zu einer heftigen und ungerechten Kritik nicht nur des eitlen Kratylos sondern auch der ganzen Lehre (Theait. 179 E f.). Eben diese Selbsttäuschung Platons über den Ursprung seiner Weltanschauung hat bewirkt, daß auch die Geschichtsforschung ihn fast gänzlich übersehen oder doch merkwürdig unterschätzt hat, indem sie fälschlich dem Sokratiker Platon eine nahezu einheitliche Lehre zuschrieb und aus ihr sogar die Logoslehre Heraklits strich. Aber der Einfluß des Kratylos auf Platon ist durchaus nicht negativ gewesen, wie fälschlich aus Aristoteles' Berichte (vgl. Met. VI 5) herausgelesen wird. | Platons Verhalten gegen den Heraklitismus war ganz das bei ihm übliche, aus seinem innersten Wesen und Temperamente geschöpfte. Er nahm zunächst jede große neue Anregung so völlig in sich auf, daß er darin ganz aufzugehen schien und die Lehren eines Meisters, selbst wenn er sie nur aus Büchern kannte, mit einer Treue wiedergeben konnte, die auch die kleinen formalen Äußerlichkeiten mit packender Darstellungskraft nachahmte. Dann erfolgte eine plötzliche und gründliche Reinigung oder Entladung, die von desto elementarerer Gewalt war, je umfassender, tiefer und einseitiger er vorher eingenommen zu sein schien. So ging es mit Kratylos, Anaxagoras, Protagoras (im Prot. und Theaitet), Antisthenes (in mehreren Dialogen), Eukleides (im Protag.), den Rhetoren Lysias (im Phaidros) und Isokrates (im Phaidros, Widerruf im Gorgias und Anhange des Euthydemos) u. a.

Platons wundervolle Definitionen, die die Grundlage der Logik schufen, fußten teils auf ethischen teils auf mathematischen Begriffen: das Prius kann ungewiß sein, solange die Erforschung der mathematischen Terminologie nicht in diese Anfänge hineingeleuchtet hat. Aber in die Synonymik des Prodikos, über die Platon gern spöttelt, muß er sich einmal tief versenkt haben. Denn ohne liebevolle Betrachtung der allen Gedankenäußerungen zugrunde liegenden sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten hätte er nicht das Wesentliche aus den zufälligen Formen herausfinden und zu der Abstraktion gelangen können, die das Gerippe des neuen Organs ergab (gut: PGohlke, D. Lehre v. d. Abstr. bei Pl. u. Arist., Halle 1914). Auch die philologisch-grammatischen Arbeiten der Sophisten hat Platon nicht nur oberflächlich gekannt. Die verschiedenen Auslegungen des simonideischen Skolions im Protagoras zeigen das klärlich, analog den Regeln der rhetorischen Techne im Phaidros. Auf jenen grammatischen Beobachtungen fußte auch die entschiedene Bevorzugung der Prädikatsaussagen, die er als logische Urteile zu den Pfeilern seiner Definitionslehre machte. Ob es auch διαιρέσεις Demokrits gab, und ob Pl. sie seinem eigenen Verfahren zugrunde legte (JStenzel, NJahrb. XLV [1920] 89 ff.), stehe dahin. HUsener hat Bekanntschaft dieses Denkers bis in Platons hohes Alter hinein geleugnet, Spezialuntersuchungen von WKranz und ESachs haben sie auch nur für Altersschriften erwiesen.

Endlich war von entscheidender Bedeutung die Erfüllung des heraklitisch-anaxagoreischen Weltbildes mit ethischem Inhalte; denn nicht nur die physikalischen Elemente mußten ersetzt oder wenigstens zurückgedrängt werden, sondern auch der

göttliche Logos und die göttliche Vernunft harrten einer Ethisierung. Hierin ging dem Platon Eukleides von Megara voran mit seiner Übertragung der eleatischen Einheitslehre auf das ethische Gebiet, freilich mit einer recht äußerlichen Gleichsetzung von Sein, Gott, Gut und Tugend. Vor solcher oberflächlichen und vorschnellen Verallgemeinerung wurde Platon durch Sokrates und einige seiner älteren Schüler wie Antisthenes bewahrt, und auch diese Wirkung ganz anders gerichteter Bestrebungen konnte nur dadurch ausreifen, daß sich Platon wiederum ganz in die Anschauungen dieser Moralisten versenkte, ohne Hintergedanken und Absonderungsgelüste. Seine Apologie ist in dieser Beziehung eine Tat der Selbstverleugnung und trotz aller Idealisierung ein historisches Denkmal ersten Ranges.

Als Platon den Sokrates genauer kennenlernte und sich seinem einseitigen aber berückenden Einflusse hingab, war er längst bei Kratylos und anderen Lehrmeistern in die Schule gegangen, brachte viel gutes Fachwissen mit und hatte sich eine große Weltanschauung gebildet. Was WWrede (Paulus, Halle 1905, 85) gesagt hat: 'Paulus glaubte bereits an ein Himmelwesen, an einen göttlichen Christus, ehe er an Jesus glaubte', das gilt wie von allen bedeutenderen Sokratesschülern so sicher von Platon. Er hatte intuitiv seine übersinnliche Welt schon geschaut, bevor der Rationalismus des Volkserziehers seinen heilsamen Zwang auf den Feuergeist ausübte. Daher kam es, daß er trotz aller Hingabe später nicht die Wege des Meisters ging, nicht die Bußpredigt und praktische Erziehertätigkeit wählte, sondern sich im Verfolge seiner ersten Jugendbestrebungen ganz der Forschung und Lehre widmete und die gesamte griechische Philosophie als Wissenschaft schuf. Jahre mögen darüber vergangen sein, bis er sich nach dem Tode des Sokrates zu diesem Entschlusse durchrang, den er erst im Gorgias (um 380?) verkündete. Aber ein Bruch mit den Zielen des S., ein Abstoßen seiner Anschauungen erfolgte nicht: nirgends in Platons Schriften fand eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit den Lehren und der Engherzigkeit des historischen Sokrates statt, vielmehr wurde allmählich seine verklärte Person der Mittler für Platons eigene Ansichten. Er fand vermutlich, als er von seinen Reisen zurückkehrte, den sokratischen Dialog als neue literarische Form vor und eignete sie sich an, sogleich (im Hippias II und Protagoras) in bewußter Absicht, sie weder mit historischer Urkundlichkeit zu verbinden, noch als Ausdruck persönlicher Dankbarkeit zu wählen. Unter Umständen vertrat und kritisierte der platonische Sokrates zwei sich entgegenstehende Lehren nebeneinander (Laches) oder ersetzte eine durch die andere innerhalb desselben Gespräches (Protag., Phaidros, Theaitet) und verriet dem großen Publikum die Gärung innerhalb der Sokratik. Mit der Zeit zogen die anderen Auffassungen der Sokratik den kürzeren gegenüber der des Verfassers, und unter seiner Hand bildete sich der neue Sokratestypus heraus, der zielbewußt das wissenschaftliche Forschen und die Systematik der Akademie ans Licht stellte.

Der größte Tribut, den Platon dem praktischen Erzieher darbrachte, bestand in dem flotten Entwurfe einer Sozialethik und staatlichen Erziehungslehre, die freilich unpraktisch genug nach dem Urteile vieler in eine Staatsutopie umschlug. Das Aufsehen war nicht gering, als er um 392 mit der Forderung der Weibergemeinschaft heimkehrte; in den Ekklesiazusen nahm Aristophanes 391 diese den Spott herausfordernden Pläne durch: die erste Spur von literarischer oder Lehrtätigkeit des Heimgekehrten. Die Entwürfe wurden wohl später in dialogische Form gekleidet und in dem Staate, Platons großem Lebenswerke, etwa drei Jahrzehnte später veröffentlicht.

Platon fand bei der Heimkehr die Philosophen in heftige literarische Fehden verwickelt, die sich meist um ethische Fragen drehten und auch die Politik streiften. Seine sokratische Vorbildung gestattete ihm, hier bald eingreifen zu können — ich

glaube aber, der allgemeinen Annahme widersprechend, nicht vor 392/0. Für den Dialog Protagoras läßt sich das klipp und klar beweisen, den HvArnim, MPohlenz u. a. mit Recht für den ältesten oder einen der ältesten Dialoge halten, und den UvWilamowitz trotz erfahrenen Widerspruches vor Sokrates' Tod setzen will. Die meist kleineren ethischen Gespräche der 80er Jahre, die man fälschlich als Jugenddialoge (HvArnim, Pl.s J., Lpz. 1914) oder als 'rein sokratische' Dialoge bezeichnet, sind eine Auseinandersetzung Platons mit der übrigen Sokratik und bisweilen auch mit anderen noch nicht überwundenen Richtungen. Das war die Glanzzeit des Antisthenes und Aischines (UvWilamowitz, Phil. Unters. I, Berl. 1880, 220), auch des Eukleides. Die Dialoge sind daher nur wirklich zu verstehen von den bestrittenen Schulmeinungen aus. Noch wichtiger aber ist, was bisher fast durchweg übersehen worden ist, daß die Behandlung des ethischen Stoffes in ihnen zwar die zur Schau getragene Grundabsicht darzustellen scheint, daß aber Platons Augenmerk in der Hauptsache auf methodologische und logische Probleme gerichtet ist, die er an ethischen Themen veranschaulicht. Somit war die junge Logik, mit deren Hilfe er seine Ideenlehre beweisen wollte, bereits fertig und wahrscheinlich auch die Ideenlehre selbst. Als ein fertiger Philosoph war er nach jahrelanger Abwesenheit zurückgekehrt, um in Athen eine Schule nach dem Muster der Pythagoreer in Unteritalien zu gründen. So möchte ich mit einigen stärkeren Abweichungen das Bild wiedergeben, das MPohlenz frisch und anregend von Platons besten Jahren entworfen hat (Aus Platos Werdezeit, Berl. 1913).

In den großen Dialogen des reifen Mannesalters und Greisenalters führte Platon aus, was er früher nur angedeutet hatte, verteidigte, vertiefte oder gestaltete es um, namentlich die Ideenlehre. Die Grundlagen seiner Logik brauchte er nur auszugestalten und Einwände abzuschneiden. Die Politik wurde in den Grundlagen mehrfach völlig verändert. In der Ethik mußte manche als Arbeitshypothese verwendete Ansicht der Sokratiker, besonders des Antisthenes, befestigt oder ersetzt werden; durch Einzug des Astronomen Eudoxos in die Akademie erhielt auch die Lustlehre eine geachtetere Stellung, als ihr Aristippos in Platons Augen verschafft hatte. Die Poetik und Ästhetik baute er frühzeitig aus und brachte auch sie in Verbindung mit der Ideenlehre. Die Rhetorik gab er dagegen auf, weil sie sich nicht so vertiefen ließ, wie er (im Phaidros) wollte. Sein Alter war außer von Staatsplänen erfüllt von metaphysischen Spekulationen, die sich zuerst nur in der Form von Mythen an die Öffentlichkeit gewagt hatten und darin bei aller Anschaulichkeit auf die Schärfe der Konstruktion verzichten konnten. Im hohen Alter versagte dagegen die Schöpferkraft des Dichters, wie seine beiden letzten Werke, Timaios und Gesetze, zeigen.

Platons Lehre. Im Mittelpunkte seiner Denkarbeit stand neben oder vor der Politik das metaphysische Problem des Dualismus, dem erst Platon seine für alle Zeiten gültige Fassung gegeben hat: wie sich die Erscheinungen der Sinnenwelt zu der übersinnlichen Welt verhalten, deren Existenz die Spekulation des 5. Jahrh. erschlossen hatte. Wir kennen die Lösung Platons: die Ideen, d. h. objektiv für sich existierende Wesenheiten, Arten oder Formen (εἴδη, ἰδέαι), deren Abbilder die Einzelerscheinungen der Sinnenwelt bilden. Platon leugnete also nicht mit den Eleaten völlig die Realität der Erscheinungswelt, aber er sprach doch jener anderen Welt eine weit höhere Realität zu, ja nur ihr ein auf sich selbst gestelltes wirkliches Sein. Ebendeswegen begnügte er sich nicht, mit Heraklit und einigen Pythagoreern eine höhere, göttliche Weltordnung mit ihren ewigen Gesetzen zu postulieren oder mit Anaxagoras einen göttlichen Geist als Schöpfer und Ordner eingreifen zu lassen, sondern er gab seiner wahren Welt einen vollen, den sinnlichen Erscheinungen genau

entsprechenden Inhalt (abgesehen von ihrem ständigen Wechsel, wohl weil er sich, ganz eleatisch, jede Veränderung nur als Übergang | vom Sein zum Nichtsein oder vom Nichtsein zum Sein denken konnte: vgl. S. 367 f.). Dazu verhalfen ihm die hinter den sinnfälligen Erscheinungen und unter den Wortbezeichnungen steckenden Wesenheiten oder Begriffe, von denen erst Aristoteles erkannte, daß sie lediglich Abstraktionen des menschlichen Denkens seien (ein Fortschritt von der Kategorie zum Dinge an sich ist kantisch gedacht, entspricht aber nicht der historischen Entwicklung bei Platon selbst). Aus der Gesamtheit dieser Begriffe bildete er seine Ideenwelt und ließ von jeder Idee alle die zugehörigen Einzelerscheinungen wie Schattenbilder abhängig sein, also von dem einen Guten an sich alles einzelne Gute auf Erden, von dem idealen Schmutze das Schmutzige, von dem Urbilde des Tisches oder Bettes die einzelnen Tische oder Betten. Die höchste und allgemeinste Idee sollte nicht die des Seins, sondern die des Guten sein und mit Gott zusammenfallen (gegen und mit Eukleides). Wie er sich das die Erscheinungswelt verbindende Band oder die Entstehung der Einzelwesen aus ihrem lebenspendenden εἶδος vorgestellt hat, ist schwer zu sagen, zumal es damals auch noch kein System einer logischen Verknüpfung der Begriffe gab; Pl. spricht von Teilnahme an der Idee, Nachahmung der Idee u. dgl. Gerade in dieser Unklarheit liegt die größte Schwäche der neuen, im Grunde doch etwas mystischen Lehre. Natürlich stieß sie überall auf Widerspruch, schließlich sogar in der eigenen Schule, und Platon sah sich genötigt, diese Lehre mehrfach umzugestalten und den Kreis der Ideen einzuschränken. Zunächst entfernte er aus dieser höheren und wahren Welt einerseits alles Schlechte und andrerseits die Vorbilder für Menschenwerk. Schließlich, am Ende seines Lebens, sehen wir diese ganze Welt auf die Idealzahlen zusammengeschrumpft. Trotzdem bleibt die divinatorisch gefundene Theorie ein großartiger Wurf: ihre Bedeutung liegt nicht nur in der für alle Zeiten in Kraft bleibenden Problemstellung, sondern auch in der Lösung selbst, die in der Umgestaltung des Aristoteles ihren Platz in der Philosophie behauptet hat. Denn dieser nüchterne Denker entkleidete die εἴδη ihrer mystischen Fernwirkung und Sonderexistenz und ließ die Sinnendinge aus der gestaltenden Form (εἶδος) und dem formlosen Stoffe (ὕλη) bestehen. Damit war die Lehre freilich so sehr verschoben, daß sie für Platon unbrauchbar geworden war.

Diese oberste Lehre bedingte bei ihm das übrige System namentlich auf zwei großen Gebieten, sowohl in der Erkenntnistheorie und Dialektik wie in der Metaphysik und Physik.

Die sich ewig gleichbleibenden Ideen werden vom Verstande in einer Art Entrückung (μανία) geschaut und begriffen, und sie allein können verstandesmäßig erkannt werden; sie bilden das einzige Objekt der wissenschaftlichen Erkenntnis und des Wissens. Dazu dient die Dialektik, deren vornehmsten Teil eben die Ideenlehre bildet. Dieses Wissen leugnet Platon mit Kratylos für die Erscheinungswelt, die nur mit den Sinnen wahrnehmbar ist: sie gestattet in ihrem fortwährenden Wechsel nur Vermutungen oder höchstens Wahrscheinlichkeitsschlüsse, die nicht zur ἐπιστήμη und ἀλήθεια selbst führen, sondern nur zur πίστις und δόξα in verschiedenen Graden und Abstufungen. So seltsam ist in diesem Idealismus das Verhältnis von Glauben und Wissen verschoben, daß Platon der Dialektik zum Trotz die sublimsten Gedanken seiner Theorie nicht ableiten konnte, sondern seine Zuflucht zu Mythen nehmen mußte. Aber im einzelnen konnte er das Dasein der Ideen und ihre Verwandtschaft untereinander mittels der Definitionslehre nachweisen, aus logischen Aussagen und Urteilen Schlüsse ziehen, die Begriffe mit Einteilungen gruppieren und so die intuitiv gewonnene Ideenlehre verstandesmäßig beweisen. Ob die Ideenlehre nur aus logischen

Gedanken entstanden ist (Rohde; an ethischen Mutterboden glaubt JStenzel, Studien, Bresl. 1917), mag zweifelhaft sein, aber einleuchtend ergibt sich, daß die Dialektik als ein Parergon oder Nebenprodukt der Ideenlehre entstanden oder wenigstens ausgeführt ist. Das war eine Großtat des Genius, die ihn mit einem Schlage von allen bisherigen Forschern schied, keinen ausgenommen. Für die Geisteswissenschaft wurde damit der feste Grund gelegt. Übrigens hat Pl. schwerlich die formale Logik schon, wie es später Aristoteles in seinem 'Organon' tat, als propädeutische Vorstufe alles Philosophierens betrachtet: seitdem er seine Verknüpfung der heraklitischen Aporie mit der Methode der Begriffsbildung einmal gefunden hatte, schloß er in der Regel nicht mehr induktiv aus den empirischen Einzelheiten auf die höchsten Begriffe, sondern leitete deduktiv oder teleologisch aus den höchsten Ideen alles Einzelne ab. |

In metaphysischer und physikalischer Beziehung hat Platon zwei charakteristische Folgerungen gezogen: er lehrte einen zeitlichen Weltanfang und leugnete die Existenz der Materie an sich. Eine wirkliche Existenz von Ewigkeit zu Ewigkeit konnten ja nur die Ideen beanspruchen. Unsere Welt dagegen hat einmal (und seitdem gibt es eine Zeit) Gott der Schöpfer (δημιουργός) geschaffen, indem er sie im Anschauen der Ideen dem höchsten und ewigen Urbilde nachbildete. Die Materie war dabei so unwesentlich, daß Platon in den früheren Dialogen von ihr überhaupt nicht spricht und für sie einen sprachlichen Ausdruck in keinem Dialoge hat. Dieses Schweigen ist sehr merkwürdig. Denn für den Weltstoff schien doch die Ewigkeit gesichert, seitdem Empedokles und Anaxagoras ein Werden aus dem Nichts abgetan hatten. Die Tatsache, daß Platon sich darüber hinwegsetzte, stempelt die Lehre zu einem alten Erbstücke: Herakleitos mochte in unklaren Träumen die Ewigkeit der Materie verkannt und geleugnet haben, und auch die Eleaten haben das von ihnen scharf formulierte und stark betonte Grundgesetz vielleicht auf die Scheinwelt gar nicht angewendet, aber für die Zeit des Platon verbot sich, wie die folgenden Jahrhunderte immer wieder hervorgehoben haben, die Wiederholung der unmöglichen Annahme. Daher haben die Schüler Platons, so zuerst Xenokrates, die Schöpfungsgeschichte für einen bildlichen Ausdruck erklärt. Aber Platon selbst füllte die Lücke mit einem spitzfindigen Beweise aus, daß der Weltstoff, den er aber nur umschreibend bezeichnete, nicht nachweisbar und nicht existenzberechtigt sei: da der Sinnenwelt überhaupt nur durch die ewigen Formen ein Sein zuteil wird, und auch das nur, soweit sie an ihnen teilhat, so kann der formlose, ungestalte Stoff überhaupt nicht existieren; die wohlgeschaffene und wohlgeformte Welt muß also in stofflicher Beziehung aus dem Nichtseienden hervorgegangen sein. Von dem Nichts gibt es natürlich auch kein Wissen. So sind eleatische Gedanken benutzt, freilich niemand überzeugend, um die Sinnenwelt möglichst zu eliminieren. Aber wie hätte Platon anders schließen sollen? Innerhalb der Ideenwelt hatte der Stoff ebensowenig Platz wie neben ihr: die ganze Ideenlehre würde an seiner Existenz gescheitert sein, darum konnte dieser keine Anerkennung finden. Seit Aristoteles trat der Stoff als gleichberechtigt neben die Form. Aber Platons Unterschätzung der von den Milesiern und den Atomisten so sehr überschätzten ὕλη war ein geschichtlich notwendiges Durchgangsstadium, damit das vorher nur geahnte εἶδος vollberechtigt neben der ὕλη stehen konnte.

Ganz unabhängig von der Ideenlehre ausgebildet und nur später mit ihr verbunden ist Platons Psychologie, nicht nur die Dreiteilung, sondern auch die Lehre von der Unsterblichkeit und Präexistenz der Seele. Während jenes Problem allerjüngsten Datums war (S. 390), wurde der Unsterblichkeitsglaube längst von den Orphikern und Pythagoreern gepflegt, aber von Platons Lehrern als allzu unsicher

abgelehnt; von ihm selbst besitzen wir noch entsprechende Äußerungen aus einer Frühzeit, als er die Seele mit dem Körper zugleich vernichtet glaubte (Staat III 386 f., vgl. I 330 D). Dann dachte er sich tiefer in die entgegengesetzten Vorstellungen hinein und jubelte auf, als er zum ersten Male einen wissenschaftlichen Beweis gefunden hatte (Anhang zum Staate X 608 D): jegliches wird von dem seiner Natur zugehörigen Übel wie das Eisen vom Roste zerstört, aber die Seele nicht vom Bösen, geschweige von Fremdartigem außerhalb; folglich ist sie unzerstörbar und unsterblich. Dann fand er in der sich selbst bewegenden Seele das Prinzip aller Bewegung (Phaidr. 245) und setzte schließlich im Phaidon dieses Prinzip des Lebens mit der Idee des Lebens in enge Verbindung. Natürlich setzte er, ohne sie ausdrücklich zu nennen, hier und im Gorgias die Seelenteile voraus (anders MPohlenz). Schon | im Phaidros verkündete er auch die Präexistenz: denn was nicht vergeht, kann auch nicht geworden sein. Aber statt straffer Beweise lieferte er drei großartige Schilderungen des Jenseits in den Mythen des Phaidros, Staates (B. X) und Gorgias. Zugleich halfen ihm diese Visionen aus dem sophistischen Dilemma heraus, daß der Mensch das nicht lernen könne, wofür er kein Verständnis mitbringe, und wovon er nichts wisse: die Möglichkeit des Lernens neuer Tatsachen und ungeübten Schließens erklärte er jetzt aus einer Wiedererinnerung an die im Präexistenzzustande geschauten Ideen (Menon 80 ff. Phaidr. 249, vgl. Phaidon 72 f.) und bewies das mit der Entwicklung mathematischer Sätze. Noch sollte die ganze Seele ewig sein (Phaidr. 245 C. Staat IV 436 ff.). Je mehr aber Platon den Zusammenhang mit den Ideen betonte und ihren Kreis einschränkte, um so weniger konnte er die unvernünftigen Seelenteile brauchen; namentlich für das Schauen und Wissen der Ideen konnte ja nur der νοῦς in Betracht kommen (S. 367 f.), aber auch nur das Einfache für unauflöslich gelten. So gilt jener allein im Phaidon (vgl. Staat X 611 B) und Timaios als unsterblich (Rohde 561). Zugleich wurde in diesem späten Dialoge eine neue Lehre aufgestellt, die von der Weltseele, von der als Vermittlerin der Idee die menschlichen Einzelseelen abhängig sein sollten.

Auch die Ethik (und ebenso die Politik) hat Platon unabhängig von seiner Ideenlehre, ja sogar von seiner Psychologie begründet. Jenes zeigt sich deutlich in seiner späten und auch dann nur flüchtigen Behandlung der metaphysischen Frage, woher das Böse in der Welt stamme; dieses in Platons allezeit geringem Interesse für den begehrlichen Seelenteil und seine Äußerungen. Ursprünglich gab es, darf man annehmen, auch für das Schlechte in allen Schattierungen Ideen, wie ja auch die vernunftlosen Seelenteile unsterblich waren und die Ideen also mitschauten. Später mußte das Böse, damit seine Existenz erklärlich blieb, aus dem Nichtsein hinzugetreten sein, wenn auch nach Platons Behauptung mit Notwendigkeit; zu allerletzt, in den Gesetzen (X 896 C ff.), erfand er dafür sogar eine schlechte Weltseele neben der guten. Und doch war die Existenz des Bösen damit nicht mehr wirklich erklärt. Für die menschliche Seele bewirkte ein Unterdrücken des vernünftigen Seelenteiles, später der Eintritt in den Körper, eine Schuld, die wieder eine ewige Buße heischte. Das wird mythisch dargestellt, nicht in Bußpredigten. Obwohl das Ziel der sokratischen Ethik die Glückseligkeit ist, zu der die Tugend, Gerechtigkeit, Besonnenheit u. a. unmittelbar führt, zeigt Platons Ethik doch (außer in den frühesten Büchern des Staates) einen ganz theoretischen Charakter. In der früheren Periode vorwiegend einen streng rationalistischen, da alle Tugenden aus dem Wissen stammen und eine untrennbare Einheit bilden. Später einen mystisch-asketischen, denn es gilt jetzt, Gott ähnlich zu werden oder sich mit ihm wieder zu vereinigen. Gott ist aber seinem Wesen nach das Gute an sich, die oberste und allgemeinste Idee.

Politik. Auf dem Höhepunkte seines Schaffens sah Platon sogar den auserwählten Staatslenker in dem Philosophen, der sich als transzendentaler Forscher in die reinen Ideen versenkt hat und nun nach ihnen die irdischen Verhältnisse einzurenken vermag (Staat VI—VII). Von dieser Überspannung des βίος θεωρητικός war er in den älteren Büchern des Staates entfernt und ist als Greis, als er den wesentlichen Inhalt seines Staates noch einmal zusammenfassen wollte (Tim. 17 C ff.), aus der Wolkenhöhe, in die sich seine metaphysisch-mathematischen Spekulationen verloren, wieder auf die Erde herabgestiegen (in den Gesetzen). Ein gut Teil seines Lebens hat er den sozialen Reformen und der Einrichtung eines | Musterstaates und dann eines zweitbesten Staates gewidmet, und das war nicht wohl möglich ohne genaues Studium der tatsächlichen Verhältnisse des damaligen Staatslebens und der Volksseele. So finden wir die Stände den Seelenteilen entsprechend geschieden, anfänglich zwei, und die Bürgertugenden danach bestimmt (Staat IV 427 ff., vgl. NJahrb. VII [1901] 110 und 90). Radikal war er in der Forderung der Güter- und Weibergemeinschaft. Mit jugendlicher Raschheit und Energie wollte der Reformator ferner die Dichter, namentlich Homer, aus seinem Staate entfernen, damit sie nicht mit ihren abergläubischen und unsittlichen Erzählungen von den Göttern und der Unterwelt die Volksseele vergifteten. Dieses Verdammungsurteil Heraklits (fr. 42) nimmt uns wunder bei einem großen Dichter, der auch theoretisch das Wesen der Kunst so tief erfaßte, daß alles Wesentliche in Aristoteles' grundlegender Poetik auf ihn zurückgeht. Die Gerechtigkeit und später die philosophische Einsicht bildete den Kern dieser Lebensarbeit Platons, an der er absatzweise mehrere Jahrzehnte hindurch gearbeitet hat. Wertvoll für uns ist nebenbei, daß Platon seine Aufzeichnungen als ὑπομνήματα 'Kollektaneen' (Phaidr. 276 C) betrachtete und manchen älteren Entwurf, sogar einzelne Zettel, aufbewahrte und sie, oft nur äußerlich dem Ganzen eingefügt, schließlich mit herausgab (AKrohn, Der plat. Staat, Halle 1876 u. a.). Nach diesem Muster sind viele Verfassungen geschrieben worden, die bedeutendste, durch Neuplatoniker vermittelt und von der weitergehenden Stoa mit beeinflußt (unmittelbare Vorlage war ein manichäisches Werk, das den persischen Dualismus atmete), Augustins Gottesstaat, der eine reale Parallele in der israelitischen Theokratie mit ihrer Standesverfassung (die Priester als Gesetzeswächter, die Leviten usw.) aufweisen konnte. |

Die alte Akademie. Nach dem Urteile der Nachwelt war der selbständige und universale Aristoteles der prädestinierte Nachfolger Platons. Aber der achtzigjährige Greis glaubte sich von anderen Schülern besser verstanden und erwartete eine Schulleitung in seinem Sinne von seinem Neffen Speusippos (PLang, De Sp. Ac. scriptis, Diss. Bonn 1911), dem dann (339—314) Xenokrates folgte. Wir können das menschlich verstehen. Das Weltbild, das Platon im Timaios zeichnet, sowie die ganzen metaphysischen Spekulationen der letzten Periode zeigen zudem in ihrer halb mathematischen, halb mystischen Zuspitzung eine solche enge Verwandtschaft mit den Lehren dieser Schüler und Mitarbeiter, daß es als ein Vorurteil erscheinen muß, darin Platon nur als den Gebenden zu sehen. Ich zweifle nicht, daß jenen ein wesentlicher Anteil an der positiven Umgestaltung der Lehre zukommt, wie dem Aristoteles u. a. in mehr negativem Sinne durch seine einschneidende Kritik, zu der Platon selbst mehrfach, besonders im Parmenides (PNatorp, Philos. Monatsh. XI [1893] 62 ff.) Stellung nahm. Man bedenke nur, daß Xenokrates (geb. 396) bei Platons Tode fast 50 Jahre alt und Speusippos noch älter war, die grundlegende Durchforschung der Probleme also von ihnen lange vorher in Angriff genommen worden war. Spuren von Rückwirkungen seiner Schüler hat man in einem Falle auch äußerlich nachwei-

viele meteorologische Erscheinungen. Die vulgäre physikalische Anschauung von den vier Elementen behielt er bei, nahm aber Übergänge an und schied dafür die vier Zustände Wärme, Kälte, Feuchtigkeit und Trockenheit; erst Theophrast war auf dem Wege, all diese Anschauungen durchgreifend umzugestalten. Ar. selbst postulierte ein fünftes, wesensungleiches Element (Quintessenz), den Äther.

Das in der Zoologie und zahlreichen zoologisch-anatomischen und physiologischen Abhandlungen und Monographien niedergelegte Material ordnete und erklärte er nach festen Gesichtspunkten. Die Resultate, namentlich für den Menschen, enthält sein Werk über die Seele. Diese ist ihm das Lebensprinzip, was freilich in der wunderlichen Definition 'erste Erfüllung des natürlichen Körpers, der potentiell Leben hat' nicht deutlich wird (ein Seitenstück bildet etwa Xenokrates' Definition 'Seele ist die sich selbst bewegende Zahl'). Den Übergang vom Unorganischen zum Organischen durch generatio aequivoca nimmt Ar. ohne weiteres an: fossile Fische dienen als Belege. Die niedrigste Stufe nehmen die Pflanzen ein mit ihrem Ernährungs- und Wachstumsvermögen (θρεπτικόν). Das Tier besitzt auch das dreifache Vermögen der Wahrnehmung, des Fühlens und Begehrens und der Platzveränderung; der Mensch dazu den Verstand. Das Zentrum der animalischen Seele ist das Herz, wohin die Blutkanäle führen, der Sitz der Empfindungen; das Gehirn kühlt nur das Blut. Die anatomischen Anschauungen des Ar. wurden noch zu seinen Lebzeiten durch die rastlos fortschreitende Wissenschaft (Praxagoras u. a.) überholt. Aber die großartige Konzeption der Zoologie steht noch heute, trotz Linné, in Ehren, und Einzelheiten, die Ar. wußte und berichtete, ohne Glauben zu finden, sind noch im Laufe des letzten Jahrh. wieder entdeckt worden.

Die Lehre von den Sinneswahrnehmungen ist ganz auf empirisches Material gestützt und hat sich frei gehalten von der materialistischen Hypothese der stofflichen Ausstrahlungen. Zur Vermittlung dienen den einzelnen Sinnen Luft, Wasser usw. Zur Anschauung von Bewegung, Gestalt, Größe, Zahl führt die Gemeinsamkeit mehrerer Sinne. Der Sinneseindruck (φαντασία) ist eine schwache Empfindung. Durch ihr Haftenbleiben entsteht unwillkürlich das Gedächtnis und, absichtlich zurückgerufen, die Erinnerung. Durch die Empfindungen wird das Begehren hervorgerufen. Der menschliche Verstand, der präexistent und ewig ist und von außen her in den Leib gekommen ist, zeigt sich je nachdem mehr nach der theoretischen oder der praktischen Seite entwickelt: die Denkkraft (λόγος) will absolute Wahrheit haben, der praktische Verstand (διάνοια) erstrebt relative Wahrheit zum Erstreben und Meiden praktischer Ziele, und ihm untersteht auch das Bilden (ποιεῖν) und die Kunst. Die Grundzüge einer brauchbaren Erkenntnistheorie sind damit gegeben. In Einzelheiten sind freilich Herakleides und Straton weiter gekommen, besonders in der Akustik und Optik. |

Ethik. Die vernünftige Tätigkeit der Seele ist tugendhaftes Handeln und damit Glückseligkeit, lehrt die Schule echt sokratisch in der 'Eudemischen' Ethik, während das Gute ganz platonisch die oberste Stelle einnimmt in der 'Nikomachischen' Ethik. Durch den λόγος ist dem Menschen sein Ziel gegeben, das höchste Gut, soweit es erreichbar ist; aber die äußeren Güter kann er neben der Tugend niemals entbehren, sowenig wie das Drama die Szenerie. Die Vollendung des Strebens nach Glückseligkeit zeigt sich in einem Lustgefühle, das der Ruhe nach der Tätigkeit gleichkommt; das höchste Lustgefühl besteht im Forschen und Wissen. Die Einheit der Tugend, die Eukleides doktrinär-rationell gegen Antisthenes verfochten hatte (S. 390 f.), gab Ar. endgültig auf: Tapferkeit besteht auch ohne Einsicht, z. B. bei Kindern und Hunden. Somit scheiden sich die Tugenden in zwei Arten: die verstandesmäßigen, die natür-

der Seele ließen sich prachtvoll in der Romanform darstellen. Aber man tut dem Verfasser bitter unrecht, wenn man ihn um dieser Form willen aus der Reihe der eigentlichen Philosophen streichen will.

Freilich hat die ältere Akademie den Aristoteles nur wenig, in einigen Zügen (z.B. dem Pantheismus Speusipps) die älteste Stoa angeregt, erst nach Jahrhunderten auch Poseidonios und dann den Platonismus der Kaiserzeit ausgiebig befruchtet. Die Metaphysik überwucherte bereits alles und erstickte scheinbar viele lebenskräftige Triebe; auch die Naturwissenschaften fanden nur noch traditionelle Achtung und lieferten Material für die Systematik (RE. II 1027. PLang). Sehr viel war greisenhaft und fand bei den Jüngeren kein Verständnis. Mit Xenokrates' Tode ging es mit der Schule reißend bergab. Polemon und seine Schüler, die bisweilen schon zur mittleren Akademie gerechnet werden, fanden sich in der Metaphysik nicht mehr zurecht und verschmähten auch die logische Ausbildung. Somit trat eine Beschränkung auf ethische Probleme und politische Tätigkeit ein. Diese der Forschung fremde, ja feindliche Stimmung spiegelt ein Dialog aus Platons Nachlasse, 'Die Nebenbuhler', wider (GWerner, De Anterastis dial. pseudoplat., Diss. Gieß. 1912). Einen Höhepunkt dieser popularwissenschaftlichen, halb religiösen Literatur bildeten die Schriften Krantors: sein goldenes Büchlein über die Trauer half manche Träne trocknen, noch Jahrhunderte hindurch (FrKayser, De Crantore Ac., Diss. Heidelb. 1841 u. a.). Vielleicht entstammen demselben Kreise auch Theages und Alkibiades II über das Gebet (HBrünnecke, De Alcib. II., Diss. Gött. 1912).

2. Aristoteles und seine Schüler

Alle Schüler Platons überragte bei weitem Aristoteles aus Stagiros in Makedonien, an nüchternem Verstande und Gedächtniskraft dem Meister selbst entschieden überlegen, an Organisationstalent und Universalität ihm mindestens ebenbürtig, und dabei um eine reiche Materialsammlung in allen Zweigen der Wissenschaft bis in die kleinsten Einzelheiten verdient. Für sein Leben und seine Schriften verweise ich auf meinen Artikel 'Aristoteles' in RE. II 1012ff. und im allgemeinen auf Zeller II 2 und ThGomperz, Griech. Denker III, Wien 1909.

Die Persönlichkeit des Aristoteles. A. (384–322/1), ein Altersgenosse des Demosthenes, an den er auch im Äußeren erinnerte (sein Porträt hat FStudniczka bei JBernoulli, Griech. Ikon. II 94ff. nachgewiesen), war mit 17 Jahren zu Platon gekommen und hatte sich in zwei Jahrzehnten als Verfasser von Dialogen sowie als vielseitiger und gründlicher Forscher und Lehrer hervorgetan, ohne sich an die Gedankengänge zu binden, die den alternden Platon mehr und mehr ausschließlich beschäftigten: gerade die von diesem liegengelassenen Gebiete wie Rhetorik und Literaturgeschichte sowie Meteorologie und andere große Teile der beschreibenden Naturwissenschaften und Anthropologie eröffneten seinem Sammeleifer und Spürsinne ein ungeheures Feld der Tätigkeit. Dabei zeigte er sich so wenig durch Schulvorurteile befangen, daß er wie den Leistungen des Platon verhaßten Isokrates so auch den Forschungen Demokrits, von dessen Lehren vor Ar.' Eintritt in der Akademie keine Spur aufzufinden ist, völlige Gerechtigkeit widerfahren ließ, und daß er sogar die Ethik von dem hedonistischen Standpunkte des bald nach Ar. zu Platon gekommenen Eudoxos aus zu begreifen versuchte (Nik. Eth. VII 12ff., eine Kritik steht X 1ff.). So hat er auch die wichtigsten metaphysischen Lehren Platons auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen kein Bedenken getragen und seine triftigen Einwände gegen die Ideenlehren dem großen Publikum in mehreren Dialogen vorgelegt. Man wird sein Bekenntnis, daß ihm die Wahrheit lieber sei als seine Autorität Platon (Nik.

Eth. I 4 nach Phaidon 91 C), nicht als einen Mangel an Pietät rügen wollen, aber in diesen in der Öffentlichkeit wiederholten Angriffen war Rechthaberei unverkennbar: er selbst verteidigte sich gegen diesen Vorwurf in seinen Dialogen (fr. 8). Eine eigentliche Verständigung mit Platon war in diesem wichtigsten, dem Schulleiter fast heilig gewordenen Lehrstücke nicht anders möglich, als daß der Prophet dem kühlen, rücksichtslosen Kritiker wich und ihm ein Stück seines Lebens mit blutendem Herzen opferte; er fand dabei willige Unterstützung bei seinen alten Mitarbeitern, die mit ihm retteten, was noch zu retten war (S. 402 f.). Kein Wunder, daß er in dieser Unterstützung den alten Geist der Akademie sah und ihre Zukunft nicht dem Stürmer anvertrauen mochte, der die von ihm verworfenen Bausteine hervorsuchte und den Eckstein des Gebäudes, wenngleich mit guten Gründen, verwarf. Andere Akademiker, wie Herakleides und der jugendliche Theophrast, schlossen sich dem Aristoteles enger an; und als er 347 nach der Wahl Speusipps mit Protest Athen verließ, begleitete ihn der vermittelnde Xenokrates nach Assos, in das Gebiet eines gemeinsamen Freundes, des Dynasten Hermeias von Atarneus († 342); dann folgte ihm Theophrast auch an den Hof nach Pella, als Ar. 343 die Erziehung Alexanders übernahm.

Aristoteles' Vater Nikomachos war bereits Leibarzt des makedonischen Königs Amyntas II. gewesen. Jetzt übernahm der Sohn die weltgeschichtlich bedeutende Aufgabe: der größte Forscher und Gelehrte des Altertums wurde der Lehrer des künftigen größten Feldherrn und Staatsmannes. Dazu berief ihn der Menschenkenner Philipp, der selbst jeder höheren griechischen Bildung bar war. Aber in der Nähe dieses welterfahrenen, rücksichtslosen Realpolitikers, der sein kleines Ländchen zu einer Weltmacht umgestaltet hatte und nun in einem Nationalkampfe aller Griechen gegen den alten Erbfeind alle Gegensätze zu vereinigen gedachte, mußten dem Ar. die Augen aufgehen für das Elend der griechischen Kleinstaaterei und die Größe eines starken Einheitsstaates, der freilich ganz anders als Platons Idealstaat aussah. Ar.' lebhafter Sinn für das Reale, den er bisher auf medizinisch-naturwissenschaftlichem Gebiete bewährt hatte, erstarkte und erweiterte sich dadurch: er begann seine Aufmerksamkeit weit umfassender, als es Platon in den Gesetzen getan hatte, den Verfassungszuständen der griechischen Staaten und ihrer Geschichte zuzuwenden, zur Unterlage seiner eigenen Theorien. Regelmäßigen Unterricht wird er nur wenige Jahre hindurch erteilt haben, sicher nicht einmal bis zur ersten Waffentat Alexanders bei Chaironeia (338). Um so ungestörter konnte er für sich arbeiten. Erst nach Philipps Ermordung und Alexanders Thronbesteigung überzeugte er sich, daß der βίος πρακτικός und θεωρητικός im Leben unvereinbar sind, verzichtete also darauf, den flügge gewordenen jungen Adler bewachen zu wollen, und kehrte Ende 335 mit Theophrast in seine zweite Heimat Athen zurück, um hier noch zwölf Jahre eine äußerst fruchtbare Lehrtätigkeit zu entfalten. Nach Alexanders Tode forderte die antimakedonische | Partei den Kopf seines früheren Erziehers, der mit dem Welteroberer stets in Beziehungen geblieben war: Ar. flüchtete und starb ein Jahr darauf (322/1) eines natürlichen Todes in Chalkis auf Euboia.

Schule und Schüler. Organisation der Wissenschaft. Wer in Athen den Ar. hören wollte, mußte in die Hallen des Lykeion gehen, eines dem Apollon Lykeios geweihten Gymnasions im Nordosten der Stadt. Mit seinen eigentlichen Schülern zog sich der Forscher zur Arbeit in ein in der Nähe gemietetes Grundstück zurück, dessen verdeckte Halle (περίπατος, es waren genauer eine στοά und ein στοΐδιον) der Schule den Namen gab; eine kleine naturwissenschaftliche Sammlung, vielleicht die erste ihrer Art, und eine Privatbibliothek waren in einem den Musen geweihten

Gebäude untergebracht, dem Μουcεῖον. In größerem Maßstabe haben später die Ptolemäer diese Einrichtungen nach den Angaben des Demetrios in Alexandreia wiederholt (Bd. I² 6 f.), und sie sind dadurch für das ganze Altertum, auch für christliche Klöster, vorbildlich geworden. Zu diesen Einrichtungen gehörten auch die bereits in der Akademie gepflegten geselligen Zusammenkünfte, für die Ar. selbst einen Komment (νόμοc cυμποτικόc) verfaßte. Bei dem räumlich und geistig engen Zusammenleben der Kommilitonen (cυμφιλοcοφοῦντεc) war das eine notwendige Ergänzung des Gelehrtenlebens, das den Peripatetikern freilich ohnehin nicht Mühe und Arbeit war, sondern als höchster Genuß erschien, also potenziertes Ausleben des in Platons Gorgias vorgezeichneten βίοc θεωρητικόc.

Wie in der Akademie die älteren und fähigeren Schüler aus Lernenden zu Lehrenden und Mitforschern wurden, so auch im Lykeion, nur daß die Arbeitsteilung hier nach einem einheitlichen Plane durchgeführt wurde. Eine großartige 'Organisation der wissenschaftlichen Arbeit' führte in Platons Akademie viele ausgezeichnete Geister zu intensiver Erforschung derselben oder verwandter schwierigen Probleme; sie mußte im Peripatos gemäß dem erweiterten Endziele, der Bearbeitung der gesamten menschlichen Wissensgebiete, ausgestaltet werden. Diese zwiefache Organisation ist uns unvergleichlich schön von HUsener, Preuß. Jahrb. LIII (1884) 1 ff. = Vortr. u. Aufs., Lpz. 1907, 67 ff. geschildert. Ar. behielt sich selbst neben mancherlei Materien die Oberleitung vor, und außer seinen eigenen Werken gingen auch manche gemeinsamen Arbeiten unter seinem Namen in die Welt hinaus, wie die Politien, andere werden mehreren Verfassern zugeschrieben, noch andere, wie die Botanik, liefen nur unter dem Namen des letzten Bearbeiters oder blieben namenlos, so die 'Große Ethik'. Den Begriff des geistigen Eigentums kannte man im Peripatos noch weniger als sonst im Altertume: auf die Sache kam alles an. Auf allen Gebieten verlangte der Leiter eine umfassende Sammlung des tatsächlichen Materiales, das dann nicht nur philosophische, sondern auch historische Schlüsse zu ziehen zuließ, sei es über die Geschichte einer Verfassung, sei es über die Geschichte der Rhetorik oder eines physikalischen Problems. Vom Standpunkte des konstruierenden Philosophen aus sollten sie eigentlich alle Vorarbeiten sein, in Wirklichkeit war freilich die tiefere Erklärung oder die Formel lange, bevor das empirische Material gesammelt vorlag, gefunden und oft auch schon in den Lehrvorträgen, wenn nicht gar in herausgegebenen Schriften, bekanntgemacht. Manche Sammlung wurde erst nach Aristoteles' Tode fertig, als man anfing, auch seine nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Kollegheíte mit allen Dubletten und Widersprüchen zu vervielfältigen, um diesen Schatz nicht zu vergraben.

Sein ältester und treuester Schüler, der nach seinem Tode die Leitung der Schule übernahm, war Theophrastos von Lesbos (372/0—278/6). Er wird oft mit | Ar. zusammen als Verfasser naturwissenschaftlicher Schriften zitiert. Erhalten ist die von Ar. ihm überlassene Botanik, in zwei große Werke (die Ἱcτορία und die Αἴτια φυτῶν) geteilt, eine Skizze der Mineralogie und andere naturwissenschaftliche und medizinische Schriftchen, nicht Fragmente, zu denen B. IX der Tierkunde und große Stücke der Probleme hinzukommen, das erste Buch seiner Metaphysik und eine kleine Spielerei, die ethischen Charaktere. Eine Art Vorgeschichte Griechenlands vom Standpunkte des Vegetariers gab er in seiner Schrift über die Frömmigkeit, die nach JBernays' glänzendem Nachweise (Th. Schr. ü. Fr., Berl. 1866) bei dem Neuplatoniker Porphyrios (S. 448) größtenteils erhalten ist. Epochemachend war seine Geschichte der Naturwissenschaft in 18 B. (Φυcικῶν δόξαι), von HDiels mustergültig aus den späteren Bearbeitungen hergestellt (Doxographi Gr., Berl. 1879). Sehr

wichtig waren auch seine 24 B. 'Gesetze' und die 'Politik der freien Hand'. Seine zur Ergänzung der aristotelischen Rhetorik dienenden Stillehren haben das ganze Altertum beeinflußt. An Vielseitigkeit hat Th. beinahe den Aristoteles erreicht, nicht an Entschiedenheit des Urteils und Straffheit der Darlegung. Ein ziemlich vollständiger alphabetischer Katalog seiner zahlreichen Schriften aus der alexandrinischen Bibliothek ist uns nebst Nachträgen erhalten (Diog. L. V 42f., vgl. Bd. I^2 20f.).

Eine genügende Ausgabe der Werke Th.s fehlt, am besten ist die von JGSchneider, 5 Bde., Lpz. 1818ff. Einzeln ed. haben die Metaphysik HUsener (de prima phil., Ind. lect. Bonn 1890), Π. πυρός AGercke, Greifsw. Univ. Beil. 1896, Π. αἰcθήcεων HDiels, Doxogr. 499ff., La storia delle piante FFMancini, Roma 1901, Χαρακτῆρες HDiels, Oxf. 1909 und mit Komm. Philol. Gesellsch., Lpz. 1897. Lehrreich sind die Untersuchungen von GHeylbut, De Th. libris π. φιλίας, Diss. Bonn 1876, und MHoppe, De M. T. Ciceronis Laelii fontibus, Diss. Bresl. 1912 (Th., nicht Ar., im Laelius verwertet, vgl. auch Bd. I^2 76. 84). LBock, Ar. Th. Seneca de matrimonio, Diss. Lpz. 1908; zuletzt EBickel in Diatribe in Sen. phil. fr., Lpz. 1915. HJoachim, De Th. ll. π. ζῴων, Diss. Bonn 1892, und Dittmeyer über [Ar.] Zool. IX. HRabe, De Th. ll. π. λέξεως, Diss. Bonn 1890. Fragm. π. λ. ed. AugMayer, Lpz. 1910 (zügellos). Glänzend HBretzl, Botan. Forsch. des Alexanderzuges, Lpz. 1903. Das Studium solcher Untersuchungen leitet gut zu Aristot. selbst hinüber. Zu empfehlen sind auch die Untersuchungen über einen angeblichen Streit des Th. mit Zenon über die Ewigkeit der Welt: EZeller und ENorden und gegen die Annahme HvArnim (zuletzt Jahrb. f. Phil. CXLVII [1893] 54ff.); vgl. S. 437f.

Eudemos von Rhodos, nach dem eine Bearbeitung der Ethik (neben der 'Nikomachischen' des Aristoteles und der 'Großen Ethik') benannt ist, war ein sehr gelehrter Mathematiker und Physiker (Fragm. ed. LSpengel, ^{2}Berl. 1870; Artikel E. 11 in RE. VI 895ff. von EMartini). Seine Geschichte der Theologie und noch mehr die der Mathematik wurde grundlegend für die Folgezeit. Aristoteles' Physik gab er aus dem Nachlasse heraus, in ihrem unfertigen Zustande, dem er nur mit leichter Hand hier und da aufhalf (HDiels, AbhAkBerl. 1882); brieflich erkundigte er sich bei Theophrast nach dem Wortlaute einzelner Stellen. Er lebte also auswärts, wohl in seiner Heimat, lehrte hier mit dem Stabe in der Hand und prophezeite die Wiederkehr genau derselben Situation im Anschlusse an pythagoreische Glaubenssätze. Für einen Peripatetiker war diese Hinneigung zur religiösen Mystik bemerkenswert.

Dikaiarchos von Messana (Fragm. ed. MFuhr, Darmst. 1841; Artikel D. 3 in RE. V 546ff. von EMartini) führte auf mannigfachen Reisen sorgfältige Höhenmessungen aus und wurde der Begründer einer mathematischen Geographie. Seine griechische Kulturgeschichte (Βίοc Ἑλλάδοc) entwarf prächtige Bilder der Vorzeit vom goldenen Zeitalter an, weit umfassender als Theophrasts Ausschnitt; sie wurde später vielfach bewundert, z. B. von Varro, war übrigens nicht frei von Kompromissen zwischen rein naturwissenschaftlicher Anschauung und theologischer Konstruktion. D. war auch Mitarbeiter des Ar. an den Didaskalien und Politien. Sein 'Tripolitikos' empfahl eine aus Monarchie, Aristokratie und Demokratie gemischte Verfassung.

Die Geschichte der Medizin hat Menon bearbeitet, dessen Werk später den medizinischen Pandekten des Oreibasios zugrunde lag: es ist in einer Bearbeitung | auf einem Londoner Papyrus zutage gekommen (Anon. Lond. ed. HDiels, Suppl. aristotelicum III 1, Berl. 1893).

Aristoxenos von Tarent (WMahne, Diatribe de A. phil., Amsterd. 1793. vJan, Ar. 7 in RE. II 1057ff.) bearbeitete die Musik oder vielmehr die Harmonik und Rhythmik, auf akustische Messungen zurückgehend. Seine Theorien hat der geniale RWestphal als Evangelium behandelt und dadurch in Mißkredit gebracht (Westphal-Saran, Ar. übers. und erl., Lpz. 1883 u. 93. Ἀρ. ἁρμον. cτοιχεῖα ed. HSMacran, Oxf. 1902). A. war ein leidenschaftlicher Anhänger des Pythagoras und seiner Schule, scheint dagegen in verbissener Engherzigkeit blind gegen die Größe eines Sokrates oder

Platon gewesen zu sein, denen er borniert oder verleumderisch etwas anzuhängen versuchte. Damit kam der Klatsch in den Peripatos hinein. Vgl. IMewaldt, De Aristoxeni Pythagoricis sententiis et vita Pyth., Diss. Berl. 1904. AvMess, RhMus. LXXII (1916) 79 ff.

Der Historiker Kallisthenes, Aristoteles' Neffe, der später Alexander auf seinem Heereszuge begleitete, hatte mit dem Oheim zusammen die Geschichte der pythischen Spiele (Πυθιονῖκαι) bearbeitet; die Delphier verewigten das Werk auf Stein und ehrten beide Verfasser (DittenbergerSyll. I[3] 275). Vgl. FDümmler, Zu d. hist. Arbeiten der Perip., Kl. Schr. II 463.

Der spekulativen Philosophie stand auch Demetrios von Phaleron fern, einer der fruchtbarsten Schriftsteller im Peripatos und zugleich praktischer Staatsmann (D. 85 in RE. IV 2817 ff. von EMartini). Seine attische Archontenliste (vgl. z. B. bei Dion. Hal. Dein. 9 ein Stück von 361 bis 292) war die Grundlage für alle chronologischen Bestimmungen der Folgezeit. In seinen literarhistorischen Sammlungen (Äsopische Fabeln, Sieben Weise) und Untersuchungen berührte er sich mehr mit Herakleides als mit Aristoteles. Seine politischen Werke behandelten aktuelle Fragen, nicht gerade als Flugschriften, aber noch weniger rein theoretisch, sondern mit eingehenden Referaten und zeitgemäßen Vorschlägen. Hatte doch er allein von allen Peripatetikern die Möglichkeit, ein Jahrzehnt lang als Regent Athens unter makedonischer Oberhoheit die Umsetzung der Theorie in die Praxis zu erproben (317/16—307). Diese Aufgabe hatte freilich Ar. nicht voraussehen können. D. stiftete vielerlei Gutes, wirkte z. B. auf Sitteneinfachheit hin; merkwürdig ist, daß er einen gegen die Philosophenschulen gerichteten Gesetzesantrag des Sophokles ruhig einbringen und die um ihr Leben Besorgten außer Landes gehen ließ (vor 314/3): auf legalem Wege, durch die γραφὴ παρανόμων eines Peripatetikers, wurde nach Jahresfrist die Gefahr beseitigt. Auf legalem Wege sicherte Demetrios auch den Besitzstand des Peripatos durch Kauf, was die Metöken Aristoteles und Theophrast rechtlich nicht konnten. Endlich war er es, der am Ende seines Lebens als Ptolemaios' I. († 283) Ratgeber in Alexandreia Bibliothek und Museum nach dem Muster des Peripatos einrichtete.

Ganz neue Aufgaben stellte sich auch, obwohl in ganz anderer Richtung, der Physiker Straton von Lampsakos, der Schüler und Nachfolger Theophrasts, der den Ar. selbst schwerlich noch gehört hat: er starb 270/68. Vor Übernahme der Schulleitung (288/6) war er Erzieher des Ptolemaios II. Philadelphos gewesen und stand in Beziehungen auch zu dessen Schwester und späteren Gemahlin Arsinoe (ein Trostschreiben an sie 279 v. Chr.). Mit Dikaiarchos leugnete der Materialist die Unsterblichkeit der Seele und bildete die Lehre von der Lebenskraft aus, die erst vor einem Jahrhundert endgültig abgetan worden ist. Aus seiner Schule stammen [Arist.] Zoologie B. X (Ὑπὲρ τοῦ μὴ γεννᾶν) und die 'Mechanischen Probleme', von seiner Hand das Fragment Π. ἀκουστῶν. Für die Geschichte der Technik epochemachend waren die Εὑρημάτων ἔλεγχοι, vgl. dazu HDiels, Laterculi Alexandrini aus einem Papyrus Ptolemäischer Zeit (AbhAkBerl. 1904). Einzig aber steht er im Altertume da durch seine Experimente. Mit Albert Langes 'Geschichte des Materialismus' hatte man allgemein geleugnet, daß das Altertum und Mittelalter das Experiment überhaupt gekannt hätten, und wirklich sind Spuren davon nicht | einmal für Demokrit nachgewiesen. Nun hat aber HDiels den Nachweis erbracht (S. Ber. Berl. Ak. 1903, 101 ff.), daß nicht nur die hellenistische Technik der Automaten, Windbüchsen usw. unmittelbar durch Straton veranlaßt worden ist, sondern daß er fast genau die Versuche angestellt hat, mit denen die moderne Physik Lavoisiers wieder einsetzte. Ebendiese mußten ihn berechtigen, mit den alten Anschauungen von

übernatürlichen, göttlichen Kräften zu brechen und dafür eine mechanisch wirkende Naturkraft einzusetzen, mit Demokrit und Herakleides. Dann flaute die philosophische Spekulation ab, das Interesse wendete sich den exakten Wissenschaften, wenn nicht der Moral und Popularphilosophie zu. Großen Gewinn zog die Technik noch mehrere Jahrhunderte aus Stratons exakten Untersuchungen. Aber auffallenderweise wurden sie nicht das Sprungbrett für ganz neue Forschungen, sondern blieben bei den eigentlichen Gelehrten unbeachtet: um 2000 Jahre war dieser selbständigste Geist des Altertums der Zeit vorausgeeilt.

Die gegebene Übersicht zeigt die Vielgestaltigkeit der Interessen im Peripatos und würde, vervollständigt auch durch Ar.' eigene Arbeiten, eine Allseitigkeit der wissenschaftlichen Studien ergeben und die stolze Überzeugung des Meisters rechtfertigen, daß in zwei Generationen das ganze Gebäude der Wissenschaft unter Dach und Fach gebracht sein werde. Zur Einschränkung dieser von ihm wiederholt ausgesprochenen Erwartung dient, daß er keineswegs beruhigt die Hände in den Schoß legen wollte, wenn er irgendeine Disziplin schwarz auf weiß beschrieben sah, sondern daß er selbst nach Ausweis seiner Kollektaneen immer wieder die Materie durchgedacht und oft genug sogar an den Grundlagen gerüttelt hat. Und wie der Meister, so die Schüler: die heterogensten Lehren wurden von ihnen gelehrt, von der frömmsten Frömmigkeit bis zum krassesten Materialismus, alles schien im Flusse, und nicht einmal die Forschungsmethoden wollten auf die Dauer genügen. Es ist daher beinahe rätselhaft, wie mit dem Tode Stratons auf einmal die hochgespannten Kräfte versagten und die intensive Forschung plötzlich aufhörte, als ein unbedeutender jugendlicher Nachfolger die Leitung übernahm. Wahrscheinlich hat der Physiker selbst sich zu sehr spezialisiert und über den eigenen Experimenten die Gesamtheit der Schule aus den Augen verloren. Und diese, der keine neuen Probleme mehr gestellt wurden, konnte sich der bequemen Überzeugung hingeben, daß das gewaltige Programm des Schulstifters ja ausgeführt worden sei.

Schriften und Lehre des Aristoteles. Die Riesenarbeit des Meisters selbst in Kürze zu schildern ist fast unmöglich. Seine erhaltenen Werke allein sind erdrückend zahlreich. Darunter sind freilich mehrere Pseudepigrapha. Aber es fehlen fast sämtliche von Ar. selbst herausgegebenen Schriften, darunter die ganzen Politien, bis auf die jetzt in einem Papyrus gefundene Verfassung Athens, und die Dialoge, die Cicero fast allein hatte und nachbildete mit Einschluß der Vorreden, in denen der nüchterne Ar. persönlich das Wort ergriff.

Ed. der Berl. Akad. von IBekker u. a., Berl. 1831 ff., jetzt überholt, so Bd. I u. II (Text) durch Spezialausgaben der meisten Werke, vgl. RE. II 1039 ff.; in Bd. V der mustergültige Index Arist. von HBonitz, die Fragmente von VRose, jetzt [3]Lpz. 1886. Eine Erklärung dafür, was sich erhalten hat und was nicht, gibt die Geschichte des jüngeren Peripatos, namentlich die Reaktion des Andronikos auf die vorangegangene Indolenz (S. 443). Als Schriftsteller gehört Ar. in die Lit.-Gesch., inhaltlich sind die ausgefeilten ἐκδεδομένοι λόγοι nicht zu trennen von den nicht für Buchausgaben bestimmten Lehrschriften (ὑπομνήματα, Kollektaneen und Kolleghefte). Besonders hervorgehoben sei von den Dialogen und den ihnen verwandten Schriften (JBernays, Die Dialoge des Ar., Berl. 1863) nur der Προτρεπτικός, der in seiner Urform auf Cicero und den Neuplatoniker Iamblichos (IBywater, Journ. of Phil. II [1869] 55 ff. grundlegend) und in Ciceros freier Bearbeitung 'Hortensius' bedeutenden Eindruck selbst noch auf christliche Denker ausgeübt hat (HUsener, RhMus. XXVIII [1873] 382 ff. = Kl. Schr. III 11 ff. und GGA. 1892, 9 f. HDiels, ArchGeschPhilos. I [1888] 477 ff., auch DOhlmann, De S. Augustini dialogis, Diss. Straßb. 1897, und allgemeiner PHartlich, Exhortat., Lpz. Stud. XI [1890]). Die gelegentlich von Ar. zitierten ἐξωτερικοὶ λόγοι hat man schon im | jüngeren Peripatos mit den Dialogen zusammengeworfen, indem man daneben sogar an esoterische Geheimlehren dachte: aber es sind außerhalb der Schule angestellte Erörterungen, Sätze, Lehren (HDiels, S.Ber.Berl.Ak. 1888, 477 ff. gegen JBernays, vgl. RE. II 1034 und zu den Dialogen im allgemeinen II 1035 ff.).

Die Lehre des Ar. erscheint auf den ersten Blick den platonischen Dialogen gegenüber als eine völlig neue, sowohl in der strengen, oft allzu knappen Formulierung und der Einfügung des Einzelnen in eine wohlgeordnete Systematik wie auch wegen stärkerer inhaltlicher Abweichungen. Aber man überzeugt sich leicht, daß auch die Dialogform mit ihren kunstvolleren Ausführungen gelegentlich feste Kernstücke platonischer Systematik enthält, die gelehrte Terminologie aber absichtlich vermeidet. Und an manchen Speziallehren wie der τεχνῶν συναγωγή im Phaidros und an der poetischen μίμησις im Phaidros und Staate erkennt man deutlich, wie treu Ar. in seinen rhetorischen Schriften und der Poetik seinem alten Lehrer gefolgt ist. Aber im Aufdecken solcher Beziehungen hat die Forschung noch vieles zu leisten. Man darf sich nicht abschrecken lassen durch die abstrakten Formeln z. B. in der Metaphysik: dieses Erfinden fast unverständlicher Kunstausdrücke und Definitionen (vgl. z.B. S. 412f.) war die Stärke und zugleich eine Schwäche des Ar., die man in Kauf nehmen muß. Sachlich hat er die mystischen Extravaganzen Platons mitleidslos gestrichen, dabei auch die Sonderexistenz der Ideen, und andererseits, durch die Lektüre Demokrits u. a. und seine eigene Naturforschung angeregt, manche Einzellehre dem Systeme eingefügt. Aber im Grunde wollte er nichts, als was auch Xenokrates, nur unselbständiger, versuchte: mit Ausscheidung unsicherer Elemente Platons Lehren systematisch darstellen, dabei die Geschichte der einzelnen Wissenschaften berücksichtigen und durch Heranziehen empirischen Materials ergänzen, das Erreichte aber nicht umändern, sondern auf eine breitere Basis stellen. Er bezeichnete sich sogar selbst noch lange Zeit als Akademiker.

Logik. (Vgl. HeinrMaier, Die Syllogistik des Ar., 3 Bde., Tüb. 1896 u. 1900). Der eigentlichen Philosophie schickt Ar. Untersuchungen über das Denken (das von seinem ontologischen Inhalte keineswegs losgelöst ist) voraus, die später von den Ordnern seiner Schriften zu dem Organon zusammengefaßt worden sind. Diese Methodologie ist für alle Zeiten grundlegend geworden. Ar. hat den 'Schluß' unter diesem Namen (συλλογισμός) in die Wissenschaft eingeführt, gezeigt, daß er auf der Verknüpfung zweier Urteile beruht, und seine drei Hauptformen (σχήματα) bestimmt. Jedes Urteil tritt in dem sprachlichen Gewande einer positiven oder negativen Aussage (κατάφασις, ἀπόφασις) auf. Gegensätzliche Aussagen bringen kontradiktorische Gegensätze (ἀντιφάσεις), und von ihnen gilt der Satz des ausgeschlossenen Dritten ('gerecht' oder 'ungerecht' — tertium non datur). Dagegen sind konträre Gegensätze (ἐναντία) wie 'weiß' und 'schwarz' unklar. Auch Platon, der im Protagoras auf sie einen Fehlschluß gründete, indem er die Einheit der Tugenden aus dem Zusammenfallen der entgegenstehenden Laster beweisen wollte, schied seit dem Symposion die beiden Arten von Gegensätzen. Von kontradiktorisch entgegengesetzten Aussagen kann stets nur eine wahr sein: das ist der Satz des Widerspruches, der eine große Sicherheit des Urteils verbürgt.

Zur Verknüpfung zweier Urteile bedarf es eines gemeinsamen Begriffes, des μέσος ὅρος, z. B. des Baumes in der Schlußfolgerung:

Obersatz: jeder Baum ist eine Pflanze
Untersatz: jede Eiche ist ein Baum
Schluß: jede Eiche ist eine Pflanze.

Voran steht, auch heute noch, das allgemeinere Urteil; das erklärt sich aus der griechischen Ausdrucksweise: παντὶ τῷ A ὑπάρχει τὸ B 'dem Gesamtbegriffe Pflanze kommt zu, gehört an der Begriff Baum', παντὶ τῷ B ὑπάρχει τὸ Γ. In dieser Hauptform ist der Mittelbegriff einmal Subjekt, dann Prädikat; er kann aber auch beide Male Subjekt oder beide Male Prädikat sein. Das Schlußverfahren ist ein allgemeines

und allgemein gültiges, der Schluß notwendig wahr, wenn die Vordersätze wahr sind. Unmittelbare Gewißheit hat unsere Vernunft (νοῦς) nur von den höheren Begriffen, nicht von den Einzelwesen der Sinnenwelt. Darum ist die Deduktion von dem πρότερον τῇ φύσει aus das Ursprünglichere und Sichere, die eigentlich wissenschaftliche Schlußfolgerung aus allgemein Zugestandenem (ἐξ ἐνδόξων): dies steht auch in der Hauptform voran. Das ist echt platonisch, aber nicht sokratisch.

Umgekehrt steigt die Induktion (ἐπαγωγή) von dem Einzelnen, dem πρότερον πρὸς ἡμᾶς, zu dem Allgemeinen auf. Sie ist zwar sinnfälliger und deutlicher, aber, wenn auch vollständig, doch weniger streng: ihre dialektischen Schlüsse (ἐπιχειρήματα) erzielen nur Wahrscheinlichkeit, wie besonders das ἐνθύμημα der Rhetorik. Unvermeidlich ist das epagogische Verfahren anfänglich bei der Begriffsbestimmung oder Definition (ὁρισμὸς οὐσίας), solange nämlich das Material selbst beschafft wird. Das für einen Begriff, z. B. das Gute, ermittelte Wesen heißt τὸ ἀγαθῷ εἶναι, oder allgemeiner das Wesen jedes Gegenstandes, nach dem gefragt wurde: τὸ τί ἦν εἶναι (der Fragesatz für den Dat. poss.). Das wirkliche Wesen wird übrigens erst durch die nach den Ursachen forschende Deduktion erschlossen, sind doch die Gattung und die artbildenden Unterschiede älter und gewisser als die Arten, wie auch Platon lehrte. Die Definition ist der eigentliche Zielpunkt und Abschluß aller wissenschaftlichen Forschung, den man erreichen kann und will. Der moderne Satz 'eine einigermaßen abschließende Definition wird erst an dem Tage möglich sein, wo der letzte Mensch alles, was vor ihm da war, zusammenfaßt in der Absicht, nie einen Schritt weiter zu gehen' (RMüller-Freienfels) findet eine unerwartete Anwendung bei dem Philosophen, der die gesamte Forschung abschließen zu können wähnte.

Ein bequemes Hilfsmittel für Definieren sind die Einteilungen (διαιρέσεις) der Akademie, die Ar. trotz starker Polemik beibehalten hat. Bequem war auch die wahrscheinlich schon Platon geläufige (AGercke, ArchGeschPhilos. IV [1891] 424 ff.) Kategorienlehre. Ar. bezieht sich auf zehn oberste Begriffe: οὐσία, πόσον, ποῖον, πρός τι, ποῦ, πότε, κεῖσθαι und ἔχειν, ποιεῖν und πάσχειν, aber selbst er hat diese Lehre nie begründet (die Schrift 'Kategorien' ist ein erheblich jüngeres Schulbuch) und die letzten γένη meist fallen lassen. Die Benennungen dieser Einteilungen des Seienden oder Aussagen über das Seiende (κατ. τοῦ ὄντος) sind mannigfaltig und schillernd wie ihre heute sehr verschieden erklärte Bedeutung. Für die metaphysische Ontologie des Ar. selbst haben sie keine tiefere Bedeutung, trotz OApelt, Beiträge, Lpz. 1891, 101 ff.

Physik. In der **Metaphysik**, die Ar. selbst 'Erste Philosophie' nennt, spricht er die allgemeine Realität mit Platon dem Allgemeinen zu, das eben darum über die Empirie hinaus erkennbar ist, nicht dem Einzelnen. Die Urgründe alles Existierenden sind Form und Stoff oder (mit einer von Platon weiter abführenden Terminologie, aber mit Berücksichtigung anderer Lehren, die dadurch seinem Systeme gefügig werden) 4 ἀρχαί:

1 a) οὐσία καὶ τὸ τί ἦν εἶναι (Wesen und Begriff: sokratisch),
2) ὕλη καὶ τὸ ὑποκείμενον (Stoff und Substanz: Materialisten),
1 b) (τὸ ὅθεν) ἀρχὴ τῆς κινήσεως (wirkende Ursache: Emped. und Anaxag.),
1 c) τὸ (αἴτιον) οὗ ἕνεκα (Zweck oder Zweckursache).

Grundlegend ist die Zweiteilung in das begriffliche Wesen und den Stoff. Diesem hat er fester ins Auge gesehen als Platon, für den der Stoff überhaupt nicht existiert: aber auch für Ar. existiert er nur in Verbindung mit der gestaltenden, ihn erfüllenden Form, sonst nur als δύναμις 'latente Fähigkeit'. Wichtig und entscheidend ist die | Herübernahme des allein realen und stets bleibenden εἶδος aus der platonischen

Ideenlehre; nur hat diese lebenspendende Form keine Sonderexistenz, sondern haftet dem Objekte als sein Wesen immanent an. Erst damit ist der Dualismus durchgeführt. Zweckbestimmung in sich (ἐν-τελ-έχεια) ist die Idee, und sie betätigt sich als aktuelle Kraft (ἐνέργεια). Das sind Formeln, die vielleicht aus Verhandlungen mit den Megarikern wegen Möglichkeit, Veränderung usw. herstammen, die Absonderung des Zweckprinzips steht wohl im Zusammenhange mit Speusipps Trennung des ἕν und des ἀγαθόν als Ausgangs- und Zielpunkt. Daß es sich nicht um einen einfachen Wurf handelt, zeigt auch der bunte Bestand der 14 Bücher des Hauptwerkes (vgl. WWJäger, Stud. z. Entstehungsgesch. d. Metaph. d. Ar., Berl. 1912).

Die Theologie fällt mit der 'Ersten Philosophie' zusammen. Von religiösem Empfinden zeigt Ar. keine Regung, rein verstandesmäßig klügelt er aus, daß die Welt ein πρῶτον κινοῦν haben muß, das, selbst unbewegt, die träge Materie in Bewegung setzt, also reine Energie ist, ohne Beimengung von Stofflichem, und daher nur Denkkraft oder Geist. Dieser denkt natürlich sich selbst, also das Beste: und das ergibt Seligkeit. Ewig aber ist er, weil die Welt ewig ist, und zwar die von Gott geordnete Welt. Es läßt sich schwer begreifen, daß die christliche Scholastik vom 13. Jahrh. an dieser 'Theismus', den sie freilich ausführte, befriedigen konnte: denn man braucht nur für Gott die Naturkraft Stratons zu setzen, so ändert sich in der ganzen Welt nichts, als daß die Seligkeit und Selbstbetrachtung dieses stofflosen Geistes wegfällt. Einen freien Willen hat er ja sowieso auch bei Ar. nicht. Aber der Gottesbegriff verträgt sich besser als eine mechanische Kraft mit der Teleologie des Ar., denn alles in der Welt hat seinen Zweck: Gott und die Natur tun nichts aufs Geratewohl. Scheinbar mechanische Vorgänge (τὸ αὐτόματον) entspringen einer Nebenwirkung des eigentlichen Zweckes; Zufall ist nur da anzuerkennen, wo der Erfolg Absicht hätte sein können, aber nicht ist. Diese Anschauungen sind ein Kompromiß zwischen streng naturwissenschaftlichem Kausalnexus und vorsorglichem Walten einer allmächtigen Gottheit. Kein Wunder, daß die Jünger des Ar. wieder auf die eine oder die andere Grundanschauung zurückkamen.

Die Physik selbst ist noch ganz erfüllt von metaphysischen Gedanken. Die von den Eleaten und Megarikern geleugnete Bewegung oder Veränderung, die bei den Herakliteern eine so große Bedeutung hatte, daß sie die Erkenntnis der Erscheinungen und beinahe der Wahrheit überhaupt verhinderte, und die darum in der Ideenwelt Platons keine Berücksichtigung fand, kommt erst bei Ar. zur Geltung und wird hier nicht auf den Stoff beschränkt, sondern auch mit der gestaltenden Kraft eng verbunden: die Bewegung wird als Übergang des Möglichen zum Wirklichen definiert. Also der für sich allein nicht existierende Stoff ist ohne eine erste Bewegung nicht real, und nur in ihr gelangt die Urkraft zur Erfüllung (ἐντελέχεια). Aber auch in allen weiteren Bewegungen und Veränderungen, in dem Entstehen und Vergehen der Natur und sogar in den Sinneswahrnehmungen, wiederholt sich dieser Übergang, die Steigerung der Potenz zur Energie; die Bewegungen sind quantitative (wachsen), qualitative (erkalten usw.) und lokale. Der Raum, neben dem es kein Leeres gibt, wird als innere Grenze des umschließenden Körpers definiert; die Zeit als Maß oder Zahl der Bewegung in bezug auf früher oder später; nur sie ist unbegrenzt, nicht der Weltenraum.

Die Welt und der Himmel hat Kugelgestalt. In der Mitte befindet sich in völliger Ruhe die kleine Erde als Vollkugel, die Gestirne drehen sich um sie herum. Die | Fixsternsphäre zeigt die einfachste Bewegung, nämlich die tägliche. Diese Bewegungen und Rückbewegungen suchte Ar. in 56 Sphären zu veranschaulichen, im Anschlusse an Eudoxos und Kallippos. Im einzelnen beschrieb und erklärte er

viele meteorologische Erscheinungen. Die vulgäre physikalische Anschauung von den vier Elementen behielt er bei, nahm aber Übergänge an und schied dafür die vier Zustände Wärme, Kälte, Feuchtigkeit und Trockenheit; erst Theophrast war auf dem Wege, all diese Anschauungen durchgreifend umzugestalten. Ar. selbst postulierte ein fünftes, wesensungleiches Element (Quintessenz), den Äther.

Das in der Zoologie und zahlreichen zoologisch-anatomischen und physiologischen Abhandlungen und Monographien niedergelegte Material ordnete und erklärte er nach festen Gesichtspunkten. Die Resultate, namentlich für den Menschen, enthält sein Werk über die Seele. Diese ist ihm das Lebensprinzip, was freilich in der wunderlichen Definition 'erste Erfüllung des natürlichen Körpers, der potentiell Leben hat' nicht deutlich wird (ein Seitenstück bildet etwa Xenokrates' Definition 'Seele ist die sich selbst bewegende Zahl'). Den Übergang vom Unorganischen zum Organischen durch generatio aequivoca nimmt Ar. ohne weiteres an: fossile Fische dienen als Belege. Die niedrigste Stufe nehmen die Pflanzen ein mit ihrem Ernährungs- und Wachstumsvermögen (θρεπτικόν). Das Tier besitzt auch das dreifache Vermögen der Wahrnehmung, des Fühlens und Begehrens und der Platzveränderung; der Mensch dazu den Verstand. Das Zentrum der animalischen Seele ist das Herz, wohin die Blutkanäle führen, der Sitz der Empfindungen; das Gehirn kühlt nur das Blut. Die anatomischen Anschauungen des Ar. wurden noch zu seinen Lebzeiten durch die rastlos fortschreitende Wissenschaft (Praxagoras u. a.) überholt. Aber die großartige Konzeption der Zoologie steht noch heute, trotz Linné, in Ehren, und Einzelheiten, die Ar. wußte und berichtete, ohne Glauben zu finden, sind noch im Laufe des letzten Jahrh. wieder entdeckt worden.

Die Lehre von den Sinneswahrnehmungen ist ganz auf empirisches Material gestützt und hat sich frei gehalten von der materialistischen Hypothese der stofflichen Ausstrahlungen. Zur Vermittlung dienen den einzelnen Sinnen Luft, Wasser usw. Zur Anschauung von Bewegung, Gestalt, Größe, Zahl führt die Gemeinsamkeit mehrerer Sinne. Der Sinneseindruck (φαντασία) ist eine schwache Empfindung. Durch ihr Haftenbleiben entsteht unwillkürlich das Gedächtnis und, absichtlich zurückgerufen, die Erinnerung. Durch die Empfindungen wird das Begehren hervorgerufen. Der menschliche Verstand, der präexistent und ewig ist und von außen her in den Leib gekommen ist, zeigt sich je nachdem mehr nach der theoretischen oder der praktischen Seite entwickelt: die Denkkraft (λόγος) will absolute Wahrheit haben, der praktische Verstand (διάνοια) erstrebt relative Wahrheit zum Erstreben und Meiden praktischer Ziele, und ihm untersteht auch das Bilden (ποιεῖν) und die Kunst. Die Grundzüge einer brauchbaren Erkenntnistheorie sind damit gegeben. In Einzelheiten sind freilich Herakleides und Straton weiter gekommen, besonders in der Akustik und Optik. |

Ethik. Die vernünftige Tätigkeit der Seele ist tugendhaftes Handeln und damit Glückseligkeit, lehrt die Schule echt sokratisch in der 'Eudemischen' Ethik, während das Gute ganz platonisch die oberste Stelle einnimmt in der 'Nikomachischen' Ethik. Durch den λόγος ist dem Menschen sein Ziel gegeben, das höchste Gut, soweit es erreichbar ist; aber die äußeren Güter kann er neben der Tugend niemals entbehren, sowenig wie das Drama die Szenerie. Die Vollendung des Strebens nach Glückseligkeit zeigt sich in einem Lustgefühle, das der Ruhe nach der Tätigkeit gleichkommt; das höchste Lustgefühl besteht im Forschen und Wissen. Die Einheit der Tugend, die Eukleides doktrinär-rationell gegen Antisthenes verfochten hatte (S. 390 f.), gab Ar. endgültig auf: Tapferkeit besteht auch ohne Einsicht, z. B. bei Kindern und Hunden. Somit scheiden sich die Tugenden in zwei Arten: die verstandesmäßigen, die natür-

lich höher stehen, und die praktischen, die den sittlichen Charakter angehen. Jede praktisch-ethische Tugend ist die Mitte zwischen zwei Extremen, z. B. die Tapferkeit zwischen Furcht und Kühnheit; der uns vorgezeichnete Weg ist die goldene Mittelstraße. Die vollendetste praktische Tugend ist die Gerechtigkeit, die schon Platon so hoch stellte. Vgl. jetzt MWittmann, D. Ethik des Ar., Regensb. 1920.

Politik. Der Mensch ist kein isoliertes Einzelwesen sondern ein ζῷον πολιτικόν. In der Gemeinschaft, der Familie und namentlich dem Staate, wird seine sittliche Aufgabe verwirklicht: darum stehen Tapferkeit und Gerechtigkeit besonders hoch. Die acht B. Πολιτικά (ed. Olmmisch, Lpz. 1909) gehen auf die Hausgemeinschaft ein und besprechen ausführlich auch die Jugendbildung bis in Einzelheiten hinein (z. B. den hier zuerst erwähnten Zeichenunterricht); als Kind seiner Zeit zeigt sich Ar. darin, daß er die Sklaverei für eine Natureinrichtung hält und den Barbaren niedriger stellt als den freien, tapferen und gebildeten Griechen. Die mit Hilfe seiner Schüler angelegte und zum Teil sorgfältig ausgeführte Sammlung des Verfassungslebens in 158 Staaten lieferte ein beispiellos großartiges empirisches Material. Aber man muß gestehen, daß die theoretische Kritik zum guten Teile älter ist und sich an Platon anlehnt. Sogar die Herrschaft des Philosophen taucht hier als eine glänzende Möglichkeit wieder auf. Tyrannis (abscheulich wie bei Platon), Oligarchie und Ochlokratie sind Entartungen von Monarchie, Aristokratie und Demokratie. Der eingefleischte Aristokrat konnte sich nicht verleugnen, aber er empfahl eine aus den verschiedenen Elementen gemischte Verfassung als die brauchbarste.

Dem öffentlichen Leben dient auch die Beredsamkeit: eine Wissenschaft wie in Platons Phaidros, ohne Konflikt mit Ethik und Politik (dies im Gegensatze zu Platons Gorgias), während Anaximenes die Kunststücke der Praxis mit Behagen vorführte, sogar das, ungefährdet einen Meineid zu schwören. Auch Ar. fußte auf Isokrates u. a. Praktikern, gliederte aber als Systematiker den ganzen Stoff, fügte z. B. dem γένος συμβουλευτικόν und δικανικόν als erster das ἐπιδεικτικόν hinzu. Der erhaltenen, durchaus echten Rhetorik in 3 Büchern gingen die Θεοδέκτεια voran, und eine empirisch-historische Materialsammlung enthielt daneben die Συναγωγὴ τεχνῶν (die Überreste ed. LSpengel, Stuttg. 1828). Die Tatsache, daß Demosthenes von Ar. kaum beachtet wird, verrät eine frühe Konzeption der Lehren und Belege.

In seiner Kunstlehre ist Ar. stärker abhängig von Platon (ChrBelger, De Arist. Pl. discipulo, Diss. Berl. 1872; GFinsler, Platon u. d. aristot. Poetik, Lpz. 1900) und der älteren Sophistik. Der Poetik zur Seite gingen außer einem viel Sagenhaftes enthaltenden Dialoge über Dichter vorzügliche Einzeluntersuchungen wie die homerischen Aporien (Erklärungen merkwürdiger Stellen), die für die Geschichte des attischen Dramas grundlegenden Didaskalien (Bd. I ^{3}265) usw. Die kleine Schrift Περὶ ποιητικῆς (ed. JVahlen, ^{3}Berl. 1887; DSMargoliouth, Lond. etc. 1911) ist ein Kollegheft aus Zetteln, noch von Späteren ergänzt und schlecht erhalten; Bearbeitungen eines Alexandriners Neoptolemos von Parion (PJensen, AbhAkBerl. 1919) und des Didymos haben Horaz für seine 'Ars poetica' vorgelegen; unabhängig von Ar., aber abhängig von Vorurteilen zeigt sich die einseitige Poetik und Kunstlehre der Stoa (prodesse volunt poetae), Kyrenaiker und Epikureer standen darin dem Ar. viel näher. Den modernen Namen Ästhetik hat das Altertum nicht gekannt. Im Mittelpunkte der Poetik steht | bei Ar. neben Homer das Drama, besonders die tragische Wirkung: Lessing hat sie uns erst wieder verstehen gelehrt, aber seine Erklärung der κάθαρσις als Läuterung und Besserung der Leidenschaften in uns hat der von JBernays (Grundzüge der Wirkung der Trag., Bresl. 1857 = Zwei Abh., Berl. 1880) weichen müssen, der darin einen medizinischen Terminus nachgewiesen hat: sie ist

die Ausscheidung der Leidenschaften oder Affekte Furcht und Mitleid: durch eine Art Purgieren erreicht der so befreite Mensch wieder die goldene Mitte in harmonischer Seelenruhe.

Das großartige Lehrgebäude des Aristoteles macht im ganzen den Eindruck eines in sich abgeschlossenen Systems, nur dem schärfer Zuschauenden enthüllt sich in Einzelheiten der Ursprung aus spekulativer Deduktion und naturwissenschaftlich-empirischer Induktion, die ineinander verarbeitet sind. Für ihn selbst waren die Grenzen dieser beiden Reiche durchaus beweglich, und seine Jünger haben nirgends vor irgendwelchen Grenzpfählen haltgemacht. Aber die moderne Zeit ist fast durchweg aristotelischer als die Schöpfer der Lehren selbst und geht bewußt darauf aus, ihre Einheitlichkeit zu retten, Abweichungen der Schüler als Häresie zu brandmarken und die des Meisters von sich selbst zu unterdrücken. Allerdings ist bei ihm sogar das elementare Verständnis schwer, denn wenige Schriften sind so bequem und genußreich zu lesen wie das I. Buch der Metaphysik, einzelne Stücke der Nik. Ethik, die Überreste der Dialoge und die jetzt als Schullektüre dienende Verfassungsgeschichte Athens.

Die Universalität des Aristoteles und einiger seiner unmittelbaren Schüler ging fast plötzlich in die Brüche wie das Weltreich Alexanders mit seinem Tode. Was kaum der eine hatte zusammenfassen können, mußte ja zerfallen; aber aus dem Zerfalle erblühten neue Disziplinen, viele nun bald intensiv gepflegte Fachwissenschaften, die zu ihrer Ausbildung Spezialisten erforderten. Auch die Philosophen der folgenden Jahrhunderte waren solche Spezialisten; nur Poseidonios und Porphyrios haben noch einmal ernsthafte Anstrengungen gegen diese Beschränkung gemacht: unter einem Philosophen versteht man seit dem Auftreten Epikurs und Zenons einen Gelehrten, der sich mit Logik, Physik und Ethik abgibt.

III. DIE VIER GROSZEN SCHULEN DER HELLENISTISCH-RÖMISCHEN ZEIT

1. Allgemeines. Die Konkurrenz der Schulen und die Universitäten

Der Wettbewerb der Lehren. Zu Akademie und Peripatos gesellten sich um die Wende des 3. Jahrh. noch zwei Philosophenschulen, die Stoa und der Garten Epikurs. Mit ihnen schien die antike Philosophie die (nach dem Ausdrucke des Aristoteles) ihrer Natur gemäße Entwicklung erreicht zu haben. Denn gerade diese neuen Systeme hielten sich in merkwürdiger Gleichförmigkeit viele Jahrhunderte hindurch und waren imstande, nicht nur feindlichen Lehren Widerstand zu leisten, lange sogar dem Christentume, sondern auch, was fast noch mehr sagen will, verwandte Bestrebungen aufzusaugen und sie, selbst dadurch nur wenig beeinflußt, weiter fortzusetzen.

Die beiden älteren Schulen hatten dagegen so starke innere Krisen durchzumachen, und die leitenden Männer in ihnen nahmen zeitweilig eine so wechselnde Stellung zu den von den Schulgründern gestellten Aufgaben ein, daß ihr innerer Bestand gefährdet gewesen wäre ohne einen sehr festen äußeren Halt: die materielle | Fundierung der Schulen mit eigenem Grundvermögen und reichen Stiftungen, die wir am reichsten entwickelt bei der Akademie finden, die aber auch im Peripatos und dem Garten Epikurs vorhanden, am wenigsten nachweisbar bei der Stoa waren. Es ist äußerst lehrreich zu verfolgen, wie mächtig sich ein solcher äußerlicher, materieller Faktor in der Geistesgeschichte erweisen kann. Ihm verdankt es Athen, daß der Sitz dieser vier Schulen die Zentrale der Philosophie geblieben ist. Die materielle

Basis sicherte auch den Bestand der einzelnen Schulen. Ohne die Fundation würde der Peripatos wahrscheinlich im 3. Jahrh. allmählich ausgestorben sein mangels einer inneren Lebenskraft. Die Lehren Platons erwiesen sich zeitweilig gegen andere Lebensanschauungen und Systeme so wenig widerstandsfähig, und zwar zu verschiedenen Zeiten nach ganz entgegengesetzter Seite hin, daß die Akademie diesen Einflüssen erlag; daß trotzdem die Schule bestehen blieb und ihre Leiter sich nach wie vor als Nachfolger Platons gaben, würde ans Wunderbare grenzen ohne die gegebene Erklärung. In ihren mehrfachen Metamorphosen rang offenbar die Akademie danach, dem Wechsel des Zeitgeistes oder dem überwiegenden Einflusse fremder Richtungen entsprechend τὴν οἰκείαν φύσιν λαβεῖν, und auch der Peripatos fand schließlich seine Stelle unter neuen Verhältnissen. Aber das war nicht die Folge einer inneren Fortentwicklung der alten Lehren, sondern es war die Reaktion auf Rückschläge von außen, gegen die sich die jeweiligen Schulleiter nicht anders zu wehren wußten, als daß sie in ihrem Geiste die alte Zeit sich spiegeln ließen und in ihren neuen Positionen sich eins wußten mit den großen Manen. Der tiefere Grund für diese Wandlungen, die — mit einer Ausnahme — durchaus nicht als Stufen einer höheren Fortentwicklung aufzufassen sind, lag in der Unfähigkeit der späteren Zeiten, Platon und Aristoteles in ihrem eigentlichen Wollen zu verstehen und die Tiefe ihrer Forschung und den Umfang ihres Wissens zu begreifen. Da also die Schulleiter die Schüler nicht auf eine Höhe emporheben konnten, auf der sie selbst nicht standen, bemühten sie sich, dem Verständnisse entgegenzukommen, indem sie herunterstiegen oder die Bergeshöhe von verschiedenen vorgelagerten Ausläufern aus beobachteten und erklärten: Bergführer, die selbst nicht steigen konnten.

Die Begründer der neuen Schulen, Zenon und Epikur, hatten dadurch von vornherein einen ganz anderen Stand und verliehen ihren Schulen von Anfang an eine ganz andere Festigkeit, daß sie viel tiefer einsetzten. Wie ihnen selbst der Adlerflug versagt war, so hatten sie auch nicht den Ehrgeiz, ihren Schülern Schwingen zu verleihen, die sie hätten über den Kopf ihrer Meister fort zu neuen Welten transzendentaler Probleme tragen können. Für Luftfahrten war in der Enge der Schulen kein Raum, nach der Disposition der Meister, die in jeder die Entscheidung in den Hauptfragen getroffen hatten; nur zum Beweisen und Ausführen dieser Dogmen wie zu ihrer Verteidigung mußte weiter Scharfsinn und Gelehrsamkeit aufgeboten werden. Nicht die großen metaphysischen und erkenntnistheoretischen Probleme standen im Mittelpunkte dieses Schuldenkens, sondern die praktische Ethik mit ihrer trivialen Aufgabe, der Menschheit die εὐδαιμονία zu schaffen: diesem Ziele mußten die übrigen Disziplinen dienen. Und so gut haben die Gründer ihrer Zeit den Puls gefühlt und die schlummernden Gedanken der großen Masse der Gebildeten und Halbgebildeten erkannt oder erweckt, daß sie wenigstens für sechs Jahrhunderte ihnen Ausdruck leihen und in ihren dogmatisch zugespitzten Lehrsystemen den Inbegriff der geistigen Nahrung, die die Menge brauchte, ihr auf den Lebensweg mitgeben konnten. Die Masse der Grabschriften im Ausgange der römischen Republik und Beginne der Kaiserzeit sind meist stoisch oder epikureisch gefärbt; vgl. LFriedländer, Sittengesch. Roms, III[9] Kap. 15, Lpz. 1920, 298ff. AGercke, De consolationibus in Tirocinium phil., Berl. 1883, 28ff. BLier, Topica carm. sepulcr. lat., Phil. LXII (1903) 445ff. Nur in der äußeren Form waren das philosophische Systeme, ihrem inneren Kerne nach religiöse Lehren, bei denen der Glaube des Religionsstifters entscheidend war und die wissenschaftliche Unterstützung hinzutrat. Darum sind nicht nur die Massen blind den Glaubenssätzen der Religionsstifter gefolgt, die sich für aufgeklärt hielten dem Epikur, die strengeren und positiv Gläubigen dem Zenon, sondern auch die

schärferen und mehr philosophisch veranlagten Köpfe fanden in den wissenschaftlichen Ausführungen genug Anregung und Befriedigung.

Gerade in religiöser Beziehung fand das griechische Volk nur wenig (den Italikern fehlte sogar, was für die spätere Propaganda wichtig wurde, alles), was einem tieferen Bedürfnisse des Gemütes entgegenkommt. Die Götterkulte kamen dafür wenig in Betracht, und die eleusinischen Mysterien blieben auf kleine, lokal und sozial bestimmte Gemeinden, seit Alexander durchaus auf die der unteren Volksschichten, beschränkt (vgl. HDiels, Ein orph. Demeterhymnus, Festschr. f. Gomperz, Wien 1902, 1ff.), haben aber große Eroberungen bei Nachbarvölkern gemacht, wie besonders die etruskischen Darstellungen des 5. und 4.Jahrh. zeigen (FWeege, Etruskische Malerei, Halle 1921). Platons Versuch, den Mysterienglauben zu einer wissenschaftlichen Lehre umzugestalten, war zunächst nicht geglückt – erst nach Jahrhunderten sollte sich diese Anschauung durchsetzen —: zunächst wurden seine wunderbaren Mythen wörtlich genommen und als interessante Märchen gern gehört; die daneben her gehenden Beweise für das ewige Leben der Seele waren zu verstandesmäßig ausgeklügelt und zu schwer verständlich, als daß sie sich in den Herzen seiner Leser einzunisten vermochten. Die Griechen waren allzusehr einer tieferen Frömmigkeit entwöhnt, die am Götterglauben einen festen Halt findet: den hatte die ionische Poesie frühzeitig und gründlich zerstört, tiefgläubige Gemüter wie Sophokles hatten diese schwerste Wunde nicht heilen können, und selbst Platon hatte nichts getan, um dem Volke wieder einen Gott zu geben. Ihn fand die Seele auch im Jenseits nicht nach Platons Lehre, sie wurde vielmehr selbst zu einem götterartigen Wesen erhoben. Aber der Mensch als Gott ergab keine Religion; und die Idee des Guten blieb daneben in Wolkenhöhen, für die meisten ein leeres Wort. Man spricht viel davon, daß sich bereits im 5. Jahrh., namentlich durch die Lehren der Eleaten und des Anaxagoras, eine stark monotheistische Anschauung bei den Griechen eingestellt oder gar durchgesetzt habe (o. S. 223ff. u. 364ff.); aber man vergißt dabei oft, daß diese Äußerungen theoretischer Natur sind und von wenigen Hochgebildeten ausgehen. Die Volksseele hat dadurch keine tiefere und bleibende Umwandlung erfahren, wie gerade die stoische und epikureische Schule mit ihren unzähligen Anhängern zeigen. Die philosophische Spekulation der älteren Zeit hatte eben nicht vermocht, aus dem verwahrlosten Götterglauben religiöse Werte auszulösen und volkstümliche religiöse Anschauungen zu entwickeln. Was sich noch in kulturellen Übungen und aus mythischer Überlieferung gehalten hatte, das wurde vollends zersetzt im Brennspiegel philosophischer Kritik, vor allem in dem allen Glauben an übersinnliche Kräfte zerstörenden Euhemerismus (S. 376).

Und doch war neben den Lehren des Euhemeros und den älteren des Kritias in demselben Garten der Sophistik ein bescheidenes Blümchen erblüht, dessen Wurzeln hineinreichen in die Gründe, wo Recht neben Unrecht liegt und unbekannte Kräfte Leben spenden: die Ethik. Freilich erscheint uns die Lustlehre eines Aristippos von Kyrene, die in seiner Schule bald in Pessimismus umschlug, geradezu irreligiös, und doch reicht auch sie wie das Bedürfnis der Menschheit, das durch diese Lehre befriedigt werden sollte, hinüber auf das Gebiet, das die | Religion für sich beansprucht: auch der Glaube des Übermenschen an seine Stellung jenseits von Gut und Böse rivalisiert wenigstens mit religiösen Überzeugungen. Durch die Sophistik war unstreitig das eine Interesse allgemeiner geworden, daß jeder einzelne mit einer bestimmten Lebensanschauung ausgerüstet sein wollte, und zugleich die Einsicht, daß der einzelne eine Richtschnur fürs Leben brauchte. Diese Empfänglichkeit für die Pflege einer mehr oder weniger religiös bedingten Sittlichkeit nutz-

ten die meisten Sokratiker aus, am meisten Antisthenes, der durchaus als Prediger auftrat und in seiner Lehre von der Sündhaftigkeit der Menschheit (S. 390) das Ferment hinzubrachte, das, in der Stoa weitergärend, den Teig der christlichen Gnadenlehre für Griechen und Römer genießbar machte. Der Kynismos war nach dem Tode des Antisthenes nur noch durch Wanderprediger (S. 421) oder Bettler wie Diogenes vertreten, die nicht ohne ihre Schuld in der Überlieferung fast zu Karikaturen geworden sind. Die Hedoniker in Kyrene kamen ihnen übrigens in Gesinnung und Manieren merkwürdig nahe. Hier waren also alte Fäden aufzunehmen, neue anzuknüpfen. Natürlich mußte das in Athen selbst geschehen, wenn die Lehren sich durchsetzen sollten; einen Versuch, auswärts eine Schule zu gründen, gab Epikur bald wieder auf; die ältere Stoa hat es kaum versucht. Neben der Akademie und dem Peripatos, im Wettkampfe mit ihnen, mußte es sich zeigen, ob die neuen Lehren zugkräftig waren. Wirklich erreichten es die neuen Männer, mochten sie anfänglich vornehm ignoriert werden, ziemlich rasch, jene alten, berühmten Erziehungsstätten in den Schatten zu stellen und zu entvölkern und in einem vorher unerhörten Grade populär zu werden, obwohl die beiden neuen Schulen einander bis aufs Messer bekämpften. Erst nach Jahrhunderten, nachdem die Akademie einen langen, erfolglosen dialektischen Kampf gegen die Stoa aufgegeben, gelang es ihr, ihren alten Platz wieder einzunehmen und die jüngeren Schulen zu schlagen, z. T. sekundiert vom Peripatos.

Daß Athen die Weltuniversität geworden und im ganzen Altertume geblieben ist, erklärt sich nicht zum wenigsten aus der festen Organisation und der materiellen Fundierung der vier großen Schulen. Grundlegend dafür war die Abhandlung von CGZumpt, Über den Bestand der philosophischen Schulen in Athen und die Sukzession der Scholarchen, Berl. 1843, in AbhAkBerl. 1842/4, 27ff. Die Akademie und das Lykeion sind für die 'akademischen' Einrichtungen, gelehrte Gesellschaften usw. aller Zeiten vorbildlich geworden (S. 408 und Bd. I² 6f.); Platons Symposion ist das Programm von unvergleichlicher Schönheit für die geselligen Vereinigungen, die als unentbehrlich neben dem wissenschaftlichen Zusammenarbeiten galten. Die Kosten dafür mußten natürlich von den Teilnehmern aufgebracht werden oder von älteren Mitgliedern der Schule, die die Herrichtung von Symposien als ein kostspieliges Ehrenamt übernahmen; in Peripatos und Akademie arteten diese Gastereien zeitweilig aus. Aber auch der für die Schule gesicherte Besitz eigener Räume für die Vorträge oder Arbeiten und zur Aufbewahrung der Bücher usw. erforderten Mittel, die die Schulstifter, soweit sie vermögend waren, und dann reiche Mitglieder und Gönner zur Verfügung stellten. In der Stoa sah es damit am schlechtesten aus, anfänglich fehlte hier alles. Die Akademie hatte den reichsten Besitz. Die rechtliche Stellung der Philosophenschulen hat UvWilamowitz, Antigonos Exk. II (Phil.Unters. IV, Berl. 1881) behandelt, sowie in Anknüpfung an die z. T. erhaltenen Testamente der griechischen Philosophen dieser Zeit (322–270) nach GBruns (1880), RDareste (1883), AHug (1887) ThGomperz, S.Ber.Wien.Ak. CXLI (1899) Abh. 7. Vgl. dazu auch FPoland, Gesch. d. griech. Vereinswesens, Lpz. 1909. Die innere Organisation der wissenschaftlichen Arbeit in den älteren Schulen schildert HUsener (o. S. 406). Über die römische Zeit vgl. u. S. 420f.

Wettbewerb der Städte. Lange Zeit konzentrierte sich das philosophische Leben in den vier großen Schulen Athens. In dieser Weltuniversität strömte alles zusammen, was über die formale und praktische Bildung der Rhetorenschule hinaus | sich vertiefen wollte, ohne eigentliche Fachstudien zu betreiben, und von hier aus kehrten viele auf die gelernte Weltauffassung eingeschworene Jünger zurück in ihre Heimat, bisweilen um hier selbst als Lehrer aufzutreten. Tochterschulen der athenischen, meist von vorübergehender Dauer, finden wir an manchen Orten Griechenlands und des hellenisierten Orients, später auch in Rom und an anderen Plätzen des römischen Reiches. Beispielsweise – eine spezielle Bearbeitung dieser wichtigen Materie existiert noch nicht – haben in Pergamon die Kritiker eine besonders innige Verbindung mit der Stoa gepflegt; auf Rhodos, das sich in der zweiten Hälfte des

2. Jahrh. zu einer universalen Bildungsstätte ausbildete, gründete der Stoiker Poseidonios eine Schule; nicht nur in Rom fielen später die Stoiker mit ihrem langen Philosophenbarte schon äußerlich auf (Bd. I² 120). Auch unmittelbare Beziehungen zu den hellenistischen Königen pflegten die athenischen Philosophen, so Zenon zu Antigonos Gonatas, dessen Berufung nach Pella er selbst ausschlug, um zwei Schüler zu entsenden (276/71). Ein sehr regsamer Epikureer Philonides, der samt seinem Vater und Bruder das attische Ehrenbürgerrecht erhielt, war hochangesehen bei Antiochos Epiphanes und Demetrios Soter († 150), der ihn sogar mit der Verwaltung seiner Vaterstadt Laodikeia betraute (WCrönert, Die Epikureer in Syrien, ÖsterJahrh. X [1907] 145ff. Ders., D. Epik. Phil., S.Ber.Berl.Ak. 1900ff. UKöhler, Nachtrag, ebd. 1901, 999ff. HUsener, Phil., RhMus. LVI [1901] 145ff.). Der erste Ptolemaios zog wenigstens vorübergehend die verschiedenartigsten Philosophen nach Alexandreia (ERohde, Griech. Roman¹ 208; Peripatetiker o. S. 408), aber eine ausgesprochene philosophische Richtung gelangte hier erst spät zur Herrschaft. Die Akademiker zeigten eine gewisse Beharrlichkeit: schon unter Euergetes I. dozierte hier Panaretos, ohne Mitglied des Museums zu sein, gegen ein Gehalt von 12 Talenten (Polemon fr. 84. FHG. III 141, vgl. HDiels, Doxogr. 82,2); am Ausgange der Ptolemäerherrschaft lehrten in Alexandreia Herakleitos von Tyros und Antiochos von Askalon, und Eudoros und Areios Didymos waren hier wenigstens geboren und für die Akademie gewonnen. Schließlich wurde Alexandreia seit 150 v. Chr. auch der Sitz der jüngeren skeptischen Schule. Die Provinz wollte nirgends zurückstehen. In Sizilien und Unteritalien war überall alte Kultur. Aber auch in Soloi oder Tarsos wuchs die Jugend, auch die der jüdischen Diaspora, von rhetorischen und philosophischen Lehrern unterrichtet auf.

Der größte Konkurrent erstand aber allmählich allen diesen Plätzen, nur nicht Athen selbst, in der Hauptstadt des römischen Reiches. Nachdem griechische Bücher, besonders durch unteritalische und sizilische Literaten vermittelt, griechische Ärzte und Kaufleute den Boden bei den Etruskern und den idg. Italikern bereitet, wie englische Kaufleute und Ärzte seit 1553 in Rußland — 219 v. Chr. ließ sich der erste griechische Arzt, Archangelos, in Rom nieder —, und griechische Götter, durch die Sprüche der griechischen Sibylle empfohlen, ihren Einzug in Rom selbst zu halten begonnen hatten, erfolgten die ersten persönlichen Bekanntschaften zwischen den griechischen Gelehrten des Ostens und den römischen Vornehmen durch die Gesandtschaften. Die griechischen Städte und Fürsten pflegten ihre redegewandten Professoren als Sprecher nach Rom zu schicken — so 161 die Ptolemäer im Bruderzwiste drei Alexandriner, so die Gemeinde Athen 155 die berühmte Philosophengesandtschaft: Karneades den Akademiker, Kritolaos den Peripatetiker und Diogenes den Stoiker. Wenn sich diese auch ihrer Aufträge ohne Erfolg entledigten, so machten sie doch durch vielerlei Vorträge Propaganda für ihre Weltanschauung, so daß den älteren Römern, vor deren Schwert der Erdkreis zitterte, bange wurde. Schon im Jahre 161 wurden die Philosophen und Rhetoren vom praetor urbanus aus der Stadt ausgewiesen, und 154 (schwerlich 173) erfolgte die Ausweisung zweier epikureischer Philosophen (vgl. o. S. 306). In diese Zeit (167—150) fiel aber auch der lange Aufenthalt von 1000 achäischen Geiseln aus den besten Familien über ganz Italien hin, wodurch hellenischer Anschauung Tür und Tor an zahlreichen | Orten geöffnet wurden. Auch die Römer ihrerseits kamen auf Gesandtschaftsreisen, später als Beamte nach Hellas und hörten dort wissenschaftliche Vorträge. Dabei kam manche Verständnislosigkeit zutage wie die des L. Gellius, der die Philosophen Athens versammelte, zur Eintracht ermahnte und seine guten Dienste anbot (Cic. leg. I 53). Verständigere unter den Großen

begannen bald, die Gelehrten heranzuziehen, in ihre Häuser einzuladen, auch wohl auf Reisen und sogar ins Heerlager mitzunehmen, endlich diese Autoritäten oder wenigstens tüchtige Schüler von ihnen zu Erziehern ihrer eigenen Söhne zu gewinnen und diese selbst noch einige Zeit nach Athen oder zeitweilig Rhodos zum Studieren zu schicken. So bezwangen die Besiegten mit ihrer höheren Kultur die Sieger, wie diese selbst einsahen und freimütig gestanden (Bd. I² 321).

Zuerst hat der jüngere Scipio den Stoiker Panaitios (nach 152) bewogen, nach Rom zu kommen, und hat ihn wie den Historiker Polybios in seinen engsten Umgangskreis aufgenommen, ihn auch später (141/38) an seiner großen Gesandtschaftsreise nach Griechenland und dem Orient teilnehmen lassen und vorher (147?) ein Jahr lang sogar auf einem Feldzuge nach Spanien oder Afrika in seinem Gefolge gesehen (Philod. Ind. Stoic. 56. CCichorius, RhMus. LXIII [1908] 220). Panaitios, geb. auf Rhodos um 195/1, † in Athen um 115/0, hatte Krates von Mallos in Pergamon gehört, Diogenes und Antipater in Athen, hatte diesen lange unterstützt (WCrönert, S.Ber.Berl.Ak. 1904, 475f.) und wurde sein Nachfolger etwa 145; die attische Stoikerinschrift vom Jahre 139 (IG. II 953) zeigt ihn in voller Lehrtätigkeit. Berühmt war seine Pflichtenlehre, seine Hinneigung zu Platon, seine scharfe literarische Kritik und seine milde, humane Gesinnung. Sein Einfluß auf die ersten Kreise Roms war bedeutend.

Natürlich sonnte sich im Laufe der Zeit mancher weniger selbständige Charakter gern in der Gnade der Weltbeherrscher und blieb dauernd in Rom, namentlich in der Kaiserzeit. Einer der ersten war jener Epikureer Philodemos von Gadara in Syrien, dessen leichtgeschürzte Muse (seine Epigramme sind zum guten Teile in der Anthologia Palatina erhalten, gesammelt von GKaibel, Ind. lect. Greifsw. 1885) Cicero, Horaz und andere bewunderten; sein Gönner war L. Calpurnius Piso, dessen Geiz Cicero in der Pisoniana anschaulich schildert, ein anderer (eine Spur führt auf einen Octavius) hat es sich ein Vermögen kosten lassen, sämtliche Werke des Vielschreibers anzuschaffen und in seiner Villa zu Herculaneum aufzustellen; den römischen Dichtern Quintilius Varus, L. Varius Rufus u. a. (AKörte, RhMus. XLV [1890] 172ff.) konnte er einige seiner weitschweifigen, schlecht kompilierten und schlecht stilisierten Prosaschriften widmen.

Aber zu dieser Zeit hatten die Römer schon selbst philosophische Autoren aufzuweisen, die sich an Bedeutung mit nicht wenigen griechischen Philosophen ihrer Zeit messen konnten, vor allem Varro und Cicero, die man insofern meist unterschätzt, als man die Selbständigkeit der zünftigen Philosophen dieser Zeit stark überschätzt. Die erfreulichste Erscheinung war der Feuergeist Lucretius. Eine ernsthafte Konkurrenz haben diese Literaten beider Nationen den Philosophenschulen in Athen nicht bereitet, zumal als sich die Philosophie im kaiserlichen Rom der Politik Magddienste zu leisten nicht scheute, entweder für oder gegen den Thron. Das allgemeine Interesse für ernste Philosophie ging bald in erschreckendem Grade zurück (vgl. z. B. schon Seneca N.Q. VII 32, 2), so daß der Staat von einzelnen Repressivmaßregeln zu dauernder Unterstützung der im Fortbestehen gefährdeten großen Schulen überzugehen genötigt wurde, bis sie dem Christentume erlagen. Freilich blieben die Besiegten ein zweites Mal Sieger.

Die Selbstverwaltung der modernen Universitäten und Akademien geht auf die antiken Einrichtungen zurück. Der Staat kümmerte sich im allgemeinen nicht darum, wenn auch die Munifizenz der Ptolemäer und anderer Herrscher die Mittel bewilligte. Aber selbst in Alexandreia waren am Museum keine Stellen für Philosophen. Diese schuf erst der Kaiser Hadrian, und Caracalla entzog sie wieder den Peripatetikern. Zugleich gründete Hadrian in Rom eine ähnliche Anstalt, das Athenaeum, und mischte sich auch in die Sukzession

der Schulhäupter in Athen (DittenbergerSyll. II³ 834). Zu dieser Zeit wurden die Philosophen bereits spärlich, da sie, die einst von den vornehmen Römern der Republik mit offenen Armen aufgenommen worden waren, politisch anrüchig wurden, namentlich die demokratischen Stoiker, am wenigsten die aller Politik fernbleibenden Epikureer; Verfolgungen unter Nero, Vespasian und Domitian hatten den Nachwuchs zurück|gehalten, zumal bei der Bevorzugung der Rhetorik, für deren Lehrer zuerst Vespasian staatliche Gehälter auswarf. Hadrian dehnte das auch auf andere Doktoren und Professoren aus, und Antoninus Pius sorgte auch für die in allen Provinzen, indem er ihnen außerdem Steuerprivilegien erteilte, den Philosophen sogar ausnahmslos Steuerfreiheit διὰ τὸ σπανίους εἶ αι. Endlich besoldete Mark Aurel auch die Vorsteher der vier großen Schulen in Athen mit je 600 Goldstücken (etwa 6800 Mk. Gold). Das scheint nicht nur um der höheren Bildung willen im allgemeinen geschehen zu sein, sondern in konservativem Geiste zur Sicherung der alten Kulturerrungenschaften im Kampfe gegen die orientalischen Religionen und besonders gegen das Christentum. Gegen dieses bildete die alte Philosophie in ihren Verzweigungen das stärkste Bollwerk. Vgl. S. 417 f.

Wer die Jahrhunderte überblickt, muß staunen, wie wenig von den großen Schulen abgebröckelt und wie wenig selbständiges Leben aus den Trümmern aufgeblüht ist. Die Abtrünnigen hatten nicht die Kraft zu eigenen neuen Schöpfungen, sie schlossen sich entweder an andere Schulen an, oder ihre Sekten führten nur ein Scheinleben von Selbständigkeit und gingen bald zugrunde. Selbst die eklektischen Versuche, aus allen Lehren die besten auszuwählen und daraus ein neues Ganzes herzustellen, wie sie besonders der athenische Akademiker Antiochos von Askalon († Winter 69/8 an den Strapazen des Feldzuges des Lucullus in Syrien) in großem Maßstabe unternahm, dem Cicero folgt, führten nicht zu einer neuen Schulbildung. Umgekehrt, als unter Augustus eine römische Schule der Sextier mit großem Anlaufe ins Leben gerufen war, hielt sie sich kaum zwei Generationen hindurch. Gegen die alten Organisationen war schwer aufzukommen.

Sonstige Schulen. Die vier großen Schulen fanden freilich zeitweilig, besonders anfänglich, allerhand Konkurrenz, die aber meist eine lokal sehr beschränkte Wirkung ausübte. Um 300 existierten außer der Schule Demokrits in Nordgriechenland noch die sokratischen in Megara, Elis, Kyrene und die Kyniker in Athen selbst; in Eretria schlug sogar ein Ableger der elischen für kurze Zeit Wurzel, als Menedemos hier Tugend lehrte (neues Material bei WCrönert, Kolotes und Menedemos, Lpz. 1906). Nach dem Herzen des Volkes waren Kyrenaiker und hauptsächlich Kyniker, so der überaus witzige Wanderprediger Bion von Borysthenes, dessen geistreiche 'Diatriben' (vgl. Teletis reliq. ed. OHense, ²Tüb. 1909) wie die des Menippos von den römischen Satirikern und Lukianos (RHelm, Luc. u. M., Lpz. Berl. 1906) mit Erfolg verwendet wurden: aber ein ernsthaftes System steckte nicht mehr hinter diesen Kapuzinaden. Ebendarum wurden Stoiker und Epikureer ihre Erben und vermochten die Wünsche der Menge auf einer viel breiteren Basis zu befriedigen, bis die spitzfindige Dialektik Chrysipps, der hohe Gedankenflug des Panaitios und besonders die umfassende Gelehrsamkeit des Poseidonios die stoischen Volkslehrer der so viel tiefer stehenden Menge in ihren einfachen Bedürfnissen mehr entfremdete, obwohl eben Poseidonios einer tieferen Religiosität entgegenkam. Dadurch wurde die Bahn frei für die jüngeren Kyniker, die seit dem Ausgange der Republik wieder sporadisch auftraten und nach dem Ende der iulischen Dynastie mehr hervortraten, ohne es doch zu einem Zusammenhalte und wirklichen Systeme zu bringen, sowie für die römischen Sextier, die in erster Linie praktische Erziehung trieben. In anderer Weise suchten andere schon mit dem 1. Jahrh. v. Chr., von Poseidonios selbst angeregt, den alten Pythagoreismus zu erwecken und fanden bei Schwärmern und selbst bei dem 'Sextier' Sotion williges Gehör für die alte Mystik, die dann später der Grund-

zug der neuplatonischen Lehre werden sollte. Auch hier sehen wir wieder, wie wenig sich die diffusen Bestrebungen halten und selbständig entwickeln können, | denen die altorganisierten Schulen kein Verständnis entgegenbringen. Eine Selbständigkeit neben diesen kann nur der Skeptizismus für sich in Anspruch nehmen, obwohl die Schulfolge auch bei ihm zeitweilig ganz aufgehört hat.

2. Die Skepsis und skeptische Akademie

Pyrron. Die Wurzeln einer zur Skepsis hinführenden Kritik lassen sich bis auf Demokrit und Kratylos, die Sophistik und vielleicht sogar bis zu Xenophanes zurückverfolgen. Wie aus dem Atomismus der Subjektivismus und Sensualismus des Protagoras und der Nihilismus des Gorgias hervorgegangen waren und auch der Heraklitismus und die eleatisch-megarische Lehre schließlich in Zweifeln oder unfruchtbarer Kritik endeten, so begann ein Schüler Demokrits, Metrodoros von Chios, sein Werk mit den Worten: 'Niemand unter uns weiß irgend etwas, nicht einmal das, ob wir (etwas) wissen oder nicht wissen, oder überhaupt, ob es etwas gibt oder nicht' (Vorsokr. II 57 B 1). Dieselbe Grundstimmung fand Pyrron von Elis († um 275/0), der Begründer der neuen Lehre, bei einem Enkelschüler Demokrits, Anaxarchos von Abdera, mit dem er zusammen im Heere Alexanders, wahrscheinlich als Militärarzt, bis nach Indien kam. Mehr noch verdankte er vielleicht der Dialektik der megarischen Klopffechter, die er in negativer Kritik noch überbot. Aber trotzdem hielt er in aller sonstigen Finsternis einen 'Weg der Wahrheit' für unverkennbar, natürlich den Weg, den er selbst wandelte. Vor dem letzten Lebensziele, der εὐδαιμονία, machte seine Skepsis Halt; dies erreichte der Weise durch ἀταραξία, jenseits von allem Wissensqualme und allen absoluten Maßstäben, entsprechend der Gemütsruhe Demokrits und der Gleichgültigkeit der Kyniker. Dieser Inkonsequenz, bei der sogar die sokratische Tugend in Kraft blieb, und persönlichen Eigenschaften verdankte Pyrron vielleicht noch mehr als seinem sonstigen starren Zurückhalten des Urteils (ἐποχή) und seiner scharfen Kritik anderer Philosophen eine ungewöhnlich angesehene Stellung in Elis bis an seinen Tod. Denn über seinen Tod hinaus fand die Lehre hier keinen Boden, zumal er selbst wie Sokrates nichts Schriftliches hinterließ. Aber zahlreiche Jünger hörten ihn und wurden von ihm beeinflußt.

Großen Errungenschaften wie den idealistischen Lehren des Platon und Aristoteles generellen Zweifel entgegenzubringen und diesen in ein System zu kleiden, war sehr viel bequemer, als sich in diese tiefen Lehren und das umfassende Wissen einzuleben. So hatte Timon von Phlius (um 322—232) die Lacher auf seiner Seite, wenn der gallige Einäugige bei seinen Wandervorträgen alle Philosophen mit Ausnahme Pyrrons mit ihren noch so verschiedenen Lehren durchhechelte, auch in giftigen Versen. Mancher saß in Athen oder anderwärts wie gebannt zu seinen Füßen, der später als sein Schüler ausgegeben wurde, aber keiner von ihnen ist als Philosoph schriftstellerisch aufgetreten, jeder begnügte sich offenbar mit der Bewunderung des Meisters. Andere Schüler Pyrrons trugen seine Lehre von der wissenschaftlichen Unfaßbarkeit aller Dinge (ἀκαταληψία) auf einen Untergrund sonstiger vorgefaßter Überzeugung auf. Nausiphanes von Teos (geb. um 350) hatte den Weg zur Wahrheit noch deutlicher als Pyrron in einer Verbindung demokritischer und megarischer Lehren gefunden, von mathematischen und naturwissenschaftlichen Arbeiten ausgehend; sein 'Dreifuß' gab die drei Grundsätze der skeptischen Erkenntnis, Wahrnehmung, Verstand und Gefühl, nach Demokrits Kanon wieder und wurde Vorbild auch für Epikur. Bei dem Kyrenaiker Hegesias 'Peisithanatos' schlug die

Lust oder eine daraus resultierende frohe Gemütsstimmung in vollen Pessimismus um und **Hekataios** von Teos oder Abdera, der sich am Hofe des Ptolemaios I. in Alexandreia aufhielt, verriet sogar eine kynisch-stoische Grund|stimmung. Eine gehaltene Skepsis gab ihnen nicht nur einen Anstrich von Überlegenheit, sondern lieferte auch unmittelbar Waffen gegen jede mißliebige Konkurrenz.

Literatur. Diog. L. IX und Sext. Emp. Raoul Richter, Der Skeptiz. i. d. Philos., Bd. I, Lpz. 1904. AGödeckemeyer, Die Gesch. d. griech. Skeptizismus, Lpz. 1905. Auch PNatorp, Forschungen zur Gesch. d. Erkenntnisproblems, Berl. 1884, 127–163. Timons Überreste in Poet. philos. fr. ed. HDiels nr. 9, Berl. 1901.

Akademie. Vielleicht noch vor Pyrrons Tode versuchte auch ein Platoniker, Arkesilaos aus dem äolischen Pitana (315–241), das gefährliche Experiment mit der geistreichen Überlegenheitspose. Die Akademie hatte es bitter nötig, sich der ihr über den Kopf gewachsenen Stoa zu erwehren und zugleich die gähnende Leere in ihren Plänen und Bestrebungen auszufüllen. Da griff Arkesilaos, der die Gewandtheit der besten Stilisten und den Witz eines Bion besaß, zu den Waffen der megarischen Dialektik (Diodoros Kronos: S. 388) von der uneinnehmbaren Position eines radikalen Skeptikers aus. Der Stifter der Schule selbst hatte in den gemeinverständlich gehaltenen kleinen Dialogen unter Verzicht auf ein positives Ergebnis die ars nesciendi des Sokrates in ein helles Licht gerückt; ja in einigen Gesprächen wie dem Protagoras und Parmenides ist es schwer, die eigene Meinung des Verfassers überhaupt zu erraten, weil die Lust am Kampfe und Widerlegen, am Nachahmen und Parodieren die Ausgestaltung der eigenen Lehre überwiegt. Diese bis auf die allerneueste Zeit verkannte Eigentümlichkeit Platons scheint Arkesilaos durchschaut und im Geiste Pyrrons verfolgt zu haben. Und siehe, das Experiment gelang (nach Sext. Emp. Hyp. Pyrr. I 234 war es für A. eine Vorübung, um dann den begabten Schülern die Lehren Platons mitzuteilen). Arkesilaos, dieser

πρόcθε Πλάτων, ὄπιθεν Πύρρων, μέccoc Διόδωρος,

wußte in die Erkenntnislehre der Stoa, das Fundament ihres Systems, eine Bresche zu legen und durch die neue und doch alte Art des Disputierens 'in utramque partem' (S. 372f.) eine ganze Generation von Schülern kampffähig und kampflustig zu machen, so daß von seiner Schulführung (268–241) eine neue Phase der Schule datiert: sie wird mehrfach als die der zweiten (oder mittleren) Akademie bezeichnet. Auch falschen Vorstellungen schrieb A. Überzeugungskraft zu und ließ das εὔλογον gelten. Vgl. AGeffers, De Arc., Gött. 1841. HvArnim, A. 19 in RE. II 1164ff.

Vollendet hat seine Lehre der um ein Jahrhundert jüngere Karneades aus Kyrene (214/2–129), der Begründer der dritten (oder neueren) Akademie, ein großartiger Systematiker der Philosophie, besonders der Ethik, der aber selbst nichts veröffentlichte. Um ihn in der Akademie zu hören, reiste Crassus als Quästor von Makedonien eigens über Athen. Als Berühmtheit kam er 155 nach Rom und entsetzte seine Zuhörer, als er an einem Tage den Wert der Gerechtigkeit pries und am nächsten Tage den Widerspruch seiner Anschauung vom Naturrechte mit den tatsächlichen Verhältnissen aufzeigte: Cicero hat im III. Buche seines Staates dieses Übermenschentum jenseits von Gut und Böse dem Furius in den Mund gelegt und läßt ihn nachträglich durch Laelius widerlegen. Nietzsche ist auf diesen Vorgänger nicht aufmerksam geworden. Radikal war K. in der Verwerfung aller erkenntnistheoretischen Kriterien und aller logischen Beweisführungen, deren Grundlagen er leugnete. In der Theorie der Wahrscheinlichkeit und ihrer drei Grade (die Vorstellungen sind nur glaubhaft oder auch unwidersprochen oder dazu noch geprüft) hat K. eine Grundlage für alle Zeiten gelegt. Seine scharfen Angriffe gegen die Stoa richtete

er gegen ihre empfindlichste Stelle, die von der Menge so bewunderte Theologie, und zerstörte deren kunstvolles Gewebe mit vielen, überallher entlehnten Gründen, unter denen er m. E. auch solche der alten Kyrenaiker nicht verschmähte. Von seinen Schülern sei der Karthager Kleitomachos genannt, der über 400 Schriften veröffentlichte. Bis über dessen Tod (110) hinaus, also über anderthalb Jahrhunderte, gab es so gut wie keine Skepsis außerhalb der athenischen Akademie.

Am meisten Material über die skeptische Akademie bringt Sextos Emp., die Erkenntnistheorie behandelt Cicero in den Academica (II[1]) nach Philons Darstellung erster Periode. Eine Widerlegung älterer Systeme, die mit schrittweisen Konzessionen immer hartnäckiger wird, aber nichts von historischem Verständnisse verrät, liegt vor in der Schrift [Aristot.] über die Eleaten, am besten ed. von HDiels, AbhAkBerl. 1900, 515, aber fälschlich noch für peripatetisch gehalten, vgl. RE. II 1043f. Den Kampf gegen die Stoa spiegeln Plutarchs Schriften Περὶ τῶν κοινῶν ἐννοιῶν und Περὶ Cτωϊκῶν ἐναντιωμάτων nach ASchmekel, Philos. d. Mittl. Stoa, wider, vgl. JSchröter, Plut.s Stellung zur Skepsis, Lpz. 1912; | auch die Schriften gegen Epikur und Kolotes gehen wohl auf Kleitomachos zurück, vgl. HUsener, Epicurea, Lpz. 1887. Ein populäres Schriftchen dieser skeptischen Richtung scheint uns in dem Alkyon eines Akademikers Leon erhalten: Sokrates erklärt die Verwandlung einer Frau in einen Eisvogel für wohl denkbar und vorstellbar. Karn.' Zurückgehen in der Ethik auf Thrasymachos, Kallikles und Aristippos soll D.Rundschau 1921 nachgewiesen werden. Über seine systematische Gütertafel vgl. u. S. 472.

Bei dem Nachfolger des Kleitomachos, dem leise reaktionären Philon von Larissa, kamen die skeptischen Grundanschauungen allmählich ins Wanken (unbeweisbare, aber natürliche Wahrheit; θέσεις und ὑποθέσεις in rhetorischen Disputationen); aber Platon blieb vernachlässigt. Philons abtrünniger Schüler Antiochos von Askalon (S. 421. 444) brach mit der irrigen Behauptung, daß Sokrates und Platon selbst Skeptiker gewesen seien, und schied der Sache nach zwei Akademien. Wenn Karneades gelegentlich betreffs einer Einzellehre bemerkt hatte, daß der sachliche Unterschied von Stoa und Peripatos nicht so gar groß sei (Cic. de fin. III 41. Tusc. V 120), so verallgemeinerte das Antiochos; ja er, selbst Hörer eines Stoikers und von Philon Stoiker gescholten, sah in unbegreiflicher Blindheit keine wesentlichen Unterschiede mehr zwischen ihnen und den platonischen Lehren und stellte aus allen gemeinsam ein eklektisches System zusammen. Aber so stark war die (vierte oder) fünfte Akademie denn doch nicht, daß die Bekehrung ihres Oberhauptes zum Positiven allen Zweifel und alle Verneinung auf der Welt hätte ausrotten können. In Alexandreia, wo sich eine Pflanzschule der athenischen Akademie befand, und wo in der Schule des Karneades und Kleitomachos erzogene Kritiker und dem Zweifel besonders zugeneigte methodische Ärzte wirkten, empfand man lebhaft jetzt eine Lücke. In diese sprang, nach einem Vorstoße des um zwei Generationen älteren Ptolemaios von Kyrene (um 150?), Ainesidemos aus Knossos ein, der Begründer der jüngeren skeptischen Schule. So lebte der Skeptizismus des Pyrron wie mit einem Schlage wieder auf.

Diese Schule und die Reihenfolge der Schulvorstände bis gegen 200 n. Chr. kennen wir aus Hippobotos bei Diog. Laert. IX 115f. Aber die Lebenszeit des Stifters ist sowenig wie die seiner Nachfolger genauer überliefert. Den Ptolemaios hat SSepp, Pyrrhon. Stud. II, Freising 1893, 100 sehr glücklich mit dem alexandrinischen Gesandten von 169 und 161 (S. 419) identifiziert. Dann folgt, daß sein Enkelschüler etwa Ciceros Zeitgenosse war, nicht jünger. Die modernen Ansätze für das Auftreten des Ain. schwanken zwischen 100/70 und 40/20 v. Chr. (AGödeckemeyer 211ff.). Bekannt ist nur, daß er sein Hauptwerk einem L.Tubero gewidmet hat, mit dem er in der Akademie (vielleicht in Alexandreia) zusammengetroffen war: am ehesten war das der alte Jugendfreund Ciceros, obwohl dieser ihn als philosophisch interessiert niemals charakterisiert. Den Ain. nennt Cicero überhaupt nicht und bezeichnet die Lehren des Pyrron als unwiderruflich beseitigt (de or. III 62. de fin. II 35. V 23 nach Antiochos); demnach hat er in seinen so stark ausgebeuteten Quellen nichts von der Lehre des Ain. gefunden (in Cic. Ac. pr. II 68–127 sind nur ähnliche Lehren

enthalten trotz SSepp 133ff., vgl. dagegen ASchmekel, Festg. für FSusemihl, Lpz. 1898, 32ff.), und dessen Auftreten vor Antiochos' Tode (68) ist unbezeugt, wenngleich wahrscheinlich. Nicht einmal welchen der Akademiker Ain. angegriffen hat, geht aus der erhaltenen Notiz hervor, er habe sie als halbe Stoiker bezeichnet (Phot. Bibl. cod. 212: Στωικοὶ φαίνονται μαχόμενοι Στωικοῖς): HvArnim hat dahinter den letzten Gegner der Stoa, Philon, vermutet, andere mit Berufung auf Philons Urteil den Eklektiker Antiochos, Gödeckemeyer ihre beiden aus Alexandreia gebürtigen Schüler Eudoros (an den auch Zeller dachte) und Areios Didymos; vielleicht hat aber Ain. gar keinen einzelnen Akademiker persönlich angegriffen, jedenfalls ist die Sache nicht spruchreif. – Wir kennen die Lehren des Ain. außer durch Sextos und Diog. Laert. (B. IX) aus dem Auszuge des Photios (Bib. cod. 212); wenigstens 8 seiner 10 Tropen hat der alexandrinische Jude Philon in seine Schrift Π. μέθης eingelegt, wie HvArnim, Phil.Unters. XI (1888) 56ff. gezeigt hat.

Ainesidemos suchte in seinen 8 B. Πυρρώνειοι λόγοι über die akademische Skepsis hinweg an die älteren Lehren anzuknüpfen, was ihm freilich nicht völlig glückte. Indem er alle Dogmen der philosophischen Systeme angriff und ihre mangelhafte Begründung nachwies, wollte er auch die Wahrscheinlichkeit der dritten Akademie theoretisch nicht gelten lassen, ja nicht einmal selbst irgend etwas behaupten, z. B. daß etwas erkennbar oder nicht erkennbar, wahr oder falsch sei. Darum nannte er auch seine zehn allgemeinen Einwände logisch-erkenntnistheoretischer Art gegen die Möglichkeit fester Schlüsse nicht Gegenbeweise sondern Gesichtspunkte (τρόποι, modi). Der wichtigste von ihnen betrifft die Relativität aller Erscheinungen, Wahrnehmungen und Begriffe. Mehr oder weniger gehen alle zehn von den heraklitischen Anschauungen über die Veränderlichkeit der Dinge aus, die schon Platons Lehrer Kratylos zu einer fast skeptischen Zurückhaltung geführt hatten. Diese Lehren erwiesen sich sehr brauchbar für den Kampf gegen die Dogmen der Stoa und die ihnen neuerdings so bedenklich angenäherten der Akademie. Aber Ain. brauchte, auch um eine negative Kritik üben zu können, eine positive Basis, den archimedischen Punkt, von dem aus er die Welt seiner Gegner aus den Angeln hob: und daher hat er den allgemeineren Vorstellungen und Begriffen (κοιναὶ ἔννοιαι) doch einen höheren Wert zugeschrieben als den selteneren und bestrittenen. Ja, er verzichtete nicht einmal ganz darauf, seinen Schülern eine Art von System zu skizzieren, nämlich mit stoisch-akademischen Augen angesehene Bilder aus Heraklits Lehre, mag er sie auch nur hypothetisch den modernen Dogmen als gleichwertig gegenübergestellt haben. Ob seine verschiedenen Schriften auch verschiedene Phasen seiner Entwicklung widerspiegelten, wie das bei Philon von Larissa der Fall war, vermögen wir aus den Bruchstücken nicht mehr zu erkennen.

Eine ununterbrochene Schultradition der skeptischen ἀγωγή hielt sich nun, und zwar die längste Zeit in Alexandreia, von Ainesidemos an durch zwei oder drei Jahrhunderte. Der Sophist Favorinus von Arelate († um 145) legte sich den Namen Akademiker bei, als er die Wahrscheinlichkeitslehre des Karneades mit den zehn Tropen des Ainesidemos verband. Die letzten uns bekannten Skeptiker waren der methodische oder empirische Arzt Saturninos, ein Zeitgenosse Galens, der etwas jüngere Diogenes Laertios (IX 116 Σ. ὁ καθ' ἡμᾶς em. FrNietzsche) und der eigentliche Historiker der Schule, Hippobotos, dessen Διαδοχαί außer Diogenes auch dem Kirchenvater Clemens, Presbyter in Alexandreia, um 208 zur Hand waren (vgl. u. S. 455). Unsere Fundgrube für eine genaue Kenntnis der Lehren der Schule sind die systematischen 11 Bücher des Sextos Empeirikos gegen die Philosophie und die Wissenschaft überhaupt. Die Fülle des hierin zutage tretenden Scharfsinns ist ganz erstaunlich. Aber die Schule, die seit Menodotos (vor 150?) ernsthafte Anstrengungen machte, ihre Skepsis positiv auszugestalten, hat wenig Einfluß ausgeübt jenseits der eigentlichen Schulluft und des Vereins der ihr zugetanen methodischen

Ärzte. Darüber kann uns die Tatsache nicht täuschen, daß die gelehrten jüdischen und christlichen Schriftsteller in Alexandreia, Philon und Clemens, dazu der streitbare Römer Hippolytos, gelegentlich skeptische Schriften benutzten. Augustinus verfiel dem Skeptizismus, als er den Glauben an die Lehren Manis verlor (um 380), und entsagte dem Zweifel, als er Christ wurde, vgl. MSchanz-Hosius-Krüger, Röm. Lit.-G. IV 2, Münch. 1920, 399. Weitere Kreise konnten sich von der Negation naturgemäß nicht befriedigt fühlen, zumal in einer Zeit, als die zu einer mystischen Richtung neigende Religiosität in breiteren Schichten zunahm, während die Freidenker nach wie vor in dem Epikureismus eine zusagende Weltanschauung fanden. So hat sich die Skepsis auf enge Kreise beschränkt und auf die Entwicklung des antiken Denkens und Glaubens im allgemeinen wenig Einfluß ausgeübt. Gerade weil der Skeptizismus alle Dogmatik in Bausch und Bogen angriff und keiner Lehre die Existenzberechtigung zugestehen wollte, fühlte sich auf die Dauer keine der Schulen in ihrem Lebensnerv getroffen oder auch nur zu ernsthafter Abwehr genötigt, was wohl der Mühe wert gewesen wäre, um die Grundlagen der Forschung wie der Lebensanschauungen wissenschaftlich zu sichern. | Aber der Widerspruch hat sich fruchtbar erwiesen. Schon Antiochos zeigte die Inkonsequenz auf, daß Karneades und Philon Unterschiede zwischen wahren und falschen Vorstellungen leugneten, diese selbst also einfach voraussetzten und nachweisen wollten (Cic. Ac. II 44 und 111). Tiefer griff Augustinus. Aller Skepsis stellte er den fundamentalen Satz entgegen, am eigenen Leben könne man nicht zweifeln (de vita beata 7), und gründete diese Zuversicht bald darauf auf das Denken (Soliloquia 2, 1): 'Tu, qui vis te nosse, scis esse te? Scio . . Cogitare te scis? Scio.' So entstand aus dem Niederschlagen des Zweifels fast die Grundanschauung des Cartesius.

3. Die epikureische Schule

Der Lehre des Pyrron am nächsten verwandt war die Epikurs. Das zeigt sich schon äußerlich in dem Verhalten der anderen Schulen, die jene meist ignorierten, diese verachteten oder leidenschaftlich bekämpften, ohne daß aber die beiden abseits stehenden Richtungen einander Hilfe geleistet hätten: für die Skepsis war Epikurs Lehre durchaus ein dogmatisches System ohne genügende Grundlage, mit Recht. Und doch war beiden gemeinsam die Tendenz der Aufklärung, die sie aus dem Zeitalter der Sophistik überkommen hatten, und die sie als teures Vermächtnis in verschiedener Ausgestaltung der Folgezeit übermachten; gemeinsam war ihnen auch der Ursprung aus Demokrits Philosophie, freilich nur mittelbar, und nachdem aus dieser der Geist des Naturforschers mehr oder weniger gründlich ausgetrieben worden war. Man kann zweifeln, wer diesen ursprünglichen Geist stärker verkannt hat, Pyrron, der das naturwissenschaftliche Erkennen ins Gegenteil verkehrte und selbst die Möglichkeit ableugnete, oder Epikuros, der nur die ihm genehmen Resultate annahm, selbst aber jedes naturwissenschaftlichen und überhaupt jedes streng wissenschaftlichen Sinnes bar war. Denn im Grunde war Epikur weit mehr ein Religionsstifter als ein Forscher: die Wissenschaft mußte bei ihm höheren Zwecken dienen und wurde von ihm bewußt degradiert. Ebendadurch wurde seine Verkündigung dem Verständnisse der Massen zugänglich und erlebte durch mehr als fünf Jahrhunderte hindurch einen schier unglaublichen Zulauf.

Epikuros. Der Gründer der Schule (342/1—271/0), gleichalterig mit Menandros und auch aus einer altattischen Familie stammend, aber in der Kolonie Samos geboren, stellte sich als Ephebe zum Dienst in der Stadt Athen um die Zeit des Todes

Alexanders, blieb aber dann (seit 322) bei seinem Vater in Kolophon und auf Teos. Als halbes Kind schon für philosophische Fragen interessiert, hörte er den Xenokrates in Athen, später den Demokriteer Nausiphanes und einen Platoniker Pamphilos; zu lehren begann er 310 in Mytilene, dann in Lampsakos und siedelte mit seinen Schülern 307 nach Athen über. In einem Garten, den er vor dem Dipylon in der Nähe der Akademie kaufte, hielt er sodann seine Vorträge, von zahlreichen Anhängern bewundert und auch (nach dem Muster der Akademie und des Peripatos) materiell unterstützt. In diesem Garten, nach dem seine Anhänger auch οἱ ἀπὸ τῶν κήπων (im Gegensatze zur Stoa u. a.) genannt werden, und in seinem Stadthause schrieb er seine zahlreichen Bücher, fast 300 Rollen, deren reichen Inhalt uns Hermann Usener in musterhafter Sammlung der Fragmente (Epicurea, Lpz. 1887) neu geschenkt hat.

Inzwischen sind verschiedene wertvolle Stücke hinzugekommen, die Usener meist selbst verwertet hat (so die von KWotke entdeckte Spruchsammlung WienSt. X [1888] 175ff., sowie Stücke aus den Werken des Philonides und des Diogenes von Oinoanda), doch fehlen Überreste von Περὶ φύσεως aus den herkulanischen Rollen (vgl. ACosattini, Riv.fil. XX [1892] 510ff. XXXIII [1905] 292ff. Herm. XXIX [1894] 1ff.).

Anfänglich hatte Ep. vielleicht noch von seinen Lehrern gesprochen und sie auch z. T. anerkannt, wenigstens soll er sich selbst noch eine Zeitlang als Demokriteer bezeichnet haben. Später, als sein Selbstbewußtsein alle Schranken überstieg, leugnete er alle fremden Einflüsse, bezeichnete sich als Autodidakten und ließ keinen Philosophen neben sich gelten außer den eigenen Schülern. Und er hat wenigstens in einer Beziehung das Seinige getan, die Spuren seiner Abhängigkeit zu verwischen, indem er die Terminologie abänderte und z. T. für den Laien unkenntlich machte. Trotzdem erweist sich seine Ethik und Erkenntnistheorie in Hauptzügen als Abklatsch der kyrenaischen, so daß Platons Kampf gegen deren Lustlehre fast wie eine Widerlegung der epikureischen erscheint; seine Physik und Physiologie sind eine vergröberte und verschlechterte Kopie des demokritischen Systems; selbst dem Peripatos, Kynosarges, der Stoa und Akademie ähnliche Lehren finden sich bei Epikur, die, wenn man sie genauer untersuchte, wohl ebenfalls seine Abhängigkeit ergeben würden. Originell war er eigentlich nur in der Beobachtung des Seelenlebens und der Formulierung unvergleichlich schöner und wahrer Sentenzen, namentlich in seinen Briefen, denen an Lebenswahrheit und Tiefe die Aussprüche eines Menander bei weitem nachstanden, und denen die übrigen Philosophen seiner Zeit in ihren ethischen Schriften nichts annähernd Gleichartiges oder Gleichwertiges an die Seite zu stellen hatten. Diese Reife der Erfahrung, verbunden mit einer poetisch gefärbten, oft an das Orakelhafte streifenden, prophetischen Ausdrucksweise, hat ihm neben der allgemeinen Tendenz der Aufklärung und der speziellen Sorge für den einzelnen, der sich in seinen Gewissensnöten an ihn wendete, die Herzen gewonnen und seine Bewunderer blind gegen sonstige Mängel seines Systems gemacht, dieselbe Blindheit, die auch ihn selbst beherrschte. Denn sein ganzes System diente nur dazu, auf Grund einer scheinbar wissenschaftlichen Weltanschauung seine frohe Botschaft zu verkündigen, um alle bangen Sorgen und Zweifel niederzuschlagen, die sich etwa der von ihm gepredigten Glückseligkeit und dem Verfolgen der dazu führenden Wege entgegenstellen könnten.

Lehre. Seine sensualistische Erkenntnistheorie war äußerst einfach, fast so wie sie ein Jahrhundert vorher Aristippos aufgestellt hatte. Unsere einzige Lehrmeisterin ist die Erfahrung, die Wahrnehmung allein die Quelle alles Wissens und zugleich allein das κριτήριον der Wahrheit des Wahrgenommenen (φαινόμενον). Aus der Sinneswahrnehmung (αἴσθησις) gehen die Vorstellungen oder Begriffe hervor (προ-

λήψεις = stoisch ἔννοιαι), daraus einerseits die Erinnerungsbilder sowie Annahmen oder Gedanken (ὑπολήψεις), aus denen die δόξα besteht, andererseits die Affekte (πάθη), die ihrerseits Kriterien des praktischen Verhaltens sind. Man schließt von Bekanntem auf Unbekanntes, und zwar durch Indizien- oder Analogiebeweise, die die Erfahrung liefert (σημεῖα sind Indizien, σημειοῦσθαι ist das Folgern daraus), oft indem man probiert: so aus dem Dasein und der Bewegung der unsichtbaren Winde auf das Dasein und das Verhalten der unsichtbaren Atome, aus dem Schwimmen der Fische im Wasser auf die Existenz leerer Räume. Als entscheidende Zeugen, d. h. Kriterien, dienen eben die Wahrnehmungen, direkt durch ihre Evidenz (ἐνάργεια) oder indirekt. Das ist die einzige Richtschnur (κανών). Zu widerlegen sind Epikurs Schlüsse, die er sich oft sehr leicht macht, nicht, oder nur durch bessere Erfahrung. Um die Syllogismen der Stoa, die ganze Dialektik und die Methode der syllogistischen Logik eines Aristoteles kümmert sich die Kanonik der Epikureer nicht, erklären sie doch sogar die Wahrnehmungen eines Wahnsinnigen für wahr und den eckigen Turm, wenn er in der Ferne rund erscheint, für wirklich rund.

Diesen kindlischen Äußerungen treten freilich in Ciceros Zeit bei Zenon-Philodemos Grundzüge einer induktiven Logik zur Seite, die lediglich aus den Merkmalen (σημεῖα) schließen will und in dem syllogistischen Schlusse insofern mit Recht einen 'circulus vitiosus' sieht, als ja der Schlußsatz schon in dem gegebenen Obersatze und Untersatze mitgegeben ist und eigentlich nichts Neues hinzufügt, wohl aber durch seine scheinbar beweiskräftige Zuspitzung die Aufmerksamkeit davon ablenkt, die Gültigkeit der beiden Voraussetzungen zu prüfen. Wenn jede Eiche ein Baum und A eine Eiche ist, so wird freilich auch A ein | Baum sein: aber ob jede Eiche ein Baum, jeder Mensch sterblich usw. ist, das müßte erst untersucht werden. Der Beweis läßt sich nur empirisch führen durch Zusammenstellen aller Belege, ein einziger widerstrebender Fall würde den scheinbaren Erfahrungssatz in seiner Allgemeinheit aufheben und die Schlüsse aus ihm völlig entwerten. Man möchte wohl wissen, wem diese praktisch unfruchtbaren, aber theoretisch äußerst feinen Einwendungen gegen die übliche Logik zu verdanken sind: Epikur selbst sicher nicht; am ehesten, da die jüngere Stoa dagegen kämpfte, Nausiphanes oder einem der akademischen Skeptiker. Neuerdings (1843) hat J. Stuart Mill ähnliche Gedanken geäußert. Vgl. RPhilippson, De Philodemi l. Π. σημ., Diss. Berl. 1881, und RhMus. LXIV (1909) 1 ff.

Die naturphilosophische Grundlage des Systems hat Demokrit geliefert; freilich hat sie eigene Veränderungen Epikurs, die lediglich Verschlechterungen sind, und vielleicht Aufnahme einiger peripatetischer Zuspitzungen erfahren. Wir besitzen außer Bruchstücken noch den Brief an Herodotos, in dem Epikur selbst einen Auszug aus seinen 37 B. Π. φύσεως und zugleich eine kompendiarische Übersicht seiner Physik gibt. Alles besteht aus Körpern und dem Leeren. Die Eigenschaften der Körper sind entweder wesentliche (er nennt sie freilich συμβεβηκότα, accidentia), wie Schwere, Größe, Gestalt, Farbe, oder unwesentliche (συμπτώματα, eventa), wie Bewegung und Ruhe; hierzu gehört auch die Zeit, nach der Definition eines anderen ein σύμπτωμα συμπτωμάτων. Alles andere außer dem κενόν ist körperlich, also dreidimensional, ἄθροισμα genannt; es wirkt und leidet. Eine Teilung ins Unendliche ist unmöglich, da nicht etwas zu Nichts oder aus Nichts werden kann; wohl aber besteht alles aus kleinsten unteilbaren Körperchen, den ἄτομοι (sc. οὐσίαι). Diese Atome Demokrits haben nichts mit den mathematischen kleinsten Linien des Xenokrates zu tun, die nach der Schrift [Aristot.] Π. ἀτόμων γραμμῶν weiter ins Unendliche geteilt werden können; aber die Mathematik baut überhaupt auf willkürlichen Voraussetzungen Falsches auf. Die Atome sind freilich nicht wahrnehmbar sondern erschlossen, aber doch klar und einwandfrei erschlossen: sie sind zahllos, unvergänglich und unveränderlich, besitzen Größe, Schwere und mannigfaltige Gestalt. Den Einwand, daß die größeren und schwereren doch wohl noch weiter teilbar seien, schneidet Ep. durch die liebenswürdige Konzession ab, daß sie vielleicht noch in zwei oder

drei Teile zerlegt werden können. Alle Körper bestehen aus solchen Atomen, deren verschiedene Zusammensetzung die Verschiedenheit der sichtbaren Körper bedingt; ihre Bewegungen rufen die Veränderungen in der sichtbaren Welt, auch der organischen, hervor.

Die atomistische Lehre Demokrits liefert nun auch das Bild der Weltentstehung. Die Verbesserung des Aristoteles, der die wegen ihrer Schwere von Anfang an fallenden Atome nach der Mitte zusammengeführt dachte, kümmert Ep. nicht; er hat nicht einmal Demokrits Annahme wiederholt, daß sie wegen ihrer verschiedenen Größe und Schwere ungleich fallen und daher zusammenstoßen, sondern er läßt alle Atome von Ewigkeit her parallel und gleich schnell im Leeren sich nach unten(!) bewegen oder fallen, bis eine völlig willkürlich postulierte παρέγκλισις einzelne zusammenbringt und den für die Weltbildung nötigen Wirbel verursacht. So entstehen unendlich viele Welten und dazwischen leere Intermundien; jede Welt kann durch Absterben, Zusammensturz usw. sich wieder auflösen, aber der Prozeß der Weltbildung ist ewig und unendlich. Unsere Welt ist rund oder dreieckig oder sonstwie umrandet, in der Mitte die scheibenförmige Erde (eine damals seit zwei Jahrhunderten überwundene Anschauung). Die Sonne ist so groß, wie sie erscheint, oder kleiner: ein weißer Fleck auf schwarzem Grunde sieht ja größer aus und jedes Feuer in einiger Entfernung; Licht und Wärme gelangen von ihr mit unverminderter Kraft zu uns. In dieser ungenügenden Weise, die von allen Forschern seiner Zeit als ein Schlag | ins Gesicht empfunden werden mußte und wohl auch sollte, erklärt der Briefschreiber an Pythokles alle übrigen meteorischen und physikalischen Erscheinungen.

Auch die Entstehung der organischen Wesen schildert Ep. im Anschlusse an die ersten Versuche des 6. und 5. Jahrh. als generatio aequivoca: die Erde hat im jugendlichen Alter zuerst die Pflanzen, dann die Vögel und sonstigen Tiere, endlich auch die Menschen geboren, daneben auch zufällig und zwecklos zur Ernährung und Fortpflanzung unbrauchbare Geschöpfe, die im Kampfe ums Dasein zugrunde gehen: List, Schnelligkeit, Stärke verleihen in diesem Kampfe den Sieg. Nur um die Existenzfähigkeit der in den ersten Jahren hilflosen Menschenkinder zu ermöglichen, müssen neben den uterusartigen Stellen der Erde auch milchspendende Brüste angenommen werden, die bei der alternden Erde versiegt sind. Eine Kulturgeschichte der Menschheit ergänzt das Bild. Nicht die paradiesischen Zustände des goldenen Zeitalters stehen am Anfange, wie Hesiodos, Dikaiarchos (o. S. 407) und die Stoa wollten, sondern eine wirkliche Entwicklung aus rohen Anfängen wird durchgeführt, und zwar strenger als bei Epikurs Zeitgenossen Theophrastos. Hierfür müssen treffliche Vorarbeiten vorgelegen haben, von denen wir nur noch blutwenig kennen (o. S. 369). Skizzen des großartigen epikureischen Bildes sind uns bei Lukrez V 925 ff., Diodor I 7, Censorin IV 9, Horaz s. I 3 u. a. aufbewahrt. In ihm gipfelt der Entwicklungsgedanke, der im Gegensatze zu der theologischen Anschauung von einer Verschlechterung hienieden vielmehr einen allmählichen Fortschritt der Menschheit aus tierischer Roheit voraussetzt und diesen Prozeß in einer großartigen Konzeption schon in die Urzeit verlegt. Der Stoiker Poseidonios suchte später zu vermitteln; darnach Ov. Met. I 1 ff.

Durchaus auf dem Boden des Materialismus steht Epikur in der Anthropologie und auch im Kerne seiner Theologie. Wie der Mensch aus Atomen besteht, so auch seine durchaus körperliche Seele, und zwar aus vier Sorten: luftigen, feurigen, pneumatischen und von einer namenlosen Art. Diese Seelenatome sind schon bei der Zeugung zusammen mit den Leibesatomen im Samen vorhanden. Der vernünftige Teil der Seele (animus) wohnt in der Brust, der unvernünftige (anima) im ganzen Leibe; dieser verläßt den Leib z. T. im Schlafe. Der Tod bedeutet die völlige Tren-

nung von Leib und Seele: die Seelenatome zerstreuen sich in den Weltenraum, ein individuelles Fortleben findet nicht statt. Die verschiedenen Anlagen, Temperamente usw. erklären sich aus verschiedenen Atommischungen, wie in anderen antiken Systemen aus verschiedenen Stoffmischungen (scheidet doch sogar der Apostel Paulus Pneumatiker und Psychiker: RReitzenstein, D. hellenist. Mysterienreligionen, [2]Lpz. 1920). Die sinnlichen Wahrnehmungen kommen dadurch zustande (vgl. S. 361 f. 363), daß unsere Sinnesorgane Ausströmungen der Sinnesobjekte in sich aufnehmen; denn jeder Körper strahlt fortwährend unendlich kleine Körperteilchen aus, die zusammengezogen und verkleinert oder abgeschwächt zu uns dringen, als Bilder in das Auge, als Gerüche und Schläge in Nase und Ohr (die πληγή wohl im Anschlusse an Herakleides Pont. und Straton). Durch sie wird unsere Seele bewegt wie das Schiff vom Winde; nicht nur unser Erkennen, sondern auch unser Wille ist bedingt durch die Sinneseindrücke, im übrigen aber frei.

Wenn andere Systeme in der Welt eine zweckbewußte Schöpfung sehen, so leugnet das der Materialist mit großer Energie: sie ist durch ein Spiel des Zufalls und materieller Kräfte entstanden. Wie wir sprechen, weil wir eine Zunge haben, aber nicht die Zunge haben, um zu sprechen, so ist alle Teleologie ein Grundirrtum. Nicht um des Menschen willen ist die Welt da, wie er sich gern einbildet: ist doch überhaupt nur ein kleiner Teil bewohnt. Mit dem gemeinen Götterglauben läßt sich daher überhaupt nichts anfangen. Es gibt keine Vorsehung, keine Weltschöpfung, kein Weltregiment oder Eingreifen der Götter und Dämonen, keine Wahrsagung. Woher hätte auch die Gottheit für eine Weltschöpfung die Anregung oder das Vorbild nehmen sollen? Die Tatsache, daß gleich mit ihr das Übel in die Welt gekommen ist, beweist zur Genüge, daß die Gottheit bei diesem Akte entweder nicht da war oder schlief. Jede Sorge für die Welt und ihre Bewohner müßte ja die Seligkeit Gottes stören, also sein eigentliches Wesen aufheben. Ein konsequentes Verfolgen dieser über Demokrit hinausführenden Gedanken hätte zum völligen Atheismus führen müssen, aber davor scheut sich Epikur unbegreiflicherweise: es genügt ihm, die Götter untätig und unschädlich zu machen, um die Menschen gegen göttliche Strafe und Jenseitsfurcht zu sichern, und nun malt er mit Behagen das Wesen und Leben dieser Idealgestalten aus, die doch existieren sollen. Seine Schilderung klingt z. T. fast wie eine Parodie. Unzählige, ewige, selige Götter leben außerhalb der Welten in den Intermundien (also im leeren Raume!); sie kennen den Schlaf nicht, den Bruder des Todes, und sind ganz leicht, sonst aber menschenähnlich, da Schöneres als die menschliche Gestalt nicht existiert, auch in zwei Geschlechter geteilt, um den Geschlechtsgenuß nicht zu entbehren; sie essen und trinken, pflegen die Freundschaft und unterhalten sich daher, natürlich in griechischer Sprache. Um die Menschen kümmern sie sich nicht μήτε πράγματα ἔχοντες μήτε ἄλλοις παρέχοντες. Daher ist unser Gebet zwecklos, aber Verehrung mit Opfern angemessen. — Es ist unverkennbar, daß Epikur das Bild der Götter nach seinem Idealbilde, ihr Leben nach dem seiner Gemeinde gezeichnet hat, ohne eine Beweisführung für dieses ästhetische Kunstwerk auch nur zu versuchen. Ihm genügte es, sich mit Demokrit auf die Traumerscheinungen zu berufen, von denen wenigstens ein Teil eine feste πρόληψις begründen sollte und damit die Existenz jener Wesen sicherte. Ein anderer Teil der Traumbilder sollte freilich ohne realen Untergrund sein wie alle die Unterweltswesen, die die Gemütsruhe bedrohen können. Gegen diesen Aberglauben zog er erbarmungslos zu Felde; es ist die relligio des Lukrez, die die schwachen Gemüter band und im Verlaufe der Zeit gerade wieder der Ausdruck und Inbegriff des Gottesglaubens geworden ist.

Ihren Gipfel und das eigentliche Ziel erreicht nun Epikurs Philosophie in der Ethik, die er in dem 3. Briefe an Menoikeus skizziert. Wie alle griechische Ethik soll sie zur Glückseligkeit führen. Aber das kann nicht wie bei Platon und allen von ihm beeinflußten Denkern im Jenseits geschehen, das es ja nicht gibt, sondern nur auf Erden durch ein Ausleben ohne Kummer und Sorgen, ohne Todesfurcht, ohne störende Eingriffe. Also ist die ἀταραξία das eigentliche Ziel, wie bei Pyrron und Nausiphanes. Sie wird nur beeinträchtigt durch den Schmerz, wozu auch die Furcht gehört: der Schmerz ist das Übel, die Lust das Gut. Schon Demokrit hatte negativ das Freisein von Schmerzen (ἀθαμβίη, εὐθυμίη, εὐεστώ) als höchstes Gut bestimmt, aber dabei nur an geistige Lust gedacht; die Kyrenaiker dagegen hatten sich für die positiven Lustregungen entschieden und alle Lustgefühle theoretisch gleichgestellt, wenn sie auch Unterschiede im einzelnen feststellten. Solche Scheidung hat auch Ep. vorgenommen, aber theoretisch keineswegs die sinnlichen Lüste ausgeschieden: was bliebe dann? fragte er (fr. 67; sein Intimus Metrodoros rühmte sogar ohne Einkleidung die Baucheslust). Nur vorsichtig abwägen soll man und üblen Nachwirkungen vorbeugen: sperne voluptates, nocet empta dolore voluptas (Hor. ep. I 2, 55, vgl. fr. 442 mit kyrenaischen und kynischen Lehren und Plat. Prot.| 353 C ff.). Mit Verachtung sieht Ep. auf die Phrasendrescher wie Kyniker und Stoiker herunter, die gedankenlos immer Worte wie Pflicht und Tugend im Munde führen (fr. 512): um der Lust willen hat diese Wert, ein gut Gewissen ist der beste Lohn der Rechtschaffenheit (fr. 519), und somit ergibt sich doch eine engere Wechselbeziehung zwischen Tugend und Lust. Diese konnten auch die Sokratiker nicht leugnen, ja selbst die tugendstolzen Kyniker haben die engen Beziehungen merkwürdig ähnlich bestimmt (vgl. Zeller II 1[4] 269f., wo nur Plat. Philebos falsch herangezogen worden ist). Aus einer im Diesseits zu verwirklichenden Glückseligkeit konnten ja auch die Lustgefühle nimmer gänzlich gestrichen werden.

Man darf sich aber überhaupt den Gegensatz der Hedoniker zu den 'wahren' Sokratikern nicht zu schroff denken, so wie ihn der Kampf der Stoa später darzustellen beliebte. Bei dem kynischen Idealbilde des Weisen hat Epikur, wenn nicht schon Aristippos, starke Anleihen gemacht. Von beiden Seiten kam die Anregung, ein Musterbild des vollendeten Epikureers zu entwerfen, und viele einzelne Züge erinnern sogar an die Stoa. Die einmal erworbene höchste Staffel ist unverlierbar, der Weise bleibt unerschütterlich weise und sich selbst getreu, sogar auf der Folter (die psychischen Leiden sind schlimmer), sich und seinen Freunden dankbar; er verbannt alle leidenschaftlichen Aufwallungen wie Neid, Zorn und Liebesraserei, aber nicht weiche Regungen wie das Mitleid; er bedarf an sich nicht der Freundschaft oder Ehegemeinschaft, sowenig wie des Zuspruches und Trostes, aber er pflegt die Freundschaft um des Nutzens willen, den sie bringt, z. B. damit er sein Wohlwollen und seine Einsicht praktisch verwerten kann, und auch aus einer gewissen Sympathie, wodurch ihm der Freund als alter ego erscheint. Unter Umständen ist es ihm erlaubt, als Schriftsteller oder Politiker aufzutreten, soweit das der Förderung seiner philosophischen Zwecke oder seiner persönlichen Sicherheit dient, übrigens niemals den Volksmassen gefällig, eher noch einem Monarchen. Im allgemeinen aber wird er sich in die Einsamkeit zurückziehen zu spekulativer Betrachtung nach dem Grundsatze λάθε βιώσας, auch lieber Hagestolz bleiben (das Ideal auch Theophrasts); er darf Eigentum und Sklaven besitzen, bleibt aber auch in Armut fröhlich und wird die Einfachheit vorziehen. Kurz, er wird stets für die andern das hohe Vorbild sein, nach dem sie sich richten können und müssen.

Unzweifelhaft hat Epikur sich selbst in den meisten Zügen gezeichnet und damit als Muster hingestellt. Bei ihm war Theorie und Praxis nicht verschieden. In seinen Privatbriefen erschien er menschlich schön und bewundernswürdig, zufrieden bei Wasser und Brot; und noch auf seinem Schmerzenslager am letzten Lebenstage pries er sich in aller Qual glücklich. Er wußte aber auch, daß die meisten Menschen ein Vorbild brauchen (fr. 210), und trug kein Bedenken, einem Jünger zu schreiben: 'Handele in allem so, wie wenn Epikur es sähe' (fr. 211). Als Erfolg treuer Folgsamkeit kann er dem Menoikeus versprechen, wie einst die alten Elegiker dem Vaterlandsbefreier, er werde wie ein Gott unter den Menschen leben. In seiner Gemeinde sieht er eine Gemeinde der Heiligen: mit diesem Worte spricht der Prophet von Metrodoros (fr. 130), und dem Zuzuge eines noch nicht erwachsenen Eleven sieht er gespannt entgegen als einem 'sehnsüchtig erwarteten und gottgleichen Einzuge' (fr. 165). Kein Wunder, daß dieser Ton anschlug und Epikur für die Seinen an die Stelle der in die Intermundien verwiesenen Gottheit trat. Damit war der Übermensch übertrumpft. Epikurs auf den 10. Gamelion verlegtes Geburtsfest wurde nach seinem Tode von der gesamten Gemeinde mit einem Abendmahle gefeiert, zu dem andere regelmäßige Feiern seines Gedächtnisses hinzutraten.|

Epikurs Schule. Der bald enorm sich ausbreitenden Religionsgesellschaft fehlte eigentlich nur der Katechismus zum Auswendiglernen für Kinder und Novizen. Ihn lieferte ein Jahrhundert später Philonides (S. 419) in den Κύριαι δόξαι, einem Auszuge grundlegender Sätze aus der riesigen Schriftenmasse des Religionsstifters. Das war Ausfluß einer praktisch gerichteten Gelehrsamkeit; Phil. trieb auch mathematische Studien. Natürlich behielten im übrigen Epikurs Werke allein kanonisches Ansehen in der Schule, mochte sich auch in einem Landstädtchen Lykiens, Oinoanda, ein gewisser Diogenes mit eigener Schriftstellerei brüsten und seine Elaborate sogar auf Stein einmeißeln lassen; sie sind 1892 aufgefunden worden (ed. JWilliam, Lpz. 1907), darunter ein Brief (angeblich Epikurs) an seine Mutter. Epikurs Briefe scheinen bei den Gläubigen ein Ansehen genossen zu haben wie etwa bei den Christen die des Apostels Paulus und machten diesen in bestimmten Kreisen noch lange Zeit Konkurrenz. Ein schärferer Gegensatz der Grundanschauung läßt sich ja kaum denken (trotz mancher Berührungen der ethischen λόγια). Deshalb gehörte ein großer Mut dazu, als ein Geistlicher, PGassendi, 1647 den verrufenen Materialisten zu neuem Leben erweckte, der eigentliche Vorgänger Useners, aber auch der modernen Naturwissenschaft.

Die Philosophie Epikurs hätte sich ohne Zweifel nicht so rasch und so weithin ausbreiten können, wenn nicht mit ihm und unter ihm zahlreiche und streitbare Schüler sein Werk ausgebaut und eine großartige Werbetätigkeit entfaltet hätten, namentlich Metrodoros von Lampsakos und sein liebenswürdiger Schulnachfolger Hermarchos, auch der gräßlich übertreibende Gegner Stilpons, Menedemos' und Arkesilaos', Kolotes, den Karneades, Kleitomachos und Plutarch bekämpften, und viele andere, die fast alle im höheren Sinne der Wissenschaft ungebildet waren und der Forschung feindlich gegenüberstanden. Vereinzelte Anstrengungen späterer Zeit, die Lehren und Bestrebungen durch ernsthafte Berücksichtigung der Mathematik und anderer Wissenschaften auf ein höheres Niveau zu heben, waren nicht ganz unfruchtbar. In Ciceros Zeit wetteiferten wenigstens in der Breite wissenschaftlicher Fundamentierung mit ihnen Zenon, der auch bei Karneades studiert hatte, sein Schüler Phaidros, den Cicero im Wintersemester 79/8 in Athen hörte, und der in den Papyri der herkulaneischen Bibliothek massenhaft vertretene Philodemos (o. S. 420); auch Lukrez hat sich diesem Einflusse nicht ganz entzogen. In die Medizin fand Epikurs System zu gleicher Zeit Eingang durch den auch wegen seiner

Wassertherapie und 'Kneippkuren' angesehenen Arzt Asklepiades. Aber zum Glücke für den Epikureismus stießen später die 'echten' Epikureer diese Ketzer, die sie Sophisten nannten, ab (Diog. L. X 25) und retteten so die Gemeinde vor dem Dilemma, Mitglieder einer wissenschaftlichen Gesellschaft werden oder sich eine andere Religion suchen zu müssen. Auf die Dauer konnten sie freilich, obwohl selbst Plotina, die Mutter Hadrians, die Schule in Athen begünstigte, der religiösen Mystik des Neuplatonismus und dem Siegeszuge der christlichen Weltanschauung nicht widerstehen. Denn auf die Dauer läßt sich die Gottheit nicht in ferne Intermundien verbannen: nicht die verkappte Gottlosigkeit, wohl aber die Halbheit rächte sich in einem anders denkenden und fühlenden Zeitalter.

4. Die Stoa

Die Tendenz. Das Gegenstück zu der Gartenschule Epikurs ist die nach der Στοὰ ποικίλη benannte Schule Zenons. Die beiden Systeme gehören zusammen wie die Komplementärfarben Rot und Grün: sie sind bei allen tiefgreifenden und unüberbrückbar erscheinenden Gegensätzen doch einander in vielen Beziehungen sehr ähnlich. Wie das System Epikurs ist auch die Lehre Zenons aus einem praktischen Bedürfnisse erwachsen, nur mit einer der Aufklärung entgegengesetzten Tendenz, aus dem Bedürfnisse der frommen Leute, die sich im Schutze göttlicher Mächte geborgen fühlen; sie setzt die Missionstätigkeit der Kyniker fort wie jene die der Kyrenaiker. Auch Zenon wollte sich nicht auf religiöse Erbauung und ethische Doktrin beschränken, sondern diesen Lehren das breite und feste Fundament einer| umfassenden Weltanschauung geben und komponierte daher ein großes Lehrgebäude aus sokratischen, peripatetischen, platonischen und kynischen Lehren, ja in Einzelheiten ging er bis auf Herakleitos von Ephesos und die ältesten Philosopheme der Ionier zurück. Auch hier ist nicht die geschlossene Einheit einer großen neuen Konzeption erzielt worden; denn auch hier fehlte dazu die Hauptsache, der eigentliche Sinn für die Forschung und ihre noch ungelösten Probleme, der schöpferische Geist, der über den einzelnen Lehren steht und, indem er ihre transzendentale Bedeutung divinatorisch ermißt, sie zu einer neuen Einheit höherer Ordnung verschmilzt und damit die Forschung selbst wieder um ein großes Stück fördert. Dem vereinten Bemühen der ältesten Stoiker, Zenon, Kleanthes und Chrysippos, ist es zwar gelungen, die Fugen des großen Mosaiks zu verwischen, die Felder geschickt einzuteilen und zu ordnen und durch Verzicht auf hohen Gedankenflug und auf philosophische Mitarbeit an voraussetzungsloser Forschung der großen Masse Halbgebildeter das bequeme Surrogat einer wissenschaftlichen Bildung zu geben, die ja nicht den allerneuesten Errungenschaften Rechnung zu tragen brauchte. Aber gegen die Ausbildung der sokratischen Philosophie, die sie im Peripatos erreicht hatte, war das Mosaik der Stoa ein Rückschritt; namentlich mit der wissenschaftlichen Beweisführung, selbst in wesentlichen Lehren, sah es traurig aus, obwohl Chrysippos von Soloi eine große Dosis haarspaltenden Scharfsinnes und eine große Menge Schreibarbeit an die nachträgliche Stützung der Fundamente wendete, so daß jetzt das darauf errichtete Gebäude gegen alle Einreißgelüste gefestigt schien.

Zenon. Der Gründer des Systems, Zenon von Kition auf Kypros (343—262), war noch kein Jahrzehnt jünger als Epikur. Für die praktische Philosophie durch den derbwitzigen Kyniker Krates 312 in Athen gewonnen, wohin er auf einer Handelsreise gekommen war, ritt er längere Zeit die Schule des Kynismus und schrieb noch seinen 'Staat' auf dem Hundsschwanze, wie es hieß: beleuchtet wurde dieser Ausspruch durch die anstößigsten Sittenlehren, die z. B. Blutschande als erlaubt nach

dem Naturrechte darstellten. Aber auch von dem Menschenjäger Stilpon aus Megara, der megarische Dialektik mit kynischer Ethik verband, wurde Zenon gefangen; noch andere Philosophen Athens werden als seine Lehrer genannt (Xenokrates freilich wohl durch Verwechslung mit Krates), nur Theophrastos und die übrigen Peripatetiker nicht, deren Werken Z. doch viel verdankte. Eine eigene Schule zu gründen fiel ihm schwer, schon wegen seiner beschränkten Mittel, die ihm nur ein Logis in einem Mansardenstübchen gestatteten, das ihm ein Aufwärter sauber hielt, und das er zeitweilig mit seinem Lieblingsschüler Persaios teilte. Seine Vorträge und Disputationen mußte er in einer öffentlichen Halle abhalten, wobei er die Neugier des ungeladenen Publikums sehr unangenehm empfand und sich ihrer durch verschiedene Tricks zu erwehren versuchte, gelegentlich auch dadurch, daß er auf einem Teller sammeln ließ. Viele Schüler wollte und konnte er nicht unterrichten, wenigstens nicht gleichzeitig. Aber zu seinen Bewunderern gehörte des Demetrios Poliorketes Sohn Antigonos Gonatas, der ihn bei wiederholten Besuchen Athens persönlich aufsuchte und dann als König von Makedonien mehrfach an den Hof in Pella einlud; er selbst lehnte den Ruf ab, sandte aber seine Schüler Persaios und Philonides (um 276/1). Für seine Lehre waren diese höfischen Beziehungen formal und inhaltlich heilsam: das Kläffen des Hundes verstummte, Männerstolz vor Königsthronen begann sich zu zeigen, und aus ethisch-politischer Paradoxie und Kasuistik entwickelte sich jetzt die große Auffassung des freien Weltbürgertums, | das über die antike Sklaverei den Stab brach und die innere Freiheit allein gelten ließ, auch der Frau gleiche Berechtigung zusprach wie dem Manne. Diese später allgemein verbreiteten Anschauungen, die allmählich, vollends unter dem Einflusse des Christentums, aus der Theorie in die Praxis übertragen wurden, waren im 3. Jahrh. unerhört, wenn auch schon von einsamen Denkern vorher gelegentlich geäußert. Aber Zenon, die Seele der makedonischen Partei, durfte die Theorien vom Weltstaate ungehindert in Athen lehren, weil er weder für sich etwas beanspruchte noch sich in die praktische Politik einmischte. Und doch hat die Bürgerschaft erst nach seinem Tode und auf die Initiative des Antigonos hin ihn anerkannt und mit einem goldenen Kranze (wie später die Pergamener den verstorbenen Attalos I.) und einem auf Staatskosten im Kerameikos errichteten Grabmale geehrt.

Die Schule. Seine Schüler und Nachfolger lehrten nicht einmal immer in derselben Stoa, nach der die Schule der Zenoneer später allein genannt wurde, z. B. Ariston um 265 in der städtischen Akademie, Chrysippos im Odeion. Den festen Halt der anderen Schulen durch eigenen Grundbesitz und sonstiges Vermögen sowie durch straffere Organisation hat sie lange Zeit hindurch überhaupt nicht gehabt; auch von regelmäßigen Symposien oder Liebesmahlen erfahren wir bis zur Mitte des 2. Jahrh. nichts, und selbst dann bildeten sich innerhalb der Stoa Sonderverbände, die das Andenken des Diogenes, Antipatros, Panaitios feierten. Auch der innere Ausbau des Systems war von Zenon noch nicht abgeschlossen: er erfolgte besonders durch den orthodoxen und fanatischen Kleanthes von Assos († 230), der gegen die heliozentrische Hypothese des Aristarchos von Samos (um 275) wetterte, und als Vollender gilt Chrysippos von Soloi († 208/4), dessen Vielseitigkeit und Scharfsinn sich die Wage hielten und nur durch seine Vielschreiberei übertroffen wurden. Die Überreste der Lehre bis auf ihn, d. h. der älteren Stoa, enthält die grundlegende Sammlung von HvArnim (Stoicorum vet. fragm., Lpz. 1903ff., bisher 3 Bde., der IV. steht aus).

Der Orient. Mit Zenon und Persaios aus dem kyprischen Kition, Aratos und Chrysippos von Soloi, Zenon und Antipatros von Tarsos, Diogenes von Seleukeia

am Tigris, Boethos aus Sidon u. a. hielt der ferne Osten Einzug in die griechische Philosophie, und gerade die Stoa sah wenig Athener unter ihren führenden Leuten. Das paßte für ihr Weltbürgertum. Aber man hat vielfach in dieser Tatsache den Einbruch des semitischen Ostens (statt der Rückwanderung des hellenisierenden Kulturelementes) gesehen und den Stempel des Semitismus dem stoischen Systeme aufgedrückt gefunden. Das muß ich leugnen, bis klare Spuren einwandfrei nachgewiesen sind: alles, was bisher darauf zu führen schien, erweist sich bei genauerem Zusehen als älteres Eigentum der Hellenen; selbst die auffallenden Parallelen bei Plutarch, Seneca u. a. Schriftstellern der ersten Kaiserzeit zu Sprüchen des Alten wie des Neuen Testamentes (vgl. z. B. JKreyher, Seneca u. s. Beziehg. z. Urchristentum, Berl. 1887. ABonhöffer, Epiktet und das Neue Testament, Gieß. 1910) beruhen nicht auf Reminiszenzen oder gar Entlehnungen aus der jüdisch-christlichen Literatur, sondern verraten nur eine allmähliche Annäherung der Ziele und der dahin führenden Gedankenreihen. Unattisch ist nur die Form- und Stillosigkeit, die namentlich bei dem Vielschreiber Chrysippos eine völlige Abkehr von der klassischen Literatursprache und Stumpfheit des Stilgefühles | aufwies; es ist ein eigenartiger Zufall, daß die ungebildeten und saloppen Ausdrücke Soloikismen heißen (schon bei Aristoteles und Theophrastos), und daß ihr schlimmster Vertreter wirklich aus dem kleinasiatischen, Tarsos benachbarten Landstädtchen Soloi stammte. Für die Geschichte der Philosophie scheint das freilich ganz gleichgültig, abgesehen davon, daß volkstümliche Sprache uns verrät, an welche Leserkreise sich die Verfasser wendeten, und uns den starken Absatz vieler populärer Schriften in diesen Kreisen weit außerhalb Athens erklärt. Die Streitschriften gerade Chrysipps enthielten, wie die des syrischen Epikureers Philodemos aus Gadara, viel Dornen und Gestrüpp, spinöse Argumente und endlose Beweisreihen wie die Kettenschlüsse, die doch im Grunde keinen Gegner widerlegten und gewannen, aber der Masse der ungelehrten Stoiker mächtig imponierten. Ihretwegen galt Chrysippos als der Vollender und Verteidiger der Schuldoktrin. Auch die stoische Rhetorik mit ihren nüchternen, haarscharfen Deduktionen schien vielleicht dem Außenstehenden zu beweisen, daß die Schule einen Zaun um ihre Satzungen gemacht hatte. Aber wie die Anhänger wußten, war die Logik nur der Zaun um ihren Obstgarten, der ihn vor fremden Eingriffen, die Mauer, die ihre Gemeinde vor fremden Angriffen bewahren sollte. Daß Chrysipp gerade die Außenwerke der Festung ausbaute, kam übrigens auch der Wissenschaft überhaupt zustatten.

Die Lehre. Das System zerfiel nach Kleanthes in sechs Teile: Dialektik und Rhetorik, Ethik und Politik, Physik und Theologie; sonst in drei Teile. Als der wichtigste hiervon, der Mittelpunkt der Philosophie, galt die Ethik: wie das Gelbe im Ei oder das Obst im Obstgarten.

Der Name Logik scheint erst in der Stoa aufgekommen zu sein. Er umfaßt die Dialektik Platons und Analytik des Aristoteles sowie meist auch die Rhetorik, ihr Seitenstück (Aristot.): diese mit der flachen Hand, jene mit der Faust zu vergleichen, die interrogans et respondens pars der Logoslehre. Mit dem Doppelsinne des λόγος (= oratio und ratio) spielen ältere Schriftsteller wie Gorgias und Isokrates nach dem Vorgange Heraklits, während Platon, Aristoteles und die Stoa deutlich scheiden: hier wird nun dem λόγος ἐνδιάθετος in der Brust der λ. προφορικός gegenübergestellt, der in der Sprache zum Ausdruck kommt; ihre Worte (σημαίνοντα) geben die Gedanken (σημαινόμενα, significationes) wieder, deren Verwertung Dialektik und Rhetorik lehren.

Chrysippos hat nun Anlaß genommen, das Wesen der Sprache (φωνή, eigentlich 'Stimme'), die er mit Diogenes von Apollonia, Herakleides und Straton physi-

kalisch als bewegte Luft bezeichnete, zu zergliedern und, weit über die Ansätze der Sophisten, Platons und Aristoteles' hinausgehend, eine systematische Grammatik zu schaffen, deren Terminologie von den Römern übernommen wurde und so meist noch heute in den Schulen gelehrt und gelernt wird. Erst im letzten Jahrhundert hat sich die vergleichende Sprachwissenschaft und die moderne Sprachphilosophie von der uns jetzt recht äußerlich erscheinenden Auffassung der Stoa und der Grammatiker in Pergamon, Rom und Rhodos (Dionysios Thrax gegen 100), die auch nach Alexandreia übergriff, ganz emanzipiert. Aber trotzdem werden wir unsere Bewunderung dem ohne Kenntnis einer anderen Sprache klar und zielbewußt aufgeführten Gebäude nicht versagen, das die 24 Laute (von Buchstaben nicht scharf geschieden), Prosodik und Lesezeichen behandelte, in der artikulierten Rede von Silben zu Wörtern und Sätzen aufstieg, Redeteile und Satzteile unterschied, die Flexion der Nomina und Verba lehrte, dabei das schon von den Herakliteern gefundene Prinzip der Anomalie verfocht gegen das straffere Hindrängen der Alexandriner auf Analogien, auch synonyme, mehrdeutige usw. Wörter untersuchte und endlich in der σύνταξις den Ausdruck der Gedanken im Satze (λεκτόν) verfolgte. Aus dieser stoischen Schulgrammatik stammen sichtlich die interpolierten Kapitel 20 u. 21 in Aristoteles' Poetik her, deren peripatetischer Patronat starke Verwirrung hervorrufen mußte. Vgl. übrigens (außer Bd. I[3] 19) RSchmidt, Stoic. grammatica, Halle 1839.

Nur lose hing mit der Grammatik die Etymologie zusammen, deren wunderliche Irrgänge aus älterer Zeit Platons Kratylos zeigt, und die überhaupt auf keine wissenschaftliche Basis gestellt werden konnte ohne ein ausgedehntes Vergleichsmaterial und die daraus gewonnenen Schlüsse der prähistorischen Lautgeschichte. Zudem war aber die Stoa auch völlig befangen in dem sophistischen Axiome, daß die Sprache φύσει gegeben sei (nicht νόμῳ oder θέσει), und daß also ihre wesentlichsten Bestandteile, die ὀνόματα, den dadurch bezeichneten Objekten genau entsprächen oder wahr seien: ἔτυμα. Vgl. RReitzenstein, M. Terentius Varro und Johannes Mauropus v. Euchaita, Lpz. 1901. Den Beweis dafür erreichten sie zwar auch durch feines Auflösen der Knoten, bisweilen aber durch ein Zerhauen (so bei dem berüchtigten canis a non canendo) und verwendeten nun umgekehrt die ἔτυμα als Beweisstücke für ihre sonstigen Lehren. Nur um ihretwillen haben sie den ganzen Unterbau der Grammatik aufgeführt.

Den wichtigsten Teil der Dialektik bildet die Erkenntnistheorie. Sie mag einem fast tief erscheinen, wenn man von den nichtigen Zumutungen Epikurs ausgeht, ist aber einem absoluten Maßstabe gegenüber doch noch recht mangelhaft und z. T. oberflächlich. Aber in der Geschichte der Philosophie erscheint sie, als Ganzes genommen, als etwas Neues: dies freilich vielleicht nur, weil wir weder die Schriften des Antisthenes über diese Probleme noch die Ergänzungen, die die Schüler des Aristoteles seiner Analytik gaben, heute mehr besitzen; auch wird manches, was jetzt für die Geschlossenheit der Lehre unentbehrlich scheint, erst im Laufe des 3. Jahrh. zur Abwehr der Angriffe der mittleren Akademie hinzugekommen sein. Zenon und Kleanthes stellten sich die psychischen Vorgänge noch sehr kindlich und grobsinnlich vor: die Seele des Neugeborenen sollte mit einem schon der attischen Tragödie geläufigen Bilde (z. B. Gefess. Prom. 789) eine leere Wachstafel sein, der die sinnliche Wahrnehmung ihr Petschaft aufdrückte. Erst Chrysippos zählte zu den Objekten der Wahrnehmung auch geistige Zustände und Tätigkeiten und ließ in der Seele eine Veränderung vor sich gehen. So erzeugt das Vorgestellte (φανταστόν) die Vorstellungen (φαντασίαι), die, soweit sie wirksam sind, Aufnahme finden und dann Zustimmung erzwingen (κατάληψις, συγκατάθεσις): das sind fast Perzeption und

Apperzeption bei Herbart. Weiterhin entstehen die Begriffe (ἔννοιαι) aus Erfahrung, durch Vergleichung und Zusammensetzung aus Gedächtnisbildern oder vermittelt durch Analogieschlüsse. Die rein instinktiv gewonnenen Begriffe heißen προλήψεις oder κοιναὶ ἔννοιαι (communes notitiae; dahin gehört z. B. der Gottesglaube). Obwohl selbst diese nicht angeboren sind, liefert doch ihre allgemeine Verbreitung die Sicherheit für die Wahrheit der zugrunde liegenden Objekte, ganz sokratisch oder protagoreisch. Die Seele arbeitet, wenn auch unbewußt, mit logischem Beweise, der, bewußt ausgeübt, zum Urteile (ἀξίωμα, Aristot. ἀπόφασις) führt. Die aristotelische Lehre von den Schlüssen hat Chrysipp formalistisch im einzelnen ausgeführt, z.B. ihnen fünf ἀναπόδεικτοι und fünf zusammengesetzte Schlüsse, darunter den hypothetischen, hinzugefügt.

Großen Wert legten die Stoiker auf ihre Kriterienlehre, leider mit Unrecht, da ihr eigentliches Kriterium der Wahrheit die Evidenz (ἐνάργεια, φαντασία καταληπτική) bildet: das Evidente erweist sich durch sich selbst als evident, das klärlich Wahre klärlich als wahr. Das war genau der kindliche Standpunkt Epikurs, übrigens von | Chrysippos im Grunde überholt. Aber auch er rüttelte nicht an der aus dem Kynismos übernommenen Fundamentallehre, daß nur die Einzeldinge wirklich existieren, also nur der Mensch, aber keine Menschheit. Die von Platon und Aristoteles angebahnte Annahme in höherem Sinne realer Gedankendinge, die wir heute Begriffe nennen, fand bei der Stoa kein Verständnis, geschweige eine Fortbildung; sie kannte neben den real existierenden Einzeldingen nur nichtige Phantasiebilder (φαντάσματα) oder leere Namen für nominale Objekte. Nach späterer Terminologie ist das der Nominalismus. Trotzdem nahm die Stoa die Kategorienlehre in einer stark reduzierten Gestalt auf: das ὄν oder τί zerfällt in vier πρῶτα γένη: Substrat, wesentliche, zufällige und relative (korrelate) Eigenschaft. Aber diese Abstraktion ist nur Schein, denn es gibt überhaupt nur Körperliches: selbst das Verhalten und Tun beruht auf Luftströmungen: Gehen, Stehen und Tanzen sind Körper. Das ist albern.

Wir sind damit zur Physik gekommen, in der man den Einschlag Heraklits früh bemerkt, aber bis in die neueste Zeit maßlos überschätzt hat: sie beruht fast ganz auf peripatetischen Lehren: vgl. HSiebeck, Die Umbildung d. perip. Naturphilos. in die der Stoiker (Unters. . .,[2] Freib. 1888, Kap. 6). Im Anfange war der Stoff und die Kraft (Arist.), aber untrennbar wie bei Straton (monistischer Materialismus). Einen Übergang bildet der feinste Stoff, der mit Herakleitos πῦρ (τεχνικόν) oder mit Straton πνεῦμα (ἔνθερμον) genannt wird. Dieser durchdringt alles, wie der Honig die Waben, und verdichtet sich zu der Materie, aus der die Gestirne wie die Einzelwesen hervorgehen. Andrerseits besteht auch Gott oder die (platonische) Weltseele aus Feuer, und damit das wirkende Prinzip (τὸ ποιοῦν, λόγος). Die Stoa vermeidet die aristotelische Bezeichnung der Kraft als εἶδος (plat. ἰδέαι) und nennt sie λόγος σπερματικός. Die Bildung der Welt wird bis ins einzelne geschildert, wie sie aus dem großen Weltbrande hervorgeht und dereinst wieder zu Feuer wird. In großen, festbestimmten Perioden tritt diese Regeneration (ἀποκατάστασις τῶν πάντων) wieder ein, wie es nach älteren Vorbildern auch Herakleides vom Pontos und Eudemos gelehrt hatten. Als Origenes von Alexandreia im 3. Jahrh. den Versuch machte, durch die stoische und platonische Philosophie den christlichen Lehren den Halt eines wissenschaftlichen Systems zu geben, hat er, das erscheint uns sehr wunderbar, sogar diese Lehre von des Ewigen Wiederkunft mit aufgenommen, wie neuerdings FrNietzsche. Eine periodische Auflösung der Welt hatten schon Anaximandros und Anaximenes angenommen, den Weltbrand Herakleitos, während die Peripate-

tiker wie Theophrastos mit der Ewigkeit der Welt auch die unserer Erde behaupteten (S. 406f.). Im 2. und 1. Jahrh. v. Chr. war dieses Problem Gegenstand eines lebhaft geführten Kampfes zwischen Peripatos (Kritolaos) und Stoa (Boethos), dessen lesenswerte Dokumente uns in Philons Schrift Περὶ ἀφθαρσίας κόσμου noch z. T. vorliegen. Übrigens hat Kleanthes auch eine entgegengesetzte Zerstörung durch eine große Sintflut geschildert (Schol. Hes. Theog. 194. Sen. N.Q. III 27ff.).

Die Einzelheiten in der Schilderung der Weltbildung sind trotz dieses Gegensatzes dem Peripatos entlehnt, aber gelegentlich mit Benutzung älterer Lehren. Der Stoa kommt es darauf an, nicht nur das All in seiner Ordnung und Schönheit gemeinfaßlich zu erklären, sondern vor allem mit Aristoteles den teleologischen Gesichtspunkt herauszuarbeiten, um aus der zweckbewußten Schöpfung Kapital zu schlagen für ihre Theologie.

Den Glauben an das Dasein der Götter führte Kleanthes auf eine vierfache Wurzel zurück (fr. 528, Cic. N.D. II 13ff.), wovon die auf die κοινὴ ἔννοια aller Menschen gestützte Begründung sich besonderen Ansehens als fast objektiver Gottesbeweis | bis in unsere Zeit erfreut. Im Kampfe gegen Materialismus und Skepsis, in römischer Zeit auch gegen den Aberglauben, wurde die Stoa zur eigentlichen Verteidigerin des Gottesglaubens vor der Reformation des Platonismus. Die Gottheit offenbart sich in Träumen, Prodigien, Weissagungen aller Art: die Mantik dient zum Gottesbeweise und wird ihrerseits aus dem Gottesbegriffe abgeleitet und als wahr erwiesen. Trotzdem ist die Gottheit der Stoa weder volkstümlich noch persönlich gedacht, zumal wenn ihr Ursprung im Urfeuer steckte. Aber die Wurzeln dieses Glaubens erstreckten sich sehr weit, denn es war Pantheismus, eine durchaus volkstümliche, schon von Thales verwertete und sodann im Peripatos (besonders bei Straton?) wohlverarbeitete Anschauung, die die Stoa konsequent durchzuführen versuchte. Zur Beweisführung bediente sie sich einer allegorischen Umdeutung der Mythen in physikalischem Sinne: in dem großen mythologischen Sammelwerke des Apollodoros Περὶ θεῶν war, bei Kornutos und dem sog. Herakleitos (Alleg. Hom. ed. Bonnenses, Lpz. 1909) ist Hephaistos das Feuer, seine hölzerne Krücke bedeutet den Brennstoff, sein Fall vom Olympos versinnbildlicht den Blitz; Athena, entweder der Äther oder die Vernunft, heißt Τριτογένεια wegen der drei Disziplinen Logik, Physik, Ethik; ΗΡΑ ist ΑΗΡ; Zeus der πολυώνυμος umfaßt alles und durchdringt alles (Δία διήκειν διὰ πάντων). Diese physikalischen Umdeutungen befremden nicht durch Neuheit; schon Theagenes von Rhegion, zur Zeit des Kambyses, und Herakleitos von Ephesos hatten damit begonnen und Antisthenes u. a. ein philosophisches System daraus gemacht, freilich meist mit Unterlegen ethischer Gedanken. Wohl aber befremdet uns die Skrupellosigkeit, mit der alles verwendet wird; selbst der alte Homer wird als ein verkappter Stoiker erwiesen und so als inspirierter Zeuge der alleinseligmachenden Lehre (wie im 4. Jahrh. der kynischen) mißbraucht. Es ist kein Ruhmestitel der pergamenischen Kritiker, daß sie die exakte, nüchterne Homererklärung der alexandrinischen Grammatiker mit solchen Sprüngen zu verdrängen versuchten. Durch die Alexandriner Philon und Origenes fand diese allegorische Erklärung Eingang ins Judentum und Christentum und veranlaßte die Umdeutung der jüdischen Patriarchen zu physikalischen Kräften usw.

Aus der Mantik leitete sich die Überzeugung von einer göttlichen Vorsehung ab, dem Pantheismus zum Trotz. Ihre Ausdeutung erforderte vielen Scharfsinn und eine Glaubensstärke, die Berge versetzte. Freilich über allem, auch über den Göttern, steht unerwartet die Naturordnung, ein blindes, hartes, unvermeidliches Schicksal (εἱμαρμένη, fatum: eigentlich Schicksalsspruch). Wenn in Vergils Aeneis (I 262) Iuppiter

in den Schicksalsbüchern die seit Ewigkeit vorherbestimmten Schicksalssprüche liest, so ist das ganz stoisch. Kleanthes verglich den Menschen, um seine Unfreiheit zu veranschaulichen, mit einem an einen Wagen gebundenen Hunde, der entweder freiwillig mitläuft oder mitgeschleift wird, eine lähmende Vorhaltung (ἀργὸς λόγος). Erst Chrysippos brachte den am Eingangstore ausgewiesenen freien Willen (τὸ ἐφ' ἡμῖν) durch eine 'Gartentür' wieder herein, indem er ihn und seine Entscheidung auch vorhergesehen und vom Schicksale im Schicksalsspruche mitbestimmt (συνειμαρμένον: Bd. I² 64) sein ließ, ein Widerspruch im Beisatze. Der Schicksalsglaube beruht auf volkstümlicher Anschauung (Homer, Herakleitos, die Tragiker, Platon), auch bei Theophrast kommt καθ' εἱμαρμένην vor; aber die Stoiker haben dies wie alles übertrieben. Den Abschluß fand die Vorherbestimmung am jüngsten Tage in dem großen, allgemeinen Weltbrande, den die Menschen sowenig wie die Götter überdauerten. Gegen Kleanthes lehrte Chrysippos, daß überhaupt nur die Seele des gottähnlichen Weisen einer so ausgedehnten Unsterblichkeit teilhaftig werde; Spätere, wie Poseidonios, wiesen den Seelen der Abgeschiedenen die Gestirne als Aufenthalt zu. Aber auf Erden verwirklichte sich das praktische Endziel menschlichen Strebens in einem großen Verbande, der Götter, Menschen und auch Tiere umfaßte, dem Götterstaate.

Im Anschlusse an die Weltbildung werden die unorganische Natur und die Or-|ganismen erklärt, jener nur eine ἕξις, dieser φύσις (so der Pflanzenwelt), der Tierwelt auch die Seele zugesprochen. Diese ist natürlich dreidimensional, rein körperlich, als πνεῦμα in den Arterien gedacht, sie herrscht im Tiere wie Gott in der Welt. In der menschlichen Seele kommt zu den unvernünftigen Begierden die Vernunft (νοῦς) hinzu; ob und wieweit bei Tieren, war strittig. Das Lebensprinzip äußert sich in sieben Funktionen, der Zeugung, Sprache und den fünf Sinnen, wovon die Sprache nur dem Menschen eigentümlich ist. Da die Stimme aus der Brust ertönt, muß dort der Sitz nicht nur des λόγος προφορικός sondern auch des ἐνδιάθετος sein, also der ganzen Seele, die einheitlich ist. Daher werden rationalistisch die Affekte (πάθη) als irrige Urteile aufgefaßt, ja als unnatürliche Bewegungen der Seele.

Der Mensch ist die Krone der Schöpfung, der Mittelpunkt der ganzen Welt; sie ist nur um seinetwillen da: eine sehr begreifliche, kindliche Vorstellung, die auch für religiöse Bekenntnisse wie das christliche eine naive Voraussetzung bildet, während Naturforscher wie FRatzel das gesamte organische Leben der Erde mit einem flüchtigen Lichtstrahle und Farbenspiele von der Sonne vergleichen. Das anthropozentrische Bewußtsein verleiht natürlich allem Menschlichen eine übermenschliche Bedeutung, vor allem der sittlichen Erziehung des Menschengeschlechtes. Die Ethik lehrt, die ungesunden und schädlichen Affekte zu unterdrücken, wie erst recht die Begierden, und vielmehr vernünftig, der Natur gemäß zu leben und damit auch in Übereinstimmung mit sich selbst. Das sind sokratisch-kynische Formeln; nur die hier durchaus nicht scharf gefaßte Natur stammt von Platonikern her, vor denen schon Herakleitos geraten hatte, auf die Stimme der Natur zu hören. Tatsächlich hörten die Stoiker nur auf die Stimme der Vernunft und des Gewissens. Die in sokratisch-stoischem Sinne geleitete Vernunft predigte eine sehr ausgeführte Tugendlehre, die merkwürdigerweise an Platons vier Kardinaltugenden Anschluß suchte und die Sonderstellung der Tapferkeit verwarf, die Antisthenes gut erkannt und Aristoteles, doch wahrhaftig nicht aus Sympathie für diesen, unparteiisch anerkannt hatte. Jetzt sind wieder alle ganz megarisch der Einsicht untergeordnet und voneinander untrennbar, auch (außer bei Kleanthes) unverlierbar. Sie gewähren unmittelbar und sicher die Glückseligkeit. Denn dahin führt das tugendhafte Verhalten, das sich aus den einzelnen Handlungen zusammensetzt, die pflichtgemäß

geschehen. Wer so lebt, wird zu einem dem kynischen Weisen nachgebildeten Mustermenschen, dessen Verwirklichung man allerdings kaum je, außer etwa in Sokrates, suchen darf. Der Weise ist nur Pflichtenmensch, beachtet nichts außer dem höchsten Gute, am wenigsten die ganz gleichgültigen (ἀδιάφορα) Lebensgüter, wozu auch das Leben selbst gehört (Selbstmord ist erlaubt). Die οὐδέτερα neben dem Guten und Bösen hatte zuerst Protagoras geschieden, Antisthenes die Lehre vermittelt, die der Stoiker nun gegen die Güterlehre Platons und des Peripatos ausspielte. Sein Weiser verzichtet auf so vieles im Leben, ja er erfreut sich völliger Apathie. Aber dafür ist dieser Tugendbold nun auch allein glückselig auf Erden, allein frei und reich und der eigentliche Herr und König, und wie ihre Paradoxa sonst lauteten: freilich nicht in einem irdischen Staate, sondern nur in der idealen Gemeinschaft mit Gott, der civitas dei (vgl. Augustinus: S. 402). Neben ihm sind die anderen Menschen Toren und Sünder allzumal: ein einziger Verstoß genügt, der nicht abgewogen wird, denn die Laster sind alle gleichwertig; selbst einen relativen Fortschritt (προκοπή) erkannte die ältere Stoa nicht an.

Hier konnte das Christentum am leichtesten einsetzen, indem es den einen sündlosen Heiland die Gnade Gottes für die ganze sündige Menschheit (vgl. S. 417 f.) vermitteln ließ; nur die Sehnsucht nach Vergebung der Sünden mußte tief genug gehen, um dem Erlöser die Herzen zu erschließen. Vgl. EHatch, Griechentum u. Christentum, deutsch v. EPreuschen, Freib. 1892. PWendland, Christentum u. Hellenismus, NJahrb. IX (1902) 1—19. Ders., D. hellenistisch-röm. Kultur, [2. 3]Tüb. 1912. Diese Innigkeit religiösen Gefühles wachzurufen und zu pflegen, war freilich die ältere Stoa in ihrer nüchternen Verstandesmäßigkeit nicht imstande. Aber daß das viele Übel in der Welt der Schuld der Menschen zuzuschreiben sei, bekannte Kleanthes in seinem religiösen Hymnos auf Zeus mit einer schon dem alten Homer (α 33) geläufigen Ausflucht: das war der erste Ansatz zu der von Leibniz 1712 geforderten 'Theodizee'. Außerhalb der Philosophenschulen lehrte die harte Schule des Lebens in den vielen Kriegsnöten der Jahrhunderte vor Augustus zu den θεοὶ σωτῆρες | beten. Die eleusinischen Mysterien erhielten größere Bedeutung, da sie manchen befriedigten; viele andere hielten nach der Hilfe fremder Gottheiten Umschau und boten damit den rein verstandesmäßigen Lehren der Stoiker und Epikureer ein Paroli. So fand die Kaiserzeit in buntem Gemische nebeneinander Vernunftmenschen, die auf ihre philosophische Ausbildung stolz waren, Gemüter, die in Geheimlehren und krassem Aberglauben göttlichen Schutz suchten, und wirre Köpfe, in denen alles durcheinander ging.

Merkwürdig ist das eine, daß Platon mit seiner tiefen mystischen Religiosität zwei Jahrhunderte hindurch fast ganz vergessen war; denn obwohl ein Teil der Dialoge gegen 200 in einer kostbaren wissenschaftlichen Ausgabe neu herausgekommen war, lasen seine Werke nur Hochgebildete, die auf kein Schulsystem eingeschworen waren, um ihrer poetischen Schönheit willen als Kunstwerke in Prosa, und selbst dies entgegen dem Urteile der zünftigen Rhetoren, die viel an ihm auszusetzen fanden und aus ihrer ablehnenden Gleichgültigkeit zu offenem Kampfe übergingen, als Platon und seine Philosophie wieder eine lebendige Macht wurde.

Wieder entdeckt hat ihn die mittlere Stoa im 2. Jahrh. v. Chr. Vgl. ASchmekel, D. Philosophie d. mittl. Stoa, Berl. 1892. Panaitios von Rhodos, der Freund des Scipio und Laelius (S. 420), war ein feiner Kopf unter den vielen Dickköpfen der Halle: vgl. HNFowler, Panaetii et Hecatonis ll. fr., Diss. Bonn 1885. Sein Werk über die Pflichten (daraus Cic. de off. I u. II) war für den Durchschnittsmenschen bestimmt, nicht für den stoischen Weisen, erkannte auch Tugenden und Verfehlungen

zweiten Grades an, ließ den Satz ὅτι ἴσα τὰ ἁμαρτήματα fallen und stützte sich auf eine wohltuende, menschenliebende Psychologie mit der alten Zweiteilung des Rationalen und Irrationalen. Das letzte Ziel war das Gute. Mit seinem unverhohlenen Zurückgreifen auf Platon und den Peripatos hat P. viele Härten der Lehre gemildert und damit, wie auch durch seine schöne Sprache, viele Anhänger gewonnen. Die Lehre vom Weltuntergange gab er (mit Boethos) auf, leugnete aber die Unsterblichkeit der Seele gänzlich und bekämpfte die Mantik. Einer gesunden historischen Betrachtungsweise hat der Genosse des Historikers Polybios vielfach vorgearbeitet. Darauf zielte auch seine einschneidende, oft überscharfe literarhistorische Kritik ab, deren Ergebnisse sich z. T. mit denen eines skeptischen Akademikers Sosikrates deckten. Ungewiß ist seine Theologie. Offenbar begrüßten seine Schüler, wie Mucius Scaevola und mittelbar Varro, freudig eine strenge Scheidung der Auffassungen der Dichter, der Philosophen und der (römischen) Politiker; jedoch scheint diese Dreiteilung, die man früher dem Panaitios zuschrieb, erst sein Schüler Poseidonios vorgetragen zu haben. Varro hat dann aus der Theologie der Staatsmänner etwas Neues, fast Modernes gemacht: er prägte sie zu dem Begriffe Staats- und Volksreligion um.

Den Einfluß der tiefen Religiosität Platons kann man erst bei Poseidonios (um 140—57) spüren, der in Nachahmung Platons das prachtvolle Jenseitsbild entworfen hat, das Cicero im Somnium Scipionis (Rep. VI) gibt und Vergil im VI. Buche der Aeneis ausführt (nach ENordens Nachweise, Komm. z. Verg. Aen. B. VI, ²Lpz. Berl. 1916). Er glaubte wieder an Weissagungen und Dämonen und natürlich auch an die Unsterblichkeit der Seele und ihre Bestrafung im Jenseits; diese Anschauungen entwickelte er u. a. wohl in seinem Kommentare zu Platons Timaios, wodurch z. B. auch Cicero zu einer Übersetzung und Behandlung des Dialoges angeregt wurde. Das Zurückgreifen auf ein so lange vernachlässigtes Fundamentalwerk war allein schon epochemachend: Poseidonios hat damit die Bahnen vorgezeichnet, die der Platonismus und Neuplatonismus vom 2. Jahrh. n. Chr. an gingen, bei dem der Timaios im Mittelpunkte der Lehre stand. Unmittelbar wirkte er auf den Platoniker Derkylides (sullan.-cic. Zeit: Bd. I² 9 f.) ein und hat wahrscheinlich die neupythagoreische Richtung angeregt, die jetzt auftaucht. Die meisten Stoiker hatten für die mystisch angehauchte Religiosität wenig Sinn und überließen anderen gern ein Teil der Erbschaft ihres großen, selbständigen Genossen. Dieser war so gelehrt und vielseitig, daß er als Systematiker | die zweite Stelle nach Aristoteles einnimmt. Eines seiner größten Verdienste war die Wiederentdeckung des Aristoteles und Theophrastos, die sogar im Peripatos kaum noch gelesen, geschweige verstanden wurden. Erst sein Vorgang mahnte den elften Nachfolger des Aristoteles an die Pflicht der Schule, den Nachlaß der großen Zeit zu pflegen und vieles dem Verständnisse wieder zu erschließen.

Natürlich waren in der Stoa zu Athen und ihren Ablegern — Poseidonios hatte auf Rhodos eine eigene Schule gegründet, die unter seinem Nachfolger einging — nur wenige imstande, der universalen und gründlichen Gelehrsamkeit des eminenten Mannes zu folgen. Aber die kosmologischen und verwandten Lehren wurden später von dem Dichter Manilius, in der auch durch Boethos beeinflußten, einem jüdischen Alabarchen von Alexandreia gewidmeten Schrift [Aristot.] Περὶ κόσμου (zuletzt WCapelle, NJahrb. XV [1905] 520ff.), in dem Gedichte Aetna, von Seneca in den Naturales Quaestiones und von dem Astronomen Kleomedes aufgenommen, vieles in die Geographie Strabons (66/0 v. Chr.—22 n. Chr.) übernommen; auch außerhalb der Stoa ist die Lehre des Poseidonios handgreiflich, so in ganzen Stücken bei dem

Juden Philon von Alexandreia und den christlichen Brüdern Basileios und Gregor von Nyssa (MApelt, De rationibus ..., Comm. phil. Jen. VII, Lpz. 1907. KGronau, Pos. u. d. jüd.-christl. Genesisexegese, Lpz. Berl. 1914). Die ehemalige Sammlung der Bruchstücke von JBake (Lugd. Bat. 1810) ist ganz ungenügend; in den letzten beiden Jahrzehnten ist viel und mit großem Erfolge über P. gearbeitet, freilich mehr die ganze Richtung als der persönliche Anteil des Meisters herausgearbeitet worden. Plutarch allein schöpft aus ihm in den Schriften De sera numinis vindicta, De genio Socratis, De facie lunae 26 ff., De defectu orac., De Iside et Osir., De latenter vivere; dazu kommen Ps.-Plut. Consol. ad Apoll., Seneca Cons. ad Marciam 25 ff., ep. 90, de ira, Cicero Tusc. disp., [Plat.] Axiochos, Galen De plac. Hippocr., Sallusts Praefationes u.a.m. Die moderne Literatur ist bereits schwer zu übersehen, vgl. Überweg-Prächter[11] 116* f. Besonders hingewiesen sei auf ein zweites Werk ASchmekels, Isidorus von Sevilla, s. System u. s. Quellen, Berl. 1914 (Pos. vielfach durch Sueton vermittelt), und ENorden, D. germ. Urgesch. in Tac. Germ., Lpz. Berl. 1920. So stark trat der wissenschaftliche Geist in der mittleren Stoa hervor bis tief in das 1. Jahrh. nach Chr. hinein, daß daneben wieder kynische Prediger auftreten konnten (s. o. S. 421); die ersten Regungen zeigten sich in Varros Zeit (Menippeische Satiren, Meleagros, Diokles). Durch diese Konkurrenz mitbestimmt, erkannte die jüngere Stoa der Kaiserzeit, wenn man den Eklektiker Seneca, wie billig, ausnimmt, als ihre eigentliche Aufgabe die Volkserziehung und beschränkte sich jetzt fast ganz auf die Ethik: Musonius Rufus (65 von Nero ausgewiesen), Hierokles, Epiktetos und der Kaiser Marcus Aurelius. Aber in dieser Beschränkung war die Lehre weder dem Neuplatonismus noch dem Christentume, dessen Einführung sie seit langem vorbereitet hatte, mehr gewachsen. Ihre letzte energische Lebensäußerung war der Versuch des Origenes (185—254), dem Christentume seine aus platonischen und altstoischen Lehren zusammengestellte Weltanschauung unterzulegen: er mußte freilich an dem gesunden Sinne der führenden Männer scheitern.

5. Der Peripatos

Die Selbsttäuschung des Aristoteles, daß er mit seinen Schülern die ganze Wissenschaft zum Abschlusse bringen werde, war vielleicht das Verhängnis seiner Schule geworden. Jedenfalls war nach dem Tode des großen Organisators und des Theophrastos niemand mehr da, der wie diese den Mitforschern neue Aufgaben stellen konnte, außer einem, Straton, der sich selbst neue Probleme stellte. Gar bald ruhte die Schule auf ihren Lorbeeren aus und pflegte in heiterer Geselligkeit, sogar bei üppigen Diners, die alten Traditionen. Wohl griff man noch zur Feder, um einzelne Lücken der mehr gefeierten als studierten Hinterlassenschaft der Schulgründer auszufüllen (Schriften wie die 'Kategorien', Π. ἑρμηνείας, eine Sammlung der Testamente durch Ariston von Keos und Ergänzungen der Poetik gehören dahin), aber die meisten nur als gewandte Schriftsteller: literarische Streitigkeiten des Kritolaos (FOlivier, De Crit. Perip., Diss. Berl. 1895) mit den Stoikern Diogenes und Boethos betreffs Rhetorik und Weltewigkeit sowie Charakterzeichnungen von Lakydes und Ariston nach Theophrasts Vorbilde sind charakteristisch, so daß im 2. Jahrh. 'Peripatetiker' ungefähr den Literarhistoriker und Biographen (bei Sotion, Hermippos, Satyros) bedeutete. Immerhin hat der vornehme Geist des Schulstifters so nachgewirkt, daß seine Schüler nicht an den Grundlagen rüttelten, indem sie nicht um die Gunst der Menge buhlten. Aber zugleich verzichteten sie auf die Führung in dem Geistesleben der Nation, indem sie sich der Mitarbeit an der Ver|tiefung und Umgestaltung der philosophischen Gedanken überhaupt begaben. Freilich diese allseitig über die Höhe der

ursprünglichen Konzeption hinauszuführen, wäre nur einem großen Geiste möglich gewesen, wie ihn das Altertum trotz Poseidonios und Mittelalter wie Neuzeit bis auf Leibniz nicht mehr gesehen hat: insofern hatte Aristoteles sich und sein Lebenswerk richtig eingeschätzt.

Aus dem langen und immer tieferen Todesschlafe erweckte den Peripatos ungefähr um die Zeit von Caesars Tode Andronikos von Rhodos (vgl. RE. s.v.) im Vereine mit dem Grammatiker Tyrannion. Aber die neuen Aufgaben, die er der Schule stellte, waren nicht eigentlich philosophische sondern philologische Arbeit; es galt, das verschüttete Erbe einer großen Zeit durch eindringendes Ausgraben erst wieder zu erwerben. Den eminenten Wert solcher retrospektiven Betrachtung auf historisch-philologischer Grundlage hatten Panaitios und Poseidonios gelehrt. Der Peripatos, der sich nun auf diese Kleinarbeit warf, ist dann nicht mehr darüber hinausgekommen. Den äußeren Anlaß gab der Fund alter Handschriften des Aristoteles und Theophrastos, die von einem reichen Sammler und Dilettanten Apellikon (RE.) nach Athen und von Sulla 83 nach Rom gebracht worden waren: mit ihrer Hilfe emendierte hier Tyrannion (110—30), ein Schüler des Dionysios Thrax (S. 436), die Texte (Poseid. bei Strabon XIII 609. Plut. Sulla 26 aus einer jüngeren Quelle). Andronikos, damals vielleicht noch nicht in Athen (45/4 war Kratippos dort Leiter der Schule), nahm nun eine umfassende wissenschaftliche Ausgabe in Angriff. Eine ausführliche Einleitung behandelte mit Benutzung der alten Kataloge (Bd. I² 9. 21) die sämtlichen Werke, ordnete sie dem Inhalte nach (dadurch erhielt die 'Erste Philosophie' den Platz nach der Physik und hieß seitdem 'Metaphysik') und wies die Unechtheit verschiedener Schriften oder einzelner Kapitel nach. Ausführliche Kommentare sollten folgen. Andronikos hat selbst den Anfang gemacht, anderes sein Schüler und Nachfolger Boethos, ein Studiengenosse Strabons (um 45/30), hinzugefügt. Was sie beide und die folgenden Jahrhunderte in dieser Beziehung geleistet haben, liegt uns in der musterhaften Ausgabe der Commentarii in Aristot. gr. der Berl. Akademie, Berl. 1882—1910, vor, vor allem die exegetischen Werke des gelehrten Alexandros von Aphrodisias (RE., um 200), von dem auch die späteren neuplatonischen Aristoteleserklärer wie Simplikios (S. 448) stark abhängen. Für das Verständnis der alten Werke waren auch kurze Abrisse der aristotelischen Philosophie wichtig wie der des Nikolaos von Damaskos (64 — ± 0), der noch unbeeinflußt von Andr. war (er hatte wohl um 44 in Athen studiert); auch heute noch wertvoll für das Studium des Arist. sind die wörtlichen Paraphrasen des Themistios (4. Jahrh.). Der bedeutendste der späteren Peripatetiker war Aristokles von Messana (RE.), der Lehrer Alexanders v. Aphr., der im Geiste Theophrasts eine kritische Geschichte der Philosophie verfaßte, mit weitem Blicke und tiefgeschöpften historischen Kenntnissen. Mit Recht standen für ihn die Begründer der eigenen Schule im Mittelpunkte der ganzen griechisch-römischen Philosophie.

Man darf wohl sagen, daß der um 100 v. Chr. sogar im Peripatos wenig gelesene Aristoteles, von dem Cicero im Originale fast nur die populären Dialoge las, in der Kaiserzeit der am besten durchgearbeitete Philosoph war, in dessen Gedanken man sich am leichtesten hineinfinden konnte. Manche Schriften waren auch in lateinischen Übersetzungen zugänglich; zu ihnen kamen später auch syrisch-arabische, die durch Vermittlung spanischer Juden dem lateinischen Mittelalter bekannt wurden. Diese Tatsachen erklären uns neben der großartigen Objektivität des Aristoteles, daß seine Lehren, namentlich die sich seit dem Beginne der Kaiserzeit fast allgemein | durchsetzende Logik, allmählich auch im Christentume die stoischen und platonischen Lehren verdrängte; vgl. hierüber Bd. I² 10 und RE. II 1029ff.

So ist die von Andronikos begonnene philologische Arbeit doch ein wichtiger Faktor der allgemeinen Kulturgeschichte geworden, obwohl zunächst die Philosophie daraus keinen unmittelbaren Nutzen zu ziehen schien und für die letzte Phase ihrer Entwicklung im Altertume der Peripatos nicht mehr in Betracht kommt. Er hat schwerlich den Beginn des 4. Jahrh. noch erlebt. Aber er war damals zum größten Teile im Neuplatonismus aufgegangen, dem er den Unterbau der Logik lieferte und zugleich in der philologischen Exegese die für die Bewahrung des Charakters wissenschaftlichen Lebens dringend nötigen Aufgaben stellte. Zum Teil führten auch gelehrte Christen die Arbeiten des Peripatos fort, freilich außerhalb der alten Organisationen, ziemlich isoliert. Aber die griechisch-römische Philosophie ging jetzt mit dem Christentume oft eine so enge Verbindung ein, daß einzelne Autoren Doppelgänger zu haben scheinen, da sie bei ihrem Übertritte in der Regel keineswegs mit ihren früheren Anschauungen brachen (sowenig wie der Apostel Paulus und die selbständigen Schüler des Sokrates: S. 380. 397), sondern, soweit sie nicht auf zwei Beinen besser zu stehen glaubten oder doppelte Buchführung hatten, ihre Weltanschauung stereoskopisch zu vertiefen suchten. Charakteristisch ist die Geschichte, daß die Peripatetiker in Alexandreia um 250 den als Mathematiker und Chronologen ausgezeichneten Anatolios, Lehrer des Iamblichos (S. 448), zum Schulhaupte wählen wollten: er zog aber eine entschiedenere Betonung seines christlichen Standpunktes vor und nahm 278/81 die Wahl zum Bischofe von Laodikeia an. Umgekehrt hat noch drittehalb Jahrhunderte später der vornehme Römer Boethius (480—524), der Übersetzer und Erklärer des aristotelischen Organons u. a. Werke, der mit seiner ganzen Familie dem Christentume angehört und auch einige theologische Abhandlungen ('Über die Dreieinigkeit' u. a.) geschrieben hat, am Schlusse seines Lebens im Gefängnisse im Angesichte des Todes Trost nur bei der peripatetisch-platonischen Philosophie gesucht: Christus und christliche Glaubenslehren kommen in der Consolatio philosophiae überhaupt nicht vor. Der Geist der antiken Philosophie lebte eben unvertilgbar weiter, er ließ sich wohl durch Kompromisse kaltstellen oder durch scholastischen Zwang gefügig machen, aber nicht ausrotten.

6. Akademie, Eklektizismus, jüngerer Platonismus und Neuplatonismus

Die neue Akademie. Keine Schule hat solche Wandlungen durchgemacht wie die platonische Akademie. Nach Platons Tode fristete sie ihr Dasein bald mit dürren mathematisch-metaphysischen Spekulationen, die wenige Trümmer aus Platons stolzem Weltbau zu retten suchten. Sodann brach eine Reaktion des gemeinen Verstandes mit der wissenschaftlichen Forschung und beschränkte den Gesichtskreis auf politisch-ethische Fragen und populäre Schriftstellerei (o. S. 404). Bald aber peitschte sie der Einbruch der Skepsis zu einem neuen Leben auf, wobei sie an die scheinbar resultatlosen Jugendschriften Platons anknüpfen konnte (o. S. 423); in Wahrheit verzichtete sie damit auf die reiche Erbschaft des Schulstifters.

Das positive Erbe schien immer vollständiger die Stoa anzutreten. Da vollzog sich seit Beginn des 1. Jahrh. v. Chr. allmählich wieder ein Abfall von der Negation in Philon von Larissa, heftiger und umfassender in Antiochos von Askalon (S. 424), dessen positive Lehre ein Eklektizismus ist; er schließt aber eine Rückkehr zu Platon selbst und seinen Schriften ein. Diese wurden etwa um 50 v. Chr. gesammelt und in 9 Tetralogien geordnet, ein Seitenstück zu der gleichzeitigen Bearbeitung des | Aristoteles durch Tyrannion und Andronikos; die noch unseren Hss. zugrunde liegende Platonausgabe stammte wahrscheinlich von Derkylides her, der sich auch der sachlichen

und sprachlichen Erklärung des Archegeten widmete (S. 441. Bd. I[3] 23) und eine Reihe ähnlicher Arbeiten eröffnete, die freilich auf große Schwierigkeiten stießen und in der Schule mehr als πάρεργα betrachtet wurden. Mit dieser philologischen Tätigkeit und der Rückkehr zu Platon überhaupt stand der Eklektizismus halb im Einklange, halb im Widerspruche. Von den Römern stellen ihn Varro und Cicero dar, beide Schüler des Antiochos; namentlich die philosophischen Schriften Ciceros zeigen uns deutlich das durch die dialogische Einkleidung nur wenig verhüllte Schwanken, eine skeptisch-akademische Dialektik und Erkenntnistheorie und eine peripatetisch-stoische Ethik, freilich eine etwas andere Mischung als bei Philon und Antiochos in den Abstufungen ihrer immer mehr reaktionären und positiven Lehre. Etwas abgerundeter waren die Lehren der Griechen Eudoros und Areios Didymos, des Hofphilosophen des Augustus. Aber die Ethik füllt den Gesichtskreis fast ganz aus.

Über Wert und Unwert des Eklektizismus kann man von verschiedenen Standpunkten aus verschieden urteilen. Neues wollte keiner ihrer Vertreter lehren, wohl aber bahnten sie eine objektivere Beurteilung der nebeneinander hergehenden Lehren an (mit geflissentlicher Ausnahme der epikureischen, später auch der skeptischen). Viele Unterschiede, die als Schullehren eigensinnig festgehalten und in der Schulterminologie als Sonderlehren aufgebauscht wurden, waren in der Tat gar nicht so grundverschieden, wie man in neuester Zeit immer klarer erkennt, auch vielfach bereits gekreuzt. Diesem Wirrwarr gegenüber war es ein praktisches Bedürfnis, die gemeinsame Grundlage der verwandten Lehren herauszuschälen und der Erziehung zugrunde zu legen; gerade die Römer des 1. Jahrh. v. Chr. haben auf allen möglichen Gebieten die Herstellung bequemer Handbücher und Kompendien veranlaßt: daß sich die Richtung des Antiochos hierbei nicht auf die Philosophie der Akademie beschränkte, sondern z. B. die Logik des Aristoteles einfach übernahm, kann wohl als ein Verdienst angesehen werden. Aber unleugbar war die Absicht nicht, damit neue Forschung anzubahnen (eine solche Absicht bestand auf keiner Seite und konnte auch in der Enge der konservativen Schultraditionen gar nicht ausreifen); ohne sie ist aber die Gefahr solcher abschließenden Kompromisse, die alle Schwierigkeiten in usum delphini beseitigt, für die Folgezeit enorm. Insofern war es ein Glück, daß sich diese eklektische Richtung nicht bei den anderen Schulen durchsetzte, um deren Dokumente und Traditionen zu vernichten, ja innerhalb der Akademie selbst nur kurze Zeit in Ansehen blieb. Aber ausgestorben ist die kontaminierende, eklektische Richtung damit nicht. Gänzlich mißglückte der Versuch eines Alexandriners Potamon z. Z. des Augustus, sich von der Akademie freizumachen und eine selbständige eklektische Schule zu begründen: ihr fehlte die äußere wie die innere Beglaubigung. Auf eigene Faust kombinierte mancher Philosoph der Kaiserzeit, namentlich Dilettanten, sehr verschiedenartige Lehren, z. B. der gelehrte Arzt Galenos; bei Seneca findet man fast ebenso viele nichtstoische wie stoische Sätze, darunter auffallend viel Epikureisches; Peripatetiker wie Alexander Aphrod. haben viel von der Stoa übernommen. In der eklektischen Akademie erneute sich die von Kritolaos beschworene Gefahr. Zur Zeit Neros war die Akademie verödet, sie schien beinahe ausgestorben (Sen. N. Q. VII 32): die nüchterne, rein verstandesmäßige Rückkehr zu Platon, die dabei allen möglichen fremden Lehren gerecht wurde, war eben nicht genügend tief. Erst ein völliges Versenken in Platon und seine religiöse Mystik verlieh seiner Schule einen neuen Aufschwung und, da diese Richtung auch dem Zeitgeiste entsprach, in immer weiterer Steigerung den Charakter einer ganz | neuen, alle anderen Schulen bei weitem überflügelnden Phase der antiken Philosophie. Diese letzte Phase ist die des Neuplatonismus.

Der jüngere Platonismus. Einen Übergang bildete der religiöse Platonismus des 2. Jahrh. n. Chr., der auch noch eklektische Neigungen in verschiedenen Mischungsverhältnissen zeigt, im ganzen aber sich von der Stoa freizumachen sucht und statt dessen pythagoreische Elemente, ganz in Platons Sinne, und z. T. sogar Anlehnung an ungriechische Philosopheme aufweist. Im ganzen war er bemüht, den Standpunkt der alten Akademie unter Speusippos und Xenokrates wieder einzunehmen und namentlich den Timaios in den Mittelpunkt der Erklärung und der eigentlichen Spekulation zu stellen. Damit hatte schon Eudoros (unter Augustus) begonnen, der zugleich im Anschlusse an den Polyhistor Cornelius Alexander die metaphysische Zahlenmystik (das ἕν als ἀρχὴ πάντων oder Kraft, daraus und daneben die unbegrenzte δυάς als Stoff) berücksichtigt hatte, eine vom 2. Jahrh. an ständig zugrunde gelegte Lehre, die weiterer Entwicklung fähig war. Da erst in dieser Epoche ein lebhafter Kampf um den Vorrang des Aristoteles und Platon in ihren Schulen entbrannte, so ergibt sich schon aus diesem wiedererlangten Selbstbewußtsein die neue Stellung, die jetzt auch die Akademie einnahm. Ihr bekanntester Vertreter ist Plutarchos von Chaironeia (46/8–125/8), Schüler eines Ammonios, als fruchtbarer populärer Schriftsteller durchaus anzuerkennen und in seinen philosophischen Werken, den sog. Moralia, ein unverächtlicher Zeuge außer für seine sehr gute Bildung auch für die Ziele der Schule. Ihm reiht sich der Arzt Galenos an. Bedeutender war Gaios (KPrächter, RE. Suppl.), der in der ersten Hälfte des 2. Jahrh. in Kleinasien lehrte und später von der Philosophie zur Jurisprudenz überging; ich wenigstens halte ihn für identisch mit dem berühmten Juristen in Rom († um 180). Seinen Abriß der platonischen Philosophie haben uns Albinos, daneben Apuleius de dogm. Platonis sowie vielleicht Diog. Laert. III 48 ff. aufbewahrt; seine Schicksalslehre ist in einer Schrift Pseudoplutarchs ziemlich wörtlich erhalten (AGercke, Eine plat. Quelle ..., RhMus. XLI [1886] 269 ff. BWSwitalski, Des Chalcid. Komm. zu Pl. Timaeus, Münst. 1902, 92 ff.). Diese Richtung (Tauros, Attikos u.a.) hat für die Hinterlassenschaft des Stifters Ähnliches geleistet wie die gelehrten Peripatetiker. Originell war Kelsos' Ἀληθὴς λόγος (178), eine scharfsinnige und geharnischte Kampfschrift gegen das Christentum, die uns durch die wörtlichen und zusammenhängenden Zitate einer Gegenschrift des Origenes bekannt und daraus fast vollständig wiederhergestellt worden ist (ThKeim, Celsus' Wahres Wort, Zür. 1873). Tiefer stehen Maximos von Tyros (HHobein, De M. T., Diss. Gött. 1895) und Apuleius (ThSinko, De Apulei et Albini doctr., Diss. Krak. 1905. ARathke, De Apulei .. de deo Socr. l., Diss. Berl. 1911).

Fremde Einflüsse. Mehr Pythagoreer als Platoniker ist Numenios, der unter dem Einflusse Philons den Platon für einen Μωυσῆς ἀττικίζων erklärte und eine von dem übrigen Platonismus etwas abweichende Abstufung der Gottheit in Vater, Schöpfer und Welt annahm. Diese Unterscheidung von Gott Vater und Demiurgos war die des christlichen Gnostikers Kerinthos (um 110/20), der schon das Johannesevangelium entgegentritt, indem es den weltschöpferischen Λόγος mit Gott selbst identifiziert (1, 1). Numenios zeigt so recht den Synkretismus der verschiedenen Lehren. FThedinga, De Numenio phil. Plat., Diss. Bonn 1875 (Fragmentsammlung, nicht ohne HUseners Textbesserungen, Kl. Schr. I, Lpz. Berl. 1912, 366 zu benutzen). Dazu Plotin. Enn. I 8, Kap. 6 u. 8; vgl. Herm. LIV (1919) 249 ff.

Die bedeutendste Konkurrenz erwuchs den Platonikern in dem Neupythagoreismus, dessen Anfänge in das 1. Jahrh. v. Chr. zurückreichen. Der unbekannte Gründer war ein jüngerer Zeitgenosse des Poseidonios; seine Lehren stellte der Polyhistor Cornelius Alexander dar (vor 70/40); bekannter und eigenartiger war der Römer P. Nigidius Figulus, den Cicero mit dem Timaeus ehren wollte. Zahl-

reiche Fälschungen entstanden in der Zeit Varros und Iubas von Mauretanien, darunter die Schrift des Okkelos (Lucanus) über | das Weltall. Die eigentliche Blüte der Schule fällt in das 2. Jahrh., wo Apollonios von Tyana, ein halber Scharlatan, als erleuchteter Priester der alten und doch neuen Religion herumzog und Gelehrte wie Moderatos und Nikomachos ihr einen wissenschaftlichen Abschluß gaben. Die von ihnen gepflegte Pythagoraslegende, später von Porphyrios und Iamblichos aufgenommen, diente, wie die 'goldenen Sprüche' des Pythagoras (ein Seitenstück zu den epikur. Κύριαι δόξαι, aber in Versen), der Propaganda ihres an sich nicht leicht verständlichen Systems, dem an praktischer Bedeutung ihre Forderung vegetarischer Lebensweise überlegen war. Bald nach 200 ist diese Sekte wieder verschwunden, während ihre wichtigsten Lehren in der Akademie Aufnahme gefunden haben.

Der Einfluß des Orients auf die Philosophie geht dem auf Religion und Kultus parallel, nur etwas nachhinkend. In seiner Art bedeutend war der Jude Philon von Alexandreia (25 v. Chr. — 45 n. Chr.), namentlich seine platonisch-stoisch gefärbte Logoslehre; es hatte und hat einen besonderen Reiz, die in dieser Theosophie eigenartig umgebildeten hellenistischen Philosopheme (vgl. S. 441 f.) kennenzulernen, zumal das junge Christentum vielfach darauf zurückgeht. Zum Teil waren die allegorischen oder 'pneumatischen' Bibeldeutungen (vgl. o. S. 438) dieser alexandrinischen Juden durch Elemente orientalischer Theologie bestimmt und erhoben sich zu mystischen Spekulationen, als deren Wesen man ein phantastisches, verzücktes Schauen der Himmelfahrt der Seele und aller Geheimnisse des Alls bezeichnen müßte, wenn es ihre Träger selbst nicht als ein Erkennen, im Gegensatze zum schlichten Glauben, bezeichnet hätten: γνῶναι τὰ μυστήρια τῆς βασιλείας τῶν οὐρανῶν sagt selbst Jesus Ev. Matth. 13, 11. Aus älteren gnostischen Ansätzen der Juden, die in Apokalypsen und sonstigen apokryphen Schriften zutage traten, entwickelte sich dann in Alexandreia und Syrien im 2. Jahrh. die vielgestaltige christliche Gnosis des Kerinthos, Markion (125 in Rom), Bardesanes († gegen 230) u. a. Während Basileides unmittelbar an Philon anknüpfte, war Valentinos beinahe Platoniker, nur ganz phantastisch wie später Iamblichos; und die Anhänger des Harpokrates umgaben sich mit Bildern nicht nur von Jesus und Paulus, sondern auch von Homer, Pythagoras, Platon, Aristoteles u. a. Die ungemeine Bedeutung dieser Männer können wir bei dem Verluste fast der gesamten gnostischen Literatur mehr ahnen als ermessen. Hat doch sogar die alttestamentliche, vom Urchristentume über ein Jahrhundert lang zäh festgehaltene Vorstellung von dem rachsüchtigen Gotte, der die Sünden der Väter rächt an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, der durch die griechische Philosophie geläuterten Vorstellung von einer leidenschaftslosen Gottheit weichen müssen: das ist hauptsächlich dem Einflusse des Markion zu verdanken, dessen minderwertiger Demiurgos freilich fiel (MPohlenz, Vom Zorne Gottes, Gött. 1909). Obwohl er selbst die Gnostiker seiner Zeit bekämpft, hat sich auch der Neuplatoniker Plotinos ihrem Einflusse nicht ganz entzogen; bald bot die Akademie den wichtigsten Unterschlupf für die Reste der in der christlichen Kirche nicht geduldeten Verirrungen halborientalischer Mystik, deren Gipfel übrigens die durch Erkenntnis Erlösung verheißende Offenbarung des Poimandres, Hermes Trismegistos oder Thot war, redigiert im 3. Jahrh., vgl. die Übersicht von WKroll, RE. VIII 792 ff.

Der Neuplatonismus. Um 200 gestaltete in Alexandreia Ammonios Sakkas die neue Lehre aus, doch blieb ihr die Akademie in Athen noch zwei Generationen lang fern. Die Schriften des Ammonios sind verloren, vielleicht bis auf die Reste einer | Lehrschrift, die HvArnim zu erschließen versucht hat (RhMus. XLII [1887] 276 ff.

Dagegen EZeller, Ammonios Sakkas u. Plotinus, in Kl. Schriften II, Berl. 1910, 91 ff.). Wir kennen die Lehre in der ausgebildeten Gestalt des Plotinos, der unter Amm.' Schülern (Herennios, Origenes d. Neuplat. und der philologisch und rhetorisch durchgebildete Longinos) der bedeutendste Geist war. Plotin lebte von 204—269, er kam 244 von Alexandreia nach Rom. Seinen Nachlaß hat sein Schüler Porphyrios in 6 Enneaden mit einer sehr lesenswerten Vita ediert. Porphyrios selbst (232—304), ein Syrer von Geburt, war der gelehrteste und schreiblustigste Mann der ganzen Spätzeit neben dem christlichen Presbyter Hippolytos. Spuren der gelehrten Schriftstellerei des P. trifft man überall, bis zur Homererklärung; oft zeigt er sich nur als schnellfertiger Kompilator, gelegentlich legt er seinen Sammlungen wie der der chaldäischen Orakel einen ganz neuen Sinn unter, bisweilen zeichnet er sich durch eine beispiellose Schärfe aus, so in dem Werke 'Gegen die Christen' (15 B.), das leider bis auf einige zufällig erhaltene Zitate vernichtet ist, besonders in der Kritik des Buches Daniel, das er als späte Fälschung erkannte und der Makkabäerzeit zuschrieb, vielleicht noch nicht radikal genug. Genannt seien ferner Amelios, der phantastische Polytheist Iamblichos († 330), von dem wir noch ein Leben des Pythagoras und zwei andere Werke besitzen, und Iulianos Apostata, Kaiser von 361 bis 363; endlich die Erklärer der platonischen und aristotelischen Schriften: der Mathematiker Proklos (411—485), Simplikios und der Christ Johannes Philoponos; auch Boethius kann man hierher rechnen. Im Jahre 529 schloß der Kaiser Iustinian die Schule von Athen, die also gerade ein Jahrtausend bestanden hatte; zwei Jahre darauf wanderten die letzten 'heidnischen' Philosophen, darunter Simplikios, zum Könige Chosroes von Persien aus.

Die zwar überall an Platon anklingenden, doch überall umgebildeten Lehren des Neuplatonismus kurz zusammenzufassen ist schwer, schwerer aber für den modernen Leser, ihre Dokumente selbst zu lesen, wenigstens für den, der nicht fähig ist, sich in die mystische Tiefe der Probleme selbst zu versenken, die unserer Zeit viel ferner liegen als etwa dem bigotten Mittelalter, und deren Erörterung teils durch die Breite der Darstellung, teils durch die aufdringliche, aber nicht durchsichtige philosophische Terminologie für das Verständnis eines Ungeschulten nicht erleichtert wird. Sogar das Studium der z. T. sehr gelehrten Kommentare, besonders der des trefflichen Simplikios, ist durchaus nicht einfach, führt aber gut in die Gedankenkreise der späteren Erklärer ein. Den Aristoteles kannten sie meist ebensogut wie Platon und ließen einen Rangstreit z. T. nicht zu; in der Dialektik waren sie sogar reine Aristoteliker. Die Ethik mit ihrem engen Gesichtskreise und ihren niedrigen Verpflichtungen verschwand vor dem Wolkenfluge metaphysisch-theologischer Spekulation, sogar die Erkenntnistheorie, die im Schneckengange die Möglichkeit des Wissens und die Grenzen menschlicher Erkenntnis erweisen wollte, wurde überflügelt und durch die Gewißheit ekstatischer Erhebung ersetzt: diese sollte aber nicht mehr ein gesteigertes, intuitives Denken, wie bei Platon, sondern im Anschauen Gottes ein Berühren des Guten selbst sein und damit ebenso die Quelle der Vernunft erschließen wie den unmittelbaren Genuß vollster Seligkeit gewähren. Der Rationalismus und Utilitarismus eines Sokrates und der Stoa war gebrochen, und erst recht ihr die Gottheit zu einem halbstofflichen Körper entwürdigender Pantheismus. Der metaphysische Luftbau des Neuplatonismus steigerte die Gottheit über sich hinaus in dreifacher Abstufung: schon die Platoniker des 2. Jahrh. hatten einen höchsten Gott, die Götter zweiten Ranges und endlich die Dämonen geschieden | (S. 446), ganz ähnlich wie später Porphyrios u. a. Plotinos selbst ließ sich von eleatischen Anschauungen neben platonischen stärker beeinflussen: an die Spitze (πρὸ πάντων) stellte er das

Eine oder das Gute; erst sein Abbild ist der νοῦς mit seinen Gedanken (νοητά) oder Ideen (Formen, Kräften), die zusammen das wahrhaft Seiende (ἡ οὐσία) bilden; in derselben Weise ist ihr Abbild die Seele und die sie umgebende Welt des Stoffes und der Sinneserscheinungen (αἰσθητά), der aber keine Realität zukommt (τὸ μὴ ὄν). In der Ekstase stößt die menschliche Seele alles Körperliche aus, das sie nur selbst erzeugt hat, und das in ihr ist, und mit dem Körperlichen entwindet sie sich dem ihm anhaftenden Bösen und ringt nach einer Vereinigung mit Gott und dem Guten an sich.

Der Kern dieser Lehren Plotins blieb auch in den jüngeren Umgestaltungen der Schule, für deren Lehrentwicklung auf den Aufsatz von KPrächter im Genethliakon zu Ehren Roberts, Berl. 1910, verwiesen sei. Aber man muß gestehen, daß die Umbildungen der Lehre selbst und ihrer Propaganda wenig genützt haben. Plotinos konnte noch glauben, die verschiedensten Philosopheme älterer Zeit widerlegt und überwunden zu haben, und ebenso die Gnostiker seiner Zeit. Aber in Wirklichkeit hat er wohl keinen Andersdenkenden überzeugt; die christliche Gnosis wurde innerhalb des Christentums selbst von der schwindelnden Höhe ihrer Spekulationen herabgeholt und teils durch Konzessionen teils durch heftigen Kampf lahmgelegt; noch unter den Augen Plotins schrieb Hippolytos seine 'Widerlegung aller Sekten' (um 230). Schon im 2. Jahrh. waren die christlichen Apologeten zum Angriffe gegen die Philosophenschulen und ihre Lehren übergegangen; mochten sie auch hier zunächst geringen Eindruck machen, so bewunderte doch die gläubige Menge wie eine Anzahl schwankender Intelligenzen die Beschlagenheit ihrer Führer; je schärfer die Angriffe und Gegenangriffe wurden, und je mehr Gelehrsamkeit und Scharfsinn darauf verwendet wurde, um so mehr engte sich der Leserkreis ein. Das ist der Grund, warum die ätzende Kritik eines Kelsos, Porphyrios, Iulianus und Proklos, die doch das Christentum ins Mark zu treffen schien, fast spurlos an der ihres Glaubens frohen und sicheren Christenheit vorüberging. Und nun gar die tiefsinnigen Spekulationen des Neuplatonismus mußten an dem Felsen der gläubigen Einfalt zerschellen, nachdem starke Ablagerungen älterer Glaubensmischung abgestoßen worden waren, und drangen überhaupt kaum ans Ohr der Menge. Es war nicht viel mehr als ein Akt der Verzweiflung, daß Iamblichos die Hallen der Akademie dem Polytheismus und dem Aberglauben öffnete, um die leeren Kader zu füllen: aber wie konnte er dadurch der hellenischen Philosophie zu helfen hoffen, und welche Bundesgenossen wollte er heranziehen? Der Sieg des Christentums war im Grunde längst entschieden, freilich um den Preis nicht geringer Konzessionen an die griechisch-römische Philosophie, die den höher Gebildeten tief im Blute steckte. Der Kampf des Neuplatonismus hat die endgültige Verschmelzung vielleicht verzögert, aber nicht verhindert. Das letzte Bollwerk des Heidentums war längst morsch, als Iustinian es mit leichter Hand beseitigte: es war nur eine Etappe im Zusammenbruche der alten Welt. Aber die unvergänglichen Gedanken eines Platon und Aristoteles bedurften auch nicht solchen äußerlichen Schutzes, sie haben ihre Bedeutung für alle Zeiten, solange die Menschheit philosophiert. |

IV. ANTIKE QUELLEN UND MODERNE BEARBEITUNGEN

1. Die Werke der alten Philosophen selbst sind die unmittelbarsten und reinsten Quellen unserer Kenntnis, soweit sie erhalten sind. Aber leider ist unendlich viel verloren, darunter sämtliche philosophische Schriften der Vorsokratiker, des Demokrit, der meisten Sokratiker, der Skeptiker der ersten vier Jahrhunderte, der älteren und mittleren Stoa, fast alle Schriften der Akademie bis in die Zeit der Flavier,

die meisten epikureischen und die Mehrzahl der peripatetischen. Ein ungeheures Trümmerfeld enthält nur noch Überreste, oft spärlichen Umfanges und meist ohne Zusammenhang, in Zitaten jüngerer Autoren. Aristoteles hat ältere Lehren immer nur dem Sinne nach angeführt. Jüngere Schriftsteller zitieren gern wörtlich, besonders die Kommentare des Simplikios u. a. sind Fundgruben. Wann die alten Werke zugrunde gegangen sind, ist oft schwer zu bestimmen, da manche Zitate aus dritter und vierter Hand wiederholt werden, während das Original nicht mehr gelesen wird. Die große Zahl der philosophischen Schriften und die Schwerverständlichkeit vieler von ihnen, z. B. des Epikureers Philodemos, aber auch mancher des Aristoteles, machen es erklärlich, daß man zu abgeleiteten Übersichten und Auszügen griff, wie sich z. B. Cicero bisweilen κεφάλαια anfertigen ließ. Wir sind nun heuzutage oft genötigt, den umgekehrten Weg zu gehen und aus späteren Inhaltsangaben und Zitaten die verlorenen Originale herzustellen. Jedoch ist das bisher nur zum geringsten Teile geschehen: für die Vorsokratiker, Aristoteles, Epikur, die ältere Stoa und einige wenige sonstige Autoren. Hier liegt noch ein reiches Feld wissenschaftlicher Arbeit unbebaut.

Erhalten sind Platons und Xenophons Werke, die Lehrschriften des Aristoteles und einzelne Schriften seiner Schüler. Unter den Nachlaß Platons und des Aristoteles sind auch vereinzelt fremde Schriften geraten und darum mit abgeschrieben worden. Von Epikur besitzen wir drei Lehrbriefe, von ihm und Angehörigen seiner Schule haben sich Überreste mancher Werke in den Papyri von Herculaneum gefunden, zu denen Lukrez' De rerum natura eine wundervolle Ergänzung gibt. Unsere Hauptquelle für die griechische Philosophie des 2. und 1. Jahrh. v. Chr. sind Ciceros daraus geschöpfte philosophische Schriften, die in ihrer Dialogform entgegengesetzten Lehren Raum gewähren und darum für uns unschätzbar sind. Erst aus der Kaiserzeit sind wieder größere Massen philosophischer Werke erhalten, sowohl populärer, wie die Plutarchs und Senecas, die Selbstbetrachtungen des Kaisers M. Aurelius und die verwandten, von Arrianos edierten Betrachtungen des Epiktetos, als auch streng wissenschaftlicher, z. B. Plotins, des Skeptikers Sextos Empeirikos und ein großer Teil der platonisch-peripatetischen Kommentare. Endlich kommen dazu die jüdischen und christlichen Schriften, die Werke Philons von Alexandreia, die Kampfschriften usw.

2. Schriftenverzeichnisse, Ausgaben und Kommentare. Das Altertum hat bereits das Bedürfnis gefühlt, den Nachlaß hervorragender Philosophen zu sammeln und dadurch vor dem Untergange zu bewahren. Das ist teils in ihren Schulen, teils in den großen Bibliotheken geschehen. Der dabei oft gemachte Fehler, auch apokryphe Schriften aufzunehmen, ist das geringere Übel, wenn unsere Kritik sich nicht durch die falsche Etikette täuschen läßt und es sich zur Pflicht macht, bei allen als unecht erkannten Schriften möglichst genau die Zeit und Bedingungen der Abfassung zu bestimmen, um womöglich auch den wahren Verfasser zu ermitteln. Gerade in den großen Sammlungen wurden wichtige Dokumente aus der Zeit des | Tiefstandes mitgeführt, die nur der falschen Autorität ihre Erhaltung verdanken. Wer würde den Alkyon des unbedeutenden Akademikers Leon noch nach Jahrhunderten abgeschrieben haben, wenn er nicht unter die Werke Platons (ABrinkmann, Quaest. de dial. Plat. falso adscr., Diss. Bonn 1891) und zufällig auch die Lukians geraten wäre? In der Akademie brachten einzelne Sammler des 3. Jahrh., im Peripatos sogar noch bis in nachchristliche Zeit, alle möglichen Schriften zusammen, bei denen ihnen der Inhalt gefiel und die Frage der Autorschaft ganz gleichgültig war. Die Echtheitskritik setzte im 2. Jahrh. v. Chr. ein, als Panaitios von Rhodos und der

skeptische Akademiker Sosikrates von Alexandreia (nicht von Rhodos) die angeblichen Werke der Sokratiker und sogar einzelne Dialoge Platons unter die Lupe nahmen (Zeller V[4] 581).

Kataloge gaben über die zusammengebrachten Schriften Auskunft. So verfaßte der Alexandriner Hermippos gegen 200 einen Katalog der Werke Theophrasts in alphabetischer Reihenfolge (Bd. I[2] 9. 21), den später Andronikos neu bearbeitete. Die Hinterlassenschaft des Aristoteles, Antisthenes, Chrysippos, Plotinos wurde sachlich geordnet, die Platons und Demokrits in Tetralogien, nachdem Aristophanes von Byzanz um 200 die Mehrzahl der Schriften Platons trilogisch zusammengeordnet hatte. Ein πίναξ τῶν ἀπὸ Ζήνωνος φιλοσόφων καὶ τῶν βιβλίων wurde von Apollonios aus Tyros um 70 v. Chr. verfaßt. Von Epikurs Schriftentiteln kennen wir nur eine kleine Auswahl.

Ausgaben wurden zunächst von einzelnen Schriften veranstaltet, postume von unedierten Schriften oder Vorlesungen besonders des Aristoteles, weshalb hier manche Dubletten, Widersprüche und Sonderbarkeiten unterlaufen. Immer wieder wurden Abschriften der meistgelesenen Schriften verlangt, und die Schulgenossen erlahmten oft bei ihrer Anfertigung oder ließen sie von Kalligraphen anfertigen, denen es wenig auf die Treue des Wortlautes ankam. Zeugnis dafür legt der ungefähr ein halbes Jahrhundert nach Platons Tode geschriebene Phaidonpapyrus von Oxyrhynchos ab (Bd. I[2] 23). Es war also dringend notwendig, daß geschulte Philologen wie Aristophanes von Byzanz und Tyrannion sich der Texte annahmen. Durch den Peripatetiker Andronikos und den Akademiker Derkylides im 1. Jahrh. v. Chr. wurden die Schulen selbst für diese philologische Tätigkeit gewonnen (S. 443 ff.); unsere guten Texte sind das Verdienst dieser Männer. Auch ein Stoiker Athenodoros reinigte die Schriften des Schulgründers in sullanischer Zeit; aber er war mehr darauf bedacht, Kynismen Zenons als Flüchtigkeitsfehler der Abschreiber aus dem Texte zu entfernen.

Mit Kommentaren zu älteren philosophischen Werken haben die Peripatetiker früh begonnen; der Stoiker Poseidonios verfaßte einen epochemachenden Kommentar zu Platons Timaios (o. S. 441), und mit Andronikos begann die Reihe der gelehrten zünftigen Erklärer in Peripatos und Akademie. Aus dem 2. Jahrh. n. Chr. stammt ein anonymer Kommentar zum Theaitet in Berlin. Auch die schulmäßigen Paraphrasen gehören hierher (vgl. über Themistios S. 443), sowie systematische Einleitungsschriften des Andronikos, Albinos u. a. und sachliche Lexika des Derkylides u. a.

Aber einzelne Philosophen, und gerade sehr bedeutende Männer, hatten überhaupt nichts Schriftliches hinterlassen: Pythagoras, Sokrates, Pyrron, Karneades u. a., sowenig wie Jesus. Von anderen waren Lebensumstände, Lehrer und Schüler wenig bekannt, sogar die Lehren selbst bisweilen undurchsichtig. Hier mußte eindringende Arbeit einsetzen, um das Material zu beschaffen. Und wirklich hat das Altertum auf diesem Gebiete etwas geschaffen, was auf dem der schönen | Literatur trotz der Ansätze des Aristoteles unerhört ist: eine Geschichte der Philosophie. Die Vorarbeiten hierzu zerfallen in drei Arten: über die Lehren, ihre Träger und den Zusammenhang der Schulen und Systeme.

3. Die δόξαι oder placita wurden von den Doxographen behandelt. Schon Platon hat in seinen fast durchweg polemisch gehaltenen Dialogen fortwährend fremde Lehren berücksichtigt, charakterisiert und widerlegt, gelegentlich sie sogar ausführlicher dargelegt und das pro und contra gründlich gewürdigt. Im mündlichen Unterrichte seiner Schultätigkeit wird das die Regel gewesen sein, und sicher war es bei

seinem Schüler Aristoteles der Fall: das bezeugen dessen für den Vortrag bestimmte Lehrschriften überall. Dessen Schüler wieder, Theophrastos, hat zum ersten Male die Geschichte einer Einzelwissenschaft, der Physik oder richtiger Naturphilosophie, in einem besonderen Werke behandelt, den 18 Büchern Φυσικαὶ δόξαι. Dieses nach sachlichen Abschnitten gegliederte Werk wurde vielfach überarbeitet und fortgeführt und ist das unerreichte Vorbild auch anderer Darstellungen geworden.

Direkt erhalten ist der Abschnitt Περὶ αἰσθήσεως καὶ αἰσθητῶν, alles übrige nur in Brechungen. Das ganze Material, dessen Zusammengehörigkeit erst von ihm erkannt wurde, ist von HDiels gesammelt, gesichtet und unter dem von ihm erfundenen Namen herausgegeben worden in dem epochemachenden Buche Doxographi Graeci, Berl. 1879. Die von Iohannes Stobaios und Pseudo-Plutarchos überlieferten Placita führt er auf eine gemeinsame Quelle Aëtios (2. Jahrh. n. Chr.) zurück, daneben z. B. Philodem. Περὶ εὐσεβείας ᾱ und Cic. De natura deorum I 25ff. (dies durch Vermittlung des Epikureers Phaidros) auf den Epikureer Zenon. Er zeigt die Abweichungen und Erweiterungen und spürt den Einfluß des Peripatetikers bis in die christlichen Zeiten (Hippolytos, Epiphanios, Hermias) auf.

Andere Zweige der Wissenschaft wurden von den peripatetischen Mitschülern und Schülern des Theophrastos behandelt, und die Geschichte der Probleme bildete auch hier meist den wichtigsten Bestandteil, der sich um so mehr geltend machte, als man die definitive Lösung in dem Lebenswerke des Aristoteles gefunden glaubte. Bedeutend war von späteren Peripatetikern Aristokles von Messana im 2. Jahrh. n. Chr.; von seiner kritischen Geschichte der Philosophie sind leider nur Bruchstücke auf uns gekommen, aber sie zeigen uns einen Vorgänger von Windelband. – Von den Stoikern hat der universale Poseidonios, der zugleich als Historiker und Geograph tätig war, die meisten Materialien zur Geschichte der Philosophie im weitesten Sinne des Wortes zusammengebracht, so daß seine Schriften eine Fundgrube für Cicero u. a. wurden. Selbst die Epikureer konnten sich auf die Dauer nicht dem historisierenden Zuge der Zeit entziehen, sowenig ihre eigene Schule Anlaß bot, der Fortbildung der philosophischen Einsicht nachzugehen. Nur bei den eklektischen Platonikern wie Antiochos von Askalon (S. 424. 444) blieb die Materialsammlung ohne rechte Durcharbeitung.

4. Die Biographien. Mit den Trägern der philosophischen Systeme hat man sich verhältnismäßig spät beschäftigt, das ist epigonenhaft. Die Denker des 6. und 5. Jahrh. v. Chr. sind daher als Persönlichkeiten fast verschollen; selbst von Demokrit und Platon kennen wir nur wenig biographisches Detail. Noch bei Platons Tode genügte die Leichenrede allen Anforderungen, und aus dem Nachrufe ist die Lebensbeschreibung erwachsen. Die literarhistorischer Tätigkeit beflissenen und auch der Neugier und Klatschsucht zugänglichen Peripatetiker wie Aristoxenos, Klearchos, Phainias und Duris haben sich um die Person auch der Philosophen gekümmert, so daß der Name 'Peripatetiker' bald fast nur einen für biographische Literatur und Anekdoten interessierten Schriftsteller bedeutete. Schon Dikaiarchos verfaßte Βίοι φιλοσόφων, und gegen 200 v. Chr. schrieb der Peripatetiker Satyros Βίοι von Dichtern, Rednern und Philosophen in der alten Form platonisch-aristotelischer Gespräche; Überreste davon, die das Leben des Euripides behandeln, sind jüngst zutage gekommen (PapOxyr. IX [1912]. HvArnim, Suppl. Eurip.). Außer den alten Weisen behandelte Sat. mindestens neun Gelehrte, darunter Pythagoras, von dem man längst nichts mehr wußte. Die Lücken des Wissens füllte man in dieser Epoche oft durch geschickte Erfindungen aus, so der gelehrte und doch nicht ganz verläßliche Alexandriner Hermippos und der Pergamener Neanthes, dessen Spezialität die Todesarten waren. In ihren Kreisen wurde die Pythagoraslegende ausgebildet. Fesselnde Bilder von Philosophen seiner Zeit voll lebendiger Einzelzüge entwarf bald nach 200, nicht

früher, der Künstler Antigonos von Karystos, der auch als Bildhauer am pergamenischen Hofe unter Eumenes II. tätig war.

Frühestens in dieser Zeit kamen auch biographische Einleitungen zu philologischen Editionen der Werke einzelner Philosophen auf, nach dem typischen Anfange γένος genannt. Aus solchen Skizzen können handschriftlich erhaltene Biographien des Platon, Aristoteles usw. stammen. Sehr lesenswert ist die des Neuplatonikers Plotinos, die sein Schüler Porphyrios der Gesamtausgabe von dessen Werken vorausgeschickt hat. Daneben gab es auch bequeme biographische Nachschlagewerke wie den Ὀνοματολόγος des Hesychios von Milet (Bd. I² 267); ihn hat Suidas (10. Jahrh.) ausgeschrieben.

Sehr nützlich war die Sammlung von AWestermann, Βιόγραφοι (vitarum scr. Gr. min.), Braunschw. 1845, deren VII. Buch die Philosophenviten enthält; eine Neubearbeitung ist sehr erwünscht. Quellenuntersuchungen: EMaaß, De biogr. Gr. quaest. sel. (Phil. Unters. III), Berl. 1880, und viele Arbeiten über Suidas (Bd. I² 267 f.). Anregende Studien sind: FrLeo, Die griechisch-römische Biographie nach ihrer literarischen Form, Lpz. 1901, und GMisch, Gesch. der Autobiogr. I (Altert.), Lpz. 1907. Antigonos v. K. ist von UvWilamowitz glänzend behandelt in Phil. Unters. IV, Berl. 1881, ein Nachtrag von mir über Stoa und Platonausgaben in der Univ.-Beilage (De quibusd. Laertii Diog. auctoribus) Greifsw. 1899, 24 ff.

Ergänzend treten Bibliotheksarbeiten über gleichnamige Autoren hinzu; z. B. wurden von dem berühmten Platon unbedeutendere Philosophen und der Komödiendichter geschieden. Das beste Werk über Homonymen lieferte Demetrios von Magnesia, das Ciceros Freund Atticus wahrscheinlich verlegte. Fast noch wichtiger waren Tabellen der Literaturgeschichte, so das auf Stein erhaltene Marmor Parium (ed. FJacoby, Berl. 1904), in Verbindung mit chronologischen Untersuchungen, die z. B. Eratosthenes (3. Jahrh.) anstellte. Daraufhin gab Apollodoros von Athen 144 v. Chr. zuerst eine chronologische Tabelle der politischen und Literaturgeschichte in vier Büchern heraus, die, zum Auswendiglernen bestimmt, in freien Iamben, den Trimetern der Komödie, abgefaßt war; er widmete sie dem Könige Attalos II. von Pergamon. Die Überreste sind sehr sorgsam gesammelt und behandelt von FJacoby, Phil.Unters. XV, Berl. 1903. Die Philosophen spielten darin eine bedeutende Rolle, und darum wurden die sorgfältigen Angaben Apollodors in den späteren Werken über Geschichte der Philosophie oft z. T. wörtlich angeführt. Die Römer wie Varro, Atticus, Nepos hatten keinen Anlaß, die Philosophen in den Vordergrund ihrer historischen Abrisse (Liber annalis) zu stellen.|

Im Versmaße und Stile Apollodors wird über ihn berichtet:

τοῖς ἐν Περγάμῳ
τῶν Ἀττικῶν τις γνησίων τε φιλολόγων
γεγονὼς ἀκουστὴς Διογένους τοῦ Στωικοῦ,
συνεσχολακὼς δὲ πολὺν Ἀριστάρχῳ χρόνον,
συνετάξατ' ἀπὸ τῆς Τρωικῆς ἁλώσεως (1184 v. Chr.)
χρονογραφίαν στοιχοῦσαν ἄχρι τοῦ νῦν βίου.
ἔτη δὲ τετταράκοντα πρὸς τοῖς χιλίοις (also bis 144)
ὡρισμένως ἐξέθετο (Ps.-Skymnos 18 ff.).

Da einige Notizen noch mindestens bis auf das Jahr 119 führen, so scheint Ap. selbst eine zweite, erweiterte Auflage besorgt zu haben. Verse und zusammenhängende Stücke hat zuerst ThRöper, Philol. Anz. II (1870) 24 ff. aus Philodems Index Academicorum herausgeschält. Ap. pflegte regelmäßig, wenn ihm nur entweder die Geburt einer literarischen Persönlichkeit oder ein Ereignis ihrer ἀκμή bekannt war, mit der runden Zahl von 40 Jahren das andere Datum anzusetzen; daraufhin hat HDiels, RhMus. XXXI (1876) 1 ff. sein chronologisches System nachgewiesen. Vereinzelt tritt diese schematische Berechnung auch früher auf, z. B. in Ps.-Platons 7. Briefe 324 A, aber Apollodor oder schon Eratosthenes hat ein System daraus gemacht.

Das hohe Lebensalter vieler von Ap. behandelten Personen hat den Anlaß zu Spezialschriften über Μακρόβιοι gegeben. Solche sind erhalten unter Lukians Schriften, verfaßt

unter Caracalla 212/7 n. Chr. (OHirschfeld, Herm. XXIV [1889] 156ff.), ferner die des Phlegon, eines Freigelassenen des Hadrian. Beide sind leider nicht zuverlässig, vgl. über die Apollodorzitate ERohde, RhMus. XXXVI (1881) 529ff. = Kl. Schriften I 64ff., über angebliche Lehrer des Xenophanes Bd. I[2] 84.

Sehr wertvoll sind die genauen Angaben der attischen Archonten (vgl. S. 408), nach denen datiert wurde, sogar im Marmor Parium; um Platon des Irrtums oder des Plagiats zu überführen, hat Hegesandros von Delphoi mehrfach (bei Athenaios u. s.) ganze Archontenreihen geliefert. Leider versagen diese Angaben und die der attischen Chronik überhaupt bei den Archonten von 291 v. Chr. an. Einzelne Jahre der Folgezeit sind durch alte Zitate (Briefe Epikurs, Angaben Apollodors bei Philodemos usw.) bestimmt, auch ungefähr zu datierende Inschriften bieten Archontennamen: wie wichtig ihre genaue Datierung gerade für die Philosophen ist, hat UvWilamowitz in seiner chronologischen Beilage zum Antigonos gezeigt, vgl. auch S. 458. Grundlegend ist das umfassende, absolut zuverlässige Nachschlagewerk von JKirchner, Prosopographia Attica, 2 Bde., Berl. 1901/3.

Vereinigt mit dem βίος waren λόγια, d. h. Aussprüche in Anekdotenform, schon bei Hermippos, aber erst bei Diokles von Magnesia (um 50/40 v. Chr.) finden wir mit den βίοι φιλοσόφων auch die Lehrsysteme erörtert.

5. Schulzusammenhänge. Wie auf den Thronen der hellenistischen Reiche die Diadochen des großen Alexander saßen, deren Genealogie und Thronfolge die Historiker beschäftigte, so erkannte man auch Könige der Wissenschaft an, die das Katheder ihrer Schule in ununterbrochener Reihenfolge einnahmen. Sie behandelte zum ersten Male in großem Stile Sotion von Alexandreia um 200 v. Chr. in den Διαδοχαὶ τῶν φιλοσόφων in 13 Büchern. Zwischen den einzelnen Schulen suchte er auch Verbindungslinien herzustellen und führte die sokratischen Schulen bis auf den Ostionier Thales zurück, daneben verwies er Pythagoras, die Eleaten, Demokrit, Epikur und die Skeptiker in eine zweite Reihe, die italische. Dieses Werk bildete die Grundlage für alle Zeiten, zumal seitdem Herakleides Lembos 'der Schleppkahn' um 150 v. Chr. einen Auszug aus Sotion mit den Viten des Satyros vereinigt hatte.

Wer zuerst die δόξαι dazugestellt hat, ist unbekannt: sicher wurden sie mitberücksichtigt von Alexandros Polyhistor, Ciceros Altersgenossen. In dieser Vereinigung war die erste Geschichte der Philosophie geschaffen. Die Folgezeit lieferte zahlreiche Überarbeitungen mit den nötigen Ergänzungen, auch die Resultate Apollodors und Demetrios' sowie viele Schilderungen des Antigonos fanden Aufnahme. Von einer großen Bearbeitung (Σύνταξις τῶν φιλοσόφων) des Epikureers Philodemos (S. 420) ist die Geschichte der Akademie leidlich vollständig (Acad. phil. index ed. SMekler, Berl. 1902; vgl. WCrönert, Herm. XXXVIII [1903] 357ff. KPrächter, GGA. 1902, 953ff.) und die der Stoa fragmentarischer (DComparetti, Papiro Ercol. ined., Torino 1875) durch Papyrusrollen der Bibliothek von Herculaneum uns wieder geschenkt worden.

Handschriftlich erhalten ist nur die Geschichte der Philosophie des Diogenes Laertios, verfaßt bald nach 200 unserer Zeitrechnung, genauer benannt 'Leben, Lehre und Aussprüche der in der Philosophie berühmten Männer' in 10 Büchern. Der Gesichtspunkt ist auch hier der äußerliche der Diadochenschriftstellerei, das Material eilfertig von einem mit der Schere arbeitenden Kompilator und irgendeiner Schreibhilfe zusammengetragen, z. T. unter Benutzung minderwertiger Quellen und mit groben Mißverständnissen (Bd. I[2] 70. 72f.), und doch unschätzbar, wo man gute alte Überlieferung trifft.

Eine zusammenfassende Ausgabe der Überreste aller Sukzessionswerke fehlt und ebenso eine kritische Ausgabe des ganzen Laertios (vgl. Bd. I[2] 40. 45f.). Leider sind die Schüler Epikurs von Diog. Laert. nicht mehr mitbehandelt, die Peripatetiker nur bis 226, von den skeptischen Akademikern noch die Koryphäen bis 110; die Stoa reichte einst über Chrysippos hinab bis auf Kornutos z. Z. Neros (jetzt verloren), und nur die Geschichte der Skepsis

ist notdürftig bis auf die Zeit des Diog. fortgeführt. Untersuchungen über die Überlieferung der historischen Nachrichten sind von verschiedenen Seiten her geführt worden, zuletzt von AGercke, De quibusdam Laertii Diogenis auctoribus, Univ.-Beilage, Greifsw. 1899. Gut orientiert der gediegene Artikel 'Diogenes L.' von ESchwartz in RE. V 738ff. Auf die Frage, wer speziell der Hauptautor des Kompilators gewesen ist (nach Usener und Diels der Diadochenschriftsteller Nikias von Nikaia [dagegen Bd. I[2] 82], nach Gercke ein der platonischen Schule Angehöriger um 120 n. Chr., nach Wilamowitz zwei verschiedene Autoren für B. 1–4 und 5–10), kommt es gewiß weniger an als auf die Primärquellen im einzelnen; aber dieses Problem ist nicht ohne jenes zu lösen, und die Glaubwürdigkeit jeder Nachricht hängt nicht nur von der Güte der Primärquelle, sondern auch von der Treue ihrer Vermittlung ab.

Von dem Neuplatoniker Porphyrios (S. 448) gab es eine Φιλόσοφος ἱστορία in vier Büchern, die lediglich bis auf die Zeit Platons herabging. Aus ihr ist außer Bruchstücken nur das Leben des Pythagoras bis auf den Schluß erhalten, ein schön geschriebener wissenschaftlicher Roman, zu dem mehrere Jahrhunderte die Bausteine geliefert haben. Dadurch, daß große Partien fast wörtlich mit des Neuplatonikers Iamblichos Leben des Pythagoras übereinstimmen und beide bald hier bald dort ihre Gewährsmänner verraten, lassen sich die unmittelbaren Vorlagen in großem Umfange wiederherstellen; die ganze Entstehung der Pythagoraslegende ist in ihren Stufen ziemlich deutlich zu erkennen.

Beide Schriften sind von ANauck, Porph. op. selecta, Lpz. 1886, und Iambl. vita Pyth., Petersb. 1884, gut ediert, außerdem im Anhange zu DCobets Diog. Laertios, Paris 1850. Eine mustergültige Quellenuntersuchung hat ERohde, RhMus. XXVI (1871) 554ff. XXVII (1872) 23ff. = Kl. Schriften II 102ff. und Gr. Roman, [1] Lpz. 1876, 254ff. geliefert: er weist eine gemeinsame Quelle (Nikomachos um 150 n. Chr.: S. 447) nach, wozu bei Iamblichos noch eine, bei Porph. drei weitere kommen. Übersehen hat er m. E., daß Spuren der ersten dieser drei Separatquellen (Porph. §§ 1–9. 18f. 54–57) auch bei Iambl. (§§ 25–27 [= Porph. 9]. 29. 37. 40. 47. 56. 170 [= D. L. 15]. 189. 199) wiederkehren: es war eine mit Laertios (VIII 11–23) ungefähr übereinstimmende Διαδοχή; vgl. auch JMewaldt, De Aristox. Pythag., Diss. Berl. 1904. Ihr Autor war vermutlich Hippobotos (um 200), dessen Werk uns als Sekundärquelle des Laertios und als das chronologische Nachschlagebuch der Kirchenväter Clemens von Alexandreia und Eusebios (o. S. 425) bekannt ist; sein Name steht Porph. § 61, Iambl. § 189 und in Iambl. Theolog. 40 Ast. | Diog. verdankt dem Hipp. die ganze Sukzessionsliste der Skeptiker; UvWilamowitz leugnet es Herm. XXXIV (1899) 631, aber Diog. L. bezeugt es IX 115: ὡς Ἱ. καὶ Σωτίων, d. h. die Liste Sotions in der Bearbeitung des Hipp. Vgl. HvArnim, RE. Hippobotos (2).

Für die späteren Philosophen, namentlich die Römer, sind wir meist auf die antiken Quellen der allgemeinen Literaturgeschichte angewiesen.

6. Die modernen Bearbeitungen der alten Philosophie. Grundlegend ist die 'Philosophie der Griechen' von EduardZeller.

Z.s Phil. d. Gr. ist zuerst Tüb. 1844–52 erschienen, jetzt in 6 Bänden vorliegend (I 1 u. 2 Vorsokratiker, [5]1892, II 1 Sokr. und Platon, [4]1889, II 2 Aristoteles, [4]1903, III 1 Stoa und Epikur [der am stärksten zurückgebliebene Band], [4]1909 ed. von EWellmann, III 2 Neuplatoniker, [3]1881, dazu ein Register).

Zeller, selbst philologisch interessiert, zeichnet sich durch weiten, klaren Blick, gesundes Urteil, sorgsames Abwägen und edle Sprache aus; er hat aufgeräumt mit der Einseitigkeit namentlich der Hegelschen Schule, die modernen Probleme und Auffassungen in die Vergangenheit zurückzuprojizieren; jeden Philosophen sucht er aus sich und seiner Zeit heraus als ein Ganzes zu verstehen, seine Lehre und sein System frei von Gewaltsamkeiten zu restituieren, ohne am einzelnen hängen zu bleiben oder sich in unsichere Vermutungen zu verlieren.

Ein Beispiel geistreicher Auffassung vom Hegelschen Standpunkte aus ist das rasch hingeworfene, oft neu aufgelegte Büchlein von ASchwegler, Gesch. der Philos. im Umriß, ein Leitfaden zur Übersicht (Stuttg. [1]1848, jetzt auch in Reclams Univ.-Bibl.). Man lernt daraus besser Schweglers Universalität als die alte Philosophie verstehen, und es ist schwer

begreiflich, daß immer noch viele Anfänger und Examenskandidaten gerade zu diesem freilich billigen Buche greifen.

Zur Einführung und raschen Orientierung ist Zellers kleiner Grundriß ([8] Lpz. 1907) zu empfehlen, auch HvArnim, Griech. Philos. in 'Kultur d. Gegenw.' I 5[2], Lpz. 1913, 94 ff. (lapidar, gediegen). Als Nachschlagebuch für den Examinanden ursprünglich und dann auch für den Forscher bestimmt ist FrÜberwegs Grundriß, Das Altertum I, [11] bearb. von KPrächter, Berl. 1920. Hier ist durch verschiedenen Druck das Wichtigste von den Detailfragen geschieden, die antike Terminologie durchweg angeführt, die moderne Literatur in großer Vollständigkeit in einem Anhange zusammengebracht, so daß man z. B. die Literatur zu einem platonischen Dialoge nur hier gesammelt findet. Die neueste Auflage (1000 Seiten) dient nicht mehr dem ursprünglichen Zwecke, steht aber auf der Höhe der Urkundlichkeit und ist für den Gelehrten unentbehrlich.

In Anlage und Tendenz entgegengesetzt ist das halb der schönen Literatur angehörende Werk von ThGomperz, Griechische Denker, Lpz. I[3] 1911. II[3] 1912. III[1.2] (Aristot.) 1909, dessen oft mit breitem Pinsel gemalte Bilder auch weitere Kreise fesseln und anregen können, zumal gern moderne Parallelen und Gesichtspunkte herangezogen sind. Glänzend ist z. B. in Bd. I die Schilderung der Sophistik des 5. Jahrh., überall tritt das vielseitige Wissen, die ausgeprägte Persönlichkeit des subjektiven, geistreichen Verfassers hervor. Ihm verwandt ist KJoel, Gesch. d. antiken Philos. I, Tüb. 1921, ebenfalls eigenartige und fesselnd geschriebene Betrachtungen, vorläufig bis zu den Sokratikern geführt.

Die Vorzüge von Überweg und Gomperz weiß in knappstem Rahmen zu vereinigen WWindelband in seiner Gesch. der alten Philos. (Müller Hdb. V 1, [2] Münch. 1894): überall verrät sich eigene, in die Tiefe gehende Forschung; nur die wichtigste Literatur wird zitiert. In der neuen Auflage ([3] 1912) ist der Herausgeber ABonhöffer vor einer Bearbeitung auch des Textes des Meisters nicht zurückgescheut. Den Höhepunkt bildet die tiefdurchdachte 'Geschichte der Philosophie' desselben Verfassers, [2] Freib. 1900, die bis zur Gegenwart geht. Hier werden die treibenden Kräfte, die Problemstellungen und ihre Lösungsversuche seit den ältesten Zeiten in scharfen Umrissen charakterisiert. Dieses Werk wendet sich ausschließlich an den Fortgeschrittenen, der die Materie bereits aus eigener Lektüre oder aus Vorlesungen kennt und selbst nachgedacht hat. Zu empfehlen ist auch KVorländer, Gesch. d. Philosophie, Bd. I[4] (Altertum), Lpz. 1913.

Über das Verhältnis der alten Philosophie zum Christentume gibt es eine große Literatur, deren Qualität z. T. unbefriedigend ist; namentlich pflegen die älteren | Untersuchungen über die beiderseitige Ethik nicht in die Tiefe der hellenischen Lehren zu dringen. Sehr anregend ist EHatch, Griechent. u. Christent., deutsch v. EPreuschen, Freib. 1892. Großzügig ist PWendland, Die hellenist.-röm. Kultur in ihren Bezieh. zu Judent. u. Christent., [2.3]Tüb. 1912, mit reichen Literaturnachweisen. Vgl. auch oben den Abschnitt 'Religionsgeschichte' (Lit. [2]S. 238). Gutes Material geben JKreyher, Seneca u. s. Bez. z. Urchristentum, Berl. 1887, und MBaumgarten, L. Ann. S. u. d. Christent. usw., Rost. 1895 (dieser läßt Sen. Christ sein). Auch den Epiktet glaubten TZahn, D. Stoiker Ep. u. sein Verhältnis z. Christent., Erlg. 1894, und WEJKuiper, Versl. Ak. Amsterd. 1906, 370ff. vom N.T. beeinflußt; das bestreitet mit Recht ABonhöffer, RgVV. X, Gieß. 1911, widerlegt auch RBultmann, N.T.liche Ztschr. XIII (1912) 97ff., dieser unterschätzt aber noch den Einfluß der Stoa, namentlich der älteren, auf das N.T. Vgl. dazu auch MPohlenz, GGA. 1913, 633ff. Zum Jakobusbriefe JGeffcken, Kynika u. Verwandtes, Heidelb. 1909, 45ff. Über das (kynisch-stoische) Gebet und die altchristliche Liturgie ist neuerdings mehrfach gearbeitet worden.

Eingehendes Studium verdienen die 'Geschichte des Materialismus' von FrAlbLange, I, [3] Lpz. 1876, und ihr Gegenstück, WDilthey, Einleitung in die Geisteswissenschaften, Berl. 1883 (nur Bd. I erschienen). Vertieft werden unsere Anschauungen durch

RHönigswald, D. Philos. des Altertums, Münch. 1917 (Untersuchungen von Problemen und Systematik). Außer den einzelnen Schulen und Männern haben auch viele Zweige der Philosophie Bearbeitungen im Querschnitte gefunden, so die Geschichte der Logik im Abendlande durch KPrantl (I Altertum, Lpz. 1855, sehr gelehrt und absprechend), der Ethik durch KKöstlin (nur Bd. I, Tüb. 1887, umsichtig und eindringend) und MWundt (I Lpz. 1908, II 1911, sehr eingehend), der Rechts- und Staatsphilosophie durch KHildenbrand (I Lpz. 1860), der Psychologie durch HSiebeck (Gotha 1880 u. 84) und AEChaignet (5 Bde., Paris 1887–92) sowie in ERohdes Meisterwerke Psyche ([5.6]Tüb. 1910).

Wichtig ist auch die 'Geschichte der philosoph. Terminologie' von REucken, Lpz. 1878, die wohl eine Neubearbeitung verdiente. Inzwischen sind die reichhaltigen Indices der Doxographen (Berl. 1879) von HDiels und der Vorsokratiker (II 2, Berl. 1910) von WKranz erschienen, dazu kommen Register der Chrysippea (AGercke, Lpz. 1886), des Musonius Rufus (PWendland, Quaest. Mus., Berl. 1886) und vor allem die der Aristoteleskommentare. Musterhaft war und ist der Index Aristotelicus von HBonitz, Berl. 1870, den MKappes (Arist. Lexik., Pad. 1894) ganz neu bearbeitet hat. Useners Register zu den Epicurea ist nur handschriftlich vorhanden.

Lehrreich sind schon die Bezeichnungen der Wissenschaft und ihrer berufsmäßigen Anhänger. Etymologisch entspricht σοφός (ursprünglich *θϝοφός) nach Osthoff genau dem lat. faber 'Handwerker, Zimmermann'; in der Ilias (O 412) lesen wir von der Geschicklichkeit des Zimmermanns ὅς ῥά τε πάσης εὖ εἰδῇ σοφίης. Das wird dann auf geistige Geschicklichkeit z. B. im Saiten- und Flötenspiele (τέχνη καὶ σοφίη hymn. Herm. 483. 511) beschränkt; bei Herakleitos ist das σοφόν die göttliche Einsicht, und, ihm folgend, will auch Platon im Phaidros 278 D die Weisheit der Gottheit allein zuschreiben, ähnlich Herakleides Pont. bei Diog. L. I 12. Σοφίζεσθαι zuerst Theogn. 19; der älteste σοφιστής, d. h. Erfinder, ist der Prometheus der Tragödie (Prom. 62. 944), die sieben Weisen heißen ebenso bei Herodot I 29, sonst auch Sänger und Dichter. Über φιλόσοφος S. 375; nach der Fiktion des Herakleides soll sich Pythagoras so genannt haben; zur Bezeichnung des Berufes wird die Philosophie bei Platon und Isokrates nach dem Vorgange des Gorgias und der Sophisten. Bei den Römern heißt der Philosoph vir sapiens von sapere 'schmecken', eigentlich der Kunstkenner und literarische Feinschmecker; schon bei Plautus wird sapientia übertragen gebraucht von der Schlauheit, dem Verstande, und bei Ennius ist sapiens bereits der philosophisch Einsichtige.

Nützlich sowohl für Vorlesungen wie für das Privatstudium ist HRitter-LPreller, Hist. philosophiae Graeco-Romanae ex fontium locis contexta, [8]cur. EdWellmann, Gotha 1898.

V. GESICHTSPUNKTE UND PROBLEME

1. Allgemeines

Die Probleme der Geschichte der alten Philosophie sind zu einem Teile mit denen der allgemeinen Literaturgeschichte eng verwandt, z. B. die der Überlieferungsgeschichte, zum anderen Teile gehören sie dagegen der allgemeinen Geschichte | der Philosophie an. Diesem zweiten, von den zünftigen Philosophen oft zu einseitig oder allein betonten Gesichtspunkte dient fast die ganze obige Darstellung (I–III), er darf daher jetzt zurücktreten, zumal dieses Buch für Philologen bestimmt ist, die in erster Linie nicht fragen, wieweit die Lehren des Altertums in die heutigen Systeme Aufnahme gefunden haben und noch heute in Geltung sind, sondern die die historischen Tatsachen selbst und ihre Bedeutung für das Altertum genauer kennenlernen wollen.

Anlaß zu mehr oder weniger willkürlichen Rekonstruktionen und Wertungen geben namentlich die mangelhaft bekannten Lehren der Vorsokratiker. Ihre Schlichtheit erscheint

dem modernen Beurteiler oft allzu schlicht und ihr poetischer, orakelhafter Tiefsinn allzu dunkel: so legte man ihnen teils unwillkürlich, teils bewußt spätere Anschauungen von größerer Bedeutung oder Schärfe unter. ChrABrandis und besonders EZeller haben das Verdienst, mit diesen Vorurteilen aufgeräumt zu haben, und HDiels hat auch in der Anordnung der Fragmente und der philologischen Textgestaltung keine noch so scharfsinnige Willkür mehr geduldet. Man vergleiche etwa die älteren Rekonstruktionen des vermeintlichen Systems Heraklits bei FLassalle, D. Phil. Her., 2 Bde., Berl. 1858, oder der drei λόγοι bei PSchuster, Her. v. Eph., Lpz. 1873, mit der letzten Bearbeitung. Die Zurückhaltung von Diels hat jetzt eine unvergleichlich schöne Frucht getragen, die Erkenntnis der religiösen Logoslehre und des Zusammenhanges mit Platons Ideenlehre (Her. v. Eph., [2] Berl. 1909, Einl. S. IXf.); diese neue, tiefgreifende Anschauung hat meine obige Darstellung stark beeinflußt, indem sie von der Interpretation Platons ausgegangene Vorstellungen über die Genesis der platonischen Lehren bei mir ausgelöst hat. Dies in der 1. Aufl. der Einleitung bereits vorgelegte Problem verdient wohl ernste Nachprüfung.

Die philologische Ermittlung dessen, was die Philosophen gewollt und geleistet haben, vermeidet sichtlich Abhängigkeit von den modernen Darstellungen, die Richtlinien für die Geschichte der Philosophie geben wollen und neben vielfacher Anregung doch auch gelegentlich durch ihre Autorität den Fortschritt erschweren, und geht auf die Schriften des Altertums selbst zurück. Somit sind ihre Aufgaben durchaus die in den Abschnitten IV und V der Methodik (Bd. I[2] 36ff.) besprochenen: Textkritik, Interpretation mit Analyse, Chronologie und Echtheitskritik, Quellenuntersuchungen, Fragmentsammlungen, Synthese der Schriften und Lehren und schließlich die hier sehr wichtige Wertkritik. Ein deutliches Bild davon, wie sich auf dieser philologisch-historischen Grundlage die ganze Forschung aufbaut, gibt KPrächter in: WKroll, Die Altertumswissenschaft im letzten Vierteljahrh., Lpz. 1905, 84ff. (Griech. Philos.), vgl. auch Einzelheiten in den Berichten über 'Röm. und griech. Lit.' von WKroll und AGercke, ebd. 12ff. u. 465ff. — Daneben kommen auch die Beziehungen der Philosophie zu anderen Gebieten der Literatur- und Kulturgeschichte in Betracht.

Lebensdaten. Die antiken Angaben über das Leben des Stoikers Zenon weichen sehr voneinander ab (Greifsw. Univ.-Beil. 1899, 23ff.). Neuerdings hatten wir uns schon geeinigt, den Tod 264 v. Chr., unter den Archon Arreneides, zu setzen mit Eusebios-Hieronymus; dieser Ansatz verschiebt sich jetzt um zwei Jahre, nachdem es geglückt ist, die Jahre der drei Archonten von 264—262 zu ermitteln (JBeloch nach WCrönert, Klio I [1901] 401ff. II [1902] 474f. III [1903] 318). Nämlich entweder ins Jahr 263 oder wahrscheinlicher 264 gehört Diognetos, nach dem das Marmor Parium rechnet; unmittelbar aufeinander folgten aber Antipatros, unter dem der chremonideische Krieg Athens mit Makedonien sein Ende fand und Antigonos Gonatas eine Besatzung in das Museion legte, und Arreneides, in dessen Amtsjahre (am 139. Tage?) der Ehrenbeschluß für den verstorbenen Zenon gefaßt wurde. Für diese beiden bleiben also die Jahre 263 und 262 oder 266 und 265. Die Entscheidung bringt ein Datum aus dem Archontate des Klearchos (vulgo Kalliarchos) 301: von hier bis zu Zenons Tode waren 39 Jahre und einige Monate verstrichen (Philod. π. φιλοσ. 3 nach Crönert): vielleicht war jenes Briefdatum die Epoche der Schulgründung. Daraufhin kann man die verwirrten und sich widersprechenden Angaben über Zenons Leben (Diog. L. VII 1ff.) zu entwirren versuchen, wenn man das von seinem Lieblingsschüler Persaios mitgeteilte Lebensalter zugrunde legt: hiernach (§ 28) wird Zenon 334 geboren, 312 mit 22 Jahren nach Athen gekommen und mit 72 Jahren 262 gestorben sein. Statt 22+50 Jahre gab ihm Apollonios Tyr. 22+58 Jahre (§ 28), getäuscht durch einen alten, aber unechten Brief, in dem Z. sich als achtzigjährig bezeichnet (§ 9); und zwar schob Ap. den Tod über die ἀκμή des Persaios (260/56: § 6) bis 254 hinaus. Andere, wie Antigonos Kar., hatten die 8 Jahre dem Anfange zugelegt und ließen Z. mit 30 Jahren nach Athen kommen (§ 2), also wohl 342 geboren sein. Endlich kam er nach anderen Ansätzen nicht 312, sondern längst vor 324 nach Athen und hörte den Xenokrates († 314) noch 10 Jahre lang (§ 2 nach einem Timokrates): so wurde sein Leben auf 99 Jahre, von Apollodoros gar auf 101 Jahre berechnet (363/1—262). Die von Persaios abweichenden Ansätze kommen für die Lebensdaten selbst nicht in Betracht. Ähnliche Schwankungen in den Daten von der Geburt Christi verglich die frühere Auflage (Bd. II[1] 365).

Die Echtheitskritik muß damit rechnen, daß der Begriff des geistigen Eigentums im Altertume wenig entwickelt war. Das zeigen schon Ilias und Odyssee, die nicht nur aus älteren Gesängen zusammengestoppelte centones enthalten, sondern auch ganze Partien aus anderen Epen in fast wörtlicher Entlehnung bringen. Die Rhetoren drillten ihre Schüler sogar, aus fremden Gedanken und Stilblüten ihre Schriften anzufertigen. Den älteren Peripatetikern kam alles auf die Sache, nichts auf die Person an (S. 405ff.); aber deshalb alle nur in Bruchstücken bekannten Schriften des Aristoteles ihm abzusprechen (VRose, Arist. pseudepigraphus, Lpz. 1863, und De Arist. ll. ordine et auctoritate, Berl. 1854, 1ff.) war irreführender, als ihnen allen seinen Namen zu lassen: sicher unecht sind natürlich die in seinen Nachlaß geratenen Schriften späterer Zeiten wie Π. κόcμου (aus der Schule des Poseidonios) und über die Eleaten (o. S. 424). Der Vorwurf des Plagiats ist selten erhoben worden, so wegen eines Buches über den Nil von beiden Parteien (Strab. XVII 790), die vermutlich beide Kompilatoren älterer Gelehrsamkeit waren. Aber Fälschungen waren selbst solche unselbständigen Elaborate nicht. Der Nachweis einer Fälschung ist meist der Anfang der Erforschung des wahren Verfassers.

Über Echtheitsfragen im allgemeinen S. 449f., Bd. I² 89 u. ö. Es gab im Altertume auch ganz grobe Fälschungen, wie Lobons Schrift über Dichter mit erlogenen Buchtiteln und Zeilenangaben, sowie die im 3. Jahrh. v. Chr. entstandene Schmutzschrift 'Αριcτίππου περὶ παλαιᾶc τρυφῆc (UvWilamowitz, Antigonos 47ff.): deren Detail wurde später als Wahrheit aufgenommen, der Gewährsmann bisweilen gar nicht angeführt. Hier ist kritische Vorsicht nötig. Gefälschte Briefe wurden als authentische Dokumente verwertet, so die der Sokratiker, die um Jahrhunderte jünger sind als ihre angeblichen Verfasser (RBentley, Diss. ü. d. Phalarisbriefe, deutsch Lpz. 1857). Wenn solche Machwerke gutes, uns sonst verlorenes Material verwenden, wie die Platonbriefe den Theopompos (Didymos zu Demosth. 5, 26 mit Diels' Anm. Berl. Klass.-Texte I, Berl. 1904, 20f.) u. a., täuschen sie sogar hervorragende Historiker unserer Zeit.|

Die Echtheitskritik, die in einer genauen Kenntnis der historischen Faktoren wurzelt, behandelt bisweilen auch einzelne Lehren, Bruchstücke oder gar Termini, die eine scharfe Interpretation erfahren.

Dafür diene als Beispiel Herakleitos fr. 129 (Diog. L. VIII 6): Πυθαγόρηc Μνηcάρχου ἱcτορίην ἤcκηcεν ἀνθρώπων μάλιcτα πάντων καὶ ἐκλεξάμενος ταύτας τὰς cυγγραφὰc ἐποιήcατο ἑαυτοῦ cοφίην, πολυμαθείην, κακοτεχνίην, das Diels übersetzt: 'P. des Mn. Sohn hat von allen Menschen am meisten sich der Forschung beflissen; und nachdem er diese Schriften auserlesen, machte er sich daraus seine eigene Weisheit: Vielwisserei, Künstelei'. Da Pythagoras weder selbst Schriften hinterlassen hat, noch in jener Zeit eine Fülle wissenschaftlicher Werke anderer zur Auswahl vorhanden waren, auch ταύταc ohne Beziehung bleibt, haben EZeller und ThGomperz die Worte τ. τ. cυγγραφάc oder ἐκλ. τ. τ. c. als verdächtig gestrichen. Methodisch richtiger war es wohl, das ganze Bruchstück für unecht zu erklären; Diels, der das tut, beruft sich dafür auch darauf, daß das Zitat bei Diogenes benutzt wird, um eine späte Fälschung zu beglaubigen (Ein gefälschtes Pythagorasbuch, ArchGeschPhilos. III [1890] 451). Allein dieses letzte Argument muß ausscheiden, da man mit gleichem oder besserem Rechte behaupten kann, daß der Fälscher sich auf eine echte Äußerung Heraklits oder doch eine zu seiner Zeit (s.u.) für echt geltende berufen mußte, um Glauben zu finden. Die Echtheit bleibt aber nur dann unbeanstandet, wenn es gelingt, die oben gesperrten Worte einwandfrei zu erklären. Nun bedeutet cυγγραφή in alter (juristischer) Ausdrucksweise 'Urkunde, Kontrakt, Wechsel, Schuldschein'; allgemeiner heißt cυγγράφω 'niederschreiben' oder 'abzeichnen' erst gegen Ende des 5. Jahrh.; das Niedergeschriebene oder das Schriftwerk heißt dann in der Regel cύγγραμμα, doch wird gelegentlich auch cυγγραφή außer in der vorherrschenden juristischen Bedeutung für eine Niederschrift (Hdt. I 93) und sogar für ein Geschichtswerk (Thuk. I 97) gebraucht: dieser Gebrauch liegt dem Herakleitos noch fern, soviel wir sehen können. Übrigens ist auch der attische Sprachgebrauch ἄcκηcιc = 'Übung' jung, wahrscheinlich erst von Protagoras eingeführt (o. S. 373), homerisch heißt ἀcκέω 'verarbeite, bearbeite', und so auch bei Xenophanes fr. 3 (bei Empedokles fr. 61 und 87 ist es 'ausstatten'); ἑαυτοῦ ποιῆcθαι steht auch Hdt. VIII 4. 58. Somit verstehe ich den Ausspruch Heraklits so: 'Pythagoras verarbeitete

die Forschung, das vorhandene Wissen (anderer) und machte, nachdem er eine Auswahl daraus getroffen hatte, diese Urkunden zu seiner eigenen Afterweisheit'. Daran ist wohl kein Anstoß zu nehmen. Das spätere Altertum hat diesen Ausspruch benutzt als Beleg für große Forschungsreisen des Pythagoras, so Porph. § 12, Konstantin i. d. Rede an die Heiligen Kap. 9.

Ganz durchsetzt mit Echtheitsfragen ist die Kritik der biographischen Überlieferung, z. B. der Pythagoraslegenden. Von dem Leben der meisten älteren Philosophen erfahren wir so gut wie nichts, außer Fabeln, und müssen häufig genug froh sein, ihre Epoche nach den Angaben des Apollodoros zu kennen. Scheinbar beginnt mit Sokrates, trotz seines an äußeren Erlebnissen bis auf seinen Tod so armen Lebens, ein anderer Zug. Denn die Sokratiker wußten so mancherlei kleine Züge aus seinem Leben bis ins einzelne genau zu erzählen und sogar seine Gespräche mit den unbedeutendsten Personen mit einer anscheinend stenographischen Treue wiederzugeben. Und doch ist das Täuschung: Dichtung und Wahrheit sind in der sokratischen Dialogliteratur so unentwirrbar miteinander verwoben, daß außer der Hinrichtung selbst fast nichts gesichert ist. So soll Sokr. an drei Feldzügen teilgenommen und nach einem unbekannten Sokratiker bei der Niederlage von Delion dem Xenophon das Leben gerettet haben (Strabon IX 2, 7. Diog. Laert. II 22): nach Antisthenes war der Gerettete aber Alkibiades, dem S. freiwillig den Preis der Tapferkeit überließ (fr. 10 p. 52 W. = Athen. V 216 B); ebendiese Episode verlegt Platon in die Schlacht von Potidaia (Symp. 219 E). Steckt in diesen so abweichenden Berichten überhaupt ein Körnchen historischer Wahrheit? Platon schildert uns ferner sehr lebendig die Unterredungen seines Meisters mit den berühmtesten Zeitgenossen, dem alten Parmenides, Zenon, Gorgias, Hippias, Protagoras und Prodikos, angeblich seinem Lehrer: in der Apologie dagegen läßt er den Sokrates ausdrücklich versichern, daß er von ihren Lehren nichts verstehe (Apol. | 20 E), wie auch bei Xenophon als einzige Parallele eine Unterredung mit Hippias (Mem. IV 4, 5 ff.) vorkommt. Also hat Platon sich alle Zusammenkünfte und die Themata der Unterredungen ausgedacht, unbekümmert um die historische Wahrheit.

Am merkwürdigsten und lehrreichsten ist der o. S. 385 berührte Fall. Um 392 erschien das Pamphlet des Rhetors und Sophisten Polykrates in der Form einer Anklageschrift gegen den längst hingerichteten Sokrates (RHirzel, RhMus. XLII [1887] 239 ff. MSchanz, Plat. Apologie mit deutschem Komm., Lpz. 1893, 22 ff. Meine Einltg. zu: Pl. Gorgias erkl. von HSauppe, Berl. 1897, S. XLIII ff. KJoel, Sokr. II, Berl. 1901, 1121 ff. HMarkowski, De Libanio Socr. defensore, Bresl. 1910, in Bresl. phil. Abh., Heft 40. JMesk, Die Anklagerede des Pol. gegen Sokr., WienSt. XXXII [1910] 56 ff.): dies chauvinistische Elaborat suchte den Sokrates und seine Jünger bei der attischen Demokratie anzuschwärzen und bürdete darum dem Philosophen die Schuld für alle Sünden des Alkibiades auf, den Pol. kurzweg als Jünger des Sokrates ausgab, eine nach dem Zeugnisse des Isokrates (11, 5) einfach aus der Luft gegriffene Behauptung. Von allen Seiten erfolgten Proteste. Was taten aber die Sokratiker? Aischines erfand ein Liebesverhältnis der beiden oder verwendete irgendein Gerede dafür. Auch Platon, viel zu vornehm, die freche Lüge zu widerlegen, fühlte sich schon als Dichter durch die Zusammenstellung dieser beiden Charaktere gereizt, behandelte nun selbst den Alkibiades als Liebling des Sokrates (im Protagoras, Gorgias und namentlich im Symposion) und ließ den jungen Kriegsmann den unpraktischen Gelehrten als seinen Lebensretter preisen; in diesem Punkte ging Antisthenes mit ihm zusammen.

Meist läßt sich der Anlaß solcher Fiktionen nicht erkennen, z. B. wenn Aspasia im Menexenos die Lehrerin des Sokrates in der Rhetorik genannt wird, die ihm sogar fast Prügel versetzte (Menex. 236 B); auch hierin nahm er wohl eine Anregung des Aischines auf und übertrieb sie in Faschingslaune. Oft ist nicht einmal die Fiktion als solche klar zu erkennen. In der jüngeren Dialogpoesie wucherte diese Erfindungsgabe weiter. Der vergifteten Phantasie des Aristoxenos schreibt man es zu, daß dem Sokrates eine zweite Frau namens Myrtho neben der auch von andern geschmähten Xanthippe beigelegt wurde. Aber schon unmittelbar nach Platons Tode hat sein Neffe Speusippos von ihm in sein En-

komion die Legende aufgenommen, der Heros sei ein Sohn des Apollon, von seiner Mutter in unbefleckter Empfängnis dem irdischen Gatten Ariston geboren (Diog. Laert. III 2). Das ist echter Mythus. Wer jedoch darin enkomiastische Verhimmelung sah, war wohl zu übelwollenden Verdrehungen und Erfindungen bereit, wie Theopompos und Aristoxenos; das vergrößerte den Schaden.

Auch die Lehren der Philosophen sind nur schwer aus den Fiktionen der Dialogpoesie herauszuschälen, zumal die späteren Autoren daraus schöpfen und ihre Angaben scheinbar als unabhängige Zeugen bestätigen. So ist in dem in römischer Zeit verfaßten Axiochos (MMeister, de Ax. dialogo, Diss. Bresl. 1915) der Träger des Gespräches Prodikos von Keos, und FGWelcker hatte alles, was ihm dort in den Mund gelegt ist, dem alten Sophisten zugeschrieben (Prod. v. K., Vorgänger des Sokr., Kl. Schr. II, Bonn 1845, 393 ff.). Aber PCorssen erkannte, daß die Lehren und ihre Form z. T. jung sind (vgl. u. a. HFeddersen, Üb. d. pseudoplaton. Dial. Ax., Progr. Cuxh. 1895). Viele solche Dichtungen lieferten Herakleides Pontikos und die älteren Peripatetiker: hier liegen die Wurzeln des Pythagoras-Romans. Aber auch bei Platon ist es oft unmöglich, seine Lehren von denen des Sokrates zu scheiden oder die Ansichten der fingierten Mitunterredner scharf in ihre historischen und fingierten Bestandteile zu zerlegen. Auch Cicero verschweigt in seinen gelehrten Werken meist seine Quelle; doch ist hier eine Scheidung leichter, weil die poetische Verarbeitung nicht so groß ist.

Die Beziehungen zwischen Philosophie und Dichtung sind sehr lebhaft und mannigfaltig.

Euripides ist ohne eingehende Kenntnis der gleichzeitigen philosophischen Richtungen unverständlich (S. 374). Einige Zusammenhänge hat nach Valckenaer, Hartung u. a. UvWilamowitz, Eur. Herakl. I² 22 angedeutet, ausführlicher WNestle (Unters. ü. d. philos. Quellen d. Eur., Phil. VIII, Erg.-Bd. [1902] 557 ff. und Eur. der Dichter der griech. Aufklärung, Stuttg. 1901) ein System (Herakleitos) nachzuweisen versucht. Die Entwicklung der Tragödie geht überhaupt der der Philosophie parallel (WNestle, D. Weltanschauung des Aisch., NJahrb. XIX [1907] 225 ff. 305 ff.; Sophokles und die Sophistik, ClassPhil. V [1901] 129 ff.: diese Skizze dürftig und verzeichnet) und kann aus ihrer Geschichte lohnende Beleuchtung empfangen, wenn die Vergleichung in großem Stile angestellt wird. In die Augen springt, wie die Komödie von paradoxen Neuheiten der Philosophie zehrt. Aristophanes' Wolken verschmelzen die Person des Sokrates mit der Luftlehre des Diogenes von Apollonia (HDiels, Vh 35. PhilVers. Stett. 1880, 96 ff. RhMus. XLII [1887] 1 ff.) und den διςςοὶ λόγοι der Sophistik; im Plutos predigt er frei nach Antisthenes das Glück der Armut. Auch die mittlere und neue Komödie reibt sich an Platon, Epikur u. a. Vollständige Zusammenstellungen fehlen. – Die ganze Satirendichtung der Römer geht auf griechische Popularphilosophen des 3. Jahrh. zurück: Bion von Borysthenes, Ariston von Keos, Menippos von Gadara; Persius hat sogar die stoischen Lehren verarbeitet. Das bunte Gemisch von Prosa und mannigfaltigen Versen bei Menippos, eine auch im Mimus zu einer neuen Kunstform erhobene Kunstlosigkeit, hat Varro in den Menippeischen Satiren nachgebildet und Boethius in seiner vielgefeierten Consolatio philosophiae mit Abstreifung jedes ridikülen Tones benutzt. Horaz ep. II 2, 60 spricht von seinen Vorlagen als Bioneis sermonibus et sale nigro, und in die Horazvita des Sueton ist sogar ein Stück aus der kurzen Autobiographie Bions gekommen, der seinen mit Salzfischen handelnden Vater oftmals sich mit dem Ellbogen schneuzen sah. Selbst in den Oden des Horaz finden wir philosophische, namentlich epikureische Lehren berücksichtigt; die letzte Römerode (III 6) klingt in die stoische Klage über die Verschlechterung der Welt aus, im Anschlusse an eine Stelle des astronomischen Lehrgedichtes des Stoikers Aratos von Soloi (Phain. 123 f.). Den Übergang zur Stoa hat Hor. noch während der Dichtung der 1. Odensammlung gefunden. Vgl. RPhilippson, H.' Verhältn. z. Philos., in: Festschr. d. Gymn. Magdb. 1911; PKohler, Ep. u. d. Stoa bei Hor., Diss. Freib. 1911; WKroll, Hor.' Oden u. d. Philosophie, WienSt. XXXVII (1915) 223 ff. Vergil, von Haus aus Epikureer, zeigt sich in den letzten Lebensjahren ganz vertieft in den stoischen Determinismus (o. S. 441); über den Anlaß vgl. AGercke, D. Entstehg. der Aeneis, Berl. 1913. Ovid schildert die evolutionistische Weltentwicklung aus der Materie = Gott durchaus stoisch Fast. II 103 ff. (Ianus spricht); genauer Metam. I 1 ff. nach Poseidonios.

Die Geschichte der exakten Wissenschaften und der Medizin (S. 317 ff.) läßt sich ohne Berücksichtigung der Philosophie nicht schreiben, beispielsweise waren die empirischen Ärzte alle Materialisten oder Skeptiker (HUsener, Epicurea, Lpz. 1887, praef. pag. XXXVII. MWellmann, RE. V 2516 ff.). Aber auch die Geschichte der Grammatik und Philologie, die Literaturgeschichte und andere Disziplinen lassen sich nicht loslösen. Der Kampf zwischen Philosophie und Rhetorik um die Erziehung der Jugend bildet eines der wichtigsten Kapitel der Kulturgeschichte des Altertums: vgl. HvArnim, Sophistik, Rhet., Philos. in ihrem Kampf um die Jugendbildung, in: Leben und W. des Dion v. Pr., Berl. 1898.

Innerhalb der griechisch-römischen Philosophie taucht immer wieder die Frage auf, ob nicht schon die ältesten Philosophen ungriechische Quellen irgendwelcher Art von auswärts, besonders aus dem Oriente, bezogen haben. Diese Frage will nicht verstummen, obwohl nüchterne Kritik manch derartige Behauptung im einzelnen widerlegt hat und im allgemeinen den Nachweis fordert, auf welchem Wege die Anregung zu den Griechen gekommen sein soll. Der von Thrakien liegt zutage, dagegen ist an indische Einflüsse vor Alexander nicht zu denken, weil die Brücke fehlt. Ägyptische oder babylonisch-phönikische Philosopheme sind bisher für die älteste Zeit nicht nachgewiesen, wenn ich auch glaube, daß religiöse Vorstellungen wie die vom Schattenreiche im Hades durch semitischen Volksglauben beeinflußt sind (Deutsche Rundschau XXXV [1909] 354), wie die vom Elysion von den Karern stammt (LMalten, ArchJahrb. XXVIII [1913] 35). In historischer Zeit beginnt ein Spielen mit orientalischen Einkleidungen griechischer Gestalten und Gedanken, der Vorläufer ernster Einwirkungen (Parallele: HBöhmer, D. german. Christentum, Th. Stud. u. Krit. 1913, 165 ff.), die in römischer Zeit zu einem Synkretismus führen. Dieser schafft eine Fülle neuer Probleme, um die sich namentlich RReitzenstein verdient gemacht hat: die allmähliche Orientalisierung des Hellenentums. Andrerseits verlangt der Siegeszug des Christentums gebieterisch Antwort auf die Frage, wieweit die griechische Philosophie diesen Zug ermöglicht hat, wieweit die neue Offenbarungsreligion die alten, sich so widersprechenden Lehren verdrängen oder ersetzen konnte. An mehreren Stellen der obigen Darstellung ist darauf hingewiesen, daß die religiösen Keime der Philosophie und die Propaganda der Popularphilosophie den Boden bereitethaben. Zu betonen ist jedoch, daß die griechische | Wissenschaft nicht verdrängt oder ersetzt, sondern vom Christentume aufgenommen worden ist, soweit die spätere Zeit noch Sinn für transzendentale Wissenschaft hatte. Es würde daher ganz verkehrt sein, die griechische Philosophie lediglich als Vorläuferin des Christentums zu fassen: sie ist vielmehr Selbstzweck.

Wohl die wichtigsten und aussichtsvollsten Probleme im einzelnen bieten die Quellenuntersuchungen, namentlich über die jüngeren Philosophen, also Cicero, Plutarch, Laertios, Sextos, Philon, Iamblichos, Porphyrios, Isidorus usw. Grundlegend für Plutarchos sind Dan. Wyttenbachii Animadv. in Plut. Moralia, 3 Bde., Lpz. 1820—1824. Die Lehren der späteren Philosophen werden unglaublich oft wiederholt, meist ohne wesentliche Veränderungen, und gestatten daher sichere Schlüsse, sobald das Material genügend durchgearbeitet ist. Dafür ist zu beachten, daß es zunächst fast niemals darauf ankommen kann, bestimmte Autoren und Namen zu eruieren, sondern daß die Lehren selbst herausgearbeitet werden müssen. Dazu dient in erster Linie eine scharfe Analyse und Interpretation der behandelten Schriften (vgl. Bd. I² 72 ff. 81. 91). Die Zugehörigkeit der Quellautoren zu bestimmten philosophischen Schulen gestattet oft eine auch für den Anfänger lohnende und fördernde Durchforschung. Er muß sich gewöhnen, für jeden Dialog Ciceros wie Platons eine

genaue Disposition zu entwerfen, um scharf den Gedankengang und ev. sein Abreißen zu bemerken; vgl. S. 465 f. Bd. I² 71 ff.

Die Quellenuntersuchungen führen einmal dazu, die Arbeitsweise der Autoren in ihren erhaltenen Schriften zu ermitteln und die Art und den Grad, wie sie die philosophischen Quellschriften und ihre Lehren aufnehmen und verarbeiten. Andrerseits dienen sie als Vorarbeiten zur Rekonstruktion verlorener Schriften und mangelhaft bekannter Lehren. Beide Ziele sind gleich berechtigt, aber bei fruchtbaren Philosophen die einzelnen Schriften oft schwer wiederzugewinnen, z. B. bei Antisthenes. Chrysippos wiederholte seine Lehren in zahlreichen Werken, so daß zwar manche Schriften im wesentlichen ohne Mühe herzustellen sind (z. B. Π. εἱμαρμένης in meinen Chrysippea, Lpz. 1886, o. S. 439), aber eine zusammenfassende Fragmentsammlung befolgt, um nicht an verschiedenen Stellen immer wieder dieselben Lehren nach zufälligen Zitaten zu geben, besser eine systematische Ordnung, wie es HvArnim in Stoic. vet. fragm. Bd. II—III, Lpz. 1903 ff., mit Erfolg gemacht hat. In jedem Falle wird man den aussichtsvolleren Weg zuerst beschreiten und sich bei der Anordnung des Materials von praktischen Gesichtspunkten leiten lassen. Gerade auf diesem Gebiete ist noch unendlich viel zu leisten (o. S. 449 f.).

2. Platon

Die wichtigsten philologisch-historischen Probleme seien hier zusammenfassend für den so schwer zu beurteilenden Dichterphilosophen Platon dargestellt. Diese Besprechung soll zugleich die Geschichte der Forschung skizzieren und aus der reichen Literatur einige wertvolle Untersuchungen dem Verständnisse näher rücken und fruchtbar machen.

Beste Ausgabe von JBurnet, 5 Bde., Oxf. 1899—1906. Besonders zu empfehlen sind einige wenige kommentierte Ausgaben, so: Apologie von MSchanz, Lpz. 1893; Protagoras von HSauppe. ⁴Berl. 1884 (vergriffen), und von WNestle, Lpz. 1910; Gorgias von HSauppe-AGercke, Berl. 1896; Symposion von HSchöne, Lpz. 1909; ChrHarder, Berl. 1915; AHug und von GFRettig, Halle 1876, neben der vornehm ausgestatteten, mit knapper Adn. versehenen Ausg. Symp. in usum schol. ed. OJahn-HUsener, Bonn 1875. Von der Ausgabe GStallbaums mit lat. Anm. ist Bd. VIII 2, Sophista ed. OApelt, Lpz. 1897, hervorzuheben. Ein gutes Hilfsmittel bietet GAFAst, Lexicon Platonicum, 3 Bde., Frankf. 1834—38, anastat. Neudruck 1909. |

Einen Geist wie Platon zu verstehen, gehört zu den allerschwierigsten Aufgaben der Hermeneutik. Denn in ihm vereinigen sich der Philosoph und der Dichter, tragische Weltabkehr und ein bis zum beißenden Sarkasmus gesteigerter Humor, innige, sich in Mystizismus vertiefende und in fast unverständliche Spekulation verlierende Religiosität mit einer Verstandesschärfe, die zur Universalität und Totalität der Wissenschaft hindrängt und doch häufig das Kleinste beachtet und erschöpft; einer unerbittlichen Widerlegung der gegnerischen Ansichten stehen bisweilen nur Andeutungen der eigenen Lehre oder großartige Phantasiebilder in mythischer Form gegenüber. Überall hat der Schriftsteller ein Scheiden von Dichtung und Wahrheit erschwert, und Fingerzeige, wie seine Schüler die Dialoge verstanden haben, sind nur wenig erhalten; die vielen Äußerungen des Aristoteles beziehen sich vorwiegend auf die mündliche Lehre des gealterten Philosophen und gehen auf Platons Schriften nur wenig ein. — Kein Philosoph des gesamten Altertums reizt so wie Platon zur Auslegung seiner tieferen Absichten, keiner bietet so weiten Spielraum zu völlig entgegengesetzter Auffassung. Den Beweis liefert die Geschichte seiner Schule. Die skeptische Richtung der jüngeren Akademie wie der mit der christlichen Spekulation wetteifernde Mystizismus der Neuplatoniker berief sich mit gleicher Unbefangenheit auf die Hinterlassenschaft des Schulgründers.

Für das Mittelalter war Augustins Stellung zu Platon bestimmend; die Schule von Chartres behielt wie alle naturwissenschaftlich Interessierten Beziehungen zu Pl. Petrarca und Nikolaus von Kues pflegten einen platonisch gerichteten Humanismus, selbst im Dominikanerorden Südwestdeutschlands fand der Platonismus eine Stätte bei der Theologie (ClBäumker, D. Platonismus im MA., Münch. 1916). Aber im ganzen gehörte doch Aristot. dem Mittelalter, Pl. der Renaissance an. Thomas von Aquino war (trotz B.) vom Geiste Platons wenig berührt. Dagegen bezeichnete die platonische Akademie in Florenz, für die Marsiglio Ficino die Dialoge ins Lateinische übersetzte (in IBekkers Ausg., 3 Bde., Berl. 1816 f., bequem zugänglich), eine Wiedergeburt des alten Denkers, leider von kurzer Dauer. Die Anregung zu dieser Gründung ging von dem Byzantiner Georgios Gemistos Plethon aus (1439), einem höchst bedeutenden Manne, der neuplatonische Spekulation mit dem praktischen Bestreben verband, den altplatonischen Staat zu verwirklichen. So leben heutigestags mit, für und in Platon Ernst Horneffer und die Theosophen.

Erst dem letzten Jahrhundert ist es gelungen, ganz zu Platon zurückzukehren und seine Schriften aus sich heraus zu erklären. Das Hauptverdienst an dieser Befreiung gebührt dem großen Berliner Theologen FrDSchleiermacher, der durch seine treue Übersetzung der Dialoge und mehr noch durch seine köstlichen Einleitungen dazu (Berl. 1804 ff., I[3], II[3] und III 1[2] 1855–62) das Studium Platons neubelebt und die wissenschaftliche Behandlung eigentlich angebahnt hat. Er hat mit großartiger Intuition die Einheitlichkeit des gesamten Lebenswerkes geschaut und, um ein System hineinzubringen, eine didaktische Ordnung zugrunde gelegt, wobei er die systematische Ordnung von einer chronologischen nicht scharf trennte.

Der These Schleiermachers stellte KFHermann eine neue gegenüber (Gesch. und System der plat. Philos. I, Heidelb. 1838): Platons Dialoge seien nicht nach einem einheitlichen Plane geschrieben, sondern seien der Ausfluß und die Dokumente einer eigenen philosophischen Entwicklung. Diese Auffassung der platonischen Schriftstellerei ist zwar nicht ganz richtig, weil nämlich ein großer Teil der Dialoge nichts sind als polemische Gelegenheitsschriften, in denen der Philosoph bisweilen sogar eifrig bemüht ist, seine eigene Überzeugung zurückzuhalten und fast zu verstecken, aber trotzdem bedeutet Hermanns Aufstellung einen prinzipiellen Fortschritt von solcher Tragweite, daß die tatsächlichen Grundlagen seiner Forderung immer noch nicht allseitig nachgeprüft und seine apriorische These nach Berichtigung der untergelaufenen verkehrten Voraussetzungen umgesetzt ist in ein wirkliches Bild der Entstehung der platonischen Lehre und Schriftstellerei, wie es Hermann vorschwebte. Vielmehr ist diesen zahlreichen Versuchen jetzt ein Halt geboten durch HvArnim, der wieder jede Entwicklung Platons leugnet (Pl.s Jugenddialoge, Lpz. 1914), heftig bekämpft von MPohlenz (GGA. 1914). Wer, wie ich, die großen Grundzüge der Ideenlehre, Dialektik, Psychologie, Ethik usw. vorgebildet glaubt, bevor Pl. als Schriftsteller auftrat, muß in großen Hauptstücken Arnim recht geben: aber in allen Einzelheiten flutet frischestes Leben durch Pl.s Lehre und Schriften. Schwierigkeiten machen indessen die Arbeitshypothesen, die offen gelassenen Fragen und Wahlmöglichkeiten, die halb im Scherze durchgeführten Versuche und die starken Umbildungen der Lehre, denen man nur durch eindringende Einzeluntersuchungen, entsprechende Modifikationen der Erklärung und Nachweis äußerer Anlässe | für einzelne Dialoge nachkommt. Eine einheitliche Formel für die gesamte Schriftstellerei ist schwer zu geben.

Etwas ganz Neues, nämlich zwei Darstellungen der Lehren Platons in einem großen, intuitiv erfaßten und doch urkundlich gesicherten und von allen Unterlegungen freien Systeme lieferten ehemals ChrBrandis, von dessen Handbuch d.

Gesch. d. griech.-röm. Philos. Bd. II 1 Berl. 1843 erschien, und namentlich EdZeller (S. 455). Dieser hatte schon als junger Mensch den gewaltigen Abstand der Gesetze von der Hauptmasse der Dialoge scharf beobachtet, und wenn er sich auch zunächst dazu verleiten ließ, das greisenhafte Werk dem Platon ganz abzusprechen (Plat. Studien, Tüb. 1839), so blieb er doch vor dem Grundfehler des Systematikers bewahrt, 'die Philosophie' Platons als einheitlich zu behandeln. Gegenüber den ziemlich willkürlich und ohne feste Einschnitte angesetzten Gruppen der Hermannschen drei Perioden hob sich nun wenigstens die eine Altersphase deutlich ab, indem sich zu den Gesetzen Timaios, Kritias u. a. Werke gesellten. Die spätere Forschung hat im einzelnen manches verbessert, z. B. erkannt, daß Theaitetos, Sophistes, Politikos und Parmenides diesen letzten Schriften näherstehen als den Jugendwerken; vor allem aber hat sie sich nicht mit dem einen großen Einschnitte begnügt, sondern immer mehr Unterschiede von bisweilen großer Tragweite auch in der scheinbar einheitlichen Masse erkannt, indem sie sich immer mehr philologisch vertiefte und die Einzelinterpretation berücksichtigte. Eingehend hat neuerdings Platons Lehre von den einzelnen Werken aus, also vorwiegend philologisch, behandelt: WWindelband in der Gesch. d. alten Philos. (Hdb. V 1, [2]106ff., jetzt leider überarbeitet) und ThGomperz, Griech. Denker II[3], Lpz. 1912. Ferner HRaeder, Platons philos. Entwicklung, Lpz. 1905. MPohlenz, Aus Platos Werdezeit, Berl. 1913. UvWilamowitz-Möllendorff, Platon I II, Berl. 1919 (I besonders wichtig für das Leben, II für den Text der Werke).

Die Systematik kann nicht darauf warten, bis die philologische Kleinarbeit annähernd vollständig geleistet worden ist, sondern muß vorgreifend einen Notbau errichten, um später die als morsch erkannten Balken durch frisches Kernholz zu ersetzen, das durch die verschiedenartigsten Untersuchungen zutage gefördert wird. Die Genannten sind selbst damit allen vorangegangen. Vor allem hat aber HBonitz in seinen Platonischen Studien (2 Teile, Wien 1858–60, dann 1. Bd., [3]Berl. 1886) ein Muster philologischer Interpretation aufgestellt, das jeder Philologe kennen muß. Er hat sich die so einfach scheinende Aufgabe gestellt, den Gedankengang von Gorgias, Theaitetos, Euthydemos und Sophistes zu verfolgen, dazu den von sechs anderen Dialogen in Hauptstücken, um dadurch den Endzweck jedes einzelnen Dialoges klarzustellen. Dadurch hat er viele nützliche Dispositionsarbeiten anderer angeregt, die aber z. T. überscharfsinnig gliedern, z. T. in breiter Inhaltsangabe ein straffes Herausschälen des Wichtigsten vermissen lassen.

Jeder muß selbst die Erfahrung machen, wie sehr das Anschmiegen an den fremden Gedankengang das Verständnis des Schriftwerkes belebt und seinen wesentlichen Inhalt und den Endzweck hervortreten läßt. Der Philosoph muß hierbei ohne Einschränkung von dem Philologen lernen; die von dem Autor gegebenen Fingerzeige verwischen alle Spekulationen zu einem Nichts. Indem sich Bonitz streng an die vom Verfasser selbst hervorgehobenen Haltepunkte und Wendepunkte des Gespräches hält und, wo es abbricht oder die bisherigen Resultate noch einmal zusammengefaßt werden, nach dem tieferen Grunde fragt und endlich deutlich die Punkte bezeichnet, wo Fäden fallen gelassen werden, deren Fortspinnen meist, wie er nachweist, von besonderem Interesse sein würde, so zeigt er das feinere Gewebe der Dialoge und führt handgreiflich dem Leser vor Augen, wie die Maschen dieses Gewebes viel zu fein sind für die dicken Balken, aus denen der Notbau der Systematik errichtet wird. Der Dialog selbst zeigt bisweilen eine klaffende Lücke, die eine Ausfüllung mit gleichwertigem Materiale erheischt, aber auf die Art der Lücke und das Füllmaterial kommt es an. Die kleineren, scheinbar skeptischen, weil resultatlos verlaufenden Dialoge tragen deutliche Spuren, die auf positive Lösung der anscheinend unlösbaren oder ungelösten Zweifel hinführen; somit weist Bonitz jede Berufung der skeptischen Akademie auf diese Schriften und ihre Rätselhaftigkeit als unberechtigt zurück. | Eine Art Ergänzung bildet Arnims Buch über die Jugenddialoge, obwohl es die Priorität der Abfassung etwas einseitig herausarbeitet; trotzdem gibt es sehr heilsame Einzelinterpretationen.

Als eine unverbrüchliche Pflicht erscheint der Bonitzsche Grundsatz, zuerst jeden einzelnen Dialog nach Anlage und Zweck völlig zu verstehen, ehe man ihn mit anderen vergleicht. Jeder Verstoß gegen die Regel rächt sich durch einen Fehlschluß.

PNatorp hat in einer Untersuchung über Pl.s Phaidros (Phil. XLVIII [1889] 431) diesen Grundsatz ausdrücklich anerkannt und doch gleich darauf dagegen verstoßen (ib. 444), indem er einen scharfen Gegensatz von Rhetorik und Philosophie aus dem Gorgias in den Phaidros hineinträgt, wo kein Wort davon steht. Im Gegenteil will der Phaidros die Redekunst philosophisch vertiefen und unter dieser Bedingung die Rhetorik als Kunst gelten lassen; der Beantwortung dieser Frage (260E) ist der ganze zweite Teil des Phaidros gewidmet. Auch HSiebeck hat diese Äußerungen nicht interpretiert, als er in einigen unmittelbar folgenden Worten 261A ein Selbstzitat Platons aus dem Gorgias 452E finden wollte (zuerst Jahrb.f.Phil. CXXXI [1885] 231 f.), eine Behauptung, für die er merkwürdigerweise die Zustimmung vieler Gelehrten erlangt hat. Die fraglichen Worte sind der Anfang und Ausgangspunkt der ganzen Beweisreihe des Phaidros (meine Einl. zu Pl.s Gorgias, Berl. 1897, S. XXXVIII; RhMus. LXII [1907] 175f.), aber nicht das Resultat oder auch nur ein Nebenresultat des platonischen Gorgias; es handelt sich vielmehr beide Male um die Anlehnung an eine beliebte Definition des Rhetors Gorgias (WSüß, Ethos, Lpz. 1910, 21 f.) Etwa ein Dutzend moderner Gelehrter hat ferner die unzweideutige Lobeserhebung des Isokrates am Schlusse des Phaidros in Tadel umgedeutet (Bd. I² 86) und glaubt dadurch das Recht erlangt zu haben, den Phaidros mitten in die Zeit des Zwistes zu setzen. Er ist aber m. E. um 389 verfaßt, lange vor dem Gorgias.

In manchen Fällen versagt das Beobachtungsmaterial; z. B. ist es Bonitz sowenig wie seinen Vorgängern oder Nachfolgern geglückt, den Zusammenhang nachzuweisen, in dem die beiden Hauptteile des sehr locker komponierten Phaidros zueinander stehen. Auch der Aufbau des Staates spottet jeder straffen Disposition, sobald man genauer zusieht, weil er aus Bestandteilen ganz verschiedener Zeiten besteht. UvWilamowitz und HvArnim nehmen die Bücher II–X als eine Einheit junger Zeit, die für VI u. VII gilt, und datieren andere Dialoge im Verhältnisse zu ihr. Eine sorgsame Sonderung ergibt neue Probleme, deren Stellung und Lösung auch über Bonitz hinausführt. Die Frage, wie Platon den philosophischen Stoff für seine Dialogdichtung zurechtgelegt und ausgestaltet hat, ist überhaupt noch kaum aufgeworfen worden; über den Rohstoff des Protagoras vgl. AGercke, Eine Niederlage des Sokr., NJahrb. XLI (1918) 145ff.

Der Interpret muß die stoffliche und die formale Seite gleichmäßig beherrschen; er darf nicht da haltmachen, wo die eigentlichen Schwierigkeiten erst beginnen. Es ist nun merkwürdig zu beobachten, wie jede Epoche ihre ausgesprochene Vorliebe für spezielle Fragen hat, die, einmal angeregt, viele nicht schlafen lassen, auch wenn neue, solide Antworten mit den gewöhnlichen Mitteln nicht mehr zu geben sind. Die Platonliteratur hat in den letzten Jahrzehnten außer Echtheitsfragen von recht zweifelhaftem Werte eine Hochflut chronologischer Untersuchungen zu verzeichnen: so scharf sie im Einzelfalle das Datum der Dialoge zu präzisieren scheinen, das Platon leider keinem beigegeben hat, so kann man doch nicht behaupten, daß die Resultate auch nur entfernt im richtigen Verhältnisse zu der aufgewendeten Mühe stehen.

Absolute Daten sind fast für keinen Dialog überliefert, von einigen hübschen Anekdoten abgesehen. Nur daß die Gesetze bei Platons Tode (347) unediert (nicht unfertig) waren, ist gut bezeugt. Der Anfang seiner Schriftstellerei fällt frühestens nach Sokrates' Hinrichtung (399), wie PNatorp treffend aus Apol. 39C gefolgert hat (Phil. XLVIII [1889] 563; beigetreten ist ihm IBruns). Damit ist den rein sokratischen Dialogen Hermanns der Boden entzogen. Diese scheinbar rein ethischen Schriften werden dogmatisch kurz hinter den Tod in die 90er Jahre gesetzt, aber m. E. noch zu früh: ich kenne keinen Dialog Platons, der sicher älter wäre als das Pamphlet des Polykrates (ca. 392).

Der Menexenos enthält eine Grabrede auf die bis zum Königsfrieden Frühjahr 386 Gefallenen. Einen terminus post quem gibt das Rahmengespräch des Theaitetos: der p. 142A erwähnte korinthische Krieg ist der vom Jahre 369, nicht der von 395 (gegen Zeller und das späte Altertum ERohde, Kl. Schr. I 250 ff. ESachs, De Theaet. Ath. mathem., Diss. Berl. 1914). Anachronismen des Menon, Staates, Symposion liefern ähnliche Termini. Da Ismenias Theben 395 verriet und 383/2 seine Strafe erhielt, dies aber Menon 90A und Staat I 336A erwähnt wird, sind diese Stellen (nicht der ganze Staat!) nach 395 oder 382 verfaßt. | Derartige Anspielungen hat man vielfach angenommen, viele sind aber unsicherer als die Berechnungen der Statistik.

Festere Termini gewähren uns ferner die Schriften einiger Zeitgenossen Platons, namentlich viele Reden des Isokrates, deren Beziehungen zu Platon (S. 466) noch nicht erschöpft sind. Grundlegend hierfür ist LSpengel, AbhAkMünch. VII (1855), vgl. die Neubearbeitung in meiner Einl. zu Pl.s Gorgias § 6. Der Philebos nimmt Stellung zur Lustlehre des Astronomen Eudoxos, der um 366 in die Akademie übergesiedelt war (HUsener, Pr. Jahrb. LIII [1884] 16 = Vortr. u. Aufs., Berl. 1907, 89; u. S. 469). Auch die Überreste des Aischines geben gute Anhaltspunkte, da dieser nach Polykrates' Angriff zur Feder griff und wieder Platon anregte: gute Ansätze bei Dittmar, der nur den platonischen Gorgias irrig älter setzt. Doch haben wir hier überall nur Schlüsse, nicht alte Überlieferung, und für viele Dialoge fehlt jeder unmittelbare Anhaltspunkt der Datierung.

Xenophons Schriften nützen uns für solche Fragen gar nichts, weil sie durchweg nachhinken, z. B. sein Symposion dem platonischen. Das bringt dem Nachzügler allerdings keine Lorbeeren. Zum Vergleiche diene etwa der fünfbändige Roman Wilhelm Meisters Wanderjahre von Pustkuchen, begonnen unmittelbar nach Goethes Veröffentlichung und Berl. 1913 neu ed.

Um relative Daten zu gewinnen, wendete zuerst der Engländer LCampbell (s. u.) eine exakte Methode an, die zur Zeit im Vordergrunde des Interesses und wohl auf dem Höhepunkte der Wertschätzung stehende Sprachstatistik. Wie eine Offenbarung in all den Zweifeln wirkte in Deutschland ein Aufsatz von WDittenberger, Sprachl. Kriterien für die Chronologie der plat. Dialoge (Herm. XVI [1881] 321 ff.). Er ging aus von unscheinbaren Beobachtungen über Partikeln und Partikelverbindungen wie τί μήν; und stellte nach der Häufigkeit ihres Auftretens Dialoggruppen und eine Reihenfolge der Schriften Pl.s und Xenophons her, die annähernd der Zeitfolge ihrer Entstehung entsprechen mußte. Andere ergänzende Untersuchungen von MSchanz, ConstRitter u. a. folgten bald; das Material gibt vollständig WLutosławski, The origin of Pl.s Logic . ., ²Lond. 1905. Am besten: HvArnim, Sprachl. Forsch. z. Chronol., S.Ber.Wien.Ak. CLXIX (1912). Sie alle ergeben ein einheitliches Resultat, solange sich der Beobachter in respektvoller Entfernung hält, um die Abweichungen übersehen zu können, auf die es doch gerade ankommt. Den Ergebnissen der Sprachstatistik folgen neuerdings CRitter, HvArnim, UvWilamowitz.

Jede Spezialuntersuchung liefert bei genauerem Zusehen recht verschiedene Resultate, und immer erhalten einzelne Dialoge eine ganz unmögliche Stellung. So variiert die Antwort ναί zwischen 40 Prozent (Hippias II) und 3 Prozent (Laches und Menon), und danach müßte der Timaios die zweitälteste Schrift, dagegen Laches, Menon und Apologie jünger als die Gesetze (6 Prozent) sein. Wer diese Verkehrung der Wahrheit nicht gelten läßt, muß m. E. auf alle Folgerungen aus der Häufigkeit von ναί verzichten; so geht es in sehr vielen Fällen. Andere Gegengründe bei EZeller, ArchGeschPhilos. XI (1898) 1 ff. Xenophon ist stillschweigend aufgegeben.

Die Resultate der Statistik stimmen bisweilen gar nicht zu den sonstigen, am ehesten noch betreffs der jüngsten Werke. Platon hat, bis er ein Greis wurde, keine schablonenhafte Stilentwicklung durchgemacht, die man an der Schablone messen könnte, sondern wie seine Kunst in jedem der älteren Dialoge eine andere ist, so scheint sich auch seine Ausdrucksweise eher sprunghaft mit Rückfällen und mit Ausflügen in das Gebiet der Poesie als gleichmäßig fortgebildet zu haben. Schlimm ist es, daß wir durch äußere Zeugnisse nur den Abschluß (Gesetze und Timaios)

und die Mitte (Theaetet), aber nicht den Anfang seiner schriftstellerischen Tätigkeit chronologisch fixieren können. Wäre aber auch der Erfolg der Statistik leidlich gesichert, so müßte doch das Verständnis Platons selbständig gewonnen werden; sonst ist Gefahr, daß ihre Beobachtungen von dem tieferen Eindringen in die Gedankenarbeit des Philosophen abführen.

Der Stil des gealterten Platon hat wie der des alten Goethe etwas Frostiges und Festgefrorenes; daher ist bei den letzten Schriften das Zählen möglich, wie es schon 1867 LCampbell versucht hat (vgl. JGolling u. SMekler, Zeitschr. f. Philos. CXI [1897/8] 107ff. 232ff. CXII [1898] 17ff.). Im übrigen ist das Resultat mehrfach unvereinbar mit denen der sonstigen chronologischen Forschung; es hilft nichts, dies verschleiern zu wollen oder Kompromisse zu schließen. Die Statistik setzt den jugendlichen Phaidros auf den Höhepunkt der literarischen Tätigkeit, den reifen Gorgias dagegen unter die Jugendschriften. Hierum wird der Kampf weitergeführt und ausgefochten werden.

Relative Ansätze ergeben sich auch aus den zahlreichen Beziehungen der Dialoge untereinander. Zweimal hat Platon größere trilogische resp. tetralogische Kompositionen unternommen. Sophistes und Politikos sind an den Theaitetos angeknüpft, ein vierter Dialog Philosophos ist nicht für sich ausgeführt, sondern stofflich in den Staat B. VI/VII aufgenommen worden. An die Quintessenz des Staates sollten Timaios und Kritias (ein Fragment) anknüpfen; ein vierter Dialog Hermokrates blieb unausgeführt, man glaubt, weil Platon darüber starb. Aber die Zusammenfassung der leitenden Ideen des Staates von einem späteren Standpunkte aus zu Beginn des Timaios ist kein einfaches Selbstzitat Platons, geschweige ein Rückblick auf eine ältere Phase des Lebenswerkes, sondern der Kern einer beabsichtigten Neubearbeitung, ein provisorisches Ersatzstück, dessen weitere Bearbeitung dann zu den Grundzügen eines zweitbesten Staates, d. h. den Νόμοι, geführt hat. Häufig verweist Platon auf ältere Dialoge, in der Form unzweideutiger Zitate freilich nur in den späteren Schriften, so in den Gesetzen auf den Staat, in einem Zusatze des Staates X 611 B auf den Phaidon. In den älteren Dialogen fehlt jedes Selbstzitat (über Phaidr. 261 A vgl. o. S. 466). Aber die Erklärung des Gorgias 463 A δοκεῖ τοίνυν μοι (ἡ ῥητορική) εἶναί τι ἐπιτήδευμα τεχνικὸν μὲν οὔ kann ich nur als einen Widerruf der im Phaidros nicht ohne Bedenken und Sprünge gemachten Konzessionen verstehen. Die größte Vorsicht ist bei scheinbaren Versprechungen nötig, deren spätere Einlösung HSiebeck (Unters. z. Philos. d. Griech., [2]Freib. 1888) stets findet. Bisweilen wird in der einen Schrift ein Eingehen auf irgendeine Frage abgelehnt, in der anderen findet es statt: aber welche ist dann die ältere?

Lehrreich und äußerst wichtig sind Fortschritte der Methode wie der Lehre im einzelnen und im ganzen, deren Beobachtung eine Zeitfolge mancher Schriften liefert. So werden im Lysis 207 E und Staat IV 457 B βούλεσθαι und δοκεῖν noch unterschiedslos gebraucht, im Gorgias 467 B und Menon 78 A scharf geschieden; dazwischen liegen herausfordernde Äußerungen des Polykrates (Lib. Apol. § 14) und des Isokrates (11, 45) von dem Geiste, der stets das Böse will. Ähnlich steht es mit der von OApelt (RhMus. L [1895] 423ff. = Plat. Aufs., Lpz. Berl. 1912, 261) untersuchten Scheidung des konträren (ἐναντίον) und kontradiktorischen Gegensatzes (ἕτερον): sie liegt im Symposion, Sophisten und Staat VI 491 D vor, fehlt dagegen noch im Staat IV 437 A und Protagoras 332 A ff., wo Sokr. sogar mehr als einen Gegensatz anzunehmen verbietet. Scharfe Beobachtungen über die Terminologie (vgl. PNatorp, ArchGeschPhilos. XI [1898] 461 ff.) werden überall helfen, feste chronologische Ansätze zu liefern und darüber hinaus für die Beziehungen der Dialoge zueinander ein volles Verständnis und einen tieferen Einblick in die Motive zu erschließen. Denn die Datierungen sind ja nur Mittel zum Zwecke, und auch das Verständnis des Einzeldialogs, das Bonitz

mit solcher Meisterschaft erschloß, ist nicht das letzte Ziel der Interpretation, sondern die Genesis Platons als Schriftsteller und Philosoph: darauf hat der Interpret bei der vergleichenden Betrachtung der Dialoge und ihrer Beziehungen sein Augenmerk zu richten. Platons ältere Dialoge sind Auseinandersetzungen mit den Rivalen, ganz so zu verstehen, wie Isokrates' polemisches Schulprogramm (13), aber abgeklärt in poetischer Gestaltung. Sokrates wird idealisiert und muß Platons Parteinahme objektivieren. Fast ausnahmslos werden seine Gegner nicht genannt, junge Mitunterredner des Meisters geraten zufällig oder in der Not auf ihre Einfälle, bisweilen treten berühmte Zeitgenossen des Sokrates für verwandte Lehren der Späteren ein. Der Künstler Platon, erhaben über historische Wahrheit, drängt zunächst auch die eigenen philosophischen Lehren ganz zurück (daher der scheinbare Skeptizismus!); nur in mythischen Bildern wagen sich diese offen, verstohlen auch in der methodischen Begründung der Polemik hervor, erst später in didaktischen Lehrstücken. Die ersten Dialoge wenden sich an das große Publikum, die späteren oft und endlich ausschließlich an die Fachgenossen und die eigene Schule. Im Alter tritt die | poetische Einkleidung schließlich ganz zurück, der Philosoph führt allein das Wort, der Dialog geht völlig in die Lehrschrift über. Die Verkennung dieser schriftstellerischen Entwicklung hat Verdammungsurteile über viele Dialoge erzeugt, so von CSchaarschmidt, D. Sammlung d. plat. Schriften, Bonn 1866. Eine eingehende Widerlegung dieser scharfsinnigen Athetesen muß dazu führen, die Bedingungen zu ermitteln, unter denen jedes einzelne Werk entstanden ist, und dabei die von Platon bekämpften Lehren klar herauszuschälen.

Beispielsweise ist ein Argument für die Unechtheit des Philebos die 67 C von Schaarschmidt (306, 1) beobachtete 'Geschmacklosigkeit', mit der der Lust die fünfte Stelle in der Gütertafel angewiesen wird ('aber nicht ist sie das Erste, auch nicht wenn die Gesamtheit der Ochsen und Pferde und alle anderen Tiere es erklären' usw.). Der Verfasser kämpft hier gegen die Lustlehre des Eudoxos, dessen vier Hauptbeweise wir aus Aristot. Nik. Eth. X 2 Anf. und I 12 im Auszuge kennen, besonders gegen den 1. Beweis ('daß alle vernünftigen und unvernünftigen Wesen die Lust begehren und den Schmerz fliehen'). Die Polemik verrät also den Zeitgenossen, der Sarkasmus Platon selbst: die Verdächtigung ist unhaltbar.

Überall, wo mehrere Dialoge dieselben Probleme oder auch nur verwandte Themen behandeln, bieten sich ohne weiteres Beziehungen und neue Fragen, aber die versteckteren Fäden sind oft schwer zu erkennen. Meist läßt man die Lehrentwicklung des Philosophen selbst entscheiden, wobei man sich vor jedem Schlusse ex silentio zu hüten hat. Einen Versuch, die Entwicklung des Sokratestypus bei Platon aus der Methode und Lehre des Sokrates heraus bis zum Gorgias (mit Übergehen mancher Mittelglieder) zu zeichnen, findet man in meiner Gorgias-Einleitung § 4; oben sind die Sokratestypen der anderen Sokratiker dazugekommen. Entscheidend ist Platons Stellung zu seinen Lehrern, Vorgängern und Zeitgenossen; sein Verhältnis zu den Sokratikern ist S. 380 ff. schärfer ins Auge gefaßt, das zu Sokrates ganz neu gezeichnet worden. Sorgfältige Interpretation wird stets den Boden bereiten, und die glückliche Divination findet Hypothesen, deren Wert sich durch weitere Prüfungen ergeben muß. Die verschiedenen Phasen der Psychologie in ERohdes glänzendem Nachweise (von ihm stammt der Kern des o. S. 400 f. Ausgeführten) und die allmählichen Abänderungen der Ideenlehre, die Windelband scharf heraushebt, bedeuten in dieser Richtung den Höhepunkt der Forschung.

Vortrefflich ist eine populäre Schrift von WWindelband: Platon, [5]Stuttg. 1910. Anregend sind noch heute: OImmisch, Zum gegenwärtigen Stande der platon. Frage, NJahrb. III (1899) 440. 549, und noch empfehlenswerter PWendland, Die Aufgaben der plat. Forschung, GGN. 1910, 96 ff.

3. Cicero

Ganz anders als die Platonforschung sieht die Erforschung der philosophischen Werke Ciceros aus: sie ist Quellenermittlung und schenkt uns die verlorenen griechischen Vorlagen wieder. Denn Ciceros philosophische Arbeit interessiert uns wesentlich als Spiegel seiner Zeit, zu eigener, selbständiger Auffassung ist er nicht durchgedrungen; das lehrt der besonnene Versuch EdZellers, Philos. d. Griechen III 2, [4]Lpz. 1909, 671 ff., seinen Standpunkt möglichst zu bestimmen.

Auf Grund eindringender Analyse hat die Quellen herausgeschält RHirzel, Untersuchungen zu C.s philosophischen Schriften, 3 Bde., Lpz. 1877–83 (I: N. D., II: De fin. u. off., III: Acad. pr. und Tusc.), bisweilen zu fein, aber viele Spezialuntersuchungen anregend. Aus Quellenuntersuchungen besteht auch ASchmekel, D. Philos. der mittleren Stoa, Berl. 1882, gewandt geschrieben und vielfach grundlegend; das Gegenstück sind die schweren Untersuchungen von RHoyer über den Akademiker Antiochos, dem er zuviel zuweist: De Ant. Ascalonita, Diss. Bonn 1883. Die Heilslehre, Bonn 1897 Quellenstudien zu C.s B. de | nat. d., de div., de fato, RhMus. LIII (1898) 621 ff. Dazu zahlreiche Monographien, auch kurzgefaßte Resultate von HUsener, Epicurea, Lpz. 1887, p. LXV–LXVIII und etwas ausführlicher HvArnim, Stoic. veterum fr. I, Lpz. 1905, p. XIX–XXX. Gediegene Referate gibt MSchanz, Gesch. d. röm. Lit. I 2, [3]Münch. 1909 (Müller, Hdb. VIII) 335 ff., im Anschlusse an ältere von PSchwenke, HDeiter, ThSchiche (Schanz 341). Zur Einführung zu empfehlen ist die Einleitung zu der Ausgabe der Tusculanen von MPohlenz, Lpz. 1912. Über die literarische Dialogform RHirzel, Der Dialog I, Lpz. 1895, 457 ff. Nützlich OWeißenfels, Einl. in die Schriftstellerei C.s und i. d. alte Philos., Lpz. 1891.

Äußerlich zerfällt Ciceros Beschäftigung mit der Philosophie in drei Perioden: das rezeptive Studium während seiner Jugend, die Bearbeitung der Politik seit 54 und die Abfassung der meisten Schriften in etwa anderthalb Jahren 45/4. Während er nur aus der Theorie heraus den drei Büchern über den Redner (55) auch ein System für den Staatsmann nach dem Muster von Platons Staat und Gesetzen an die Seite stellen wollte, rief ihn der Verlust seiner Tochter Tullia im Februar 45 aus erneuten rhetorischen Studien, für die die politische Lage der Jahre 46/5 ihm reichliche Muße gewährte, zu ernsten philosophischen Betrachtungen über den Tod, die Werte des Lebens, die Pflichten des Bürgers und Menschen. Aber sobald er sich, zunächst um sich selbst zu trösten, in die griechischen Werke versenkt hatte, beschloß er, sich keineswegs nur durch den Zufall seiner Lektüre treiben zu lassen, sondern aus einem großen Plane heraus die Philosophie seiner Zeit in den wichtigsten Materien darzustellen und den philosophischen Lehrern und Schriftstellern nicht als Mitforscher, aber doch als Mithelfer in römischen Kreisen an die Seite zu treten, um, wie er selbst sagte (de div. II 1), möglichst vielen Landsleuten zu nützen. So begann er nach rascher Erledigung der Consolatio (März 45) mit einer Einladung zum philosophischen Studium, dem Hortensius, und wagte darauf eine der schwierigsten Materien, die Erkenntnistheorie, in den Academica darzustellen. Erst dann kehrte er zu den ethischen Problemen zurück: De finibus, Tusculanen; später über Greisenalter, Freundschaft und Ruhm; endlich De officiis. Dazwischen begann er, nicht nur Platons Protagoras sondern auch den Timaios zu übersetzen, und schloß die theologischen Werke über das Wesen der Götter, die Wahrsagung und die Schicksalslehre an. Zu einem vollständigen Systeme fehlen also nur Logik, Psychologie und Metaphysik, deren Inhalt nur gestreift wird. Zahlreiche Philosophen von Fach sind nicht so fruchtbar und erfolgreich, auch nicht so vielseitig gewesen.

Den guten Absichten und dem großen Plane entspricht jedoch die Ausführung im einzelnen nicht. Dazu arbeitete Cicero zu flüchtig: ἀπόγραφα sunt, minore labore fiunt; verba tantum affero, quibus abundo, urteilte er selbst von seinen Werken ad

Att. XII 52, 3, freilich mit bewußter Selbstverkleinerung; sein Versehen, daß er dieselbe Vorrede einem zweiten Werke vorsetzte (ad Att. XVI 6, 4), berührt wenigstens den Inhalt der Schriften selbst nicht. Seine Flüchtigkeit verhilft uns aber zu tieferen Einblicken in seine Werkstätte und seine Arbeitsweise, auf die man mit Recht jetzt wieder das Augenmerk richtet (ALörcher, Das Fremde und d. Eigene in C.s Büchern de fin. u. d. Acad., Halle 1911, besonders das Schlußkapitel 'Cicero' 296ff.). Die Analyse gelingt dadurch um so leichter und sichert die Scheidung der Quellen, die niemals wie in einer mechanischen Zusammenordnung von Atomen erscheinen, wohl aber oft als innerlich unverbundene Ansichten und verschiedene, auch entgegengesetzte Möglichkeiten, Tatsachen und Forderungen widerspiegeln.

Trotz aller Flüchtigkeiten und Widersprüche ist der Hauptzweck Ciceros im allgemeinen erreicht, die Darstellung durch die Gesprächsform belebt und fast durchweg flüssig zu lesen. Zudem schenkte Cicero hiermit seinen Landsleuten eine wirklich verständliche philosophische Terminologie, ein Verdienst, das nicht hoch genug | angeschlagen werden kann und durch den Vorgang von Epikureern (Lucretius und einigen Prosaikern: HUri, C. u. d. epik. Philos., Diss. Münch. 1914) nicht geschmälert wird. Zur Terminologie CFries, RhMus. LIV (1899) 582ff. (Timaeus); KCReiley, Studies . . of Lucr. a. C., New-York 1909; RFischer, De usu voc. apud C. et Sen., Diss. Freib. 1914 (sehr nützlich); sonst sind wir angewiesen auf HMerguet, Lex. z. d. philos. Schriften C.s, Jena 1887—94. Erst jetzt konnte der Römer daran denken, griechischen Geist auch in römischem Gewande zu studieren, mochten auch die nächstfolgenden Generationen ihrem Lehrer dafür noch keinen Dank wissen, abgesehen von der Terminologie (Plut. Cic. 40). Erst die christliche Zeit erkannte das allgemeine Verdienst dieser Werke, und die Renaissance erkannte es rückhaltlos an.

Unsere Gymnasiasten werden vielleicht einmütig widersprechen: aber daß sie Ciceros philosophische Schriften nicht zu würdigen verstehen, ist nicht seine Schuld: warum gibt man ihnen nicht Senecas Briefe, allenfalls den Octavius des Minucius Felix in die Hände? Der moderne Religionsunterricht behandelt in Kürze die wichtigsten Fragen, die Cicero mit Ausschöpfung der wissenschaftlichen Kontroversen gibt, und hat vieles überholt, wie die Pflichtenlehre, die auch für Marcus den Sohn zu abstrakt war. Die heutige Jugend soll in die für alle Zeiten geltenden Probleme der Philosophie eingeführt werden, die ihr liegen (also nicht die Leiden und Freuden des Alters im Cato maior!); die Jugend in Ciceros Zeit wollte die griechische Philosophie lernen, die damals galt.

Diese war epigonenhaft. Die Hauptprobleme glaubte man in den einzelnen Schulen längst gelöst, man stritt sich um die Ausgestaltung im einzelnen, um die Beweisführung, um die Vereinbarkeit von Widersprüchen; man mischte historische Reminiszenzen und historische Kritik hinein; man stellte den Triumph der einzelnen Schule höher als das Suchen der Wahrheit. Nur wenige Auserwählte konnten erklären, daß sie wirklich weitergekommen seien; kaum einer zeigte je die Einsicht, sich zu Irrtümern zu bekennen, aus den Fehlern zu lernen und siegreich weiterzudringen; denn Schulwechsel und Kontamination verschiedenartiger Lehren kann man nicht damit gleichstellen. Dieser Mangel einheitlicher, zielbewußter Forschung war für Cicero selbst eine ungeheure Schwierigkeit, gerade weil er sich nicht auf ein System festlegen wollte, sondern ein Gesamtbild der damaligen Anschauungen zu liefern vorhatte. Als solche Bilder sollten seine Gespräche wirken, nicht in kleine Fetzen zerlegt wie das Feuilleton einer Zeitung stückweise gelesen, geschweige in der Arbeit von Monaten mühsam übersetzt werden. Wir müssen, um ihm gerecht zu werden, erst den richtigen Standpunkt einnehmen.

Der bleibende Wert seiner philosophischen Schriften für die Geschichte der Wissenschaft und ihre Erforschung liegt fast ausschließlich in ihrem reichen Inhalte, der uns den der griechischen Quellschriften ersetzen muß: ein nicht zu unterschätzender Gewinn bei dem vollständigen Verluste der ganzen hellenischen Prosa zweier und der philosophischen Originalwerke dreier Jahrhunderte (mindestens seit 278/0 v. Chr.)! Gewiß war Cicero selbst kein Fachmann, hatte auch keine Zeit, sich tiefer in

die Gedankengänge seiner Gewährsmänner einzuleben, sondern begnügte sich bisweilen sogar mit den Exzerpten, die ihm seine Untergebenen liefern mußten. Aber er hatte doch erstaunliches Interesse für ihre Lehren und ihre Streitigkeiten, für alle ethischen Fragen auch wirkliches Verständnis und dabei unleugbares Geschick im Gruppieren und Kontrastieren. Daß er nicht auf die Lehren einer Einzelschule eingeschworen war, ist in gewissem Sinne vorteilhaft, sonst hätte ihm die Möglichkeit des Zusammenfassens gefehlt. Er hatte die Epikureer Phaidros und Zenon und die Akademiker Philon und Antiochos teils in Rom, teils in Athen gehört; von Stoikern schloß er mit Poseidonios auf Rhodos Freundschaft, nahm den Diodotos dauernd in sein Haus auf und ließ sich von Athenodorus Calvus κεφάλαια liefern, von Ciceros eigner beträchtlicher Lektüre philosophischer Abhandlungen noch ganz zu schweigen. Unter diesen Umständen war es auch dem Vorurteilslosen außerordentlich schwer, sich in dem Wirrwarr der Schulansichten zurechtzufinden.

Aber Cicero hatte das Glück, eine ihm sympathische Sichtung und Anordnung | in großem Stile in der jüngeren Akademie, namentlich bei Antiochos von Askalon (o. S. 424), zu finden. Dieser Systematiker stellte im Anschlusse an Karneades in einem merkwürdigen Schematismus alle tatsächlich aufgestellten und zugleich alle denkbaren Ansichten zusammen, so in einer Art Tabelle über das höchste Gut, de fin. V 16 und V 21: 'sex igitur hae sunt simplices de summa bonorum malorumque sententiae, duae sine patrono, quattuor defensae (die letztgenannten schon II 35). iunctae autem et duplices expositiones summi boni tres omnino fuerunt, nec vero plures, si penitus rerum naturam videas, esse potuerunt. nam ...' (vgl. II 35). Diese geschickten Übersichten seiner 'Kanonik' (Sext. Emp. adv. math. VII 201) waren sehr bequem und für Cicero zum Einarbeiten in die verschiedenen Materien unentbehrlich. Ihre Herstellung bildet eine der dringendsten Aufgaben der Forschung (vgl. RHoyer, Die Heilslehre, Bonn 1897, 104. 180 u. ö.). Cicero fand aber auch noch aus einem anderen Grunde bei Antiochos den archimedischen Punkt, die sich überschlagende Welt der Gedanken wieder in ihre Angeln zu heben, nämlich in dem unhistorischen Werturteile des Eklektikers, daß im Grunde die platonische Akademie mit Peripatos und Stoa übereinstimme: verbis, non re, dissentire. Diese Dreieinigkeit hob sich scharf ab gegen den Materialismus und die Lustlehre Epikurs und seiner Genossen, die eigentlich in den Intermundien hätten verbleiben sollen, aber im Schematismus ihre Stelle erhielten und nun scharf verurteilt wurden. Ganz außerhalb blieb der außerakademische Skeptizismus, er war längst abgetan und durfte den Kreis nicht stören (de fin. II 35. V 23. Vgl. o. S. 424 f.). Die Toleranz des Antiochos ging nicht so weit, daß er alle Lehren der Stoa unbesehen hinnahm, sondern er suchte ihnen vieles Eigentümliche zu nehmen, um sie dann für sich zu annektieren; so ist das Verfahren im ganzen IV. Buche der Schrift De finibus. Cicero hat sich diese Methode angewöhnt und stutzt überaus häufig fremde Ansichten zurecht, vielleicht ohne jedesmal eine Schrift des Antiochos vor Augen zu haben: so wird Tusc. II 29 f. der Satz, daß der Schmerz kein Übel sei, sondern nur das Schlechte, seiner Pointe beraubt; Lael. 18, daß nur der Weise Freundschaft hege, umgedeutet auf den guten Menschen im peripatetischen Sinne; de fato 39—45 die Schicksalslehre Chrysipps am Schema gemessen und zerpflückt. Natürlich ließ sich dies Verfahren auch gegen akademisch-peripatetische Sätze anwenden, und der Aufnahme unverfälschter stoischer Lehren war kein Halt geboten. Daher erscheint Cicero bisweilen als reiner Stoiker, namentlich auf Gebieten, wo die anderen Schulen versagten, wie in den drei Büchern De officiis und den für rhetorische Zwecke zugeschnittenen Paradoxa Stoicorum; aber auch seine politischen Werke scheinen größtenteils stoische

Anschauungen wiederzugeben. Im allgemeinen pendelt Cicero zwischen diesen und akademischen Ansichten und sucht eine brauchbare Mittellinie zu finden.

Unausgeglichen ist auch der Gegensatz der skeptischen Akademie und der Schule des Antiochos geblieben. Die Manier des Karneades 'in utramque partem disserere', die er durch Philon und durch Schriften des Kleitomachos genau kannte, war ihm als Advokaten sympathisch, und das Zurückhalten des Urteils ihm als Schriftsteller bequem, wo die griechischen Philosophen sich so oft und so stark widersprachen (N.D. I 1. 13. Ac. II 107. 114 ff.). In der Erkenntnistheorie gab er zuerst die positiven Lehren des Antiochos, dann im eigenen Namen die skeptische Widerlegung. Solche Gegenüberstellung oft ganzer Bücher liebt Cicero überhaupt. Aber in der Bestreitung der stoischen Schicksalslehre scheinen skeptische Argumente neben Antiochos' Polemik verwendet worden zu sein, wie schon in dem großen Exkurse über das Verhältnis von Beredsamkeit und Philosophie (de or. III 54—143) Philons (§ 110) und Antiochos' Ansichten (§ 67 ist Philon ausgeschlossen wegen Ac. I 13) nebeneinander erscheinen, überdies durchsetzt mit antiphilosophischen, rhetorischen Lehren (auf Philon führte den Exkurs zurück HvArnim, Dio v. Prusa, Berl. 1898, 97 ff., auf Antiochos WKroll, RhMus. LVIII [1903] 576 ff.; aber durchaus rhetorische Polemik gegen Philon und die Akademie z. B. § 108 ff.). ThZielinski, Cicero im Wandel der Jahrhunderte, ³Lpz. 1912, 70 ff., wollte namentlich für die ethischen Lehren zeigen, daß sich der Römer bewußt bald für die eine, bald für die andere Lehre entscheide, je nach der Materie. Das ist gut widerlegt worden von MPohlenz, Einl. zu d. Tusc., 11 ff.; aber er glaubt selbst noch, daß Cicero in den Academica als Renegat zur skeptischen Lehre Philons zurückgekehrt sei. Dagegen hat Zeller treffend beobachtet (675 ff.), daß seine Unentschiedenheit zur skeptischen Zurückhaltung wurde in rein theoretischen Fragen, wo also die Materie schwierig und ihm fremd war: da waren Philons Schriften sein refugium. Das erklärt genügend, warum er, der sich in den Dialogen gern die Entscheidung vorbehielt (ad Att. XIII 19, 4), in den Academica die Vertretung der extremen akademischen Skepsis selbst übernahm. In allen praktischen Fragen neigte er dagegen zu Antiochos und der Stoa.

Platon selbst tritt auffallend zurück, sogar in den politischen Werken. Die Spuren seiner Lehre im Somnium Scipionis (de republ. VI) sind durch Poseidonios vermittelt (PCorssen, De Pos. Rhodio Ciceronis in l. I Tusc. et in S. Sc. auctore, Diss. Bonn 1878. GAltmann, De Posid. Tim. Plat. commentatore, Diss. Kiel 1906. WVolkmann, D. Harmonie der Sphären in C.s Traum des Scipio, Jahresber. Schles. Ges. Bresl. 1908. ENorden, o. S. 441), wahrscheinlich durch dessen Timaioskommentar oder durch eine populär gehaltene Apokalypse. Dadurch angeregt, begann Cic. später eine Übersetzung des Timaios, die einer Naturphilosophie als Grundlage dienen sollte. Vgl. PRawack, De Plat. Tim. q. cr., Diss. Berl. 1888, und allgemein CAtzert, De Cic. interprete Graecorum, Diss. Gött. 1908; über Mißverständnisse vgl. auch RhMus. LIV (1899) 581 f. und Tirocinium philol., Berl. 1883, 36. Xenophons Oikonomikos hatte er schon in seiner Jugend übertragen. Aristoteles' Protreptikos lieferte die Grundlage seines Hortensius (o. S. 409 und OPlasberg, De .. Hort. dial., Diss. Berl. 1892); doch auch hier stand ihm Poseidonios näher (WGerhäußer, Der Protrept. des Pos., Diss. Heidelb. 1912). Aristoteles' sonstige Schriften kannte Cic. sicher nur aus dritter Hand, selbst die rhetorische Topik. Daß er Platon, Xenophon und Aristoteles häufig nennt, beweist nichts. Auch die ältere Akademie ist ihm nicht direkt bekannt, außer Krantor (Περὶ πένθουϲ), von den alten Peripatetikern einzelne Schriften wie Theophrasts Schrift Περὶ φιλίαϲ und vielleicht Auszüge aus Dikaiarchos u. a.

Cicero hat endlich auch römische Quellen benutzt, auf die es hier nicht ankommt, und gelegentlich sich selbst ausgeschrieben: mittelbar gehen auch diese Dubletten meist auf griechische Philosophen zurück. Deren Anteil nach Schulen zu scheiden, ist fast durchweg geglückt, und das ist besonders wichtig und lehrreich. Weniger sicher ist die Scheidung innerhalb der Stoa (und des Epikureismus) oder die Vermittlung der Lehren des Karneades, der selbst nichts schrieb, durch Schüler und Enkelschüler nachzuweisen; darauf kommt es jedoch zunächst weniger an, Fleiß und Geduld werden aber auch hier oft weiterführen.

De republica, VI Bücher, fragmentarisch erhalten. Die römische Verfassung (B. II) ist in stoischer Beleuchtung dargestellt, die historische Entwicklung im Anschlusse an Polybios: RvScala, Die Studien des Pol I, Stuttg. 1890, 295ff. u. a. Die theoretische Einleitung dazu (B. I) und die Widerlegung des Philus in B. III lieferte Panaitios: ASchmekel, Die Philos. d. mittl. Stoa, Berl. 1892, 55ff. 67ff. Philus leugnet, daß die Gerechtigkeit das Fundament des Staates sei, nach Karneades (III 8), dieser nach Aristippos. Im Somnium steckt Poseidonios (s. o.), vielleicht auch Eratosthenes: CPascal, Graecia capta, Flor. 1905, 94ff. GGalbiati, De fontibus Ci. de Rp. et de leg., Mail. 1916 (568 S.).

De legibus, III Bücher erhalten. B. II III enthalten römische leges divinas et humanas, stoisch eingerahmt. FBoesch, De XII tabularum lege a Graecis petita, Diss. Gött. 1893. GLazić, Ü. d. Entstehung von C. de leg., Wien 1912. ThBögel, Progr. Kreuzburg 1907 und in Χάριτες, Berl. 1911. II 62–66 gehen vielleicht auf Demetrios Phal. zurück (vgl. FDümmler, Kl. Schr. II, Lpz. 1901, 452 Anm.). Das Naturrecht | in B. I ist z.T. (so 21. 23–25. 28–30. 34. 40. 43 4) einem größeren Werke des Panaitios entnommen (wie RP. III: ASchmekel 61 ff.): ALaudien, Herm. XLVI (1911) 112ff., vgl. Bd. I² 71. 74. Anderes ist entweder aus Antiochos eingearbeitet, oder dieser war die eigentliche Quelle, nach RHoyer, Diss. (o. S. 470); ihm folgt RReitzenstein, Drei Vermutungen ..., Marb. 1894, 25ff., der z. B. II 33 Kleanthes (jetzt fr. Stoic. I 558) als von Antiochos vermittelt nachweist. Diesem gehören wenigstens I 33. 37–39. 46. 52. 54–56. Die Einleitung zu B. II ist nach B. I eigentlich überflüssig, z. B. II 8–18 Dublette zu I 18–20, ist früher geschrieben und durch wenige Rückverweisungen nachträglich mit B. I in Verbindung gebracht (Reitz.). Cicero ging also zunächst empirisch als Jurist an den Stoff heran und fügte die allgemeinen philosophischen Gesichtspunkte über den Ursprung von Recht und Gesetz in B. I hinzu, wie Atticus II 17 fordert.

Academica. Es gab eine Bearbeitung in zwei, eine Umarbeitung in vier Büchern. Erhalten sind davon: die zweite Hälfte der ersten Bearbeitung, der Lucullus, und unvollständig das erste der vier Bücher der zweiten Bearbeitung; eine Ergänzung bieten die Academica Augustins, der in B. II und III Ciceros Acad. priora wörtlich verwendet hat (PDrewniok, De Aug. c. Acad. II., Diss. Bresl. 1913; anders AKrische, Gött. Studien, Gött. 1845). Varro gibt I² eine Geschichte der Erkenntnistheorie bis Karneades, nach Antiochos; Lucullus II² 11–62, die Möglichkeit des Wissens, ebendaher, aus Ant.' Dialog Sosos; Cicero ihre Widerlegung 64–147 nach Philon (Hirzel III 318ff., vgl. Cic. epist. IX 8, 1) und Kleitomachos (ALörcher). Disposition beider Bücher bei RHoyer, Heilslehre 113ff., und ALörcher (o. S. 471).

De natura deorum. III B.; erkl. Ausg. von AGoethe, Lpz. 1887, und IBMayor, 3 Bde., Cambr. 1880–85. In B. I vertritt Velleius den epikureischen Standpunkt: A) 18–24: Polemik in großen Zügen gegen den Götterglauben bei Platon und der Stoa, B) 25–41: Gesch. der Theologie seit Thales, C) 42–56: Lehre Epikurs; 57–124: Cotta widerlegt ihn. In B. II liefert Cotta die stoischen Lehren nach vier Gesichtspunkten (§ 3): 1) es gibt Götter, 4–44, 2) ihr Wesen, 45–72, 3) sie lenken die Welt, 73–153 und 4) sorgen für die Menschen, 154–168. In B. III widerlegt Cotta die Stoiker nach Kleitomachos. Die Widerlegung in III ist durchsichtig: CVick, Karn. Kritik d. Theologie bei Cic. u. Sext. Emp., Herm. XXXVII (1902) 232ff.; nur III 53–60 ist ein euhemeristischer Katalog homonymer griechischer Götter eingelegt (zuletzt WBobeth, De indicibus deorum, Diss. Lpz. 1904). Von Stoikern werden in B. II zitiert Kleanthes (ausführlich) und Chrysippos, unmittelbar benutzt aber Poseidonios Π. θεῶν (II 88 führt irre) und nach HUsener, Epic. p. LXVII eine doxographische Zusammenstellung der Akademie in II 13–17. 21f. 33–39. 57f.; für eine Vielheit von Quellen spricht u. a. eine dreiteilige Disposition 75–104. Hauptquelle Poseidonios: PSchwencke, Jahrb.f.Phil. CXIX (1879) 64ff. PWendland, Pos.' Werk Π. θ. in ArchGeschPhilos. I (1888) 200ff.; darnach kamen wahrscheinlich bei Pos. die sieben Götterklassen 49–72 vor, die bei Aëtios (Doxogr. 295ff. HDiels) und Clemens Protr. 16 A ff. wiederkehren; er selbst (Panaitios nach Zeller V 586) schied wohl das Verfahren der Physiker, Politiker und Dichter, worin ihm beson-

ders Scaevola und Varro (res divinae) folgten, vgl. RAgahd, NJahrb. Suppl. XXIV (1898) 92, wiederholte dagegen die Beweise für das Dasein der Götter nach Älteren (vgl. Sext. Emp. adv. phys. I 60–136: ASchmekel, Stoa 85ff.). Der Auseinandersetzung von Akademie und Stoa scheinen die epikureischen Lehren erst zuletzt als einleitendes Buch hinzugefügt worden zu sein; der Kampf des Akademikers Cotta war ursprünglich nicht gegen Velleius gerichtet sondern gegen Epikur selbst (I 61. 87 u. ö.), setzte also A—C nicht voraus und stand wohl im III. Buche. Sicher scheint mir die Geschichte der Theologie (B) zuletzt hinzugekommen zu sein (I 2 qui vero deos esse dixerunt, tanta sunt in varietate et dissensione, ut eorum molestum sit dinumerare sententias). Diese hat eine genaue Parallele in Philodemos Π. εὐϲεβείαϲ (beide Abschnitte zusammen ediert in Doxogr. Gr. 529ff. von HDiels, der Phaidros Π. θεῶν als Quelle annimmt); da Ciceros Wiedergabe Schneidigkeit und Skeptizismus zeigt (RHoyer, RhMus. LIII [1898] 48ff.), hielt er sich vermutlich an Zenon, den Lehrer des Phaidros und Philodemos, der selbst Karneades gehört und bewundert hatte. Als Cicero den Epikureern ein eigenes Buch einräumte, ließ er Velleius die Lehre Epikurs begründen und eine mit feiner Polemik durchsetzte Erörterung der Weltentstehung vortragen (C, A), beides vielleicht nach Phaidros (seine Schriften Π. θεῶν und Π. Παλλάδοϲ ad Att. XIII 39, 2). Als er die gröbere Geschichte der Theologie (B) hinzufügte, wird er die Teile umgestellt haben. Zusätze in der Antwort des Cotta nahmen jetzt auf die speziellen Argumente des Velleius Bezug (mir von WSchievelbein nachgewiesen), und eine skeptische Geschichte der Theologie I 63f. 115–121 nebst stoisierendem Schlusse 121–124 nach Poseidonios gaben den Abschluß.

De divinatione, II B., eine Fundgrube kulturhistorisch wichtiger Daten. Viele Untersuchungen von ThSchiche, De fontibus ll. C.is q. s. de div., Diss. Jena 1875 (gut), bis zu DHeeringa, Diss. Grong. 1906 und Phil. LXVIII (1909) 560ff. In B. I spricht Quintus als Stoiker (vgl. II 8) pro divinatione, in B. II Marcus contra divinationem; als Quellen gelten Poseidonios und der II 87 angeführte Kleitomachos, nur die monstra Chaldaeorum II 87–97 aus Panaitios hinzugefügt. Aber das Rezept ist zu einfach: RHoyer, RhMus. LIII (1898) 55ff. | Cicero benutzt in der Widerlegung zwei Dispositionen, nämlich 1. Vierteilung des Karneades (= Kleitomachos?) II 9–12: Weissagung hat in Sinneswahrnehmung, Spezialwissenschaft, Philosophie und Staat keinen Platz; dazu das Dilemma: sie ist durch den Zufall wie das Schicksal gleichmäßig ausgeschlossen, würde auch kein Segen sein 13–25; 2. Zweiteilung (vgl. II 13): alle kunstvollen Institutionen werden 28–99. 146f., dann die Natureingebung in Ekstase 110–118 und in Träumen 119–145 zurückgewiesen. Diese beiden Naturausflüsse waren von den Peripatetikern Dikaiarchos und Kratippos behandelt, sie werden noch besonders widerlegt II 100. 107–9. Der Hauptteil enthält schlagende skeptische Argumente, ist aber verwässert, die observatio diuturna 146f. gar nicht herausgekommen; die schöne Trennung von Aberglauben und Religion 148f. stammt gewiß aus Panaitios Π. προνοίαϲ, der Schluß § 150 ist wieder skeptisch. Poseidonios ist nur in nachträglichen Einschüben berücksichtigt, so II 27: er hatte eine Dreiteilung a deo, a fato, a natura = I 125, die I 125 auch nur akzessorisch erscheint. Die sicheren Stücke aus seiner Lehre sind in geringer Zahl vorhanden (PCorssen Diss. 14ff.), hauptsächlich lieferte er historische Belege. Boethos, der viele Aratstellen lieferte, kann direkt benutzt sein. Kratippos ist I 5. 70f. 113 zitiert, auch Einwände des Karneades und Panaitios sind vorweggenommen; die Übersicht § 87 (unus dissentit Epicurus) schließt Panaitios aus, ist also älter. Der Disposition von B. I soll die Zweiteilung in ars et natura zugrunde liegen: § 11. 24. 34. 70. 72. 109f. 113 119. 127. 129f., aber alles geht in dem Mosaik durcheinander. Für die Vierteilung der akademischen Polemik bieten die hier benutzten Stoiker kaum einen Anhalt, trotz Hoyer. Da nun aber Cicero Punkt für Punkt widerlegen wollte (I 7), hat er in B. II Karneades' Disposition nur angedeutet, dann die Einzelgründe herausgenommen und frei verwertet, andererseits deswegen Einschübe in I vorgenommen: Schiche und OSander, Quaest. . ., Diss. Gött. 1908.

De fato. Cic. wollte als Ergänzung zu ND. und Div. die Schicksalslehre der Stoa und ihre Widerlegung geben. Aber vor § 5 fehlt die stoische Lehre (prima oratio § 40). Darum ist die auch am Schlusse unvollständig erhaltene Bekämpfung schwer verständlich. Manches ist auch dunkel ausgedrückt, z. B. hat Schmekel den § 44 trotz meiner Rückübersetzung ins Griechische (Chrysippea, Jahrb.f.Phil. Suppl. XIV [1885] 703f.) nicht verstanden. Der Grund liegt in den dialektischen Schlingen Chrysipps, in denen Karneades und seine Schule ihn selbst zu fangen versuchte. Wenn jener die Aufhebung der Möglichkeit bei dem Megariker Diodoros bestritt (vgl. dazu [Arist.] Π. ἑρμηνείαϲ 9ff.!), so beweist die Akademie, daß beide in ihren Tüfteleien zusammenkommen. Von der Schicksalslehre erkennt sie nur den Kausal-

nexus an. Die Hauptsache stammt von Antiochos (Chrysippea 693), neben dem Kleitomachos (ASchmekel 155 ff. WStüve, Ad C.is de fato l. obs. v., Diss. Kiel 1895) auch in § 15 f. schwerlich benutzt ist: ALörcher, De compos. et fonte l. . . . de fato, Diss. Hal. XVII (1907). Poseidonios, der § 5–7 ehrenvoll behandelt wird, vgl. fr. 4, war wohl zur Ergänzung Chrysipps herangezogen.

De finibus bonorum et malorum. V B. Grundlegend die Ausgabe von DlMadvig, [3]Kopenh. 1876. Ziel und Abschluß bildet Antiochos' Lehre vom höchsten Gut (B. V, vgl. § 16 und 8[1]): RHirzel II 567 ff. Die Lehren der Epikureer (I) und der Stoiker (III) werden in je einem Buche widerlegt, diese nach Antiochos (B IV). Ganz unsicher ist die Quelle der stoischen Darstellung (III), strittig auch die der stoischen (?) Widerlegung der Epikureer, diese (B. II) am ehesten Panaitios, zu Anfang eine σύγκρισις des Antiochos. Vgl. GZietschmann, Diss. Halle 1868. Madvig dachte an Chrysippos, aber II 86 heißt die Glückseligkeit unverlierbar (dagegen Chrys. fr. 237 HvArn.); in § 105 wird freilich das Glück der Weisen wieder eingeschränkt, worauf mich mein Schüler ALaube aufmerksam gemacht hat. Der widerlegte Epikureer war wahrscheinlich jünger als der Widerlegende, etwa Zenon oder einer seiner Schüler. Vgl. ALörcher (o. S. 471). RPhilippson, RhMus. XVI (1911) 231 ff.

Tusculanen. Consolatio. Die praktische Anweisung zum Glücke als Ergänzung zu den theoretischen Fines sollten die Tusculanae disputationes liefern, zugleich aber auch die Gedanken aufnehmen, mit denen Cicero im März 45 sich selbst getröstet und seine ganze philosophische Schriftstellerei eingeleitet hatte. Daher ist das Werk in sich nicht einheitlich. Die Consolatio, von der wir nur Bruchstücke haben, schloß sich an Krantor Περὶ πένθους und die umfangreiche Trostschriftenliteratur an: BASchulz, de Cic. cons., Diss. Greifsw. 1860. JvWageningen, De C.s l. Consolationis, Gron. 1916 (Versuch einer Rekonstruktion). ACvanHeusde, De consolatione apud Graecos, Traj. ad Rhen. 1840. AGercke, De consolationibus in Tirocinium philologum, Berl. 1883, 28 ff. CBuresch, Consolationum a Graecis Romanisque scr. hist. critica, Diss. Lpz. 1886. Cicero zitierte auch Platon, Diogenes, Karneades, Kleitomachos und Poseidonios und hatte wohl Schriften der beiden letzten zur Ergänzung Krantors herangezogen, wie [Plut.] cons. ad Apoll. 1, auch Chrysippos benutzt (Tiroc 41 f.). – Die Tusculanen, V B., deren erklärende Ausgabe von OHeine | durch MPohlenz ersetzt wird (B. I/II Lpz. 1912), zitieren diese Trostschrift sechsmal (I 65–88 III 70–76. IV 63) und folgen ihr öfter wörtlich. B. I 'die Todesverachtung' ist danach disponiert: 1. der Tod ist kein Übel (9–16), weder wenn die Seele vergeht, noch wenn sie die Trennung überdauert (23–25); 2. sie ist aber unsterblich (–81), 3. auch wenn sie sterblich sein sollte (82 ff.) ist der Tod kein Übel. PCorssen, Die Quelle f. d. 1. B. d. Tusc., RhMus. XXXVI (1881) 506 ff., und Diss. (o. S. 473), ASchmekel 132 ff. und MPohlenz, Progr. Gött. 1909, haben bewiesen, daß im zweiten Teile die Consolatio zurückgedrängt und z. T. ersetzt worden ist durch platonische Beweise für die Unsterblichkeit (50 ff.); vorausgesetzt werden sie bereits § 40–49 (PCorssen), die die psychologische Einlage § 17–22 fortsetzen und mit einem Hymnus auf die Seligen im Himmel beschließen: dies und § 77–81 sicher nach Poseidonios, auch 53 f. = Pos. Περὶ θεῶν. Dem widerspricht der 3. Teil vielfach, da Krantor die Frage offen ließ. Der 4. Teil (§ 102–119) sollte Bestattungsarten (nach Chrysippos) behandeln, sie sind aber m. E. durch σπουδαιογέλοια in der Art Bions verdrängt worden (§ 105 ff.): man hat das nicht beachtet, weil Cicero die griechischen Verse durch die römischen Nachbildungen ersetzt hat. – B. III 'Linderung des Kummers' und IV 'Beherrschen der Gemütsbewegungen' scheinen auf Grundlage chrysippischer Lehren in gemilderter Fassung und mit Benutzung des Antiochos (z. B. III 22–79) geschrieben zu sein, vgl. MPohlenz, Herm. XLI (1906) 321 ff. Auf Poseidonios Περὶ παθῶν wollte fälschlich beide Bücher zurückführen PHPoppelreuter, Quae ratio intercedat etc., Diss. Bonn 1883, auf Philon RHirzel III 342 ff., auf Antiochos RHoyer, De Ant. Asc., Diss. Bonn 1883, und XKreuttner, Andronici q. f. l. Π. παθῶν, Diss. Heidelb. 1884, PRabbow, Antike Schriften üb. Seelenheilung u. Seelenleitung, I, Lpz. Berl. 1914. In dem kurzen II. Buche 'Über Ertragen von Schmerzen' ist die Disposition (§ 28) schlecht durchgeführt, mehrere Quellen sind flüchtig zusammengestoppelt. MPohlenz, Herm. XLIV (1909) 23 ff. sieht Panaitios als Hauptquelle an. Aber 12 f. sind skurril (vgl. Dion Chrys. 70. Bion fr. 50); 31–67 zeigen, abgesehen von großen Einlagen, die rigorose Stoa; 60 f. stammt aus Poseidonios; 44 f. und vieles bis § 31 ist akademisch: Philon wird 26 zitiert, und 15 ist Exzerpt aus De finibus. Endlich B. V, αὐτάρκεια τῆς ἀρετῆς, vereinigt akademische und stoische Lehren; auf Poseidonios' Protreptikos führt HUsener, Epicurea p. LVII, die §§ 68–82 (vgl. auch 5) zurück, die folgenden bis 120 auf Antiochos, der schon 21 f. zitiert wird. In 100 f. sehe ich einen ganz entlegenen Autor, nämlich Hegesan-

dros von Delphoi (vgl. Plut. Q. symp. VI 686 Af. Athen. X 419 C. XII 567 Cf. VIII 335 F), dessen Anekdotensammlung auch sonst im βίος Πλάτωνος benutzt ist.

Cato maior de senectute gibt den Dialog Tithonos des Peripatetikers Ariston von Keos (o. S. 442) oder des Stoikers von Chios wieder (§ 3), aber in moderner realistischer Einkleidung: AGercke, ArchGeschPhilos. V (1892) 198 ff. Chius ist äußerlich besser überliefert, und die kyn.-stoische Diatribe hat viel Stoff beigesteuert. Vgl. FWilhelm, Die Schrift des Iuncus περὶ γήρως und ihr Verh. zu Ciceros Cato maior, Progr. Bresl. 1911. JSchröter, Diss. Lpz. 1911. HKroeger, Diss. Rost. 1912 (der auch an Poseidonios als Quelle denkt). – Laelius de amicitia vereinigt Theophrastos Π. φιλίας mit der mittleren Stoa: GHeylbut, De Th. ll. Π. φ., Diss Bonn 187o, grundlegend, mit Benutzung der direkten Fragmente und Aristot. Nikom Ethik. In Panaitios sahen die stoische Quelle und zugleich Vermittlung der peripat. Lehrsätze ABonhöffer und GBohnenblust, Beiträge zum τόπος π. φιλίας, Diss. Bern 1905; einiges stimmt mit den Officien gut überein. Aber die Vereinigung der Gegensätze ist lediglich Ciceros Werk und schlecht genug gelungen: vgl. Bd. I [2] 76. Seine Disposition ist miserabel, z. B. die ev. Auflösung der Freundschaften wird § 33–35 behandelt, bevor noch ihr Werden und Wesen klargestellt ist, dann wieder § 76–78. Die stoischen Sätze scheinen sekundär in den Stoff verarbeitet zu sein, auch die Scheindisposition § 17: durchschlagend MHoppe, De M. T. Cic Laelii fontibus, Diss. Bresl. 1912. FScheuerpflug, Quaest. Laelianae, Diss. Jena 1914, ist ein Rückschritt.

De officiis, III B.; erkl. Ausg. von OHeine, [6] Berl. 1885. Hauptquelle waren Panaitios' 3 Bücher Περὶ τοῦ καθήκοντος, Nebenquelle Poseidonios und von Athenodorus Calvus zusammengestellte κεφάλαια (ad Att. XVI 11, 4). Panaitios hatte 1. turpe et honestum, 2. utile et inutile, 3. deren Konflikt behandelt. Das zog Cicero in B. I und II zusammen und ergänzte es außer aus Antipatros von Tyros (II 86) durch Poseidonios, der auch das καλόν und das ὠφέλιμον mit sich selbst streiten ließ (I 10, vgl. 159). Aber den wichtigsten Konflikt beider Prinzipien behauptete Cic. bei beiden nicht ausgeführt zu finden (III 8. 34): natürlich, da es im Grunde für den Stoiker hierbei keinen Konflikt gab. Aber wenigstens besprach Hekaton scheinbare Möglichkeiten (III 63. 89), die Calvus auszog. RHirzel II 721 ff. HNFowler, Panaetii et Hecatonis ll. fragmenta, Diss. Bonn 1885. ASchmekel 18 ff. HJungblut, Die Arbeitsweise C s im 1. Buche ü. d. Pflichten, Progr. Frankf. 1907. Ders., C. u. Panaetius im II. B., ib. 1910.

REGISTER

ZU BAND I^2. II^3. III^2

(Vgl. besonders die zusammenfassenden Stichworte Ägypten, Alexandreia, Athen, Buch, Christen, Götter, Kultus, Mathematik, Metrik, Münzen, Religion, Rhetorik, Rom, Sprache, Verfassung.)

M

REGISTER DER EINGEHENDER BEHANDELTEN ODER EMENDIERTEN STELLEN